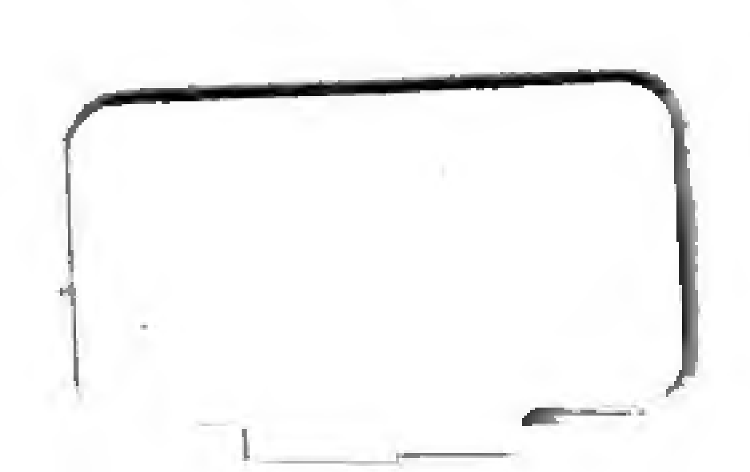
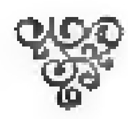

WIDENER
HN JIRZ A



Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1858.



Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr 1858.

Herausgegeben
von
Gerold Meyer von Knonau
und
Salomon Vögelin.

Erster Jahrgang.
Mit vier Abbildungen.

Dritte Auflage.

Zürich,
Druck und Verlag von Orell, Füßli und Comp.
1858.

Vorwort.

Das Bedürfniß und die Lust, die allgemeine Betrachtung der Länder und Völker auf einzelne Anschauungen aus engern Kreisen zu begründen und damit jener Betrachtung eine anziehendere Gestaltung und namentlich auch eine wahrhaftere Grundlage zu geben, ist in unsern Tagen mehr als je erwacht. Eine Frucht davon sind auf dem ernsteren Gebiete der Geschichtforschung die Quellensammlungen und die urkundlichen Darstellungen einzelner Geschlechter- oder Ortsgeschichten. Aber auch die Sammlungen kleinerer Bilder aus dem Leben einzelner Menschen oder ganzer Gemeinschaften haben nicht nur für einen größern Leserkreis ihr Anziehendes, sondern können zugleich

dem Forscher und Darsteller der Geschichte in ihrem weitern Umfange gleichsam die Bausteine darbieten, aus denen er seine Werke um so schöner aufführen wird, je mehr lebendige Anschaulichkeit jene Einzelbilder ihm gewähren. Gehören endlich solche Darstellungen einem bestimmten heimatlichen Kreise an, so mag ihnen die erhöhte Liebe der Schreibenden wie die besondere Theilnahme der Leser noch einen eigenthümlichen Werth verleihen. Und wo wäre ein geeigneterer Boden für solche Arbeiten als in unserm Vaterlande, das mit großem Rechte von jeher seinen Söhnen der liebevollen Betrachtung in hohem Grade werth erschienen ist? Wenn an solchen Bestrebungen, welche uns in den letzten Jahren das baslerische und das bernerische Taschenbuch geschenkt haben, bis jetzt Zürich mit keinem ähnlichen Buche Theil genommen hat, so ist der Grund davon nicht etwa in minderer Liebe der Zürcher für ihre Heimat zu suchen, sondern vielleicht am ehesten in der anderweitigen Form, in der solche Betrachtung heimatlicher Zustände und Ge-

stalten aus älterer und jüngerer Zeit sich hier schon seit Langem bewegt hat. Wir meinen die Arbeiten unserer verschiedenen historischen und antiquarischen Gesellschaften, vorzüglich aber die unser Zürich auszeichnenden Neujahrsblätter. Diese anspruchlosen Darstellungen, in Zürich zuerst begonnen und am weitesten ausgedehnt, haben seit mehr als fünfzig Jahren einen reichen Schatz schweizerischer und noch mehr zürcherischer Bilder aus der Geschichte des äußern und innern Lebens, so wie der Natur und der Sitten vor die Augen der heimatlichen Leser gebracht. Aber die Art, wie diese Blätter als die Begleiter eines einzelnen vaterstädtischen Festtages erscheinen, bedingt auch eine gewisse Beschränkung ihrer Verbreitung auf engere Kreise und ein flüchtigeres Vorübergehen ihrer Eindrücke. Darum möchte es kein unzweckmäßiges Unternehmen sein, wenn wir hier versuchen, in einem etwas umfangreichern Büchlein eine Sammlung zürcherischer Bilder zu einer mehr einläßlichen Betrachtung den Freunden vaterländischer Geschichte darzu-

bieten. Die anspruchlose Gabe hofft voraus von der Liebe der Leser zur Heimat und von ihrer dankbaren Theilnahme an der Entwicklung des geistigen und bürgerlichen Lebens, dessen wir uns heute freuen, eine günstige Aufnahme und einen lohnenden Erfolg.

Zürich, den 1. December 1857.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Jugendgeschichte

Ludwig Meyers von Knonau.

Eine Selbsterzählung.



Früheste Zeit.

Ich wurde am 12. September 1769 zu Zürich geboren, und am folgenden Tage getauft, ohne daß die unverzögerte Luftveränderung mir, so weit ich davon berichtet bin, irgend einen Nachtheil brachte. Nach meinem Taufpathen, einem Großoheim, der als Familienhaupt angesehen und als reicher, kinderloser Mann mit Aufmerksamkeit behandelt wurde, erhielt ich den Namen Ludwig, den auch mein väterlicher Großvater trug.

Im Frühling 1771 trat mein Vater die sechsjährige Verwaltung der Landvogtei Eglisau an, und in dem nun abgetragenen Schlosse, das am linken Rheinufer sich über die Brücke erhob, aus verschiedenen, mit einander verbundenen Gebäuden und einem uralten, aus Tufstein erbauten, schwarzen, aber feierlich aussehendem Thurme bestand, richteten sich meine ersten, mit Bewußtsein verbundenen Blicke auf die belebte und leblose Natur. Noch könnte ich den Riß der durch eine schöne Wendel- und drei andere Treppen, die von einander unabhängig waren, verbundenen innern Theile genau entwerfen. Einen ebenfalls gebliebenen Eindruck machten auf mich die Wirkungen der Theurung von 1771 und die daraus hervorgegangenen Scenen, wovon, wie aus einer Dämmerung, noch kenntliche Bilder übrig sind: von erwachsenen Menschen, noch mehr aber von

Kindern, die man speiste; von Austheilungen; von Erzählungen, daß ältere Personen, vornehmlich aber Kinder, Kleien gegessen, daß sie halb und ganz faule Aepfel aus den Bütten herausgeholt haben, in welchen die Landleute Nahrung für die Schweine aufbehalten. Gleich Schatten schweben mir noch ausgehungerte Gesichter aus einem Besuche zu Hüntwangen und Wasterkingen vor.

Das erste Ereigniß, dessen ich mich deutlich entsinne, ist der Tod eines Brüderchens, das im April 1772 starb. Ich erinnere mich seines Hinscheidens und aus welcher Stelle des Zimmers ich demselben aufmerksam zusah; aber nun schließt sich dieses Bild unmittelbar an dasjenige des Leichenbegängnisses, so daß es mir vorkömmt, ich sei sogleich in den Vorsaal getreten, um das letztere zu betrachten. Solche Wahrnehmungen zeigen, wie vorsichtig man in der Beurtheilung älterer Erinnerungen, insbesondere solcher sein muß, die in die frühere Kindheit fallen. — Ein anderes Ereigniß, das im nachfolgenden Spätjahre sich zutrug, machte auf mich einen so tiefen, auf meine ganze Lebenszeit wirkenden Eindruck, daß ich seiner umständlich gedenken muß. An einem dunkeln Winterabend, als meine Eltern beisammen saßen, mein Vater las, meine Mutter strickte, und ich an ihrer Seite ein Bilderbuch beschaute, stürzte eine der Hausmägde in das Zimmer mit den Worten: „Draußen im Hofe ist ein alter Herr, der einen bloßen Degen unter dem Arme trägt. Er hat sein Pferd vor dem Schloßthor angebunden, und frägt nach dem Landvogte." Kaum hatte sie dieses ausgesprochen, als der Angekündigte in das Zim-

mer trat. Noch sehe ich den mir damals sehr alt scheinenden Mann in einem grauen Rocke, mit großen Stiefeln und Stiefelmanschetten, die weit über die Kniee hinaufreichten; vor allem aus überraschte mich der bloße Degen. Sogleich stand mein Vater auf, bewillkommte den Eingetretenen als Junker Landvogt, stellte ihm einen Stuhl hin, mit der Einladung, es sich bequem zu machen und seinen Degen in die nächste Ecke stellen zu lassen. Der Mann setzte sich, behielt aber seinen Degen immer gezogen und gürtete auch die Scheide nicht los. Mit großer Lebhaftigkeit begann er von Gewaltthaten gegen seine Person, von treulosen Freunden, von ungerechten Regierungen u. dgl. zu sprechen. Mehr als von irgend etwas anderm wurde ich aber dadurch überrascht, daß er meinen Vater, den ich von allen andern Personen mit Achtung behandeln und tituliren hörte, wiederholt „Du“ nannte, indeß mein Vater immer mit „Sie“ antwortete; am meisten aber, als er plötzlich mit der Faust auf den Tisch schlug und meinem Vater zurief: „Jetzt bist Du noch ein ehrlicher Kerl, aber wenn Du einmal in den Rath kommst, so wirst Du ein ....*) werden, wie alle, die da meinen, es stehe Niemand über ihnen.“ Ich wurde nun bald zu Bette gebracht und vernahm des Morgens, während der Nacht seien auch die Nachgeschickten eingetroffen und hätten den verrückten Mann am frühen Morgen wieder nach Zürich zurückgeführt. Es war der Vater des

*) Ein sehr derber Provinzialismus, der einen unzuverlässigen Menschen bezeichnet.

rechtschaffenen nachherigen Statthalters und Obergerichts=präsidenten .... Er hatte von 1762 bis 1768 die Land=vogtstelle Eglisau verwaltet; während der letzten Jahre seines dortigen Aufenthaltes Spuren von Geisteszerrüttung be=merken lassen, die bald nach seiner Rückkehr nach Zürich in Wahnsinn überging, der nach lichten Zwischenräumen sich erneuerte und bisweilen in solche Tollheiten ausartete, daß das Wohl der Familie und die Sicherheit der Umgebungen eine genaue Aufsicht unerläßlich machten. Wie die meisten Verrückten sprach er neben tollem und grundlosem Zeuge auch treffende Wahrheiten aus, wovon ich achtzehn Jahre später, während einer halb hellen Viertelstunde seines Grei=senalters, Zeuge war. Jene bedenkliche Sentenz, die ich als dreijähriges Kind angehört hatte, schrieb sich mit flammen=der Schrift in meine Seele, und wenn ich an die edelsten Republikaner Griechenlands und Roms, oder an ihre Lehren und Sentenzen dachte, so stellte sich in jedem wichtigen Mo=mente meines Geschäftslebens auch mein Junker Landvogt neben sie, vornehmlich wenn es um übermüthigen oder selbst=süchtigen Mißbrauch amtlicher Stellungen, um das Zudrücken der Augen gegen zweideutige oder unlautere Dinge, Be=günstigungen u. dgl. zu thun war, oder wenn man anfieng zu vergessen, daß man nicht aus eigener Autorität am Platze stehe u. s. f.

Meine Kindheit war sehr abgeschlossen; ich lebte beinahe nur unter erwachsenen Personen, mit denen ich gerne um=gieng, indeß ich gegen Kinder, die ich nur selten sah, bei einer ersten Annäherung eine gewisse Schüchternheit empfand, die

gegen Knaben in Furchtsamkeit übergieng, während daß ich Mädchen gegenüber weniger verlegen war. Der Grund dieser Abgeschlossenheit lag zum Theil darin, daß gerade vor dem Thore des Schloßhofes die stark befahrene, steile Straße sehr enge war, so daß Kinder nicht ohne Gefahr vor das Thor gelassen werden konnten.

In den Sommer des Jahres 1773 fällt ein Ereigniß, das nicht nur von Folgen für mich war, sondern auch für Andere psychologisch belehrend sein kann. Meine Mutter besuchte die Bäder zu Schinznach und ich war mit ihr. Bis auf jene Zeit soll sich bei mir keine Spur von Stottern gezeigt haben und ich galt für ein sprachfertiges Kind. An diesem Badeort war ein Mädchen von meinem Alter, das stark stotterte und dieses Gebrechen zeitlebens beibehalten hat, meine Gesellschafterin. Ich nahm seine Sprechweise an. Zuerst lachte man darüber, dann verfuhr man ernsthaft gegen mich; allein die Angewöhnung blieb. Oft wenn ich zu sprechen anfangen wollte, bisweilen im Laufe der Worte, doch vornehmlich, wenn ich etwas auswendig Gelerntes hersagen sollte, war die Sprache mir gleichsam abgeschnitten. Das Zudrücken der Augen, das Zusammenpressen der Lippen, die Bewegungen der Gesichtsmuskeln sollen an mir bemerkbar gewesen sein, wie bei solchen, die von den ersten Jahren an stottern. Durch Zureden und durch eigene Anstrengung verminderte sich das Uebel nach einigen Jahren, wurde aber wieder bemerkbarer, als ich im eilften Jahre in eine Schule eintrat, insbesondere wenn Furcht oder Schüchternheit mich befielen. Allmälig lernte

ich meine Unart bemeistern. Sobald ich den Anfall fühlte, räusperte ich oder zog ein Schnupftuch hervor, um Zeit zu gewinnen, begann dann mit einem andern Worte oder einer andern Phrase, als denjenigen, an denen ich stecken geblieben war und vermied dadurch, daß Andere mich beobachten und meine Verlegenheit vermehren konnten. So verlor sich diese Angewöhnung immer mehr, äußerte sich aber nach langen Zwischenräumen wieder und bis ungefähr in mein vierzigstes Lebensjahr zeigten sich kleine Anwandlungen.

Erster Unterricht, Lesereien und Kinderpredigten.

Frühe lernte ich Lesen und Schreiben; die Anfangsgründe des erstern beinahe spielend mit gedruckten Buchstaben, die mir waren geschenkt worden, und meistens durch eigene Uebung; das Schreiben so, daß mein Vater mit rother Tinte mir Buchstaben und ganze Sätze vorschrieb und ich sie mit schwarzer Tinte überzog. Dann erhielt ich einen Lehrer, der nur neun Jahre älter als ich, doch aber bereits Gehülfe seines, der Schule in Eglisau vorstehenden Vaters, des dortigen Diacons, war, auch in den Elementen des Jugendunterrichtes eine ziemliche Fertigkeit besaß. Die Einsamkeit, in der ich lebte, hatte die Folge, daß ich sehr frühe Bücher zu lesen begann, und mich in Briefwechsel mit älteren Knaben und Erwachsenen einließ. Von Kinderschriften kannte ich eine Zeitlang nichts, als Weißens (des nachherigen Leipziger Kinderfreundes) A. B. C.-Buch, das

ich verschlang und beinahe ganz auswendig lernte. Meine Leselust mußte ich mit Büchern befriedigen, welche für Erwachsene geschrieben waren. Don Quixote in Bertuchs Uebersetzung, Shakspeare von Eschenburg, der deutsche Merkur, Götz von Berlichingen, Humphry Klinker, die ich als sechs- und siebenjähriger Knabe wohl nur durch häufiges Wiederlesen verstehen lernte. Shakspeare nahm mich ganz ein, vornehmlich in seinen historischen Schauspielen. Ich war ein eifriger Anhänger der weißen Rose; Macbeth versöhnte mich durch seinen Muth und voraus gefielen mir die Worte: „Macbeth ist nicht da um des Knaben Malcolms Füße zu küssen.“ Mit Brutus und Cassius verband ich mich gegen Julius Cäsar und zog mit ihnen zu Felde. Mit Lear und Cordelia trauerte ich u. s. f. Coriolan hätte ich bisweilen nicht ungerne siegen gesehen und seine Kränkung drang damals tiefer in mein Inneres als die Stimme Roms. Bald fiel mir die alte deutsche Uebersetzung des englischen Robinson Crusoe in die Hände, die ich zu vielen Malen las und wieder las und durch welche ich eine große Neigung für die vielen Nachahmungen dieses Originalwerkes erhielt, die sich in der Bibliothek meines mütterlichen Großvaters befanden, mir aber erst einige Jahre später zugänglich wurden, die Robert Pierrot, Peter Robert, die Insel Felsenburg, Nilsamelans Reisen und viele andere mehr; denn vor bald hundert Jahren waren die Robinsons so im Curs, wie gegen das Ende des Jahrhunderts die Ritterromane. Swifts Gulliver zog in Lilliput und Brobdignac das Kind an, da hingegen der Greis sich gegenwärtig

bisweilen in desselben Verfassers Laputa wieder zu finden glaubt. Zur nämlichen Zeit wurde ich auch mit dem damals von Vielen gelesenen Siegwart bekannt, welcher mich mächtig rührte und der erste alltägliche Roman war, der in meine Hände fiel. Daß indeß diese profanen Lesereien den frommen Sinn des Kindes nicht störten, daß ich neben mehreren sehr altväterischen Gebeten, viele von Gellert, einige von Lavater, bald auch das allgemeine Gebet nach Pope von Sulzer auswendig wußte, ergiebt sich daraus, daß ich sehr begierig war, in Winterabenden den zahlreichen Dienstboten, die man in dem Schlosse zu halten pflegte, zu predigen. Oft stellten die um einen großen Tisch sitzenden, arbeitenden Mägde mich auf denselben und ich hielt ihnen improvisirte, so scharfe Bußpredigten, daß einige derselben häufig bitterlich weinten. Einige Musenalmanache, Lavaters Schweizerlieder und eine Sammlung von Gedichten besserer deutscher Dichter, die unter dem Namen „Lieder der Deutschen" herausgekommen waren, später auch Herders Volkslieder wurden größtentheils auswendig gelernt und flößten mir Liebe für Poesie ein. Verschiedenes ließ man mich neben den gewöhnlichen Aufgaben auswendig lernen, so z. B. das lateinische, griechische, französische und italienische Unser Vater, die ich 1776 an der Jubelfeier des tausendjährigen Bestandes des Klosters Rheinau unter dem Beifalle eines sehr zahlreichen Publikums, zwischen einige Prälaten auf die gedeckte Tafel hingestellt, hersagte und durch meine Gelehrsamkeit Beifall einärntete. Eine große Vorliebe hatte ich für die Geographie und mit sehr gerin-

ger Beihülfe prägte ich mir den Hommannischen Atlas auf 36 Blättern so ein, daß im Alter noch mir die Farben jedes einzelnen Landestheiles und die Namen jedes bedeutendern Ortes vorschweben. Die besser in das Auge fallenden Karten, wie z. B. Spanien und Portugal, Italien, die vereinigten Niederlande, Belgien, Obersachsen, Schwaben, Griechenland u. s. f. wurden mir so bekannt, daß man mich beinahe nach jedem einzelnen Namen fragen konnte. Die damalige Manier, viele geographische Namen in der Landessprache in die Karten aufzunehmen, war mir zugleich ein Reiz, mich mit diesen Sprachen bekannt zu machen und so unterließ ich nichts, bis ich von Stato-della-Chiesa und Terra-di-Lavoro bis auf Tras-os-Montes, Rio-de-la-Plata, Frith-of-Clyde, Het-Y u. s. f. die Bedeutung aller fremden Ausdrücke herausgebracht hatte.

Jagdvergnügen.

Bei dieser Lebensweise war es mir sehr zuträglich, daß ich oft auf die Jagd mitgenommen wurde, die sich wohl vor allen andern schweizerischen Jagdrevieren auszeichnete Als Zürich die Landeshoheit über die vier Dörfer des Rafzerfeldes von den Landgrafen zu Sulz 1651 kaufte, hatten diese nach alter deutscher Ritterart nichts angelegeneres als darauf zu dringen, daß ihre angrenzenden Jagdreviere nicht geschädigt oder gestört werden. Zürich behandelte daher die Jagd auf dem Rafzerfelde anders als im übrigen Canton,

und verordnete, daß nur der Landvogt zu Eglisau in diesem Bezirke jagen sollte. So geschah es, daß bis auf die Staatsumwälzung von 1798 auf den Bergen und Wäldern, die an das dem fürstlichen Hause Schwarzenberg zugefallene Klettgau grenzten, Rehe zahlreich und Hirsche beinahe immer vorhanden waren, während daß in dem übrigen Canton Hirsche sehr selten und Rehe nicht oft sich zeigten, weil, mit Ausnahme von zwei abgeschlossenen Waldrevieren, die Bürger von Zürich aller Orten, die Landbewohner in ihren Gemeindsbezirken die Jagd ausüben konnten. Unter solchen Umständen waren die Jagdbelustigungen meiner Kindheit sehr bewegend und stärkend, denn oft traf, während daß man einen Hasen oder ein Reh jagte, die Nachricht ein, eine Stunde weit oder noch entfernter stehe in einer andern Waldung ein Hirsch. Schnell wurde dann aufgebrochen und bergan und bergunter dem Angekündigten zugeeilt. Dies bildete mich frühzeitig zum guten Fußgänger und bewahrte mich vor den Nachtheilen einer andauernden Zimmerluft.

Kaiser Joseph, das Schwyzergeschäft und die Nordamerikaner.

Frühe an die Unterhaltung mit Erwachsenen gewöhnt, faßte ich, was diese lebhaft besprachen, ebenso lebhaft auf. Nach der Mitte der Siebenzigerjahre beschäftigten zwei sehr verschiedene Gegenstände, der Kaiser Joseph und die Zwi-

stigkeiten des Cantons Zürich mit dem Canton Schwyz, im nämlichen Maße die Bewohner meines kleinen Vaterlandes. Man erzählte sich Vieles von der Thätigkeit und den Planen des Kaisers. Gerüchte, die aus den damals von Constanz bis nahe an Basel vielfach angrenzenden österreichischen Staaten, und nicht weniger aus dem übrigen Deutschland in die Schweiz hinübergiengen, und von Zeit zu Zeit durch mysteriöse Zeitungsartikel noch mehr Ansehen erhielten, kündigten Plane gegen die Schweiz, zunächst die Zurückforderung der Landschaften an, die das Haus Oesterreich in seinem Titel beibehalten hatte (Habsburg und Kyburg). Als vollends die ungewöhnliche Erscheinung eines reisenden Monarchen sich durch Josephs Gegenwart in der Schweiz verwirklichte, erhöheten die Einfachheit, mit der er reiste, die Aufmerksamkeit, welche er auf vieles richtete, seine einläßlichen Unterhaltungen mit Leuten aus dem Volke, vor allem aber der Umstand, daß er einen Stein aus den Mauern der alten Veste Habsburg als Angedenken mit sich forttrug, die Bedenklichkeiten. Viele konnten den Gedanken nicht unterdrücken, der unruhige Fürst habe vorher noch den Gegenstand seiner Plane selbst erforschen wollen und es sei höchst wahrscheinlich, daß er denselben Folge geben werde. — Die für jeden Nichtschweizer unbedeutende Streitigkeit zwischen Zürich und Schwyz war wegen der Landesherrlichkeit über den Zürichsee entstanden. Schon lange war man uneinig, bis der Streit endlich zu dieser Zeit in große Erbitterung überging. Der Statthalter und nachherige Bürgermeister Heinrich Ott von Zürich und der Landammann Joseph

Victor Laurenz Hedlinger von Schwyz wetteiferten mit einander, um sich in diesem Geschäfte ihren Mitbürgern wichtig zu machen. Die Theilnahme erfüllte alle Gemüther und obgleich die Besorgnisse, welche der Kaiser einflößte, die wenig wichtige Grenzfrage hätten zur Ausgleichung bringen sollen, glaubte man von beiden Seiten, sein Recht auf das Aeußerste behaupten zu müssen. Durch alle Classen des Volkes hörte man um die Mitte der Siebenzigerjahre häufig von der Nähe eines Krieges mit Schwyz sprechen, obgleich man nicht zweifelte, daß die Länder (Uri, Unterwalden und Zug), wahrscheinlich auch Luzern die Partei von Schwyz nehmen werden. Diese Sprache hörte ich oft. Vermittelnde Stimmen und andere politische Ereignisse kühlten den Eifer um etwas ab, doch gährte derselbe mehr und weniger fort; als aber 1796 die französischen Eroberungsplane sich immer drohender zeigten, verstanden sich die beiden streitenden Cantone durch eidgenössische Vermittelung. — Diese Aussichten bekümmerten mich öfters tief, weil mich aber zur nämlichen Zeit ganz verschiedene Gegenstände sehr ergriffen, so vereinigte ich in einem Gebete, das ich selbst verfertigt hatte und oft im Stillen hersagte, die sehr ungleichen Bitten, daß, wenn Krieg in das Land kommen sollte, worunter ich mir vorzugsweise ein österreichisches Heer dachte, ich vorher sterben möchte; zugleich aber auch, daß, wenn der Friede fortdaure, noch bei meinem Leben die unbekannten Länder (unter diesen dachte ich mir große Fortsetzungen der damals bereits bekannten Australländer) entdeckt werden möchten; endlich, daß bei einem all-

fälligen Eintreten des Weltgerichtes, von welchem einige Personen damals oft sprachen, etliche meiner Lieblingsbücher verschont bleiben möchten.

Das wichtigste historische Ereigniß während meiner Kindheit war die Losreißung der nordamerikanischen Colonien (der Vereinigten Staaten) von dem Mutterlande Großbritannien, für welche der Kaiser Joseph und der Canton Schwyz meinen Umgebungen so viel Zeit übrig ließen, um ihre Aufmerksamkeit auf sie wenden zu können. Noch erinnere ich mich deutlich, daß die nordamerikanische Sache, Franklin, Washington und andere Männer, die sich hervorthaten, Theilnahme für sich erregten, und daß ich das Verfahren des britischen Cabinettes mißbilligen hörte; allein auf mein kindisches Gemüth hatte ein besonderer Umstand einen entscheidenden Einfluß, der auf ein paar Jahre hin mich ganz an Großbritanniens Sache fesselte. Ein schönes Blatt Schreibpapier von meinen Eltern geschenkt zu bekommen, war für mich eine große Freude. Als nun die Nachricht eintraf, das Volk habe zu Boston das Stempelpapier verbrannt und vollends noch ein Kupferstich anschaulich darstellte, wie ganze Ballen dieses Papiers auf öffentlichem Platze verbrannt und mit Gabeln und Feuerschaufeln zerüttelt wurden, so daß die brennenden Bogen in die Höhe flogen, war meine Stimmung entschieden; Leute, die solche Massen des von mir geliebten Papiers frohlockend zerstörten, hatten mich zum erklärten Gegner, und ich blieb ein solcher, bis allmälig der Ruf, den sich die Amerikaner erwarben, das Interesse, welches Franklin ebenso

Lafayette und seine Mitstreiter erregten, vornehmlich aber die Rührung, welche die dem englischen Golde geopferten und auf den amerikanischen Kriegsschauplatz hingeführten Hessen und andere Deutsche hervorbrachten und dadurch die britische Sache gehässig machten, mich allmälig umstimmten. Lange hatte mich auch die Abneigung gegen die englische Opposition auf die königliche Seite hingezogen. In der Opposition dachte ich mir eine Masse höchst boshafter Menschen, weil sie Allem, was von der königlichen Seite herkam, widersprach. Sie schien mir nicht aus Ueberzeugung zu handeln, sondern nur hindern und stören zu wollen. Bereits las ich die Zeitungen und konnte mich in dem Begriffe eines Widerspruches, nur um zu widersprechen, durchaus nicht zurechtfinden.

Rückkehr von Eglisau nach Zürich. Lebensweise.

Im Mai 1777 hörte mein Landleben auf. Die Verwaltungszeit meines Vaters war beendigt. Er kehrte nach Zürich zurück, wo ich wieder in dem Hause wohnte, wo ich war geboren worden, doch aber zu meinem Glücke freien Ausflug in einen Hof und einen ziemlich großen Garten hatte. Hier dauerte meine beinahe gänzliche Absonderung von allen Kindern und der häusliche Unterricht noch einige Jahre fort. Mein erster Lehrer in Zürich war nicht ohne Talente, gutmüthig, aber ein überspannter, romanhafter Kopf; sein Nachfolger, der durch die kurze Geschichte der

Schweiz und einige andere Schriften bekannt gewordene Präceptor und nachherige Pfarrer Rudolf Maurer, ein tüchtiger, verständiger, selbstdenkender Schulmann, ohne Pedanterie. Beinahe noch mehr als in Eglisau war ich auf den Umgang Erwachsener beschränkt. Mehrere Male nahm im Sommer 1777 mein Vater mich mit sich, wenn er den Bürgermeister Heidegger auf seinem Gute besuchte und aufmerksam hörte ich den Gesprächen zu, die sie über die sogeheißenen Bürgerunruhen führten, an deren Spitze sichtbar der Stetrichter Johannes Bürkli und der Professor Leonhard Meister standen. Diese Bewegung war durch die Unterhandlungen über ein Bündniß der Eidgenossenschaft mit Frankreich veranlaßt worden, indem ein Theil der Bürgerschaft glaubte, Zürich sollte an diesem Bündnisse keinen Antheil nehmen und der große Rath habe die Bürgerschaft des Hauptortes bei diesen Verhandlungen zu Rathe zu ziehen.

Der 11. April 1779 war der große Tag, an welchem ich, wie man zu reden pflegte, Kameraden erhielt, d. h. mit sechs andern Knaben in eine Gesellschaft trat, die sich je am Sonntag Abends abwechselnd bei einem Mitgliede versammelte, im Hause und im Freien Jugendspiele machte u. dgl. m. Unter diesen zog mich sehr bald der in spätern Jahren durch verschiedene Druckschriften bekannt gewordene David Heß vorzüglich an und das ausgedehnte, eine Viertelstunde von der Stadt entfernte Gut seines Vaters, der Beckenhof, wo ich vom Frühling bis zum Einbruche des Winters wöchentlich ein paar Abende bei ihm zubrachte, gewährte uns einen weiten Spielraum. Neben gewöhn-

lichen Knabenbelustigungen wurden Gedichte, vornehmlich Lieder, Romanzen u. s. f. gelesen und selbst poetische Versuche gemacht. Jeder Theil seines Gutes, wo nach altfranzösischem und holländischem Geschmacke viele Buchs- und Taxuswände, Nischen, Bosquets und Gartenhäuschen sich befanden, hatte für uns seinen besondern Namen. Hier war Madrid, dort Versailles, Hamburg u. a. m. Robinsons Insel blieb nicht vergessen. Auf dem damals noch beinahe öden Riedli befand sich die Sierra Morena. Dort und in einem nahen unbewohnten Hause, das auch Heßens Vater zugehörte, wurden viele Scenen aus Don Quixotes Wirksamkeit durchgeführt.

Ganz verschieden von der gegenwärtigen Kinderkleidung war die damalige. Das Feierkleidchen, welches ausreichen mußte, bis es zu enge und klein wurde, bestand meistens aus einem guten, aber einfachen Stoffe. Wir trugen Röckchen, wie die der Männer zugeschnitten, Westen mit herabhängenden Schößen und kurze Beinkleider. Unsere Köpfchen waren mit einem sogeheißenen Toupet, auf jeder Seite mit einer Locke geziert, alle drei durch Haarnadeln geheftet, mit Pomade beschmiert und gepudert, die Hinterhaare in einen Zopf oder in einen Cadogan zusammengebunden, die bei Feierlichkeiten einem Haarbeutel weichen mußten. Würden heut zu Tage zu gleicher Zeit ein so geputzter Knabe und ein Affe der schaulustigen Jugend vorgestellt, die Bude des erstern müßte nothwendig den weit größern Gewinn machen. Nach der Mitte der Siebenzigerjahre fiel der Kopfputz der kleinern Kinder durch eine glückliche Anwendung der Scheere,

deren wohlthätige Wirkung auch mir auf einige Jahre zu statten kam; bei den größern hingegen dauerte er noch lange fort. Die Werktagskleider waren sehr einfach. Die Röcke, welche der Vater und der Großvater abgelegt hatten, mußten ohne Rücksicht auf die älteren Stoffe oder Farben dabei zu Hülfe kommen. Die Hosen waren in der Regel aus einem leichten, schwarzen, wollenen Zeuge gemacht. Oft kaufte man lederne, die ganz fertig in der Messe verkauft wurden. Von Ueberröcken oder Mäntelchen der Knaben wußte man durchaus nichts und wir schneeballten uns und gingen aufs Eis oder schlitten, ohne zu glauben, daß wir etwas dergleichen bedürfen.

Bereits hatte ich mir viele historische und geographische Notizen angeeignet und ein wenig Latein gelernt, aber mit fünf oder sechs wöchentlichen Unterrichtsstunden hätte ich zurückbleiben müssen und die mit dem häuslichen Unterricht verbundene Einseitigkeit wäre hinzugekommen. Ich versuchte mich zwar in mancherlei Dingen, in historischen Schauspielen eigener Erfindung, die aber schon in den ersten Aufzügen stecken blieben, in Geschichten, Geographien und Statistiken, sogar von Ländern und Staaten, die ich erdachte und nach eigener Phantasie zeichnete, mit Städten besetzte und in Provinzen eintheilte. In der Geschichte, mit welcher ich sie beschenkte, kamen blutige Kriege vor. Die Kirchen- und Literaturgeschichte wurden dabei nicht vergessen u. s. f. Leicht hätte mein Thätigkeitstrieb in Tändeleien ausarten können; glücklicher Weise war aber mein Vater einer der Vorsteher der Kunstschule.

Eintritt in die Kunstschule.

Viele Knaben angesehener Familien besuchten diese noch neue Anstalt und er hielt sich verpflichtet, seine Ueberzeugung von ihrer Nützlichkeit durch einen in die Augen fallenden Beweis darthun zu sollen. Mir war der Gedanke höchst unwillkommen; er riß mich aus meiner häuslichen Behaglichkeit, brachte mich in unmittelbare Berührung mit vielen Knaben, die ich scheute; doch der Entschluß zum Schulbesuche war gefaßt und an einem der ersten Tage des Decembers 1780 wurde ich geprüft und aufgenommen. Muth und Freude waren für mich verloren. Ich aß und trank nicht, begab mich traurig in die furchtbare Schule; allein schon am dritten Tage gefiel mir das neue Leben und noch vor dem Ende der Woche würde ich mich sehr unglücklich gefühlt haben, wenn man mich wieder entlassen hätte. In mehreren Fächern und in Absicht auf Mannigfaltigkeit des Wissens war ich meinen Mitschülern überlegen. In Rücksicht auf Gewandtheit und die Weise, sich unter einer frohen Schuljugend zu benehmen, blieb ich eine Zeit lang hinter den meisten zurück. In der Geschichte und Geographie that ich es allen andern weit vor; Mathematik war mir zuerst ganz neu, bald aber stand ich in derselben und ebenso im Rechnen und im Französischen in der ersten Reihe. Die Anlagen für das Zeichnen, welche mein Vater und dessen Vater in bedeutendem Maße besaßen, waren nur wenig auf mich übergegangen; auch das Schönschreiben kam mich schwer an, weil

ich früher vier bis fünf Male meine Schrift hatte ändern müssen.

Schon in diesen Jahren der Kindheit machte ich mich eines Fehlers schuldig, der mich durch meine ganze Studienlaufbahn hindurch immer begleitete; ich trieb stets nebenbei noch andere Studien (aliena). Ich las gerne mancherlei Bücher und lernte Stellen aus Prosaikern, vornämlich aber Gedichte, die mich anzogen, auswendig; was mich oft hinderte, mich auf meine Pensen vollständig vorzubereiten. Auch verleitete mich eine große natürliche Lebhaftigkeit nicht selten zu Zerstreuungen, während welchen ich den Vorträgen der Lehrer nicht zusammenhängend meine Aufmerksamkeit widmete, vorzüglich, wenn diese schleppend, oder wenig anziehend waren. Mit der größten Pünktlichkeit erfüllte ich dagegen die Hauptpflichten und während der beiden ersten Schulcurse versäumte ich keine Stunde; während des dritten hingegen, im Sommer von 1782, hielt mich eine damals weit verbreitete Kinderkrankheit, die man die russische Krankheit nannte, welche sich durch Fieber, häufiges Nasenbluten und Schlafsucht äußerte, zu meinem großen Leidwesen drei Tage lang von der Schule zurück. Im Ganzen besaß ich die Zufriedenheit meiner Lehrer, obgleich diese in Alter, Charakter und Lehrfähigkeit sehr verschieden waren. Zu den jüngern Schülern gehörend, behauptete ich doch bei jeder öffentlichen Prüfung den ersten Platz.

Obgleich die Menge der Gegenstände, die in dieser Schule getrieben wurden bei der Kürze der Zeit keine großen

Fortschritte in den einzelnen Fächern gestatteten, blieb diese Anstalt mir immer in angenehmem Andenken, weil sie mich mit vielen Dingen bekannt machte, die im Geschäfts- und practischen Leben nicht leicht entbehrt werden können, wie angewandte Mathematik, Mechanik, Architektur, das Zeichnen von Rissen, practisches Rechnen, Naturgeschichte u. a. m.

Unter den angestellten Lehrern zeichnete sich derjenige der Mathematik, Professor David Breitinger aus, und ungeachtet der großen Vervollkommnungen, welche die Pädagogik materiell und formell seither gemacht hat, mögen einige Worte über diesen Mann nach einem halben Jahrhundert noch ihren Werth haben. Obgleich er kein großer Mathematiker war, hielten wir Schüler ihn für einen zweiten Euklides, denn was er lehrte, hatte er durchaus inne und trug dasselbe mit seltener Bestimmtheit vor. Diese Klarheit und Sicherheit dehnte sich über alle seine Fächer aus, auch auf physikalische Experimente, die ihm nicht nur in der Schule, sondern auch in größern Privatcollegien und in der naturforschenden Gesellschaft sehr selten mißlangen, was oft den größten Naturforschern und ausgezeichneten Universitätslehrern begegnet. Sein von Pedanterie und Schulschnitt ganz freies, zwischen Ernst und Heiterkeit wechselndes Benehmen, wobei man eher einen gebildeten Militair als einen Schulmann vor sich zu sehen glaubte, flößte den Schülern, die oft in einer nächsten Stunde sich gegen andere Lehrer die schlimmsten Schulstreiche erlaubten, nicht nur Achtung, sondern das Gefühl der Pflicht und des Gehorsams ein. So bedurfte er weder

des Keifens, noch des Schimpfens und noch weniger ernsterer Executionen oder der damals noch gewöhnlichen Schläge und Züchtigungen; dennoch sah ich zweimal diesen von mir gepriesenen Mann solche mit dem besten exemplarischen Erfolge anwenden. Ein Mal, als er eine geometrische Aufgabe faßlich erklärt, auch an der Tafel vorgezeichnet und nachher drei oder vier Schüler der Reihe nach vergeblich zu ihrer Lösung aufgefordert hatte, rief er seinen eigenen Sohn hervor, mit den Worten: „N. sag' du es;“ allein auch dieser hatte, wie jene andern, nicht aufgemerkt. Eine leichte Dachtel von den Worten begleitet: „Weil du der Meinige bist“ machte auf die ganze zahlreiche Classe einen tiefen Eindruck, sowohl wegen der Schuld des Bestraften als wegen der Unparteilichkeit des strafenden Vaters. Neuere Pädagogen könnten sich hierüber ereifern und noch anstößiger möchte das folgende Beispiel scheinen. Ein großer, durch seine Rohheit bekannter Junge hatte vor der Eröffnung der Schule einen weit kleinern zu Boden geworfen und sich eben angeschickt, ihn zu zerbläuen, als die Thüre sich öffnete, Breitinger hineintrat, nach drei schnellen Schritten den Friedensstörer, der ihn nicht bemerkt hatte, mit starker Hand am Rockkragen emporhob, ihm mit dem dünnen Stöckchen, das er in der andern trug, zwei oder drei kleine Erinnerungen auf den Rücken zumaß und ihn dann mit den Worten. „Pfui, willst du dich raufen, so thu' es mit einem, der sich wehren kann“ in eine Ecke wies, wo er, ohne daß nun lange Strafpredigten erfolgten, die Stunde hindurch zu sitzen hatte. Auch diese Scene

machte auf die Zuschauer und selbst auf die Hörer aus den andern Classen den besten Eindruck. Gerade das Gegentheil war einer seiner Collegen, Professor Leonhard Meister, der, oft zerstreut, noch öfterer nachlässig, bald scherzte, bald in Zorn gerieth, mit lächerlichen und übertriebenen Verweisen und Schimpfworten um sich warf und deßwegen auch wenig Achtung und noch weniger Gehorsam fand. Im geographischen Pensum pflegte er oft, nachdem er eine halbe Stunde lang dictirt oder erklärt hatte, zu sagen: „Vertheilt euch, und sucht auf den Karten." Gewöhnlich setzte er sich dann hin, schrieb etwas oder las für sich, und was nun die Schüler thaten, ist leicht zu errathen. Weckte ihn endlich das Geräusch aus seinem Tiefsinn oder seiner Zerstreuung auf, so eilte er zu einer Gruppe der Suchenden hin, rief: „Wo ist diese oder jene Stadt oder Provinz," drückte sich dann, als sehr kurzsichtig, mit vorgehaltenem Augenglase dicht an die Karte und mittlerweile lenkte einer der geschicktern den Ellbogen des aufgerufenen Schülers, bis dessen ausgestreckter Zeigefinger in der Nähe des von dem Lehrer genannten Punktes sich befand. „Gut so," sprach nun dieser, kehrte an seinen Platz zurück und die Schuljugend erneuerte ihre Schäckereien.

Kinderkrankheiten. Gespensterfurcht.

Die häusliche Abgeschiedenheit, in welcher ich nach meiner Versetzung von Eglisau nach Zürich größtentheils lebte,

mag auf meine Gesundheit und meinen Körper schwächend gewirkt haben. In den Jahren 1777 bis 1779 war ich oft krank und ein paar Male nahmen diese Krankheiten den Charakter einer Abzehrung an. Ohnmachten, die ich früher nicht gekannt hatte, überfielen mich mehrmals, so daß ich vom Stuhle herabsank. Nach Unterbrechungen von zwei und drei Jahren, als mein Körper bereits stärker geworden war, erneuerten sich solche Anfälle, wenn ich aus der Kälte in ein warmes Zimmer trat. Später fühlte ich vor dem Anfalle einen eintretenden Schwindel und es gelang mir, diesen durch einen schnellen Gegenreiz, durch Kneipen oder Beißen in die Hand zu überwältigen. Dies geschah zum letzten Male in meinem zwanzigsten Lebensjahre zu Leipzig im Theater. Nie habe ich seither etwas Aehnliches empfunden. Den gewöhnlichen Schwindel verspürte ich nie, weder auf Thürmen, noch auf Felswänden. Auch in Beziehung auf meine Gesundheit war der Eintritt in die Schule für mich eine Wohlthat gewesen. Ich nahm an den Spielen meiner Mitschüler Antheil, im Winter durch das Besuchen der Schlittbahnen, in der bessern Jahreszeit durch die Theilnahme an den gewöhnlichen Jugendspielen, bisweilen auch an den Balgereien zwischen den Genossen der Lateinischen und der Kunstschule. Zu den physischen Nachtheilen der Abgeschlossenheit waren noch geistige hinzugekommen. Eine thörichte Gespensterfurcht übte, wie jeder Aberglaube dies thut, eine lähmende Wirkung auf mich aus. Obgleich man zu Hause das Erzählen von Gespenstergeschichten verboten hatte, unterhielt Hans Georg, so hieß

ein Bedienter, der Soldat gewesen war, mich nur zu häufig mit den abentheuerlichsten Geschichten. Von den schauerlichsten Gespenstergestalten bis zu den anziehendsten, aber nicht weniger die Einbildungskraft eines Kindes überreizenden Erscheinungen Verstorbener oder guter und böser Geister, von Verpfändungen der Seele an den Teufel, von aus dem Himmel gefallenen Blutstropfen, unbekannten Stimmen u. dgl. wurde mir viel erzählt, und obendrein konnte ich noch einige Bücher erhaschen, die voll der abentheuerlichsten Gespenstergeschichten waren, von Drachen erzählten u. s. f. Eine innere Stimme sagte mir zwar, meine Befürchtungen seien grundlos, und gleichwohl schauerte ich bei Tage, wenn ich in einem entfernten Zimmer mich allein befand und noch mehr des Nachts, insbesondere wenn eine dunkle Treppe, ein offenes Nebenzimmer u. dgl mich besorgen ließ, die weißen Hände, Krallen u. dgl., von denen ich gehört und gelesen hatte, möchten von dorther nach mir greifen Nachdenken und bessere Bücher führten ungefähr in meinem vier- bis fünfzehnten Jahre eine heilsame Krisis herbei, die mich gegen Weichlichkeit und Epikuräismus mit Verachtung erfüllte und ebenso über die Gespenster lachen lehrte. Bald war die Furcht im Freien bezwungen, aber in Gebäuden, Hallen u. dgl. dauerte sie noch fort und verschwand nicht, bis ich es über mich gewann, in dem von meinen Eltern bewohnten Hause, welches damals vier Dachböden über einander hatte, allein und ohne Licht bis zum obersten hinanzusteigen. Dies hatte die glückliche Folge, daß ich in spätern Jahren durch Wälder und über Berge

bei finsterer Nacht mit Unbefangenheit meinen Weg nahm, daß ich bei öftern nächtlichen Wanderungen am Himmel manche nicht unmerkwürdige Erscheinung beobachtete und auf dem Erdboden Vieles wahrnahm, das, wenn ich nicht meistens darauf losgegangen wäre oder wo dies nicht ganz möglich war, mich darüber erkundigt hätte, leicht zum Gespenste hätte werden können. Von den Wirkungen des Leuchtens faulen Holzes, des matten Schimmers der Augen irgend einer großen Eule, den sonderbaren Gestaltungen eines Rauches, der cylinderförmig aus einem Kohlenhaufen an einem Orte, der vorher nicht zu diesem Zwecke diente, emporstieg und von einem leichten Winde seltsam getrieben wurde, von dem Umhertraben eines Rindes, das in einen eingeschlossenen Raum sich den Weg hatte bahnen können, von dem seltsamen nächtlichen Röcheln eines unbekannten großen Vogels, der ein paar Dörfer in Schrecken setzte, wären hier possierliche Geschichten zu erzählen.

Ungeachtet meiner Abneigung gegen jeden Aberglauben, wohin ich Erscheinungen, Gespenster u. dgl. vorzugsweise zähle, verbarg ich mir es nie, daß keine menschliche Erkenntniß fähig sei, ihre Unmöglichkeit unbedingt zu behaupten; aber ich bin ebenso überzeugt, daß die Vernunft des Menschen wenn nicht verpflichtet, doch berechtigt ist, gegen Alles, was von dem gewöhnlichen Gange der Natur und der Dinge abweicht, mißtrauisch zu sein und nichts dergleichen anzunehmen, wenn es nicht durch Thatsachen oder andere Gründe dargethan wird, daß man dabei immer Täuschungen voraussetzen und sich vor solchen hüten muß, und daß

zwischen Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit genau unterschieden werden, daß man aber, wenn es ohne Nachtheil geschehen kann, Alles, selbst dasjenige, was man verwirft, prüfen solle. So geschah es, daß, als ich einst um das Jahr 1794 mit einem durch Genialität ausgezeichneten Jugendfreunde, Paul Usteri, und andern Altersgenossen beisammen war und wir auf Erscheinungen zu sprechen kamen, einer von uns bemerkte, die einfachste Probe würde darin bestehen, daß einige Freunde sich verabredeten, der zuerst Sterbende solle dem andern erscheinen, wenn er es könne. Sogleich sprach Usteri zu mir: „Wenn ich zuerst sterbe, will ich Dir erscheinen und Dich bei Deiner großen Nase anfassen.“ Niemand dachte, daß sein Tod so nahe sei als er es war. Usteri starb im folgenden Jahre an der Ruhr zu großem Bedauern seiner Freunde. Ich hatte noch am Tage vorher Erkundigungen über seinen Gesundheitszustand eingezogen und vernommen, daß er wenig Hoffnung gewähre. Während der folgenden schönen Sternennacht war ich oft wach und dachte an meinen kranken Freund. Er starb, ohne mir zu erscheinen oder meine Nase zu berühren, obgleich er ganz der Mann war, um sein Wort zu halten.

Zur nämlichen Zeit, wo ich die Gespensterfurcht bekämpfte, überzeugte ich mich auch von dem Bedürfnisse, mich abzuhärten und nicht zu glauben, daß ich weniger ertragen könne als andere. Ich übte das sudavit et alsit practisch ein. Meine Gesundheit stärkte sich von Jahr zu Jahr und noch im Alter konnte ich den ganzen Tag hindurch,

wenn ich im Winter des Morgens in mein Gut gieng und an den Füßen naß geworden war, ohne nachtheilige Folgen meine Geschäfte verrichten. Wenn ich jetzt Knaben sehe, die man immer in Mäntel einhüllt und ängstlich Schuhe und Strümpfe wechseln läßt, wenn sie ein wenig naß geworden sind, so muß ich mich fragen, was soll aus ihnen werden, wenn sie einmal in die Nässe gerathen, ohne trockne Kleider mit sich zu führen, oder vollends, wenn sie zu Felde ziehen sollten. Rousseaus Erziehungssystem brachte, nachdem es gegährt und verbraust hatte, viel Gutes in die bürgerliche Gesellschaft. Niemand, der sich Herr nannte, war mehr zu Fuß gegangen; allein in den Siebenziger- und Achtzigerjahren wurde das Fußgehen unter den kräftigern und tüchtigern jungen Leuten so allgemein, daß es beinahe Ehrensache ward. Als die Revolution in eine Umkehrung der bürgerlichen Verhältnisse überzugehen begann, begriff ein großer Theil der jüngern Welt, daß es wohlgethan sei, sich auf alle Fälle hin an mancherlei Entbehrungen zu gewöhnen, sich selbst helfen und viele kleine Dienste thun zu lernen, wozu man gewöhnlich sich anderer Personen bedient. Solche Angewöhnungen haben mir bis in mein Alter manchen großen Vortheil gebracht, und ich habe oft der Vorsehung gedankt, daß sie mich in einer Zeit hat geboren werden und aufwachsen lassen, wo nicht nur die großen Perrücken, die Reifröcke, die Degen (die tolle Zierde unsrer Hüften, wie Albrecht Haller sie nannte), der Puder und die Pomade, die großen Manschetten, die Stickereien, steifen Kleidungen und noch manches Schwerfällige nicht

nur im Körperlichen, sondern auch im Geistigen außer Mode gekommen waren und daß ich diese Freiheiten genossen habe. Ich glaube zwar keineswegs, daß nicht die Schankel des Zeitlaufes manches und vielleicht noch mehreres Neues wieder bringen könne und verberge mir nicht, daß die Entgürtungen bisweilen zu weit ausgedehnt wurden.

Familienleben und Großeltern

Die großen Vortheile des Familienlebens blieben mir nie fremd. Ich war zwar nicht das Lieblingskind der Mutter, eine Auszeichnung, um welche Niemand zu beneiden ist; allein sie wußte dem Knaben, der beinahe immer zu Hause war, Anhänglichkeit und Vertrauen so einzuflößen, daß er bisweilen zum Mutterkinde wurde. Doch mochte diese Anhänglichkeit viel dazu beigetragen haben, daß sie mir noch in ihrem Alter das Zeugniß ertheilte: „Ich habe dich nie unwahr gegen mich gefunden.“ Mein Vater, der Selbstdenker war, machte mich frühe auf die Grundpfeiler einer beglückenden, religiösen Ansicht, auf Gott und dessen über Alles waltende Vorsehung aufmerksam und verband damit die aus der schönsten Mystik hergenommene Lehre, daß der einfachste Mensch, der seine Pflicht treu erfülle, bei Gott höher stehe, als der, welcher die Schätze des Wissens erschöpft oder zum Purpur sich gehoben hat. Eine wohlthätige Wirkung auf meine Geistesbildung hatte auch der achtjährige Aufenthalt in der Nähe sehr achtungswerther Großeltern, mit

deren Wohnung die meiner Eltern verbunden war, bei denen ich täglich einen Theil meiner Zeit zubrachte und je am zweiten Tage speiste. Mein mütterlicher Großvater, der Bürgermeister Heinrich von Orelli, verband mit gesundem Verstande ein practisches Talent. Er hatte keine gelehrte Bildung, doch aber einen tüchtigen Jugendunterricht genossen, verstand auch im Greisenalter sein Latein noch gut und hatte das Griechische nicht ganz vergessen. Beides kann ich aus der Theilnahme beurtheilen, die er von Zeit zu Zeit an meinen Sprachstudien äußerte. Das Französische und Italienische hatte er gut inne, auch las er in der Regel die bessern neuern Bücher. Ein heiterer Sinn, unerschütterliche Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und eine Leutseligkeit, die nicht in Schmeichelei oder gemeine Popularität übergieng, hatten ihm die allgemeine Liebe erworben, so daß er bei der Bürgermeisterwahl 1778 weit mehr Stimmen auf seine Person vereinigte, als drei andere Candidaten zusammen erhielten, ungeachtet zwei von ihnen in einzelnen Rücksichten ihm überlegen waren und nachher seine Collegen wurden. Ungemein groß waren die Liebe und die Hochachtung der sämmtlichen Enkel für diesen Großvater, dessen beinahe immer mit Lächeln gegebenen Lehren und Ermahnungen einen tiefen und bleibenden Eindruck machten. Auch die Großmutter war eine rechtschaffene Frau nach älterm Schnitte, eine liebende, keineswegs aber verhätschelnde Großmutter, daher sie bisweilen, wenn sie bestrafte, zu uns sprach: „Ihr glaubt jetzt eine böse (strenge) Großmutter zu haben, aber es kommt eine Zeit, wo ihr mir noch danken werdet.“ Als

Kinder zweifelten wir an der Erfüllung dieser Vorhersagung; sie hat sich indeß bewährt. Meinen väterlichen Großvater, der auf dem herrschaftlichen Schlosse zu Weiningen wohnte, und vier und sechszig Jahre älter war als ich, sah ich nur in seinem hohen Alter und selten. Er ist der, nicht nur von den schweizerischen Kunstrichtern Bodmer und Breitinger, sondern auch von den bessern Köpfen Deutschlands, namentlich von Wieland und Klopstock geachtete Fabeldichter Ludwig Meyer von Knonau, dessen Fabeln sich neben anderm dadurch auszeichnen, daß die Thiere, welche in denselben sprechen und handeln, ganz nach ihren Eigenthümlichkeiten aufgeführt sind, was mehrere neue Fabeldichter nicht zu thun vermochten. Er war erklärter Feind jeder Schmeichelei, und bot allen Anmaßungen Trotz, oft bis zu seinem Nachtheil; denn obgleich die bessern Köpfe Zürichs ihn schätzten und achteten, verdarb er es nur zu oft mit der Mittelmäßigkeit. Er war kein Nimrod oder roher Landjunker, denn er vereinigte in sich mancherlei Kenntnisse. Er malte Landschaften, Thiere, auch kenntliche Carrikaturen in Oel ziemlich gut, zeichnete und radirte auf ähnliche Weise, war rationeller Landwirth, der im Canton Zürich den Kartoffelbau einführte und andere Verbesserungen zu Stande brachte. Er las Vieles, war aber nicht frei von Träumereien, die ihn bis zu einigen alchimistischen Versuchen und auf eigenthümliche religiöse Ansichten hinführten, so daß während einer längern Zeit die Berlenburgerbibel, Bunyan, die Frau von La Mothe Guyon und andere ähnliche Schriften ihn sehr anzogen. Abneigung gegen die Geistlichkeit aller Confes-

sionen, insbesondere gegen die gut dotirte, war damit verbunden. Dem Decan des Regensbergercapitels schrieb er in dessen Pfründenbuch, das er von ihm geliehen hatte, nach einer Berechnung des Betrages der regelmäßigen Einkünfte der zürcherischen Geistlichkeit und einem langen Verzeichniß der verschiedenartigen Geschenke, welche die Pfarrer von ihren Kirchgenossen zu erhalten pflegten, einen derben Reimspruch, der beginnt:

Ich glaube, es sei keine Fabel,
Was man dort liest vom Beel zu Babel,
Daß man ihm jeden Tag u. s. f.

Der Decan wandte sich zürnend an den zürcherischen Antistes, der, klüger, ihm rieth, es gut sein zu lassen, weil sonst die Verse in alle Hände kommen würden, und in Gegenwart des Klägers eine Abschrift davon machte. Viele Bizarrerien waren meinem Großvater eigenthümlich. Seine Wohnzimmer waren von der Decke bis zum Fußboden mit den seltsamsten Gegenständen, meistens mit solchen bemalt, die man entfernt, wenn man ein Zimmer in Ordnung halten will. Bisweilen, wann er Besuch erwartete, bemalte er ein Feld der Wände mit Gegenständen, die zur Satire des Besuchenden wurden. So fand der Probst des Klosters Fahr, der ihn durch Unduldsamkeit gereizt hatte, bei seinem nächsten Besuche an der Wand des Zimmers eine Scene aus Wirzens Romae animale exemplum gemalt. Diese Sonderbarkeiten dehnten sich auf seine Lebensweise, die ungemein hart gegen sich selbst war, und auf seine Kleidung aus, welche so gering war, daß sie zu possierlichen Ver-

wechslungen den Anlaß gab. Ungeachtet er sich als Herrschaftsherr und als Junker fühlte, haßte er das Prunkende und alles Vornehmthun. Immer gieng er zu Fuß. Seine Frau hatte eine Engländerin, Alice Heath aus Shrewsbury, zur Mutter. Sie war, wie ihr Bildniß beweist, schön und zart gebaut, noch nicht siebenzehn Jahre alt, als sie sich mit meinem Großvater verheirathete, und wurde binnen sieben Jahren Mutter von fünf Kindern. Sie war, wie Wieland in seiner Athanasia sagt, eine Geistesverwandte der Frau von Guyon, auch sehr menschenfreundlich, und hatte sich theils als Tochter eines geschickten Arztes, theils durch meinen Großvater, der sich in allen Fächern versuchte, Kenntniß von einigen guten und unschuldigen innerlichen und äußerlichen Heilmitteln verschafft, die sie gern denjenigen abreichte, denen sie nützlich sein konnten. Auch wohnte sie oft schwierigen Niederkünften in den Dörfern der Herrschaft ihres Mannes bei, weder Nacht noch schlechtes Wetter scheuend, dabei guten Rath und reiche Hülfe leistend.

Lectüre und Geistesbildung.

Vor den Schuljahren hatte ich beinahe alle meine Zeit, auch während derselben einen großen Theil davon und ganze Abende mit Lesen zugebracht. Vieles war von keinem Nutzen. Nicht nur jene Robinsone, sondern auch der größte Theil der bändereichen Werke des längst verschollenen Happels, der nur noch einzelnen Bibliographen bekannt sein mag,

mich jedoch mit dem Geiste, der Geschichte und dem Standpunkte der Kenntnisse des siebzehnten Jahrhunderts vertraut machte, Erasmus Franciscus, die viele Quartanten füllenden Gespräche im Reiche der Todten u. dgl., Iselins historisch-geographisches Lexikon wurden durchgelesen, aus letzterm Werke und aus einigen andern Hülfsmitteln Schlachtenkalender verfertigt, d. i. bei jedem Tage eine kurze Notiz der Schlachten gegeben, die an demselben waren geliefert worden. Hübners kurze Fragen lernte ich beinahe auswendig und erhielt dadurch neben brauchbaren Thatsachen chronologisches Material, in das ich historische Ereignisse einreihen konnte. Viele andere historische, auch geographische und naturhistorische Schriften und Reisebeschreibungen wechselten mit poetischen und theatralischen ab. Die Schweizergeschichte zog mich damals noch wenig an, theils weil ich in derselben das nicht fand, was der große Schauplatz der römischen, griechischen und der allgemeinen Weltgeschichte darbot, theils weil der Styl der alten Chroniken und ihre Beschränktheit auf den engen Gesichtspunkt der Heimat mir nicht behagten. Johannes von Müller schreckte durch seine Schreibart mich noch zurück, während daß ich Maurers kurze Geschichte wiederholt las und selbst der Christmannischen mich erfreute. Die fortschreitenden Jahre brachten eine bessere Einsicht; ich lernte Müllern achten und selbst durch den gedehnten Lauffer schlug ich mich durch. Rollins griechische und römische Geschichte und Creviers Fortsetzung, die ich zu wiederholten Malen las, verbunden mit der Lesung der römischen Geschichtsschreiber bis auf Jor-

nandes machten mich nicht nur mit der französischen und lateinischen Sprache, sondern auch mit der alten Geschichte vertraut. Aus meines Großvaters Bibliothek lernte ich die französischen Memoiren kennen. Voltaire las ich vom siebzehnten bis neunzehnten Jahre ganz, die geschichtlichen und die bessern poetischen Arbeiten zu wiederholten Malen durch. In Rousseaus Romanen blieb ich stecken, und noch schlimmer gieng es mir mit Grandison und Pamela, die mir schon in den ersten Seiten aus den Händen fielen, obgleich man sie damals noch hoch hielt, während daß ich der tiefen Menschenkenntniß und der Laune Fieldings, Smollets und ihrer trefflichen Sprache beinahe nicht satt werden konnte. Diese regellosen Lesereien eines Knaben und Jünglings dürften manchem Erzieher mißfallen; allein ich bin überzeugt, daß, wenn die geistige Nahrung mir von fremder Hand zugemessen worden wäre, meine Wiß- und Forschbegierde weniger geweckt worden und ich mit vielem Merkwürdigen unbekannt geblieben wäre.

Kaum giebt es einen Menschen, dessen Geistesrichtung, vorausgesetzt daß er eine solche zu behaupten wisse, nicht von mancherlei äußern Eindrücken bestimmt und modificirt würde. Ohne Zweifel bildete sich auch die meinige durch Erfahrungen, Beobachtungen, nicht weniger aber auch durch sinnige Aussprüche und große Gedanken, die ich gelesen und die wie erhellende Fackeln in das Innerste meiner Seele leuchteten. Nicht nur dem Guten, das anziehend wirkte, sondern auch manchem Bösen, dessen Anblick, Anhörung oder Lesung mich zurückstieß, verdanke ich Belehrung. Was

mich kräftig anzog, prägte ich meinem Gedächtnisse ein; nicht nur eine Menge von Gedichten oder Bruchstücken aus solchen, sondern auch hohe Gedanken, die ich in Prosaikern fand, vornämlich eine Menge von gediegenen Sentenzen aus Classikern Je stärker sie mit meiner Ueberzeugung zusammentrafen, desto mehr wurden sie mir zu Anhaltspunkten und Lebensregeln. Als Kind schon ergriffen Denksprüche, wie die folgenden, mich im innersten Gemüthe:

Nie schenkt der Stand
Nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit u. s. f.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast u. s. f.

Lebe, wie du, wann du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben u. s. f.

Animum rege, qui nisi paret, imperat
Inpavidum ferient ruinae.
Aequam memento etc.

Tu ne cede malis, sed contra audentior ito,

wobei ich mir nicht nur mala, sondern auch mali dachte; dann die wahr oder falsch dem König Johann Sobiecki in den Mund gelegten Worte: „Point de bassesses, Palatin," die er nach dem Entsatze von Wien einem seiner Begleiter zugerufen haben soll, der den Stiefel des Kaisers Leopold habe küssen wollen.

Possierlich war es mir in meiner frühen Kindheit mit einer meiner aufgefaßten Sentenzen gegangen. Die Worte der Cordelia zu ihrem Vater, dem König Lear: „Ich werde

die Kindespflicht nicht brechen," und ihre nachherige Treue, als Lear vom Throne gestoßen wurde und sie ihn in seiner Armuth begleitete, während daß die treulosen Schwestern Goneril und Regan, die dem Vater Großes versprochen hatten, ihn verließen, hatten mich mächtig angesprochen. Um dieselbe Zeit sagte meine Mutter, die zärtliche Aeußerungen liebte, einst zu mir: „Bin ich Dir nicht lieb?" „Ich werde die Kindespflicht nicht brechen," war meine etwas furchtsame Antwort „Wer hat Dich dergleichen gelehrt?" sprach die Mutter. Ich gab meinen Gewährsmann an, empfing einen kleinen Verweis, hielt aber meine Cordelia nicht weniger hoch

Politische Anschauungsweise.

Im Politischen lebte ich ganz zu Rom und Lacedämon, die Spartaner hoch ehrend, die Athenienser, mit Ausnahme ihrer größern Männer, tief verachtend. Junius und Marcus Brutus waren Gegenstände meiner Bewunderung. Ich bedauerte den ersten innig, als er über seine Söhne aussprach: „I lictor, ad palum alliga," aber ich war mit hoher Bewunderung seines Pflichtgefühls und seiner Vaterlandsliebe erfüllt, als er seiner Söhne nicht schonte. Bei den innern Reibungen der Römer war ich Patricier. Mucius Scävola, Horatius Cocles, die Decier, Curius, Cincinnatus, die Scipionen u. s. f. waren meine Lieblinge, die Catone meine Ideale; doch mißfiel mir immer des ältern be-

harrliches Fordern der Zerstörung Carthagos. Die Schönheit des Gedankens: „Was Drusus thut, darf jeder Römer wissen" entzückte mich. Nicht nur zu Rom, sondern auch zu Zürich war ich Patricier Mißfielen in der Regel mir die Tribunen und die Demagogen, so gefiel mir doch Manches, was sie gethan hatten. In dem Hause eines Bürgermeisters lebend und als Sohn eines an den öffentlichen Angelegenheiten theilnehmenden Vaters, war ich auf Alles, was in die Politik meines Vaterlandes einschlug, sehr aufmerksam. Im Jahre 1777 war ich entschiedener Gegner der Bürger, welche forderten, der große Rath sollte das französische Bundesgeschäft an die Zünfte bringen und in meinem Tagebuche ist unter dem 27. Mai 1780 zu lesen: „Heute wurde der Landesverräther Waser enthauptet," aber ich vertheidigte nichts desto weniger seinen ältern Knaben, den ich bald nachher kennen lernte, gegen Kränkungen roher Jungen, ging oft absichtlich mit ihm durch die Straßen und begleitete ihn in seine Wohnung.

Meinem Vaterlandssinne schmeichelte in den Orationen, die zu bestimmten Zeiten von den Lehrern am Gymnasium und den Stadtpredigern der Reihe nach gehalten werden mußten, die im schönsten Latein, ganz römisch, zwar mit großer Ausgedehntheit abgefaßte Anrede an die Staatsbehörden, wo die Consules, Patres Patriae, die Proconsules, die Quaestores, die Viri senatoriae dignitatis et tribunitiae potestatis, die ad actus tabulisque reipublicae, die Ducentumviri, dann der Venerabilis sacrorum Antistes etc. alle nach Amt und Würde, mit mehreren

Worten bezeichnet wurden und mich mitten in Rom versetzten. Bisweilen war ich ganz kleinmüthig, wenn ich in den zürcherischen monatlichen Nachrichten Nekrologe von Rathsherren, Zunftmeistern, Theologen, Professoren und andern las, die als ausgezeichnete Männer geschildert waren und ich mit Beschämung mir eingestehen mußte, von den meisten der hier geschilderten großen Eigenschaften und Leistungen hast du an diesem oder jenem nur sehr wenig oder gar nichts wahrgenommen. Aus mir wird nichts werden, dachte ich, strengte aufs neue mich an, fand aber doch bei weiterm Nachdenken und im Laufe der Zeit beruhigenden Trost. An unsere republikanischen Staatsverhältnisse war man sich so gewöhnt, daß man sie nicht fühlte. Mein Großvater wurde von mehrern Seiten getadelt, daß er 1781 die Abgeordneten der Landschaft Freiburg, die über die dortige Regierung Beschwerden führten, vorgelassen und mit ihnen in eine Unterredung eingetreten war, obgleich er ihnen keine Hoffnung machte. Als der bernerische Landvogt Wagner zu Baden, ein Apotheker, sich in seinen gedruckten Kundmachungen „Wir Samuel von Wagner u. s. f.“ nannte, fiel dies wenig auf, insbesondere weil er Berner war. Sehr frühe stieß ich mich an dem häufig gebrauchten Ausdruck: „Stadt und Land,“ der auch in öffentlichen Gebeten und Predigten gehört wurde. Es schien mir fast anmaßend gegen den lieben Gott gesprochen, wenn man fürchtete, Er möchte die Stadt oder das Land vergessen. Bald fiel es mir ein, wo dann auch Winterthur bleibe. Wenn ich in der Kirche beten hörte: „Wir empfehlen Dir Stadt und

Land," pflegte ich oft leise hinzuzusetzen „und Winterthur" oder „den ganzen Canton." Ich wußte noch nicht, daß unsere Formel ein Seitenstück des römischen Urbs und des griechischen Ἄστυ war.

Von Kindheit her war mir eingeprägt worden, nicht anmaßend oder stolz zu sein. Ich hatte viel unter und mit Landleuten gelebt. Nach dem Tode meines Großvaters in Weiningen fielen die Herrschaft und das Gut meinem Vater zu und ich kam dadurch in vermehrte Berührung und nähere Bekanntschaft mit manchen Landleuten, für die ich mit Liebe erfüllt war und von denen ich hinwiederum mit Liebe behandelt wurde. Ich lernte beobachten, wie viel der Bauer kennt und kennen muß, wie er die Welt, in der er lebt, in Manchem richtiger als der Städter die seinige zu beurtheilen weiß, und ich mußte oft erstaunen, wie weit es solche Leute bei beinahe gänzlichem Mangel an Unterricht in vielen Beziehungen brachten. In Absicht auf Beurtheilung der Rechtsverhältnisse, die aus dem bäuerlichen Zustande hervorgehen, lernte ich von einzelnen Unterbeamten oder verständigen Bauern Vieles, das kein Buch und kein Lehrer mir gesagt hat; wenn ich dann gleichwohl bei Männern aus dieser Classe oft auch Vorurtheile, Aberglauben u. dgl. tief wurzeln sah, so konnte mich dies desto besser einsehen lehren, wie sehr die Ansichten und die Urtheile der Menschen von dem abhängen, was in ihrer Jugend für sie gethan oder unterlassen wird, und welche Bildungsmittel ihnen zu Theil werden.

Unterricht nach der Kunstschule.

Im December 1783 vollendete ich die Laufbahn in der Kunstschule, setzte noch bei Privatlehrern das Studium der Mathematik und des Französischen und bei meinem geliebten und geachteten Maurer dasjenige der lateinischen Sprache fort. Cäsar, Terenz, Cornelius Nepos, Ovids Metamorphosen, Livius und Cicero waren die Schriftsteller, die er vornehmlich mit mir las. Durch das Beispiel einiger meiner Altersgenossen geweckt, erwachte die Begierde, mich auch mit dem Griechischen bekannt zu machen; allein eine oder zwei wochentliche Stunden, die Maurer dazu erübrigen konnte, führten mich nicht weiter vorwärts. Im Jahre 1786 begann ich das Italienische zu lernen, was mich sehr ansprach. Weit schwerer kam mich das mit einigen andern Freunden bei dem talentvollen und gelehrten Corrodi, Verfasser des Chiliasmus, begonnene Studium der Logik und der Metaphysik an. Schon hatte ich manches über philosophische Gegenstände gelesen, aber mein Geist war so lebhaft, mein Kopf so sehr von Poesie, Philologie und andern Gegenständen erfüllt, daß die ernste und trockene Wolfische Philosophie mich schwer ankam. Der etwas gedehnte und äußerlich matte Vortrag des Lehrers fesselte meine Aufmerksamkeit nicht genug, so daß ich oft am Ende der Stunde nur wenig mehr von dem wußte, was vorgetragen worden war und daher in der Beantwortung der schriftlich vorgelegten Fragen stecken blieb. Die Logik kam mir pedantisch vor und ich

verwirrte mich immer, weil ich nicht aufmerksam gemacht wurde, die für die Bezeichnung der Begriffe eingeführten Worte seien nur als Kunstausdrücke, als ein dem Begriffe zum Zwecke seiner Erkennung und Unterscheidung aufgedrücktes Stempelzeichen zu betrachten. Ich glaubte diese Benennungen in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche wieder finden zu sollen und verwirrte mich oft dadurch gar sehr; doch allmälig überwand ich auch diese Schwierigkeiten und lernte mein asserit A, negat E etc. und ebenso das celarent, Darii u. s. f.; doch ohne mich um deßwillen schon als einen Philosophen anzusehen Im Frühling 1786 wurde ich als Auditor in das obere Gymnasium zugelassen, wodurch ich alle Verhältnisse meiner Mitstudirenden theilend, nur von den jährlichen öffentlichen Prüfungen ausgenommen war Steinbrüchel und Hottinger wurden hier meine ausgezeichneten Lehrer und nach einigen Monaten hatte ich das Glück, von dem erstern liebgewonnen zu werden, ein Umstand, der auf mein ganzes Leben einen großen Einfluß hatte

Dieser, um Zürichs Lehranstalten hochverdiente Mann, war 1729 geboren, wurde als ein Knabe ohne Vermögen in das zürcherische Alumnat aufgenommen, zeichnete sich durch sehr gute Studien, vornehmlich im Fache der Philologie aus, war aber zugleich munterer Jüngling, der es wenig darauf anlegte, sich Gönner zu erwerben. Dies hatte die Folge, daß er nicht berücksichtigt wurde und einen Theil seiner besten Jugend als Pfarrer in dem entfernten württembergischen reformirten Dorfe Pinasche, einer Wal-

denfercolonie, zubrachte. Endlich wurde sein Werth in der Heimat erkannt. Die eine geraume Zeit nachher geschlossene Heirath mit der Tochter des gelehrten Kanonikus Hagenbuch erwarb ihm den Besitz einer sehr ansehnlichen Bibliothek, machte ihn aber auch mit den Bitterkeiten einer verunglückten ehelichen Verbindung bekannt, die er, obgleich kräftiger und entschiedener Mann, mit ungemeiner Geduld, Schonung und Klugheit ertrug. Seine Gattin litt an Geistesverwirrungen, die Steinbrüchel meistens den Augen des Publicums zu entziehen wußte. Er erhielt 1776 das Kanonikat und die Professur der griechischen Sprache. Kinderlos und ökonomisch unabhängig machte er sich ein Vergnügen daraus, jungen Leuten, die ihm einiger Aufmerksamkeit werth schienen, einen großen Theil seiner Zeit zu widmen J. J. Hottinger und H. Corrodi waren ganz seine Zöglinge, vornämlich der erste. Nachher richtete er auch auf Heinrich Bremi, Jakob Ochsner und Andere, die in der Folge unter Zürichs gelehrten Männern auftraten, seine Aufmerksamkeit. Sobald er bemerkte, daß ein Schüler sich dem classischen Studium mit Liebe hingebe, kam er ihm wohlwollend entgegen. Auf diesem Wege hatte auch ich das Glück, seine Zuneigung mir zu erwerben und in ihm einen vortrefflichen Lehrer zu erhalten. Seine Methode verdient näher geschildert zu werden.

Ganz im Geiste jener großen Männer, die vor drei- und bald vierhundert Jahren ihre Zeitgenossen mit den ausgezeichneten Schriftstellern Griechenlands und des alten Italiens wieder bekannt machten, führte er seine Schüler

sogleich in medias res, mitten in die Schätze des Alterthums hinein. Als ich seinen Unterricht zu genießen anfieng, war ich im Griechischen noch so schwach, daß ich selten eine Zeile ohne Beihülfe zu verstehen fähig war. Zuerst wurden Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates durchgelesen; dann gieng er zu Homer über, den er als den Einführer in die griechische Literatur betrachtete und durch und durch inne hatte. Nach einander wurden zuerst die Odyssee, dann die Ilias in ungefähr fünf Wintermonaten gelesen, wo oft nach einem anderthalb- und bisweilen zweistündigen Unterrichte eine halbe Stunde lang ein munteres, aber immer belehrendes Gespräch geführt wurde, nach welchem man auf eine Stunde oder noch länger zu dem alten Sänger zurückkehrte. Im Prosaischen folgten wieder Xenophon, dann Plato, Lucian, Aristoteles; aus den Dichtern der einfache Ascräer, dann Pindar, die Tragiker, Aristophanes u. a. m. Auf das Lateinische richtete er nur eine Art von Oberaufsicht, ermahnte mich aber, ebenso zu verfahren, wie er es im Griechischen that. So z. B. sagte er „Während dieser Ferienzeit leset ihr die Annalen, während einer folgenden die übrigen Bücher des Tacitus, dann einen Theil der rednerischen Werke Ciceros, den ganzen Livius u. s. f." Nur den tiefdenkenden Dichter, der, wenn nämlich die Ode nicht auf Leistungen eines andern sich bezieht, ein einziges Mal die Bescheidenheit zu vergessen schien, als ein inneres Gefühl ihn aussprechen hieß: «exegi monumentum aere perennius», behielt er für sich und las die meisten Satiren, Episteln, viele Oden und die kleine

Handbibel der Dichter erklärend mit mir durch. Er sah es gerne, wenn der Schüler sich vorbereitete, forderte dies aber nicht und vertrat vollständig die Stelle des Wörterbuches und der Scholiasten. Stundenlang wurde lebendig fortgelesen, schnell übersetzt und nur das Nothwendige erläutert. Von dem Langweiligen, Breiten und Spitzfindigen, von dem Anatomiren, Parallelisiren u. dgl., wodurch so viele philologische Pedanten das schöne Studium ihren Zuhörern zum Eckel machen, war wenig zu hören; wenn aber dergleichen geschah, so war es wohlberechnet und willkommen. Nur wenn das Erklärte in einer der nächsten Stunden vergessen schien, schlug er das früher Behandelte wieder auf und machte freundlich auf das, was man hätte wissen sollen, aufmerksam; aber so, daß sein Lächeln mehr wirkte als ein langer Sermon. Nichtsdestoweniger machte er seine Schüler immer auf das Einprägen der Grammatik und der wichtigern Sprachregeln aufmerksam Für das eigene Lesen empfahl er zwar den Gebrauch des Wörterbuchs, doch so, daß man an schwierigen Stellen sich nicht allzulange aufhalte, sondern sie anzeichne, fortfahrend in die Sprache und den Geist des Autors sich hineindenke und dann bei einem zweiten Lesen, das, was im ersten Male noch nicht klar geworden sei, ganz zu verstehen trachte. Daß er selbst in seinen Privatstudien nichts im Dunkeln gelassen habe, bewiesen mir die Bemerkungen, welche er noch im jugendlichen Alter über Herodot gemacht hatte und mir schenkte, als er mir anrieth, diesen Geschichtschreiber zu lesen. Ueber Privatarbeiten zu Rathe

gezogen zu werden, war ihm ein Vergnügen und wenn ich dies auch nach meinem Eintritt in den Staatsdienst bisweilen noch that, war ich willkommen. Während ich das Gymnasium besuchte, wachte in mir die Begierde auf, auch das Hebräische zu lernen; allein damals war in Zürich Niemand vorhanden, bei dem Rath zu finden gewesen wäre. Der bestellte Professor Geßner wußte kaum die Anfangsgründe.

Jugendfreunde und Jugendbelustigungen.

Auf das Heil und auf das Verderben der Jugend wirken die Genossen in hohem Grade. Ein Glück für mich war es, daß ich schon in der Kunstschule an meinem Mitschüler Salomon Wyß einen sittlich guten, geistreichen Bekannten, und zugleich einen treuen Freund fand. Wir waren innig vertraut, übten uns in vielen Fächern gemeinschaftlich, lernten mit einander italienisch und englisch, wurden Reise- und Universitätsgenossen und blieben auch nachher theilnehmende Freunde, obgleich wir verschiedene Laufbahnen einschlugen und er später an die Spitze eines großen Wechselhauses trat, bis an seinen am 10. November 1827 erfolgten Tod, der eine achtungswerthe Familie und zahlreiche Freunde mit tiefer Trauer erfüllte. David Heß war in die holländische Garde getreten, doch sahen wir uns von Zeit zu Zeit wieder

Nicht weniger glücklich war ich, unter meinen Altersgenossen noch mehrere andere, durch Fähigkeiten, Fleiß und

Sittlichkeit sich auszeichnende Jünglinge anzutreffen, die mir theils als Vorbild dienten, theils mit mir in denjenigen Fächern sich übten, die Freund Wyß nicht cultivirte, namentlich in den alten Sprachen. Der Besuch von Wein- und Kaffeehäusern, Billard u. dgl. waren unter uns gleichsam verpönt. Bei schönem Wetter wurde während einiger Abendstunden spaziert, im Sommer gebadet oder auch ein naher Berg oder Hügel bestiegen. Man muß nicht glauben, daß die Leibesübungen damals unbekannt gewesen seien. Das Turnen in seiner gegenwärtigen systematischen Form war zwar noch unbekannt; aber aus einer geläuterten Rousseauschen Schule ging eine Neigung zu körperlichen Uebungen hervor, die den Vortheilen des Turnens nicht nachstanden. Schwimmen, Fußreisen, Springen über Graben, sich mit aufgelegter Hand über Einzäunungen wegschwingen (eine oft sehr nützliche Fertigkeit), Klettern, Wettlaufen, Fangspiele, in denen sich die Behendigkeit übt, waren damals als Dinge angesehen, die ein tüchtiger Jüngling nicht vernachlässigen sollte. Im Winter versammelte man sich und unterhielt sich mit Gesprächen und Singen. Großes Vergnügen machte eine Tanzgesellschaft, die, einzelne außerordentliche Festlichkeiten ausgenommen, nicht in die tiefe Nacht hineindauerte, sondern um halb fünf bis fünf Uhr begann und mit 9 Uhr sich endigte, ohne die häusliche Ordnung zu stören. So erhielten sich die Gemüther heiter und froh.

Neigung zu höherer Bildung und Ansicht über fremden Kriegsdienst.

Meine Bestimmung zum Dienste des Staates und das Bedürfniß höherer Bildung wurden von mir als etwas betrachtet, das zu meinem Wesen gehöre. Hiezu kam noch, daß die zwei Herrschaften Weiningen und Oetweil, welche meine Familie besaß, die Erwerbung von Kenntnissen in der einheimischen Verwaltungs- und Rechtspraxis ebenfalls geboten, weil man in der Schweiz von Gerichtshaltern nichts wußte, sondern der Herrschaftsherr, wie im Alterthume, und wie jetzt noch bei vielen außereuropäischen Völkern der Häuptling, der geborene Richter seiner Untergebenen war. Mein Vater billigte zwar mein ganzes wissenschaftliches Treiben, weil er der classischen Literatur keineswegs fremd, auch mit der ältern und neuern Weltgeschichte vertraut war; dennoch neigte er sich zu einer Ansicht hin, die in Zürich, vornehmlich aber in den Aristokratien von Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, auch in den kleinen Cantonen u. s. f. zahlreiche Freunde hatte. Man glaubte eine Anzahl von Jahren in einem der capitulirten Schweizerregimenter zugebracht, sei eine Laufbahn, die einem jungen Mann den Eintritt in die Welt und selbst in die Geschäfte vorzubereiten sich eigne. Einzelne Männer, die aus dieser Laufbahn zurückgekehrt, ihrem Vaterland in untern und selbst in obern Stellen gute Dienste geleistet hatten, sollten dieses Erziehungssystem

allgemein rechtfertigen, ungeachtet die meisten Erfahrungen von ganz entgegengesetzter Art waren. In einigen Cantonen (doch nicht in Zürich) war es Regierungssystem geworden, Männer, die zehn bis zwanzig, und mehr Jahre in Kriegsdiensten zugebracht hatten, nach ihrem Eintritt in den Staatsdienst vorzugsweise zu begünstigen. Freiburg und Solothurn kannten wenig anderes, und selbst in Bern war man nachsichtig gegen den Landvogt, der seine Jugend in den Sphären des französischen, holländischen, sardinischen Uniformlebens zugebracht hatte, indeß die sogeheißenen Göttinger genau beobachtet wurden. Auch meinem Vater gefiel diese militairische Laufbahn. Der zwar damals bereits verstorbene französische General Lochmann, sein Anverwandter, hatte zu dieser Stimmung beigetragen. Er brachte seine letzten Lebensjahre meistens in Zürich zu, und bildete als reicher Mann aus den Officieren seines Regiments während ihrer Semester- oder Urlaubszeit eine kleine Hofhaltung um sich her, forderte nachdrücklich von ihnen einen guten Ton und äußern Anstand, was vielen Beifall erhielt und noch andere Männer in seine Kreise führte. Auch zu der Zeit, wo ich mich dem Jünglingsalter näherte, befanden sich unter den Bekannten meines Vaters mehrere, die in auswärtigen Kriegsdiensten gestanden waren oder noch standen und diese Laufbahn anpriesen. Es mag der Anführung nicht unwerth sein, daß während der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts bis auf die Revolution, von etwas mehr als zweitausend Bürgern der Stadt Zürich zwischen hundert

und dreißig und hundert und vierzig Mann in französischen oder holländischen Diensten als Officiere standen, während daß noch einige andere in nicht capitulirten auswärtigen Kriegsdiensten ihre Anstellung fanden. In mehreren Cantonen sah man die capitulirten Regimenter als einen der Hauptzwecke der Staatsverwaltung an; man unterstützte sie, wo sie es bedurften, obgleich man wußte, daß die im Auslande stehenden Officiere nur zu gerne über die heimatlichen Behörden spotteten, und sich oft über ihre Befehle hinwegsetzten, wenn der Fürst, dem man diente, Leistungen forderte, die den Capitulationen entgegen waren, z. B. als Ludwig XIV. die Schweizer nach Holland, Ludwig XV. sie nach Deutschland führte. In Zürich war ein bedeutender Theil der Burger dieser Laufbahn abgeneigt. Weit günstiger war die sogeheißene obere Classe für dieselbe gestimmt. So kam es nun, daß mein Vater lange die Absicht hegte, auch mich auf eine Reihe von Jahren in das französische Regiment eintreten zu lassen, für welches der Canton Zürich 1752 capitulirt hatte. Der Dienst selbst hatte einigen Reiz für mich, aber die vielen Blicke, die ich schon als Knabe in das Leben und Treiben und auf die Geschäftslosigkeit der Meisten, die diesem Stande sich widmeten, zu werfen fähig war, brachten mir eine Abneigung gegen die militairische Laufbahn bei. Ob ich lieber ein Student werden wolle als ein Mann, den Uniform und Degen zieren, wurde ich von verschiedenen Seiten und von Leuten, die mir nahe standen, gefragt, als ich in das Gymnasium eintrat; aber diese Ausschmückun-

gen lockten mich nur vorübergehend und mein Vater war zu gutmüthig, um meine Wünsche und Neigungen zu durchkreuzen. Mein Steinbrüchel, obgleich nicht des Vaters Gegenstreiter, unterstützte mich, als nach meinem Eintritt in das Gymnasium der Kriegsdienst noch einmal angeregt wurde, und so verschafften er und seine Griechen mir einen vollkommenen Sieg über die Waffen Frankreichs.

Schweizerreise.

Während dieser ganzen Jugendzeit war ich, einige kleine Ausflüge ausgenommen, nie weit von Hause gekommen Von jährlichen Reisen ganz junger Leute wußte man damals nichts, wohl aber war es seit geraumer Zeit Sitte geworden, daß ein zürcherischer Jüngling ein oder zwei Jahre, ehe er ins Ausland gieng, eine Bergreise machte, die man die Schweizerreise nannte. Escher von der Linth erzählte mir wenige Jahre vor seinem Tode, als er im Sommer nach seiner ersten Schweizerreise wieder von einer solchen zu sprechen angefangen habe, sei sein Vater betroffen gewesen und habe ihm geantwortet: „Du hast ja deine Schweizerreise schon gemacht.“ Die meinige geschah im Sommer 1787 in Begleitung von drei Jugendgenossen, aus denen einer jetzt gestorben ist, ein anderer als Pflanzer in Ostindien lebt. Mir wurde von ihnen die Abfassung des Reiseplanes anvertraut. Damals noch auf die Scheuchzerische Karte und einige sehr unvollkom-

mene Hülfsmittel beschränkt, suchte ich Bergpässe, die sich als schwierig darstellten, und zu diesen wurden diejenigen von Altorf über die Surenen nach Engelberg und von da über Engstlen nach Oberhasli gezählt. Die Wahl des ersten belohnte sich dadurch, daß, als wir kaum das Schneefeld an der Ostseite der Surenen überstiegen und den zu Tage ausgehenden Fels betreten hatten, in welchen einst ein junger Ochs im Kampfe mit dem bösen Feind einen Hinterfuß eingedrückt haben soll, wir durch ein dem Donner ähnliches Getöse aufmerksam gemacht wurden. Es war eine Lawine, die, weit größer und stärker als keine, die ich auf spätern Bergreisen zu sehen bekam, von der Höhe des Titlis in majestätischem Sturze bis in die Tiefe herabfiel, und mehrere Minuten hindurch ihre mannigfachen Wirkungen beobachten ließ. Auf dieser Reise waren die vier Berggänger nach damaliger Gewohnheit jeder mit einem langen Hirschfänger umgürtet. Wir trafen auch andere Bewaffnete an, unter diesen einen Walliser, der nach Einsiedeln wallfahrtete und einen gewaltigen Reitersäbel mit sich trug. Eine solche Gewohnheit konnte in jener Zeit um so viel weniger befremden, weil alle Männer von einigem Ansehen noch den Degen an der Seite trugen und ihn nicht ablegten, wenn sie in einige Entfernung aus den Städten auf das Land spazierten.

Bürgerliche und militairische Verhältnisse.

Eine kurze Darstellung der damals auf eine seltsame Weise sich durchkreuzenden staatsrechtlichen Verhältnisse und der stadtbürgerlichen Stellung scheint jetzt noch einiger Aufmerksamkeit werth zu sein. Ich hatte durch meine Verwandtschaften und als Sohn eines Rathsherren Aussicht auf Anstellung und Beförderung; allein die Junker waren durch die Verfassung auf zwölf Stellen im großen und drei oder vier im kleinen Rathe beschränkt, wozu noch eine sehr entfernte Aussicht auf eine fünfte kam. Von langem her unterlagen sie einer gewissen Eifersucht des größern Theiles der Bürgerschaft, an welcher sie aber bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts selbst Schuld trugen. Nicht nur wohnten sie in den sogeheißenen obern und untern Zäunen und in den an dieselben grenzenden Straßen größtentheils beisammen, sondern sie beschränkten ihren Umgang meistens auf ihren Kreis, heiratheten in der Regel unter sich und ihre Frauen trugen eine besondere Kirchenkleidung. Es sind Spuren vorhanden, daß tüchtige Männer, die unter den Junkern gefunden wurden, nicht zu höhern Stellen emporsteigen konnten, während daß ein Conrad Grebel, dessen Ahnherr von der Constafel auf die Meisenzunft hinübergegangen war, 1669 zum Bürgermeister gewählt wurde. Der ausgezeichnete Blaarer mußte 1742 dem schwachen Fries in der Bürgermeisterwahl nachstehen. Solche Stimmungen mildern sich in Republiken lange nicht. Mehrere

Male sagten während meiner Schülerjahre andere Knaben zu mir: „Du sollst wissen, daß kein Junker zum Bürgermeister erwählt werden wird.“

Mit Recht wurden Anmaßungen von Personen aus der sogeheißenen Herrenclasse von selbstständigen ältern und jüngern Gliedern der sogenannten Bürgerclasse derb zurückgewiesen. Der Ausdruck „Ein Herr und Bürger“ (man sprach aus Burger) und „ich bin ein Herr und Burger“ war ein Machtwort, das man in Collisionsfällen gegen sich höher Glaubende und ebenso gegen Landleute und Ausländer brauchen hörte Der geringste zürcherische Bürger hatte als regierungsfähig das tiefe Gefühl, mehr zu sein, als irgend ein Landmann oder ein Bürger von Winterthur und Stein, ungefähr wie der geringste polnische Edelmann mit Stolz auf einen Kaufmann oder angesehenen Bürger von Warschau und Krakau hinabsah. Der Bäcker, von dem meine Eltern das Brod kauften, Irminger, war ein talentvoller, der Geschäfte kundiger Mann, zur Zeit meines Eintretens in die bürgerlichen Verhältnisse ein sehr angesehener Zunftmeister (Mitglied des Rathes) und man näherte sich ihm in ehrerbietiger Haltung. So verhielt es sich noch mit mehreren andern, und eine große Zahl von Handwerkern war berechtigt, als Glieder des großen Rathes, Ehrerbietung zu fordern. Die höchst aristokratische Wahl der Glieder des großen Rathes, die von den Rathsgliedern und Großräthen jeder Zunft gewählt wurden, hätten ein vollständiges Patriciat herbeiführen müssen, wenn nicht die Zunftmeister, die beiden ersten Vorsteher, von der ganzen

Zunft gewählt und dadurch von den Bürgern abhängig gewesen wären. Am meisten behaupteten die Fleischer das Zunftsystem, und bis 1798 waren der eine Zunftmeister und sechs aus den Zwölfern ausschließlich Fleischer. Ihnen näherte sich die Bäcker- und Müllerzunft, indeß bei den Schuhmachern und bei den Schneidern nur noch Ein Handwerker im großen Rathe saß u. dgl. m. Am fühlbarsten war eine Art von Patriciat in gewissen gesellschaftlichen Kreisen und bei den Frauenzimmern. Unsichtbare Mächte entschieden hier über Hoffähigkeit und Hofunfähigkeit. Keiner, der nicht zu der guten Gesellschaft gehörte, erhielt den Zutritt und noch weniger ein Frauenzimmer aus dieser Classe. Es war ein wichtiger Fortschritt, als man am Ende der Achtzigerjahre der Familie ..... das Concertcircular zugehen ließ, und zwanzig Jahre später stand sie in der ersten Linie. Noch lange behauptete das Frauenzimmer seine Prärogative. Am meisten bewahrte die sogeheißene Bürgerclasse ihr Recht in Militairverhältnissen. In dem Quartier (Regiment), in welchem ich Dienste leistete, waren drei Gerwer, ein Buchbinder, ein Küfer (Böttcher) Hauptleute und in der Compagnie, wo ich zuerst eintrat, war mein Hauptmann ein Landmann, Wirth und Weibel (erster Gerichtsdiener der Landvogtei), dabei aber ein kluger Mann, der den Dienst sehr gut verstand.

Herrschaft Weiningen.

Seltsam contrastirte meine Stellung in Zürich mit derjenigen in der Herrschaft. So oft ich diese betrat oder Gerichtsangehörige in die Wohnung meines Vaters nach Zürich kamen, wurde ich als eine angesehene Person betrachtet und behandelt. Dies gieng so weit, daß, als ich kurz vorher, ehe ich auf Reisen gieng, einst zu Weiningen die damals noch übliche altschweizerische Bauernkleidung anzog, einer jener ländlichen Mentoren, von denen ich oben gesprochen habe, mir ernsthaft zuredete, ich hätte dies nicht thun sollen und ich möchte wenigstens nicht außer das Haus gehen

Die Verhältnisse der beiden Familienherrschaften bilden ein so merkwürdiges Bruchstück aus dem vormaligen schweizerischen Feudalwesen, daß sie hier eine Erwähnung verdienen. Die Herrschaft Weiningen war 1435 durch Kauf an die Familie Meyer von Knonau gekommen. Sie bestand aus dem Pfarrdorfe Weiningen und den Nebenortschaften Ober- und Unterengstringen, Geroldschweil und dem Rütihof. Sie war früher Eigenthum der Freiherren von Regensberg. Als Freiherr Leutold 1130 das bei Niederengstringen, nahe an der Limmat liegende Frauenkloster Fahr stiftete und mit seinem Gut Vare ausstattete, behielt er sich und seinen Nachfolgern die Advocatie oder Schutzherrlichkeit vor und nahm diese von dem Abt zu Einsiedeln, der durch die Stiftung zu Aufstellung des Frauen-

Klosters verpflichtet war, so zu Lehen, daß dasselbe zunächst ein Mannslehen sei; nach Erlöschung der männlichen Linie aber auch auf die weibliche hinübergehe. Das älteste Statut (die Offnung) der Herrschaft räumte den Vogtherren das Recht ein, zu richten über Alles „was in den „Zilen der Vogty beschicht und gefrefflet wird, on allein, das „den Lüthen den Lyb und das Leben angat, über Ehr und „Eid und umb Ueberhörige (Ungehorsame dicto non audi-„entes) des Gotteshauses." Durch spätere Verträge gestaltete sich dies nun so, daß die Strafgerichtsbarkeit, die ganze Polizei, Gebote und Verbote, die Annahme neuer Angehörigen, die Oberaufsicht über die Gemeindsangelegenheiten, Alles was auf Ehre und Eid sich bezog, die Besiegelung der Schuldverschreibungen, die Beurtheilung der Concurse, die Aufsicht über das Notariatswesen, der Abzug (Retract), das Jagdrecht dem Vogtherrn zustand, dem Kloster hingegen die Gerichtsbarkeit über Erb und Eigen, Weg und Steg, d. i über privatrechtliche Streitigkeiten. Ein Gericht, das aus einem Ammann und zwölf Richtern bestand, die alle Herrschaftsgenossen waren, beurtheilte diese Civilstreitigkeiten mit Vorbehalt der Appellation an den Appellationsrath zu Einsiedeln und nicht weiter. Straffälle, die als Hauptverbrechen angesehen werden mußten, hatte der Vogtherr nach vorhergegangener Präcognition an das Landvogteiamt Baden zu überliefern. Dies beruhte auf dem nachfolgenden Artikel der Offnung: „Wann ein „schedlich Man begriffen wurde inn der Vogtye, so soll den-„selben Man, wie er gefangen ist, ein Vogt, und die Synen

„antworten gen Baden, ze dem langen Birrboum. Nimpt „man dan dem Vogt, oder den Synen den gefangnen nit „ab, so soll man dan den Gefangnen füren ze wagenden „stüden (zu dem Hochgericht oder Galgen) gen Erendingen „vff Wydhub und soll mann denn den Gefangnen da bin-„den, vest oder gemach, weders ein Vogt will, und soll „mann denn fürbas von der Gefangnen wegen mit nieman „nützit zu schaffen haben."

Die Herrschaftsgenossen huldigten Niemand als dem Fürstabt zu Einsiedeln und dem Vogtherren, jedem absönderlich; doch nahm dieser auch für den Abt, wenn ihm gehuldigt werden mußte, den Huldigungseid auf. Militairdienstpflichtig waren die Herrschaftsgenossen dem Stande Zürich. Das Reislaufen (Eintreten in auswärtige, nicht erlaubte Kriegsdienste) hatte der Vogtherr zu bestrafen. Der Rütihof huldigte dem Fürsten nicht und stand ausschließlich unter dem Vogt- und Gerichtsherrn. Das weiningische Amtsrecht fand auf ihn keine Anwendung. Die Herrschaft Oetweil war ursprünglich ein Reichslehen und wurde 1432 von meiner Familie erkauft. Sie bestand aus den zwei Dörfern Ober- und Unterötweil. Die Einwohner des erstern huldigten nur dem Gerichtsherren und wurden, wie der Rütihof, nach zürcherischen Rechten beurtheilt. Auch sie waren Zürich dienstpflichtig. Die Unterötweiler huldigten auch dem Landvogt zu Baden und nach langen Controversen mußte in den Achtzigerjahren die Appellation nach Baden zugegeben werden; auch wurde von jener Zeit an das Baderrecht (die badischen Statuten) auf diesen Ort angewandt.

So bestanden in einem Bezirke, der gegenwärtig ungefähr zweitausend Menschen zählt, vielerlei Rechtsverhältnisse; man muß indeß nicht glauben, daß die Einwohner sich benachtheiligt fanden. Sie waren es keineswegs; denn die vielen Beschränkungen der Angehörigen des Cantons Zürich dehnten auf sie sich nicht aus. Die Herrschaftsgenossen von Weiningen und Oetweil konnten jeden Beruf und jedes Handwerk betreiben. Man sah da Bleicher, Kupferschmiede, Gerber, Sattler u. s. f.

Mit der herrschaftlichen Stellung waren manche Unannehmlichkeiten verbunden. Gegen die Untergebenen war sie angenehm und ehrenvoll; auch im Frauenkloster Fahr war man geehrt und als Schutzherr berechtigt, Zellen und Chor zu besuchen; aber schon lange war das herrschaftliche Verhältniß, wie in den meisten Ländern, der Staatsgewalt anstößig. Der Zeitgeist kam hinzu und die Regierungen, die noch an keine Erschütterung ihrer eigenen Gewalt dachten, beschränkten gerne die der Gerichtsherren. An den zürcherischen Behörden, vornehmlich aber an dem Landvogte zu Baden, hatte man aufmerksame Beobachter. Mein Vater, dessen Vater und Oheime erfuhren einige Mal, daß der leichteste Mißgriff zu Einbußen und Beschränkungen von herrschaftlichen Rechten führe. Dies machte meinen Vater so mißmuthig, daß, während er seine Amtsgeschäfte als zürcherischer Staatsmann beibehielt, er mir, bald nachdem ich von Reisen nach Hause gekommen war, die Verwaltung der Herrschaften beinahe ganz übertrug. Die Collisionen in schweren Straffällen, die Behauptung der Inappellabilität

in Civilsachen und einer unabhängigen Polizei waren so schwierig, daß die kleine Administration mit großen Regierungssorgen verbunden war; denn jede benachbarte Beamtung war auf die Beschneidung der herrschaftlichen Rechte lüstern und meistens der Unterstützung der Hoheit sicher. Im Canton Zürich zogen einige Herrschaftsherren, die ihren Gerichtsstab höher zu tragen versuchten, gerade zu jener Zeit den Kürzern. Für Weiningen und Oetweil war Baden der drohendste Punkt und jeder Brief, der das landvögtliche Siegel trug, machte auf uns ungefähr den Eindruck, den eine Depesche mit dem Siegel Napoleons auf die Fürsten des Rheinbundes mag gemacht haben. Man mußte gegen viele Leute Rücksichten beobachten, sah einem langsamen politischen Hinsterben entgegen, durch welches man am Ende der erhebenden Kraft, Gutes für die Untergebenen zu bewirken, beraubt, nur noch Inhaber leerer Ehrenberechtigungen und Bezieher von Einkünften gewesen wäre, und so kam es, daß ich nach der Staatsumwälzung, ungeachtet des empfindlichen ökonomischen Verlustes, mich oft erst jetzt als freier Mann fühlte, der nun ruhig schlafen könne, nicht mehr ein Dutzend Außenwerke zu vertheidigen habe, auch nicht täglich befürchten müsse, ein Angehöriger werde von da oder dorther ermuntert, irgend eine Rechtsfrage an die zürcherische oder badensche Landeshoheit zu bringen.

Schlußbemerkung.

Die vorstehenden Blätter wurden von meinem Vater in den 1830gerjahren geschrieben, hauptsächlich nachdem er sich aus dem Staatsdienst in das Privatleben zurückgezogen hatte, und zwar blieb die ruhige Erzählung nicht nur bei der Jugend stehen, sondern der durch den reinsten Republikanismus sich auszeichnende Staatsmann führte die Schilderung seiner Erlebnisse bis zum Spätabend seines Wirkens fort. Staatsrath Meyer von Knonau starb den 21. September 1841. Wir fügen noch bei, daß er in seinen literarischen Arbeiten außerordentlich gehemmt war, weil er, des Augenlichtes fast ganz verlustig geworden, vom 43. Jahre an sich fremder Feder bedienen mußte, mithin auch diese Schrift nur dictiren konnte. Dies schreibend erinnern wir uns, daß der unvergleichliche Niebuhr, welcher die geistreiche Schweizergeschichte Meyers völlig zu würdigen wußte, als er vernahm, es sei ein dictando geschriebenes Werk, voll Erstaunen zu uns sagte: „Solches wäre mir nicht möglich."

G. Meyer von Knonau.

—

Die

Beschiessung der Stadt Zürich

durch

die helvetischen Truppen

im September 1802.



Die nachfolgende Darstellung ist ein Bruchstück einer handschriftlichen für einen engern Kreis bestimmten Aufzeichnung der denkwürdigsten Begegnisse aus dem Leben eines zürcherischen Milizofficiers, des Obersten Johann Jakob Meyer, wie sie größtentheils aus seinem eigenen Munde dem Verfasser überliefert worden sind. Was die Bombardementsgeschichte insbesondere anbetrifft, so hat der Verfasser dasjenige, was ihm von jenen Erzählungen in Erinnerung geblieben, mit den Angaben, welche sowohl neuere Geschichtswerke als die damals erschienenen Druckschriften darüber enthalten, besonders aber mit dem, was er aus archivalischen Quellen gesammelt, sorgfältig verglichen und zu seiner Freude selbst in manchen kleinen Nebendingen bestätigt gefunden.

Der zur Zeit des Bombardements ins 40. Lebensjahr tretende Oberstlieutenant Meyer hatte sich während der frühern Revolutionsjahre bei verschiedenen Anläßen als ein tüchtiger Officier die Achtung seiner Untergebenen, besonders aber durch vielfache Dienstleistungen für seine Vaterstadt als Commandant der Bürgerwache und die dabei an den Tag gelegte Geistesgegenwart, Unerschrockenheit und auf-

opfernde Thätigkeit, das Zutrauen seiner Mitbürger erworben. Während des Aufenthalts der gegen Frankreich verbündeten Heere bei Zürich im Jahr 1799 übernahm er den Befehl eines Zürcher Milizbataillons, welches nach der Schlacht von Zürich sich auflösete, indeß der Führer sich einstweilen nach Deutschland in Sicherheit begeben mußte. Er wohnte sodann als Freiwilliger bei der österreichischen Armee dem Feldzug von 1800 in Vorarlberg bei und kehrte im nämlichen Jahre nach dem Waffenstillstand zu Parsdorf nach der Schweiz zurück, wo er sich einstweilen ungestört wieder seinem bürgerlichen Berufe als Kaufmann widmete, bis die Ereignisse des Jahres 1802 ihn zu neuer Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes aufriefen.

Im Jänner 1802, nachdem im October zuvor (zum Theil in Folge französischen Einflusses) die Partei der Aristokraten oder Altschweizer in der helvetischen Regierung die Oberhand gewonnen, und unter andern den alt-Rathsherr Reinhard zum Regierungsstatthalter im Canton Zürich ernannt hatte, veranlaßte der Bezug rückständiger Zehentgefälle in Fehraltorf einen Aufstand der sogenannten Patrioten (Einheitsfreunde), welcher sich über einen großen Theil des Cantons Zürich zu erstrecken drohte. Reinhard fand sich bewogen, das weniger französische und helvetische Linienmilitair, das sich in Zürich befand, unter Befehl des etwas später als Meyer ebenfalls aus der Emigration zurückgekehrten Major Ziegler zu Unterdrückung des Aufstandes zu entsenden. Die

Bewachung der Stadt wurde den Bürgern anvertraut und Meyer übernahm im Einverständniß mit dem französischen Commandanten Montier das Commando derselben. Wenige Tage später ernannte ihn die helvetische Regierung zum Arrondissements (Quartier) -Commandanten in Zürich, eine Stelle, deren größte Bedeutung darin lag, daß er, insofern die Franzosen sich einmal ganz entfernten, selbstverständlich Stadtcommandant war.

Man arbeitete im Stillen an der Herstellung einer schweizerischen Eidgenossenschaft und wartete nur auf den in Folge des Luneviller Friedensschlusses in naher Aussicht stehenden Abzug der Franzosen, um durch eine allgemeine Schilderhebung gegen die Helvetik, wie das Einheitssystem beliebter Kürze wegen bezeichnet wurde, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Einstweilen zwar mahnten ältere Männer zur Vorsicht. Alt-Seckelmeister Caspar Hirzel, damals Mitglied des helvetischen Senats, schrieb am 9. Jänner an Meyer: „Noch sieht sich nicht vor, was herauskommen soll: „(man) weiß nicht, ob's unserm großen Nachbar Ernst „ist, uns wieder frei zu lassen: und dann die fusion „des partis, wo keine zu der andern Vertrauen faßt. — „Geduld ist alles, was einem durchhelfen kann. Die „predige ich mir täglich, und bitte Sie, solche auch andern „zu belieben."

Diesem vortrefflichen Manne, unter den zürcherischen Staatsmännern jener Tage ohne Zweifel der einsichtigste und im Bewußtsein der Reinheit seines Wollens auch der kräftigste und unerschrockenste, schenkte Meyer ein un-

begränztes Vertrauen und keinen wichtigen Schritt unternahm er ohne dessen Vorwissen, die entscheidendsten wohl auf dessen Anregung.

Im Canton Zürich war ein großer Theil der Landschaft, namentlich die Mehrzahl der industriellen Bevölkerung dem Einheitssystem zugethan. Die Mehrzahl der eigentlichen Bauern hingegen wünschte dessen Abschaffung und wenigstens theilweise Herstellung des Alten; sie fürchteten große Abgaben, namentlich die von der Centralregierung durch Anordnung von Catastral-Arbeiten angekündigte Grundsteuer. Gegen diese eiferte die Bürklische Zeitung: „Zittert, „liebe Mitbürger, vor diesem Ungeheuer“ und berichtete, es müsse in Italien seit Einführung dieser Abgabe der Bauer 96 vom 1000 bezahlen. Da die Stadt den Mittelpunkt des Aufstandes gegen die Regierung bilden mußte, so traf man unter der Hand Einleitungen zu einer militairischen Organisation der Einwohnerschaft. Eine starke Feuersbrunst bot die Veranlassung dar zu einer revidirten Feuerordnung und Meyer entwarf die Grundzüge der sich an dieselbe knüpfenden militairpolizeilichen Einrichtungen, welche zu gleicher Zeit, ohne Aufsehen zu erregen, in meisterhafter Weise auf Sicherung der Stadt gegen einen Ueberfall berechnet waren. Indem nämlich die bisherigen 10 sogenannten Pannercompagnien beibehalten und in dieselben für den Zweck des gewohnten Bürgerwachtdienstes alle Einwohner eingetheilt blieben, wurden dagegen diesen Compagnien anstatt ihrer bisherigen vereinzelten Sammelplätze nunmehr Sectionssammelplätze angewiesen, indem 3 Compagnien auf

dem Helmhause, 3 auf dem Predigerkirchhofe und 4 auf dem Münsterhofe sich einzufinden hatten, wo sie unter den Befehl der Sectionsmajore Zimmermann, Zundel und Holzhalb, sämmtlich Officiere aus ehmals französischen Diensten zu stehen kamen. Zu den Porten insbesondere wurden im Voraus „eine Anzahl achtbarer Eigenthümer" aus den nächst gelegenen Häusern bestellt, welche gehörig bewaffnet und zwar je einer von ihnen als Officier dahin zu eilen und sie zu besetzen hatten.

Um diese Zeit bildete sich auch die geschlossene Gesellschaft „zur Waage", in welche nur Gleichgesinnte aufgenommen wurden. Wie die Verhältnisse sich ernster gestalteten, traf man die Abrede, daß wenn irgend was außerordentliches vorfalle, man sich im Gesellschaftslocal antreffe. Daß man sich bei Gelegenheit mit Gleichgesinnten aus andern Cantonen besprochen habe, läßt sich wohl glauben; weniger hingegen, daß eine förmliche Verschwörung oder ein Insurrectionsplan bestanden habe. Man hätte in Zürich schwerlich positive Wegleitungen von dem Comité der sogenannten „großen schweizerischen Verbrüderung", dessen Sitz in Bern war, befolgen können. Daß man einmal losschlagen wolle, lag wohl in der Absicht Vieler, aber über das Wann und Wie war man kaum im Klaren. Die Bearbeitung des Volks durch die Zeitungen fand nur von Zeit zu Zeit mittelst eines kurzen, kräftigen Ausfalls gegen die Folgen der Einheit statt, wie z. B. eine Charade in der Bürklischen Zeitung vom 15. Jänner über das Wort „Ar-muth" zeigt, worin es unter anderm heißt:

Mein Ganzes ist ein Stand verachtet auf der Erden
Und jeder schau'rt zurück, dem dieser droht zu werden;
Doch ist der Zeitpunkt da, wo man sich noch kann retten,
Die Brävsten müssen nur einmal zusammentreten.
Mein zweites muß sie dann den Weg zum Ziele führen.
Am ersten liegt der Ort, wo man es muß probiren u. s. f.

Das kecke Treiben der Altschweizer, welche, obschon ihnen Bonapartes Schutz ganz recht war, dennoch eine unabhängigere Stellung der Schweiz Frankreich gegenüber anstrebten, begann dem ersten Consul mißfällig zu werden. Namentlich nahm er es übel auf, daß sie gegen die Losreißung des Wallis von der Schweiz Einsprache machten und daß sie mit Oesterreich und England Verbindungen anknüpften. Noch im Jänner mußten sie auf seinen Befehl einige Einheitsfreunde der gemäßigten Art (was man heut zu Tage die Revolution in Glacéhandschuhen nennt) in die Regierung aufnehmen, und am 17. April wurden sie durch einen Staatsstreich dieser neu Eingetretenen gänzlich aus der Regierung entfernt. Wie es üblich ist, predigten die neuen Regenten Versöhnung und einige derselben vermeinten im Ernst die angebliche richtige Mitte gefunden zu haben. Um sich beim Volke beliebt zu machen, nahmen sie Bonapartes Vorschlag, seine Truppen aus der Schweiz zurückzuziehen, zwar nicht ohne einige Besorgniß um ihre Sicherheit an, begingen dann aber auch den Fehler, in einem neuen Verfassungsentwurf den Verhältnissen der alten Zeit zu wenig Rechnung zu tragen und den verhaßten Cataster wieder zur Sprache zu bringen.

In den ersten Tagen des Augusts verließen die Franzosen die Schweiz, und noch ehe sie dieselbe gänzlich geräumt hatten, erfolgte der Abfall der drei Urcantone von der helvetischen Centralgewalt. Da nun gar nicht zu zweifeln war, daß das Beispiel Nachahmer finden werde, so mußte die herrschende Partei, wollte sie nicht wieder abtreten, militairische Maßregeln treffen.

Das Militair der helvetischen Republik bestand aus den Linientruppen und der Miliz. Erstere begriffen damals 1500 Mann Infanterie in 3 Bataillonen, ein Artilleriecorps von 150 Mann zur Bedienung von 12 Feldgeschützen, ein Corps Jäger zu Pferd oder Husaren von 100 Mann. Diese Truppen waren gut geübt, hatten den Krieg an der Seite der Franzosen mitgemacht und zählten einige tüchtige Officiere. Die Artillerie allein taugte nicht viel sowohl in Beziehung auf die Mannschaft als auf das Materielle.

Beim Volke war dieses Linienmilitair, die Helvekler, wie man sie nannte, sehr verhaßt. In einem Berichte des dem helvetischen System ergebenen Statthalter (nachmaligen Cantonsfürsprech) Koller aus der Zeit nach dem Bombardement werden folgende Gründe des Widerwillens angeführt: 1) Diese Truppen waren die ersten, welche am Schlachttage des 25. Septembers 1799 das Dorf Wipkingen plünderten und eben so plünderten sie wieder im Frühjahr 1800 überm Rhein. 2) Die Officiere sind Leute ohne Erziehung und Bildung, und wissen sich in Gesellschaften nicht zu benehmen; unter die Soldaten lassen sich nur Taugenichtse einreihen. 3) Das Militair ist verhaßt, weil es zum Ein-

treiben der Abgaben verwendet wird. — Es gab nehmlich damals noch keine Landjäger oder Polizeisoldaten, sondern wo die Gemeindepolizei nicht ausreichte, nahm man für polizeiliche Verfügungen das Militair zu Hülfe.

Die Miliz bestand aus Eliten (Auszügern) und Reserve. Auf dem Papier war sie zahlreich, der Canton Zürich hatte allein 8 Bataillone Eliten, jedes von 800 Mann zu stellen. Es konnten aber nur diejenigen der westlichen Cantone, namentlich von Waadt und einige Compagnien des Cantons Zürich als einigermaßen verwendbar in Anschlag kommen. In vielen Cantonen war sie seit Jahren nie mehr zusammengezogen worden. Ueberdieß stand zu erwarten, daß im Falle eines Aufgebots ein großer Theil die Waffen, wofern er solche besaß, nicht für, sondern wider die Regierung gebrauchen würde. Am meisten verließ man sich auf einige Compagnien Scharfschützen, aber diesen fehlte es besonders an Zucht und Ordnung. Die Artillerie hatte sich ganz aufgelöst und die Reiter, wo sie noch bestanden, ließen sich höchstens zum Ordonnanzdienst verwenden.

Nur wenige dieser Milizen waren reglementarisch uniformirt (dunkelblau mit rothem Futter, rothem Aermel- und gelbem Brustaufschlag u. s. f. ähnlich der Linieninfanterie), viele trugen noch die Kleidung der ehevorigen Cantonsmilizen, hellblau, dunkelblau, dunkelbraun, roth, grau, dazu meist eine schwarze kurze Hose und hohe Ueberstrümpfe. Verschieden war auch die Kopfbedeckung, dreieckige Hüte nach verschiedenem Zuschnitt oder runde, auf der linken Seite aufgeschlagen. Ein großer Theil der Mannschaft

hatte gar kein anderes Uniformstück als den Hut, und auch auf diesem wußten viele zu sparen, indem sie an ihrem runden Bauernhut mit niedriger Gupfe und breitem Rand letztern auf einer Seite aufschlugen und eine Cocarde anhefteten.

Erbärmlich war vollends die Bewaffnung und Ausrüstung dieser Milizen, die Elitenbataillone und ihre Grenadiercompagnien nicht ausgenommen, selbst dann noch, wenn ihnen aus den Zeughäusern, die ebenfalls schlecht versehen waren, nachgeholfen wurde.

Die helvetische Regierung traf nun Einleitungen zu allmäliger Mobilmachung der Milizen in den ihr ergebenen Landestheilen und sandte, was sie von Linienmilitair verfügbar hatte, unter General Andermatt nach Luzern zu Beobachtung der kleinen Cantone, welche ihrerseits Grenzwachen aufstellten.

Um die Mitte des August erlaubten sich die Gemeindsbehörden von Zürich, ein freundliches Schreiben von Landammann und Rath des Cantons Schwyz anzunehmen und dasselbe wider den bestimmten Befehl des Regierungsstatthalters Ulrich, wenn auch unverfänglich, doch freundnachbarlich zu erwiedern. Der Statthalter sprach darüber gegen die Stadtbehörden einen scharfen Tadel aus und ersuchte die helvetische Regierung, einige Milizcompagnien als Besatzung in die Stadt zu legen. Einige Tage später rieth er ihr jedoch von jeder einer Bestrafung ähnlichen Maßregel ab, zumal in diesem Augenblick schwerlich eine bessere Vorsteherschaft für die Stadt zu finden wäre. Darauf gab die

Regierung am 19. August dem Statthalter den Auftrag, in jedem der 15 Districte des Cantons eine Compagnie Eliten zu organisiren, und sogleich drei derselben zum Besatzungsdienst, zu Erhaltung der Ordnung und Sicherheit in die Stadt zu ziehen, ebenso einige Compagnien in den Seedistricten zur Grenzbewachung (gegen Schwyz und Glarus) bereit zu halten, und diese Milizen aus dem Zeughause in Zürich zu bewaffnen.

Noch ehe der Statthalter die Vollziehung dieses Auftrags angeordnet hatte, wurde in der Zürcherzeitung mit zwei Worten ohne irgend eine weitere Bemerkung erzählt: es sollen in jedem der 8 Militair-Arrondissements des Cantons Zürich zwei Grenadiercompagnien organisirt und abwechselnd zum Garnisonsdienst in Zürich gebraucht werden. — Darüber gerieth nun die ganze Stadt in Bewegung. Da nämlich die Zeitung gleichzeitig die Nachricht enthielt, daß zwei bekannte Häupter der helvetischen Partei Wuhrmann und Wunderli, zu Arrondissements-Chefs in Elgg und Meilen ernannt worden seien, so erwartete man von Seite der Regierung terroristische Maßnahmen, zu welchen dieselbe um so eher aufgelegt sein konnte, als um diese Zeit (in der Nacht vom 20. zum 21. August) ein Pulvermagazin hinter der Caserne gewaltsam erbrochen und 1037 Pfund Pulver daraus entwendet worden waren. Die Thäter, welche diese Munition in ein im Schanzengraben bereit gehaltenes Schiff gebracht und den Freunden in Schwyz zugeführt hatten, blieben den helvetischen Behörden unbekannt.

Während nun einige Bürger in der ersten Aufwallung sich persönlich zum Statthalter und zu der Municipalität begaben, und denselben heftige, zum Theil mit Drohungen begleitete Vorwürfe machten, wurde (nach den Namen der ersten Unterzeichner zu schließen, von der Gesellschaft „zur Wage“ ausgehend) eine von Hans Jacob Lavater, dem nachmaligen Staatsschreiber, aufgesetzte Protestation gegen Aufnahme einer Garnison in Umlauf gesetzt, von 548 Bürgern unterzeichnet und den Behörden eingereicht. Die öffentliche Ordnung, hieß es in dieser Schrift, sei nicht gestört worden und es sei nichts geschehen, was die Bürgerschaft der Ehre, ihre Stadt selbst zu bewachen, verlustig machen und irgend einer Regierungsbehörde das Recht geben könnte, der Stadt eigens gedungene kostbare Wächter aufzudringen, da die Unterzeichneten doch stets bereit seien, den Dienst des Platzes treu und unentgeldlich zu versehen, insofern man ihnen Officiere zugebe, oder sie selbst solche wählen lasse, zu welchen sie Zutrauen fassen können.

Diese Protestation wurde auch von Greisen und Geistlichen, welchen nie zugemuthet worden wäre, das Gewehr zu tragen, ohne weiteres mit unterschrieben. Ein einziger machte einen Vorbehalt, der Diacon zu St. Peter, Johann Georg Schultheß, welcher seiner Unterschrift die Worte beifügte: „mit Vorbehalt der Exemption, welche das Gesetz „den Geistlichen vom Militairdienst zusichert“ und merkwürdiger Weise ist er auch der einzige Einwohner Zürichs, der durch das Bombardement sein Leben eingebüßt hat.

Noch war jene vom 24. August datirte Protestation im

Umlauf begriffen, als am 25. früh um 8 Uhr das erste helvetische Linienbataillon in die Stadt einrückte, „zu großer „Verwunderung der Bürger und selbst der Behörden", schreibt dessen Chef Vonderweid an General Andermatt und fügt hinzu, die Ankunft dieser Truppen habe die Uebelgesinnten eingeschüchtert. Da er dem Commandanten der Bürgerwache (Major Holzhalb) nicht sehr traue, so habe er den Hauptmann Grimm (von Solothurn, ein tapferer Soldat, aber gewaltiger Bramarbas) zum Platzcommandanten ernannt und zu den Zeughäusern und Pulvermagazinen Wachen bestellt. Auch wurden aus dem Zeughause sogleich 2 zwölfpfünder Haubitzen, 2 Caissons mit zwölfpfündigen Granaten, und 81,000 Flintenpatronen nach Luzern geführt.

Mit jener Einschüchterung war es aber nicht weit her. Im Gegentheil wurde durch die Erscheinung der Truppen und das Abführen des erwähnten Kriegsmaterials die Erbitterung gesteigert. Jetzt schon liefen einige Bürger zum Theil bewaffnet zusammen und beriethen, ob man das Wegführen dieser Artillerie, welche der Stadt gehöre, nicht verhindern wolle. Auch riefen einige, man werde doch nicht Munition hergeben wider die Brüder in den kleinen Cantonen. Diese Stimmen blieben jedoch vereinzelt. Allgemeiner war die Erklärung der Bürger, daß sie die Bewachung der Thore den Truppen nicht abtreten, und als Grimm gegen den Abend einen Corporal mit 8 Mann auf die von den Bürgern besetzte Hauptwache beorderte, so versammelte sich ein Haufe Volks und Vonderweid fand sich bewogen, einen Gegenbefehl zu erlassen, worauf der Cor-

poral unter schallendem Gelächter der Zuschauer wieder abzog. Einem der Lacher, dem 17jährigen Paravicin Nägeli, welcher zu nahe an die Soldaten herantrat und auf die Weisung zurückzutreten, erwiederte: Es dürfe eine Katze einen Altar anschauen u. s. f., versetzte ein Soldat eine Ohrfeige. Diese wurde mit kräftiger Faust erwiedert und es entstand ein Tumult, welchen nur das Einschreiten einiger helvetischer Officiere und einiger angesehener älterer Bürger, von welch' letztern einer den Nägeli wegschickte und seine Ermahnung ebenfalls mit einer Ohrfeige bekräftigte, zu stillen vermochte. Von Stunde an wurde nun jeder Schritt der helvetischen Truppen von einer Anzahl „Vertrauter" mißtrauisch überwacht. Oberst Vonderweid überzeugte sich, daß Mäßigung und Nachsicht von seiner Seite nothwendig sei. In der That hätte sein nur 300 Mann starkes Bataillon einem Aufstand der Bürger ohne Zweifel unterliegen müssen. Auch der Regierungsstatthalter, welcher die Zusendung dieser Truppen dem General Andermatt „im Namen „des Vaterlandes" verdankt und ihn gebeten hatte, sie ja nicht wieder wegzurufen, überzeugte sich bald von der zunehmenden Stärke des Widerstandes und da er vor allem dem Bürgerkrieg vorzubeugen wünschte, so unterstützte er jetzt die erwähnte Protestation bei der helvetischen Regierung mit dem Bemerken, daß es ihm unräthlich scheine, „im gegenwär„tigen Augenblicke der allgemeinen Krisis einen neuen Gäh„rungsstoff unter das Volk zu werfen," wobei ohnehin drei Compagnien nicht ausreichen, und durch Mobilmachung einer größern Zahl ohne Nutzen große Ausgaben verursacht würden.

Eine Einladung der Regierung zu Bildung freiwilliger Milizcompagnien war im Canton Zürich erfolglos geblieben. Nur in der Seegegend hatte sich eine Compagnie freiwilliger Scharfschützen von 56 Mann unter Hauptmann Wädenschweiler gebildet, welche nach Bern berufen wurde. Als von diesen am 26. August 8 Mann in Folge ihres Marschzeddels nach Zürich kamen, verweigerte ihnen ein Trupp bewaffneter Bürger, von Operator Balber angeführt, den Eintritt in die Stadt und als endlich zweien gestattet wurde, zum Statthalter zu gehen, dessen Befehle sie vernehmen wollten, so mußten sie auf dem Wege viel Verdrießliches hören. Balber war ein geschickter Wundarzt und ein braver Mann, aber einer von der lebhaften Art.

Die Wachtposten wurden an diesem Tage zu gleichen Theilen von den Truppen und von den Bürgern bezogen. Dieses Zugeständniß Vonderweids wurde von dem helvetischen Staatssecretair für das Kriegswesen (Kriegsminister) Schmid (von Basel) höchlich mißbilligt. Dasselbe, meint er, verrathe Schwäche „und eine solche Schwäche muß uns „zuletzt zum Untergang führen.“ Diese Phrase vom Schreibtisch her war gegenüber einem so entschlossenen und ehrenhaften Feldofficier, wie Vonderweid, sehr überflüssig.

In einem Beschlusse vom 28. beharrte die helvetische Regierung auf dem Befehl, daß drei Milizcompagnien in die Stadt Zürich gezogen werden sollen, indem es bei Mobilmachung der Eliten schlechterdings nothwendig sei, dieselben einige Tage vorher in der nächsten Stadt zu sammeln und einzurichten, und Schmid selbst schrieb an Andermatt, nie

habe er daran gedacht, Zürchermilizen als Besatzung von Zürich zu verwenden, sondern sie sollen im Hauptort nur formirt und dann anderwärts verlegt, in Zürich aber wieder durch Milizen anderer Cantone ersetzt werden. Ferner erklärte die Regierung, das Recht eine Besatzung nach Zürich zu legen, sei es von Linientruppen oder Miliz, lasse sie sich nicht nehmen. Lavater und Balber sollen wegen ihres ungesetzlichen Benehmens vor Gericht gezogen werden.

Oberstlieutenant Meyer hatte durch Beschluß des helvetischen Vollziehungsrathes vom 13. August die von ihm nachgesuchte Entlassung von der Stelle eines Commandanten des sechsten Militairquartiers erhalten und damit auch das Commando der Bürgerwache stillschweigend aufgegeben. Seinem Beispiele folgte der Milizinspector des Cantons, Heidegger. Drei Hauptleute, welchen das Quartiercommando angeboten wurde, lehnten es ab. Dadurch mußte die von der Regierung beabsichtigte Milizorganisation große Verzögerungen erleiden. Hinwieder sagte man sich unter der Bürgerschaft allgemein, daß sobald es losgehe, Meyer der Anführer sein werde. Als aber ein angehender Militair sich gedrungen fühlte, denselben aufzusuchen und ihm auf die Tage der Gefahr seine Dienste anzubieten, wurde der junge Herr mit einem Blicke der Verwunderung und der kühlen Antwort empfangen, man wisse von keiner Gefahr, es sei ja allerwärts Friede.

Bei den bewaffneten Zusammenläufen, welche während der Anwesenheit des Bataillons Vonderweid stattfanden, wurde ihm des Nachts von Bürgern gerufen. Er folgte

dann dem Rufe gleich andern, aber nur als bewaffneter Bürger mit Flinte und Patrontasche, mahnte von Uebereilungen ab und weigerte sich ein Commando zu übernehmen.

Mittlerweile waren auch Glarus, Appenzell und Graubünden von der Helvetik abgefallen, und am 28. August überfielen die Unterwaldner den helvetischen Posten an der Rengg und vertrieben den Feind von ihrem Gebiete. General Andermatt besorgte eine Unternehmung der Ländler gegen Luzern und rief das Bataillon Vonderweid von Zürich ab. Dem Regierungsstatthalter wurde freigestellt, eine Compagnie zurückzubehalten. Weislich schlug dieser das Anerbieten aus, denn bereits hatte er der Regierung empfohlen, keine Milizen in die Stadt zu legen, ja selbst keine Linientruppen, ohne ihn „vorher zeitlich genug benachrichtigen zu lassen." Schon hatte er auch sein Entlassungsgesuch eingereicht.

In der Nacht vom 28—29. August, als das Bataillon sich zum Abmarsch vorbereitete, entstand durch die Stadt ein Lärm, die Helvekler wollen das Zeughaus räumen. Auch Meyer wurde gerufen und traf bei der Hauptwache eine Anzahl bewaffneter Bürger, welche ihn aufforderten, sich an ihre Spitze zu stellen, um die Abfuhr von Gewehren aus dem Zeughause mit Gewalt zu verhindern. Er vermahnte zur Ruhe, begab sich in Begleit von zwei Mann nach dem Zeughause, trat allein hinein und stellte den Zeugherrn, welcher mit einem helvetischen Officier bei einigen Gewehrkisten beschäftigt war, über das was da vorgehe „als Bürger von Zürich" zur Rede. Es zeigte sich nun,

daß 600 Gewehre weggeführt werden sollten. Es waren aber solche, welche die helvetische Regierung selbst angeschafft hatte und die sich unter keinerlei Vorwand als Eigenthum der Stadt oder des Cantons Zürich ansprechen ließen. Mit diesem Berichte kehrte Meyer zu den Bürgern zurück und trachtete sie möglichst zu beschwichtigen.

Nach dem Abzug der Truppen, welcher am 29. August früh um 2 Uhr erfolgte, bezogen die Bürger wieder sämmtliche Wachtposten. Allein da wiederholt Gerüchte von heranziehenden Truppen oder Milizen umliefen, und die entschiedenen Feinde der Helvetik einem Theile der Municipalität nicht trauten, so durchzogen bei Nachtzeit außerordentliche Patrouillen der Vertrauten die Straßen, und ihre Führer, unter denen sich besonders Balber und Rudolf Römer (nachmaliger Oberstlieutenant der Standeslegion) bemerklich machten, erlaubten sich, den Thorwachen Befehle zu ertheilen. Die Municipalität von den Regierungsbehörden deshalb zur Rede gezogen, gerieth in vielfache Verlegenheit und fand sich endlich, da ihre Abmahnungen fruchtlos blieben, bewogen, mit Zustimmung des Unterstatthalters Hofmeister (gewesenem Landvogt von Sargans) dem Wunsche des unruhigen Theils der Bürgerschaft zu entsprechen und sich durch Beiziehung von sechs neuen Mitgliedern aus der Bürgerschaft zu verstärken, von „Männern“ (heißt es im Protocoll), „die über kleinliche Leidenschaften erhaben, mit „Festigkeit des Charakters Klugheit und Kenntniß der „allgemeinen Verhältnisse unseres Vaterlan„des verbinden.“ Es waren dieses drei Staatsmänner

der alten Zeit Caspar Hirzel, Hans Reinhard und alt-Unterschreiber David Wyß und drei Officiere Meyer, Zimmermann und Huber. Auffallend ist es, daß obschon in der bisherigen Municipalität auch ein paar Anhänger der Helvetik sich befanden, die fünf Erstgenannten dieser Zugezogenen von ihr selbst einmüthig gewählt wurden. Nur bei der sechsten Wahl fiel eine Minderheit von drei Stimmen auf den entschieden helvetisch gesinnten Advocat Koller.

Zufällig wurde gleich am Tage nach dieser Wahl, am 7. September, von General Andermatt ein Waffenstillstand mit den Urcantonen abgeschlossen und der Beschluß gefaßt, seine Truppen auf die drei Plätze Luzern, Zug und Zürich zu vertheilen. Schon acht Tage zuvor hatte Schmid dem General vorgestellt, das Aufgeben der Stadt Zürich könne von Folgen sein, die Einwohner könnten sich des Zeughauses bemächtigen, um die Rebellen zu unterstützen. Er soll ja nicht die nöthigen Gegenmaßnahmen versäumen. (Vous ne perdrez pas de vue ce qu'il y aura à faire pour prévenir cela.)

Nach Zürich bestimmte Andermatt vorläufig den Obersten Müller (wenn wir nicht irren aus dem St. Gallischen Fürstenland gebürtig) mit 3 Compagnien seines zweiten Linienbataillons, 2 Compagnien Waadtländer Grenadiere, 24 Waadtländer Scharfschützen und einer 6pfünder Kanone. Der General fand es nicht angemessen, eine Voranzeige an die Zürcherbehörden zu machen, obschon noch am 2. September er durch seinen Stabschef Jayet dem Statthalter hatte schreiben lassen, wenn je Truppen nach Zürich kommen

sollten, werde er den Statthalter davon im Voraus berichten. Im Gegentheil vollzog das gedachte Detaschement seinen Marsch bei Nachtzeit und ohne Quartiermacher vorauszuschicken. In Zürich war man schon am Abend zuvor durch die Kunde von dem Waffenstillstand und die Aussage eines Fuhrmanns aus der Gegend von Zug, daß ein Theil des Andermattischen Corps nächstens nach Zürich kommen werde, in große Unruhe versetzt worden. Da kam im frühen Vormittage des 8. September ein in Luzern stationirt gewesener Kundschafter, Daniel Schweizer, herangeritten und brachte die Nachricht von dem Anmarsche der Truppen über den Albis. Die Wache an der Sihlporte säumte nicht, diese zu schließen und die Fallbrücke aufzuziehen. Auch liefen sogleich mehrere Bürger bewaffnet diesem Posten zu, um den Einmarsch zu verwehren. An die Schließung des Wollishoferpörtchens dachte im ersten Augenblicke keine Seele; dieses blieb offen und so zu sagen unbewacht. Osterst Müller, welchem es näher am Wege lag als die Sihlporte, hätte ohne Widerstand dort einziehen können. Nur seine Kanone hätte den Umweg nach jener einschlagen müssen, welche ihr dann von innen geöffnet worden wäre. Allein Oberst Müller zog ohne nur eine Patrouille durch den Bleicherweg zu senden, an dieser Seitenstraße vorüber durch das Selnau um die Wälle herum gemüthlich der Sihlporte zu, um die Stadt durch seinen unerwarteten Einzug zu überraschen.

Als nun die Colonne der verschlossenen Sihlporte sich näherte, kam, wie Müller berichtet, ein Unterofficier heraus,

mit dem Ansuchen, der Oberst möchte ein wenig warten, bis von der Municipalität der Befehl komme, zu öffnen. Der Oberst verlangte nun, daß man vorläufig den Hauptmann Gilly (aus Luzern) einlasse, um dem Statthalter ein Schreiben des Generals zu überbringen. Dies wurde abgelehnt. Nach einer Weile kam ein anderer Bürger heraus und bat im Namen des Statthalters, sie möchten noch einen Augenblick warten, bis die Behörden berathen hätten, ob man sie einlassen wolle oder nicht. Hauptmann Gilly, welchen dieser Mann jetzt mit sich kommen ließ, wurde unter der Sihlporte von dem Unterstatthalter Hofmeister und zwei Municipalräthen empfangen, welche während anderthalb Stunden mit ihm unterhandelten. Das Recht der Regierung, Truppen nach Zürich zu verlegen, wurde von diesen Beamten nicht bestritten, dagegen aber vorgebracht, daß in der Bürgerschaft durch das Verstohlene des Anmarsches dieser Abtheilung und die auf dem Lande durch helvetische Militairbeamte betriebenen Milizaufgebote eine bedenkliche Gährung erregt worden sei, so daß die Aufnahme von Truppen im jetzigen Augenblick der Erhaltung von Ruhe und Ordnung nur hinderlich sein würde. Wirklich waren bereits einige hundert junge Bürger auf die Lärmplätze geeilt, von wo aus sie alle Wachen verstärkten.

Während dieser Unterhandlungen gieng die Municipalität einen Schritt weiter. Es wurde eine aus den früher genannten drei Officieren unter Vorsitz des alt-Rathsherrn Felix Escher bestehende Commission bevollmächtigt alle erforderlichen Militairanstalten zur Sicherheit der Stadt zu treffen,

auch wurde Meyer „förmlich zum Commandanten der Stadt„bürgerwacht neu ernannt.“ Dieser begab sich nun zur Sihlporte, wo ihn die versammelte Mannschaft beschwor, die Stadt nicht zu einem Waffenplatz für die Unterdrückung der Bundesbrüder in den kleinen Cantonen machen zu lassen. Von da verfügte sich der „Stadtcommandant“, als welcher er fortan von der Bürgerschaft anerkannt wurde, nebst zwei Municipalräthen in Begleit des Hauptmann Gilly zu Oberst Müller und erklärte ihm sehr höflich, aber mit Bestimmtheit, man könne die Truppen nur unter der Bedingung einlassen, daß die Mannschaft in die Caserne verlegt, die Officiere (für welche damals noch keine Zimmer in der Caserne bestanden) in einem Wirthshause untergebracht, die Kanone auf einen besondern, von den Bürgern bewachten Platz aufgestellt werden, und die Besetzung der Thore den Bürgern verbleiben soll. Den Truppen werde nichts Leides geschehen (n'arrivera aucun mal), wenn sie sich gut aufführen. Wolle aber Oberst Müller seine Truppen nicht in die Stadt verlegen, so werde man ihm außerhalb derselben für Quartiere besorgt sein. — Diese unerwarteten Zumuthungen verdrossen die helvetischen Officiere und Müller erklärte, er werde seine Truppen bivouaquiren lassen in Erwartung weiterer Befehle seines Generals. Er führte auch seine Truppen sofort über die Sihlbrücke nach dem Kräuel. Doch nahm er, als Regen drohete, die ihm anerbotenen Scheunen (alte Reitschule und Oetenbacherschopf) für Unterbringung seiner Truppen und auch die anfänglich verschmähete Verpflegung derselben von den

Stadtbehörden willig an. Gegen die Stadt stellte er Vorposten aus und berichtete das Vorgefallene dem General Andermatt mit dem Beifügen, wenn er Befehl gehabt hätte, mit Gewalt einzudringen, so hätte er selbigen ohne Zweifel befolgt, aber weder für den Erfolg noch für die daraus entstandenen Folgen haften können. Von einem Erfolg konnte doch kaum eine Rede sein, da Müller nur 180 Mann bei sich hatte. Von seinen 5 Compagnien waren nämlich zwei, wie es scheint in Folge eines nachträglichen Befehls, jenseits des Albis zurückgelassen worden.

Es ist ein auffallendes Zusammentreffen, daß in den nämlichen Stunden, da man den Truppen vor Zürich Schwierigkeiten machte, in Bern beschlossen ward: es soll General Andermatt 200 Mann Linientruppen in den „Canton Zürich" und zur Verfügung des Regierungscommissairs May stellen, dessen Aufträgen diese Truppen nachzukommen haben.

Zum Nachfolger des Regierungsstatthalters Ulrich hatte die Regierung den alt=Zunftmeister Conrad Escher, einen gemäßigten und bei der Bürgerschaft beliebten Mann, ernannt, und als dieser die Ernennung ausschlug, dem Unterstatthalter Hofmeister die einstweilige Geschäftsführung übertragen, der ebenfalls ein guter Mann war, aber nicht die Mittel hatte, seinen Befehlen Nachdruck zu verschaffen. Bei dem an Anarchie grenzenden Zustande des Cantons Zürich fand die Regierung die Bestellung eines außerordentlichen Regierungscommissairs zu Besorgung der Regierungsgeschäfte in demselben erforderlich. Ihre Wahl fiel auf

Herzog von Effingen (den nachmaligen aargauischen Bürgermeister). Der war aber fein genug, die Bescheerung abzulehnen. Selbst einer Einladung, sich nur für einsweilen nach Zürich zu verfügen, um dem Statthalter mit Rath und That an die Hand zu gehen, wußte er Abschlagsgründe entgegen zu stellen. Nun gelangte man an den Berner Friedrich May von Schadau, dessen Verrichtungen im Waadtlande zur Zufriedenheit der Regierung ausgefallen waren und dieser nahm nach verschiedenen Bedenklichkeiten am Abend des 8. September die Ernennung an. Es ist für die damaligen Verhältnisse bezeichnend, daß ihm zu Erfüllung seiner schwierigen Aufgabe ein Credit von nicht mehr als hundert Louisdor angewiesen wurde. Vorerst ging er noch nach Thun zum Besuche seiner Eltern; von dort sollte er über Luzern auf Zürich reisen.

An den General Andermatt hatten die zürcherischen Stadtbehörden noch am 8. September ein Rechtfertigungs- und Abmahnungsschreiben durch Expressen abgesandt und am 9. früh waren zwei Abgeordnete, Wyß und Schinz, nach Bern abgereist, um der helvetischen Regierung die nämlichen Bedenken zu eröffnen, welche man gegen Oberst Müller ausgesprochen hatte. In der Stadt zweifelte man inzwischen nicht im mindesten, Andermatt werde bald nachkommen, nnd man rüstete sich daher zum Widerstand. Die Militaircommission, welche von nun an eine Hauptrolle spielte, wurde permanent erklärt und mit ausgedehnten Vollmachten versehen, welche sie sich übrigens schon vorher hatte nehmen müssen. Denn ist einmal das Gewehr ergriffen, so

gilt es rasche Entschlüsse und die bedächtlichen Rathschläge müssen auf ruhigere Zeiten verspart bleiben. Aus verschiedenen Gegenden der Landschaft trafen angesehene Männer in Zürich ein, um Unterstützung anzubieten. Mit diesen wurden die nöthigen Verabredungen getroffen Die Wachen an den Thoren wurden verstärkt und der Entschluß gefaßt, die Vorräthe des Zeughauses für die Vertheidigung der Stadt zu benutzen. Im Laufe des Nachmittags versammelte sich auf dem Platze vor dem Zeughause diejenige Mannschaft, welche die Bedienung des Geschützes übernehmen sollte. Es waren Kanoniere der ehemaligen Miliz, auch andere Liebhaber, namentlich eine Anzahl stämmiger Handwerker, im Ganzen beiläufig 150 Mann; aber größer war die Zahl unberufener Neugieriger, die den Haufen verstärkte. Da die Thore des Zeughauses verschlossen waren und dem bloßen Rufe, man solle öffnen, Niemand antwortete, so wurden die Leute ungeduldig und es ließen sich Stimmen hören, man solle die Thore aufsprengen. Da erschien der Stadtcommandant, gebot Ruhe, und ging zu dem von ihm hochverehrten greisen Zeugherrn, um ihm, welcher seiner Pflicht gemäß die Schlüssel nicht hergeben durfte, Hausarrest anzukündigen und die Schlüssel wegzunehmen, deren Erscheinung draußen mit lautem Jubel begrüßt wurde. Auf den Wink des Stadtcommandanten erfolgte Stille und nun redete er den Leuten zu: Er sehe, daß hier viele seien, welche befehlen, und wenige, welche gehorchen wollen So könne es nicht gehen. Soll er ihr Anführer sein, so müssen sie ihm überlassen, ihnen Officiere vorzusetzen und sie müssen

ihm versprechen, diesen unbedingt zu gehorchen. — Abermaliger Jubel. — Nun ernannte er vorläufig zwei Chefs, einen für die große, den andern für die kleine Stadt. Diese stellten die Mannschaft vor dem Zeughause in Ordnung auf, bezeichneten die Commandanten der Stücke und führten jeder zum Dienste bestimmten Kanone ihre Bedienung an Kanonieren und Servans (Handlangern) zu. Alles ging in Ordnung und Stille vor sich. Die Kanonen ließ man, um unnöthiges Aufsehen zu vermeiden, noch im Zeughause stehen.

Inzwischen war auf der Landschaft eine große Bewegung entstanden und schon an diesem Tage versammelte Hürlimann vom Schwesterrain, gewesener Officier bei Roverea, 24 Bewaffnete im Amthause zu Rüti und alt-Amtshauptmann Weber von Ottikon führte 50 Mann nach Grüningen. Diese beiden Abtheilungen aber, welche sich zum Zuzug nach Zürich mit einem bei Uster sich versammelnden Aufgebote des Hauptmann Manz von Ränikon vereinigen wollten, wurden von einer 200 Mann starken Schaar der im Grüningeramte weit zahlreichern Anhänger der helvetischen Regierung zersprengt und 33 Mann zu Gefangenen gemacht. Im äußern Amt, jenseits der Thur, bot Major Wipf von Marthalen die junge Mannschaft auf, um der Stadt Zürich Hülfe zu leisten, wogegen der Arrondissements-Commandant Wuhrmann alle Exerciermeister aufforderte, keinen andern als den Befehlen der gesetzlichen (helvetischen) Behörden Folge zu leisten.

Am späten Abend traf in Zürich die zuverlässige Nach-

richt ein, daß General Andermatt mit einem starken Corps von Luzern gegen Zürich anrücke. Sogleich liefen Bestellte durch alle Straßen, zogen die Hausglocken an und riefen: Der Feind komme und jeder Bürger, vom 18. bis 45. Altersjahr, dem Ehre und Wohlfahrt der Vaterstadt am Herzen liege, soll sich bewaffnet beim Kornhause einfinden. Um 9 Uhr waren 5—600 Mann versammelt. Der Stadtcommandant, hoch erfreut über diese wackere Gesinnung, hielt nun eine kurze Anrede. Er sprach von der Pflicht der Nothwehr für Vaterstadt, Haus und Heerd gegen den feindlichen Ueberfall. Werde diese treu erfüllt, so seien auch wieder bessere Tage und eine unsern Wünschen, Sitten, Rechten und Gewohnheiten entsprechendere Ordnung der Dinge zu hoffen. Die Mannschaft wurde nun in Compagnien abgetheilt, wobei die 10 Compagnien der Bürgerwache die Grundlage bildeten. Auf die Wälle der kleinen Stadt wurden einige Kanonen gebracht und einige Mannschaft beordert.

Andermatt hatte in Luzern am 8. September, Abends 10 Uhr, den Brief des Obersten Müller erhalten und sich sogleich entschlossen, nach Zürich aufzubrechen: „Ich werde," schrieb er an Schmid „morgen den 9. in der Nacht vor „Zürich eintreffen und am 10. früh daselbst — in Güte „oder mit Gewalt — einziehen." Wirklich brach er am 9. früh um 6 Uhr von Luzern auf und um 11 Uhr Nachts traf er vor Zürich ein und bezog vereint mit Müllers Abtheilung, welche über die Sihlbrücke und an der Stadt vorüber zog, ein Freilager am rechten Ufer der Sihl auf

und hinter den Anhöhen bei der Brandschenke und dem Bürgli. Das Corps hatte folgenden Bestand:

General Andermatt (von Baar).

Chef des Stabes: Oberstlieutenant Jayet } Waadtländer.
Chef der Artillerie: " Prebois }
Chef der Husaren: " Dolder von Meilen.
Aide-de-Camp des Generals: Hauptmann Utinger v. Zug.
Adjoint beim Stabe: Hauptmann Guiger von Prangins (der nachmalige eidgenössische General).

7 Compagnien des 1sten Linienbataillons, Oberst Vonderweid.
3 " " 2ten " " Müller.
3 " " 1sten leichten Bataillons (Clavel).
2 " Waadtländer Grenadiere.
½ " Waadtländer Scharfschützen.
2 " Husaren.
1 " Artillerie.

Die Stärke der Compagnien war zwischen 50 und 70 Mann. Im Ganzen zählte das Corps ungefähr:

900 Mann Infanterie.
80 " Artillerie.
80 " Husaren.

Zusammen etwas über 1000 Mann. An Geschütz führte es mit sich 3 Haubitzen (2 24pfünder und 1 12pfünder).
5 Kanonen (muthmaßlich 1 6pfder u. 4 4pfder).

General Andermatt, damals 62 Jahre alt, hatte in seiner Jugend bei den Franzosen im Fischerischen Freicorps den siebenjährigen Krieg mitgemacht, durch Tapferkeit sich hervorgethan und drei Wunden davongetragen, hernach in

Frankreich eine Compagnie des Cantons Zug erhalten, während der ersten Revolutionskriege bei dem Condeischen Emigrantencorps, dann in Piemont und zuletzt bei den aus den piemontesischen Schweizerregimentern gebildeten helvetischen Legionen in Italien gedient, bei deren Auflösung er den Grad eines Obersten bekleidete Im October 1801 hatten ihm die Aristokraten mit dem Rang eines Brigadegenerals den Befehl über das helvetische Linienmilitair gegeben und er war in den militairischen Maßregeln gegen deren politische Gegner mit Entschiedenheit aufgetreten; allein da ihm sein Gehalt als helvetischer Senator an der Generalsbesoldung abgerechnet wurde, und er keineswegs ein Verächter des Geldes war, so erkaltete bei ihm bald die Freundschaft für die bisherigen Gönner Auch wollten ihn einige derselben im April 1802, als über sein Einverständniß mit den Gegnern kein Zweifel mehr walten konnte, ohne weiteres erschießen lassen, wenn nicht alt-Seckelmeister Caspar Hirzel von Zürich, damals Polizeiminister, sich dieser Gewaltmaßregel widersetzt hätte. Den General sowohl als andere Officiere des stehenden Militairs erfüllte der Gedanke an die Rückkehr eines Bundessystems nicht ohne Grund mit Besorgnissen für ihren Lebensberuf. Viele kümmerten sich mehr um militairische Beförderung als um die politischen Einrichtungen des Vaterlandes. In ihrer Sprache war jeder, der es nicht mit der Regierung hielt ein „Jakobiner." Jetzt vollends nach den Demüthigungen, die sie bereits erfahren, waren sie sowohl als ihre Soldaten voll Erbitterung und Kampfeslust wider die Insurgenten.

Die Waadtländer Eliten theilten diese Stimmung, obschon ein Theil derselben am 25. August in Bern sich geweigert hatte zu marschiren und sich erst zufrieden gegeben, nachdem zwei Kanonen mit brennender Lunte und Cavalleriebedeckung vor der Caserne aufgefahren waren. Auf dem Marsche von Luzern nach Zürich, welcher für alle Truppen mindestens 9, für einige 12 Stunden betrug, blieb kein einziger Nachzügler zurück.

Andermatt besaß in Beziehung auf sein Verfahren gegen die Stadt Zürich anfänglich keine besondern Vollmachten. Ob er aber ganz aus eigener Eingebung handelte, können nur solche beurtheilen, welche wissen was zwischen Oberst Vonderweid, welchen er kurz vorher nach Bern schickte und den Hauptpersonen der Regierung mündlich verhandelt worden ist. Doch ergibt sich aus seinem Briefwechsel, daß noch am Abend des 7. September er sich zunächst die Möglichkeit dachte, eher auf Bern als auf Zürich marschiren zu müssen. Es war auch ganz naturgemäß, daß jedermann erwartete, der Angriff auf die Helvetik werde von Bern ausgehen. Dort kam aber aus Ueberfluß an guten Rathgebern einstweilen nichts zu Stande. Beinahe läßt sich also annehmen, die Schilderhebung der Zürcher sei dem General unerwartet gewesen. Die ihm früher ertheilte allgemeine Instruction war so zweideutig gehalten, daß, der General mochte anstellen was er wollte, wenigstens die Regierung kein Vorwurf treffen konnte. „Vergessen Sie nicht, daß die Regierung den Bürgerkrieg als „das unseligste Ereigniß für unser Vaterland betrachtet“,

ferner: „Ihr Zweck soll sein, den Aufruhr der drei „(kleinen) Cantone wo möglich ohne Bürgerkrieg und so„bald als möglich zu beendigen.“ Dergleichen Zusprüche verrathen entweder Unschlüssigkeit der Regierung oder Uneinigkeit unter ihren Gliedern. Jedenfalls sind sie in der Instruction an einen General nicht am Platze, denn wenn dieser neben dem Militair instructionsgemäß den Menschenfreund und Staatsmann vorstellen soll, so kommt es gewöhnlich schief heraus. Am meisten konnte Andermatt der Unterstützung des sehr entschiedenen Kriegsministers Schmid versichert sein. Doch mag es hier am Platze sein zu erwähnen, daß bei Anlaß einiger Granaten, welche Andermatt auf Stansstad hatte werfen lassen, Schmid ihm verdeutete, es liege ohne Zweifel nicht in des Generals Absicht zu brennen (d'incendier), wo es nicht die gebieterische Nothwendigkeit erfordere. Andermatt rechnete übrigens so wenig auf ernsten Widerstand von Zürich, daß er noch in Luzern leichtsinniger Weise seinem einzigen tüchtigen Wundarzt Schiferli zum Besuch der Braut einen achttägigen Urlaub bewilligte, und ihn erst nach der ersten Beschießung von Zürich zurückrief mit der Bemerkung: „Wir haben hier bloß die Regimentsschlächter“ (les massacres des régimens).

Noch vor Mitternacht erschien zu Zürich vor der Sihlporte von einem Trompeter begleitet Oberst Vonderweid. Der Stadtcommandant verfügte sich auf das Löwenbollwerk, gewöhnlicher der Hund genannt, und fragte, was er wünsche. Der General sei angelangt, war die Antwort, und verlange

mit seinen Truppen eingelassen zu werden, um hier seine Garnison zu halten. — Es sei jetzt zu spät für solche Maßregeln, meinte der Stadtcommandant, man könne am Morgen davon reden. — „Wer befiehlt denn in Zürich? „Gibt es keine Municipalität hier?" — „Ja, es ist etwas „von der Art da, aber die Herren schlafen jetzt alle. Man „muß sie erst wecken." — Jetzt wandte Vonderweid sein Pferd und Meyer eilte nach dem Zunfthause zum Rüden, dem Versammlungsorte der Municipalität, wo große Bestürzung auf vielen Gesichtern zu lesen war. Nur Seckelmeister Hirzel schritt mit gelassener Miene „einem König „gleich" (wie sich der Erzähler die Könige dachte) im Zimmer auf und nieder, und sprach erhebende Worte. In diesem Augenblick ertönte vom Thurme des Großmünsters herunter das Feuerhorn. Ein Schreckensruf entfuhr mehreren Anwesenden, indessen zeigte sich bald, daß der Feuerschein, welcher das Lärmzeichen veranlaßt hatte, von den Lagerfeuern der feindlichen Truppen herrührte, wovon einige nächst dem Bleicherweg aufloderten. Der falsche Lärm hatte wenigstens die gute Wirkung, daß die Löschmannschaften auf ihre Posten eilten und die Spritzen in Bereitschaft gestellt wurden.

Um drei Uhr früh (Freitags den 10. September) wurde die Ankunft eines neuen Parlamentairs gemeldet. Abermals zeigte sich der Stadtcommandant auf dem Wall und nun verlangte der helvetische Officier sehr bestimmt, daß geöffnet werde. Es war wieder Vonderweid. Der General, sprach er, sei unwillig und nicht dafür hergekommen,

daß man ihn auf eine Antwort warten lasse. — Antwort: Man habe noch keinen Befehl zu öffnen. Vonderweid: „Wenn die Thore nicht in einer halben Stunde geöffnet sind, „so wird man sie einschießen!“ — Meyer: „Der Erst', der „Ander'!“ — „Bravo!“ ruft der anwesende Lavater, „das „ist die Antwort eines echten Schweizers“ und die Mannschaft des Wachtpostens stimmte jubelnd ein. Doch wie es in solchen Fällen geschieht, gingen auch ein Paar still nach Hause, weil sie noch etwas anzuordnen hatten.

Nach einer Stunde begann die Beschießung und bald überzeugte sich ein großer Theil der Bürger, daß die Sache nicht halb so gefährlich war, als sich manche früher vorstellten. Die ersten Granaten flogen ganz über die Stadt weg bis Fluntern, andere zersprangen hoch in der Luft, eine jedoch fiel auf dem Platze im Thalacker auf das Pflaster nieder und platzte vor der Fronte einiger hier versammelter Reiter, deren Pferde auseinander fuhren Der Stadtcommandant befand sich bei der Sihlporte, als die Meldung kam, die Helvekler wollen Sturm laufen beim Schiffschopf. Sogleich jagte er, von einigen berittenen Ordonnanzen begleitet, auf dem Wallgang der bedrohten Stelle zu. Unweit des Wollishoferpörtchens flogen den Reitern einige Flintenkugeln über die Köpfe Dem Commandanten war es in diesem Augenblicke widerwärtig, daß das Pferd eines seiner Begleiter immer nach seiner rechten Seite sich vordrängte: „Halt doch deinen Gaul zurück,“ sagte er etwas unwillig zu dem Reiter, „du siehst ja, es können hier nicht „zwei neben einander reiten.“ — „Es ist besser, es treffe

„mich als dich“ antwortete der treue Sonntagskamerad David Orelli (der nachmalige Stadtrath).

Es zeigte sich, daß einige feindliche Truppen, nämlich die Carabiniercompagnie des Bataillons Clavel und die Waadtländer Scharfschützen sich durch den Bleicherweg und die Bürklische Wiese (wo jetzt mehrere Häuserreihen nach dem See hin stehen) dem Schanzengraben genähert hatten. Der Stadtcommandant holte nun von einer auf dem Neumarktplatz aufgestellten Reserve eine Compagnie meist älterer Bürger herbei, und führte sie auf den Wall, wo sie das feindliche Feuer lebhaft beantworteten und viel Pulver verschwendeten. Besser zielte ein Jäger, auf dessen Schuß man einen feindlichen Plänkler von einem Baume herabfallen sah. Dies war der eine von den zwei Blessirten, welche dieser Angriff den helvetischen Truppen kostete. Sie wurden nach Luzern gebracht. — Daß dieser Vorfall damals als das Abschlagen eines Sturmes der Geschichte überliefert werden wollte, mag man jetzt belächeln; doch wird man zugeben, daß ohne den Muth der Zürcher aus dem feindlichen Angriff ein Sturm hätte werden können.

Dem feindlichen Geschütze antwortete von den Wällen das zürcherische ohne sichtbare Wirkung, ja es stand in Gefahr, aus Mangel an Kugeln verstummen zu müssen. Da erinnerte man sich, daß vor drei Jahren die Franzosen aus zürcherischem Geschütze gerade die jetzt bedroheten, damals von den Russen vertheidigten Fronten beschossen hatten. Man schritt zum Nachgraben, und fand bald eine dem augenblicklichen Bedürfnisse genügende Zahl kalibermäßiger Kugeln.

Die Vertheidiger hatten keinen Verlust zu beklagen, und die in der Frauenmünsterkirche versammelten Wundärzte blieben ohne Beschäftigung.

Die Municipalität hatte bei General Andermatt um freies Geleite für eine Abordnung nachsuchen lassen. Dieses wurde um 6 Uhr Morgens bewilligt und nachdem das Feuern beiderseits eingestellt worden, gingen Hirzel und Reinhard zu ihm hinaus in das Wirthshaus zum Sternen in Enge. Ihr Auftreten war von der Art, daß Andermatt unmittelbar darauf schreibt, er sei beinahe sicher, daß sie hartnäckig bleiben (je suis presque sûr de leur opiniâtreté); ebenso sei er überzeugt, daß sie ihn bei der Regierung verklagen werden. Ihnen mochte der Inhalt seiner Vollmachten gar wohl bekannt sein; sie forderten ihn daher auf, bis zu einer Antwort der Regierung, unter welcher beide Theile stehen, nicht weiter einzuschreiten. Der General gestand ihnen offen, er sei so verfahren, in der Hoffnung, in ein paar Stunden zum Besitze der Stadt zu gelangen. Dann berieth er sich mit seinen ersten Offizieren und stellte den Abgeordneten die Wahl frei, entweder bis Abends 6 Uhr ihn in die Stadt einzulassen, oder ihm gegen seine Zusicherung eines Waffenstillstandes von 24 Stunden, während dessen er die Antwort von Bern abwarten wolle, eine Porte einzuräumen. Die anwesenden helvetischen Officiere fügten hinzu, die Stadt warte vergeblich auf Zuzug vom Lande, denn die Zusammenziehung des Wipfischen sowohl als des Manzischen Corps sei bereits vereitelt. Diese Aeußerungen scheinen die Deputirten nicht erschreck

zu haben, denn auch Jayet schreibt dem Kriegsminister, der General habe vermeint, durch die Beschießung ein verirrtes Volk zur Besinnung zu bringen. Dieses scheine aber dadurch nur noch mehr aufgeregt. Es habe nicht den Anschein, daß sich die Stadt ergeben oder auch nur ein Thor einräumen werde. Schließlich verlangt er 2 Caissons mit Munition für 4pfünder Kanonen und 2 andere für 24pfünder Haubitzen.

Die Abordnung von Parlementairs hatte unter der Bürgerschaft großes Aufsehen erregt und ihr Mißtrauen gegen die Municipalität, welcher Mangel an Thatkraft vorgeworfen wurde, neu angefacht. Hinwieder hatte die Wirkungslosigkeit der Beschießung und die Ankunft von Hülfe ihre Begeisterung erhöht. Aus 3 Haubitzen und 2 Kanonen waren im Ganzen ungefähr 200 Schüsse auf die Stadt gefallen, von denen die Hälfte eingeschlagen und einigen Schaden an Dächern, Fenstern und Gebälk angerichtet, aber nirgends gezündet und Niemanden bedeutend verletzt hatte. Großen Jubel aber verursachte die Ankunft von Zuzügern ab der Landschaft. Die ersten waren einige Wipkinger, geführt von (dem nachmaligen Oberstlieutenant) Franz Hausheer, einige Rüschliker, welche Kläger über den See nach der Stadt brachte und einige Hottinger nebst andern, welche vereinzelt eintrafen, sodann Contingente von Oberstraß, Unterstraß (11 Mann) und Oberengstringen (10 Mann). Am stattlichsten war der Einzug eines geordneten Corps zu Roß und zu Fuß, geführt von Geilinger von Bülach und Krauer von Regensberg, die Dragoner

voran mit blasendem Trompeter und fliegender Zürcherstandarte in der alten dunkelblauen Montur mit rothen Aufschlägen und gelbem Lederzeug. Diesen folgten Infanterie und Jäger unter den Hauptleuten Schultheß von Glattfelden, Weidmann von Niederweningen und Bopp von Otelfingen. Einen andern geordneten Trupp führte Hauptmann Bleuler genannt Royal, ein bewährter Kriegsmann, aus der Gegend von Uster herbei, mit dem Bericht, daß Hauptmann Manz mit weiterm Aufbieten von Volk beschäftigt sei.

Besonders erfreute den Stadtcommandanten die Ankunft seines Freundes Major Ziegler, welcher von einem einzigen ihm nach seinem damaligen Wohnort Teuffen entgegengeschickten Ordonnanzreiter begleitet durch die Niederdorfporte eintritt. Fortan theilten sich die beiden Freunde in das Commando. Nebenbei übernahm Ziegler die militairische Organisation der Besatzung, welche derselben noch sehr bedürftig war. Es wurde unverzüglich zur Bildung eines Freicorps geschritten, welches auf den bedrohtesten Punkten der Festungswerke und nöthigenfalls auch zu Unternehmungen außerhalb derselben verwendet werden sollte. Beim ersten Aufruf traten 60 junge Männer in dasselbe ein, Studierende, junge Kaufleute der angesehensten Familien, junge Handwerker, auch einige gediente Unterofficiere und Soldaten. Ihr Hauptmann war der nachmalige Major Heinrich Meyer in Stadelhofen, die übrigen „Führer" (so nannten sich die Officiere) waren die spätern Oberstlieutenants Salomon Arter, Rudolf Römer und Heinrich Füßli, der nachmalige

Oberst eines Schweizerregiments in französischen Diensten Salomon Bleuler, und der später als Hauptmann in französischen Diensten gestorbene Melchior Nüscheler, welche beinahe alle sich im Kriege als tüchtige Officiere bewährt hatten. In den folgenden Tagen wuchs dieses Corps leichter Infanterie auf 125 Mann an. Neben den Namen der Stadtbürger, welche die Mehrzahl der Mannschaft bildeten, finden sich dabei auch diejenigen einiger Winterthurer, worunter der spätere Stadtpräsident und Oberstlieutenant Anton Künzli, dann mehrere aus den der Stadt nächstgelegenen Gemeinden und selbst eines schwäbischen Bäckergesellen. Die Uniform war grün mit schwarz; auf dem dreieckigen Hute prangte über einer hellblauen Kokarde ein grüner Roßhaarbusch Ferner hatte sich ein besonderes Jäger (Scharfschützen)-Corps gebildet unter Major Hans Jakob Orell vom Schanzenhof, Hauptmann Caspar Freudweiler und Lieutenant Georg Cramer. Die freiwilligen Reiter, ebenfalls grün mit dreieckigen Hüten, commandirten Capitain Franz Schweizer und Lieutenant Rudolf Bodmer. Chef der Artillerie war der spätere Cantonaloberst Heinrich Hirzel und dessen „Aide-Officier," der thätige und entschlossene Salomon Wyß, welcher in einer Weise, die sich von selbst gab, mit Meyer und Ziegler den Vertheidigungsrath des Platzes bildete.

In der Municipalität waren einige zum Nachgeben geneigt, denn wenn eine Rebellion mißlingt, so trifft die Strafe zunächst die Behörden, welche im Namen der Insurgenten das Wort führen. Allein seit zwei Tagen

regierten neben der Municipalität die militairischen Anführer, welchen mehr gehorcht wurde als der gesetzlichen Civilbehörde. Einer derselben war schon am 9. beim Unterstatthalter erschienen und hatte ihn ersucht, wie dieser verstand, im Namen der Municipalität, welche aber nichts davon wußte, sich in der gegenwärtigen Krisis passiv zu verhalten. Heute wurde nun durchgesetzt, daß Ausschüsse der Vertheidigungsmannschaft einberufen, und um ihre Meinung über Andermatts Forderungen befragt wurden. Natürlich erklärten diese alle, sie geben nicht zu, daß man die helvetischen Truppen einlasse, sondern seien entschlossen, eher das äußerste zu wagen. So dachten in der That beinahe alle jungen Leute, selbst solche, welche dem Einheitssystem zugethan waren. Der nächtliche Ueberfall hatte sie empört. Ihren Unwillen theilten auch mehrere ältere den Aufstand im Uebrigen mißbilligende Männer. Der Unterstatthalter Hofmeister, welcher seine Stelle im Unwillen über die von seinen Mitbürgern erlittene Unbill niedergelegt hatte, nannte nun in einer Zuschrift an die helvetische Regierung den General Andermatt einen „laschen Mordbrenner.“ Der greise Zeugherr Orelli brach seinen Arrest und kam auf den Wall, um sich eine Flinte geben zu lassen zu Vertheidigung seiner Vaterstadt. Die Verwaltungskammer (Cantonal-Verwaltungsbehörde) wollte zwar sich in die politischen Verhältnisse nicht mischen, zeigte sich aber gefällig durch Verabfolgung von Wein an die Besatzung aus den Kellern des Staats.

Aber alle Achtung verdient auch ein Beispiel bürgerlichen Muthes von einem helvetisch Gesinnten, dem Advocat Koller, welcher während seine Glaubensgenossen, und zwar solche der sonst beredtesten, sich aus der Stadt schlichen oder sonst mäuschenstill verhielten, die Keckheit hatte, in einer der Municipalität eingereichten Denkschrift derselben förmlich den Text zu lesen. Wie ein Präzeptor zu einem Schuljungen, sagt er ihr unter anderm: Quicquid agis prudenter agas et respice finem (Was du thuest, thue mit Vernunft und denke ans Ende). Ja selbst der bewaffneten Mannschaft versetzt er einen Hieb, indem er ihre Entschlossenheit als „eitle Bravour" hinstellt. Dieser Mann ist 30 Jahre später als Greis nicht minder selbstständig gegen die damaligen Tonangeber des neuern Liberalismus aufgetreten.

Abends 6 Uhr gingen die Deputirten wieder hinaus in Begleit des alten General Steiner, welcher mit Andermatt vom französischen Dienste her bekannt war. Sie verlangten einen Stillstand bis zum Abend des 13ten Bis dahin würde man Befehle aus Bern erhalten. Andermatt war klug genug, um einzusehen, daß es nur darauf abgesehen war, Zeit zu gewinnen, bis die kleinen Cantone wieder losschlagen und der Aufstand auch anderwärts ausbrechen würde Jayet drückt sich übrigens in einem Briefe an den Kriegsminister ganz unrichtig aus, indem er sagt, die Deputirten seien gekommen, um des Generals Gnade anzuflehen (pour implorer sa clémence). Im Gegentheil erklärten sie ihm, er werde für alle unglücklichen Folgen,

welche kein Abschlag haben möchte, verantwortlich sein. Andermatt zeigte seinerseits eine feste Haltung, beharrte darauf, daß ihm das Thor geöffnet werde, und so ging man wieder auseinander.

Von Bern war im Laufe des Tages der alt-Regierungsstatthalter Pfenninger, welcher die Hauptstadt Helvetiens am 9. Abends 8½ Uhr verlassen hatte, in Andermatts Hauptquartier eingetroffen, wie Pfenninger selbst schreibt, mit einer Ordre „die strengsten Maßnahmen gegen die Stadt „Zürich zu gebrauchen, wenn solche nicht durch Güte erhal„ten werden kann.“ Offenbar war dies ein Brief des Kriegsministers vom 9., worin es heißt: Ein solcher Rebellionsact müsse im Keime erstickt werden und man überlasse dem General alle Mittel zur Ausführung, die er erforderlich finde (je vous abandonne tous les moyens d'exécution que vous jugerez convenables). Schmid hatte in dieser Sache überhaupt leidenschaftlich gehandelt, namentlich auch der Regierung den Abmarsch Andermatts von Luzern im Einverständniß mit dem Landammann Dolder so lange verschwiegen, daß ein allfälliger Gegenbefehl zu spät kommen mußte. Nun befahl er dem General, nach Einnahme der Stadt alle Behörden einzustellen und dieselbe militairisch zu regieren, auch die Truppen auf Kosten der Gemeinde zu verpflegen. Diese Aufträge genehmigte auch die Regierung, welcher die Sache erst am 11. September vorgetragen wurde, doch mit dem Anhange, daß nach Ankunft des „Generalcommissairs“ (wie er einzig in diesem Beschlusse bezeichnet ist) May die Verfügungen der

Civilgewalt diesem allein überlassen sein und auch militairische Maßnahmen mit ihm berathen werden sollen.

Der General, welcher noch am Vormittage dem Kriegsminister geschrieben, er werde am Abend nach 6 Uhr die Beschießung wieder aufnehmen, hatte auch seit Pfenningers Ankunft, welcher nun nach allen Theilen der Landschaft Aufgebote im Namen der helvetischen Regierung erließ, diesem aufgetragen, den Milizen anzuzeigen, daß sie am folgenden Morgen in Enge einzutreffen haben. Gegen den Abend aber veränderte er seinen Plan und beschloß, die Stadt von der Ostseite anzugreifen. Die Stadt an beiden Ufern der Limmat einzuschließen, war er zu schwach. Hinwieder besaßen auch die Vertheidiger bei weitem nicht die Mittel, die nach den Regeln der Kunst angelegten Festungswerke vollständig zu benutzen. Es war keine Rede davon, daß man den bedeckten Weg und die Außenwerke hätte bewaffnen können; man mußte sich im voraus auf die Vertheidigung des Hauptwalls beschränken. Dadurch wurde dieselbe an vielen Stellen zur bloß frontalen. Diese begünstigte auf der bisherigen Vertheidigungsfronte der nasse Graben. Auf den Fronten der großen Stadt hingegen ging dem Vertheidiger dieser Vortheil ab, und da der trockene Graben, der diese umgab, an vielen Stellen vom Hauptwall nicht eingesehen war, so konnte Andermatt ganz wohl sich mit der Hoffnung schmeicheln, mit seinen 1000 kriegsgewohnten Soldaten mittelst einer Leitersteigung auf den Wall zu gelangen. Nicht ohne Grund durfte er auch voraussetzen, daß schon seine Erscheinung auf dem

die Stadt und ihre Schanzen hoch überragenden Zürichberg bei einer großen Zahl der Einwohner einen tiefen Eindruck erzeugen werde. Denn selbst unter gedienten Militairs gibt es nicht wenige, die das viele bloß scheinbare unter den Vortheilen, welche eine überhöhende Stellung gewährt, ja selbst die Nachtheile, welche sie an sich tragen kann, von der reellen Wirkung nicht auszuscheiden wissen, sondern sich von dem allerdings in der menschlichen Natur liegenden Gefühle beherrschen lassen, der höher Stehende habe unter allen Umständen den Vortheil.

Am späten Abend riefen Landleute aus dem Bleicherweg den Wachen auf den Wällen zu, die Helvekler seien abgezogen — seeaufwärts. Bald darauf erschien ein sonst wackerer Officier bei dem Commandirenden und meldete in einiger Hast, der Feind werde über den See fahren und gedenke den Zürichberg zu besetzen. „Dann drehen wir uns um," war Zieglers kurze Antwort, von einem Blicke begleitet, welcher den Meldenden wieder ins Gleichgewicht setzte. In der Absicht, jene Ueberfahrt dem Feinde zu erschweren, führte Ziegler unverzüglich eine Abtheilung des Freicorps mit einer Kanone auf das Zürichhorn im Seefeld. Aber obschon es Vollmondszeit war, ließ sich nichts entdecken. Man hörte nur das Getrampel der Pferde beim Betreten der Fahrzeuge, und anderes vom Einschiffungsplatze herrührendes Geräusch und kehrte unverrichteter Dingen nach der Stadt zurück. In der That begann die Ueberschiffung erst am frühesten Morgen des 11. September als der Untergang des Mondes dem Unternehmen den Vortheil der

Dunkelheit verschafft hatte. Die Sache ging langsam von Statten. Um 8 Uhr Abends hatte der Abmarsch der Truppen aus Enge nach Wollishofen und Thalweil begonnen und erst am 11. Nachmittags 3 Uhr war Alles bei Küßnacht ausgeschifft und wieder marschfertig.

In der Stadt herrschte an diesem Tage eine große Rührigkeit. Die Kanonen rasselten durch die engen Gassen nach den Wällen der großen Stadt. Ein paar Stücke, welche schon an der ersten Bombardementsnacht durch den Einfluß der vox populi, vielleicht in Erinnerung an den alten Zürichkrieg, auf den Lindenhof gebracht worden waren, blieben daselbst aufgestellt, da man dem Wunsche der Kanoniere auch mit dem rückhaltigen Gedanken Rechnung tragen konnte, dieses Geschütz gegen die innere Seite der eigenen Wälle, falls sie der Feind ersteigen sollte, zu verwenden. Den Löschanstalten wurde eine vermehrte Sorgfalt gewidmet, und namentlich dafür gesorgt, daß auf den Dachboden der Gebäude Wasser in großen Gefäßen bereit stand.

Nach allen zugänglichen Theilen der Landschaft wurde das Ansuchen um Zuzug erneuert. General Steiner ging nach Regensberg ab, um in dortiger Gegend ein Corps zu sammeln, an welches sich das von den Gerichtsherrn Escher von Berg und Meiß von Teuffen, und dem Major Wipf von Marthalen geleitete Aufgebot der nördlichen Landestheile anschließen sollte. Die Insurrection gegen die helvetische Regierung trat nun, seit von Andermatt kein Nachgeben zu erwarten war, unverholener auf. Man schrieb an Aloys Reding Namens der Municipalität zu Handen

der drei Urstände, und ebenso nach Glarus und ersuchte um „theilnehmende Einwirkung zu Befreiung aus der obschwebenden Gefahr.“ Daß man sich privatim deutlicher über die Art dieser Einwirkung ausdrückte und nach allen Enden der Schweiz die Gleichgesinnten zur Beihülfe aufforderte, ist kaum zu bezweifeln.

Ganz unerwartet traf an diesem Tage von Constanz her, wohin er am 23. August aus seiner Heimat Näfels sich einstweilen übergesiedelt hatte, General Bachmann in Zürich ein, in Begleit des Hauptmanns Wagner von Bern, eines tüchtigen Haudegens. Die Municipalität fand es schicklich, ihn durch Hirzel und Reinhard bewillkommen und ihm das Commando antragen zu lassen, worauf er in verbindlichen Ausdrücken der Stadt seine Dienste anbot. Nun glaubte man den bisherigen Stadtcommandanten in schonender Weise auf die bevorstehende Uebertragung des Befehls an einen Andern vorbereiten zu sollen. Meyer erklärte sich sogleich bereit, seinem geliebten frühern Chef, bei welchem er noch zwei Jahre zuvor, als Volontair Adjutantendienste gethan und mit welchem er in ununterbrochenem freundschaftlichem Briefwechsel stand, sich unterzuordnen. Dagegen sprach er nicht aus, daß ihm die Sache etwas lächerlich vorkam, denn der brave General Bachmann besaß zwar neben den Eigenschaften eines liebenswürdigen Hofmanns diejenigen eines vorzüglichen Regimentschefs und wurde namentlich wegen seiner strengen Rechtlichkeit und gewissenhaften Fürsorge für seine Soldaten von seinem Regimente wie ein Vater verehrt, aber daß er sich zu Leitung einer

so bunten Wirthschaft entschließen könne, wie in diesem Augenblick die Besatzung von Zürich war, bei welcher nur das bürgerlich trauliche Verhältniß, in welchem Alles zu einander stand, über vielfache Anstöße und Confusionen weghelfen mußte, war kaum zu glauben. In der That wurde nach ein paar Stunden an den bisherigen Stadtcommandant mit geheimnißvoller Miene das Ansuchen gestellt, „einer angesehenen fremden Person," für welche man unbedenklich diese égards haben dürfe, das Thor zur Abreise öffnen zu lassen. „Ich lasse dem Herrn General glückliche Reise wünschen", gab Meyer lächelnd zur Antwort, als er die gewünschte Ordre ausstellte.

Vom Lande rückten neue Zuzüger ein, namentlich brachten Major Brändli von Meilen und andere Freunde vom rechten Seeufer ein ansehnliches Contingent. Bereits konnten aus den Landleuten 8 Compagnien formirt und eine Zahl älterer Männer des Gewehrtragens überhoben und zu den Feuerspritzen versetzt werden. Die Zuzüger wurden bei den Bürgern einquartirt. Nebst Speise und Trank erhielt jeder von der Stadt täglich einen Bock (vier alte Batzen) und später, als sie entlassen wurden, zum Andenken einen dankbaren gedruckten Abschied und einen Zürichthaler. An Geld war kein Mangel. Einige reiche Herren halfen mit Vorschüssen nach, so das Haus Caspar Schultheß und Compagnie mit tausend Louisdor auf vier Monate ohne Zins.

Allerdings hatten diese Zuzüger kein gar militairisches Aussehen; wenige trugen die alte Zürcheruniform, einige

Wehnthaler ihre Landestracht mit den Schlotterhosen, alle aber waren gut gekleidet, indem durchweg ehrenfeste Leute, Söhne wohlhabender Bauern oder ehmals obrigkeitliche Bedienstete, Lehenleute und dergleichen den Kern dieser Mannschaft bildeten. Den Hut schmückte über der hellblauen Kokarde, dem gemeinsamen Feldzeichen der Besatzung, ein grüner Zweig. Die Weglassung der weißen Hälfte an der alten Standesfarbe sollte die Gleichstellung von Stadt und Landschaft andeuten.

Im Nachmittag rückte Major Ziegler mit dem Freicorps, welches bereits so angewachsen war, daß es in vier Züge formirt werden konnte, nach dem Zürichberg und Adlisberg aus, theils um über den Anmarsch des Feindes ins Klare zu kommen, theils um den Marsch eines 400 Mann starken Zuzugs zu decken, welchen Hauptmann Manz aus der Gegend von Wangen herbeiführen sollte Noch war kein Feind sichtbar, aber eben so wenig näherte sich der erwartete Zuzug. Als man daher am späten Abend vernahm, daß Andermatt um 6 Uhr von Küßnacht aufgebrochen sei, schrieb Ziegler an Manz, er solle nicht nach der Stadt, sondern seitwärts nach Rümlang ziehen und sich an General Steiner anschließen. Das Freicorps aber führte Ziegler nach der Stadt zurück.

An eben diesem Nachmittag war eine kleine Abtheilung Reiter und Infanterie aus der Stadt gegen Albisrieden und Uetikon entsendet worden, um diese Dörfer gegen eine Schaar zu schützen, welche von Affoltern und Hedingen her in der Absicht sich näherte, die jungen Leute zum Dienste

gegen die Stadt zu zwingen. Dieser Auszug hatte den gewünschten Erfolg, die Feinde wurden verjagt und 8 Gefangene zurückgebracht.

Nach einem anstrengenden Marsche von Küßnacht über Itschnach, Gößikon, Waltikon, Ebmatingen, dann rechts an Wytikon vorüber durch den Katzenschwanz und über den Adlisberg, traf das Andermattische Corps Nachts um 11 Uhr auf dem Zürichberg ein und schritt am folgenden Tage, Sonntags den 12. September, zum Bau von Batterien. Die Truppen waren voll Eifer und Jayet findet es bemerkenswerth, daß nicht ein einziger Mann auf diesem Marsche desertirt war Auch der General war voll Zuversicht: „Diese Stellung ist die beste (gegen Zürich)," schreibt er an Schmid. „Von hier aus werde ich diese Herren von „Zeit zu Zeit begrüßen, aber um nicht auszukommen, muß „ich die Munition sparen. Ohne dieses nothgedrungene „Sparen wäre ich in der Stadt. So widrig mir die Anwendung glühender Kugeln ist, so werde ich doch in nächster Nacht einige hineinschicken, nicht, um die Stadt zu „verbrennen, sondern damit sie meinen Truppen die Thore „öffne."

Ein Theil des Freicorps und der Besatzung war unzufrieden, daß man gestern nicht versucht hatte, den Zürichberg zu behaupten. Selbst der sonst so einsichtige Reinhard äußerte darüber gegen Ziegler sein Befremden. Heute nun wurde das Geschrei nach einem Ausfall unter den jungen Leuten allgemein. Einige alte Kriegsgurgeln hatten ihnen Branntwein mit Schießpulver vermischt als ein Con-

rage verleihendes Mittel vorgetrunken, und mit lautem Jubel zog die Bande unter Trommelschlag nach der Kronenporte. Da erschienen aber die Obersten mit sehr ernster Miene vor der Fronte, hielten ihnen das Unsinnige ihres Vorhabens vor und verwiesen sie zum Gehorsam.

In der That hoffte Andermatt auf einen Ausfall, welcher ihm den Kern der Vertheidiger in die Hände geliefert hätte. Er konnte dieselben ruhig bis auf den Absatz des Schmelzbergs vordringen lassen und sie daselbst mit seinen an Zahl und Uebung überlegenen Truppen umzingeln und aufreiben, vielleicht auch im Nachsetzen beim ersten Anlauf in die Stadt gelangen.

Mit der Verpflegung seiner Truppen kam er in einige Verlegenheit, da sich keine Lieferanten zeigten. Diejenigen, auf welche er sich verließ, hatten vorgezogen mit der Stadt Contracte zu schließen. Er war also genöthigt zu requiriren. Dies geschah namentlich in Hottingen. Diese Gemeinde suchte Hülfe bei der Stadt, und da man es billig fand, sie nicht im Stiche zu lassen, so wurde das städtische Commissariat angewiesen, das entsprechende Quantum Lebensmittel den helvetischen Truppen zu liefern. Dieser eigenthümliche Beschluß ist im Municipalitätsprotocoll registrirt: „Speisung des Feindes."

Während dieses Sonntags hatte der General viel Bescheid zu geben. Von mehrern Gemeinden kamen Milizen herangezogen, um ihm wider die Stadt zu helfen. Er fand aber nur zwei Compagnien von Stäfa (Commandant Schultheß, Hauptleute Hürlimann und Bodmer) brauchbar,

die übrigen waren ungeordnet, zum Theil zusammengelaufenes Gesindel, welches die Hoffnung auf Plünderung herbeilockte, oder Leute, welche von diesen „Prügelbuben" durch Drohungen gezwungen worden waren, sich an sie anzuschließen. Von der Gemeinde Meilen hingegen kam eine Abordnung mit der Erklärung, wenn der General nicht von seinem Verfahren ablasse, so werde sie zum Beistand der Stadt gegen ihn aufstehen und auch die benachbarten Gemeinden dazu einladen. Zwei nachdrückliche Vorstellungsschreiben erhielt er von dem abgetretenen Regierungsstatthalter Ulrich. Die Anwendung „barbarischer" Mittel, fand dieser, wäre um so voreiliger, als die Ankunft des Regierungscommissairs binnen wenigen Stunden erfolgen könne. Endlich kam am Abend noch eine Abordnung der Verwaltungskammer, welche ihm Briefe der Regierung aus Bern überbrachte, deren Hauptinhalt der schon erwähnte Beschluß vom 11. September bildete. Diese Abgeordneten suchten ihn ebenfalls zu Einstellung der Feindseligkeiten bis zur Ankunft des Regierungscommissairs zu bewegen. Die Zurüstung zum Rösten der Kugeln war nicht verborgen geblieben und hatte die Gemüther sehr aufgeregt.

Der General gab Allen, wie auch am folgenden Tage einer für die Schonung der Stadt Zürich nachdrücklich sich verwendenden Abordnung der Stadt Winterthur, höfliche, aber kurze Antworten: Er betrachte die Stadt Zürich als im Rebellionszustande gegen die Regierung und verlange vor Allem, daß man ihm die Thore öffne. Eine gütliche

Vermittlung von Seite der Regierung könne nur durch ihn und sonst durch Niemanden eingeleitet werden

Der Regierungscommissair May, dessen Reise verschiedentlichen Aufschub erlitten, war am 11. September Abends in Luzern angelangt, woselbst er vernahm, Zürich sei Tags zuvor beschossen worden. In der Hoffnung, daß stündlich die Nachricht von Andermatts Einzug eintreffen dürfte, verweilte May 36 Stunden in Luzern; dann aber reiste er doch am 13. früh um 3 Uhr ab und nahm den Weg über den Albis nach Thalweil, von wo er über Küßnacht die Reise nach dem Zürichberg fortsetzte. Unterwegs erreichte ihn die Kunde von dem Aufstand des Cantons Baden, von dem Anmarsch von 400 Glarnern, von dem Aufgebot im Appenzellerland und anderes, was ihn überzeugen mußte, daß die Sache der helvetischen Regierung sich stündlich verschlimmere.

Inzwischen hatte in der Nacht vom 12. zum 13. das zweite Bombardement begonnen, wozu abermals 3 Haubitzen und 2 Kanonen verwendet wurden. Die Kanonen standen links vom Schlößli in Batterie, die Haubitzen zum Theil oberhalb Fluntern, zum Theil rechts vom Dorfe an der Straße über den Schmelzberg. Gleich nach Mitternacht fielen die ersten Schüsse und die Beantwortung folgte so rasch, daß einige Leute im ersten Augenblicke nicht wußten, welcher Theil zuerst geschossen hatte. Mit kurzen Unterbrechungen hielt die Kanonade 6 Stunden an Obschon auch diesmal von Seite der helvetischen Artillerie kein systematisches Verfahren scheint befolgt worden zu sein, so

konnte es ihr nicht fehlen, daß nur wenige ihrer Geschosse in der dichten Häusermasse der großen Stadt, namentlich des Niederdorfs, verloren gingen. Es wurden 260 Kugel- und 40 Granatschüsse gethan. Von diesen 300 Schüssen schlugen ungefähr 170 ein, worunter 21 glühende Kugeln. An mehr als 30 Orten wurde theils durch diese Kugeln, theils durch Granaten gezündet, aber schnell war Hülfe zur Stelle und nirgends kam das Feuer zum eigentlichen Ausbruch. Daß nahe an 30 Geschosse die Gebäude des Spitals trafen, mag dessen Lage mit sich gebracht haben, steigerte aber die Erbitterung gegen das helvetische Militair aufs äußerste. Sonst wurde außer dem schon erwähnten, sehr geschätzten Diacon Schultheß, welchem das Platzen einer Granate das Leben raubte, niemand bedeutend verletzt.

Die zürcherische Artillerie erwiederte aus beiläufig 24 Kanonen das feindliche Feuer nach Andermatts Bericht ziemlich gut. „Wenn ich sage ziemlich gut (assez bien)," fügt er jedoch hinzu, „so versteht sich dieses nur von dem „Lärm, den sie macht, denn sie hat uns keinen Schaden „gethan." Auch Prevots, übrigens selbst kein Hexenmeister im Artilleriesache, hat sich nachmals geäußert, es sei eine einzige Kanone gewesen, auf welche die Helvetier ein wenig haben achten müssen. Die Zürcher hingegen erzählten sich, eine von Conrad Stadler gerichtete Kanone auf dem Lindenhofe habe gleich anfangs eine helvetische Haubitze demontirt. Die helvetischen, allerdings sehr lückenhaften Acten erwähnen dieses Umstandes nicht. Im übrigen war das Feuer der städtischen Geschütze theils gegen die feindliche

Kanonenbatterie, theils gegen die Truppen gerichtet, wenn solche als Patrouillen oder Tirailleurs sich blicken ließen.

Von allen Kirchthürmen erschallte das Geläute der Glocken, was in und außer der Stadt großen Eindruck machte. Viele alte Leute beteten für die Stadt, wie es damals überhaupt bei Feuersbrünsten in mancher Haushaltung Sitte war zu beten. Eine Nachbargemeinde, welche sich in diesen Unruhen neutral erklärt hatte, sprach doch die Bereitwilligkeit aus, wenigstens mit ihrer Feuerspritze Hülfe zu leisten. Hin und wieder befanden sich Gruppen von Zuschauern jeden Alters und Geschlechts, wie z. B. auf einer Anhöhe bei Hottingen, wo verschiedene Aeußerungen fielen und einige, welche sich verlauten ließen: „Wills „Gott wird doch diese Granate zünden", nicht ohne eine tüchtige Tracht Schläge den Fleck räumen mußten. Die nämliche Versammlung blickte mit einiger Scheu auf ein Individuum, welches einen weißen Uniformrock trug. Das sei der Spion hieß es, er selbst habe es gesagt und man habe gesehen, wie er die Schanzen spioniert habe, wie hoch sie seien und wie tief der Graben.

Die Vertheidigungsmaßnahmen des Stadtcommandos waren in der Art getroffen, daß die Thore gehörig besetzt, auf den Wällen hingegen nebst dem Geschütz nur einzelne Beobachtungsposten aufgestellt waren und dieselben fleißig abpatroullirt wurden. Die Hauptstärke der Besatzung war in der großen Stadt auf den Plätzen vor den Eingängen aufgestellt, welche vom Hirschen- und Seilergraben in die innere Stadt führen, deren alte Ringmauer und Thorge-

wölbe zum Theil noch erhalten waren. Je ein paar Compagnien standen bei der Limmatburg oder dem Niederdörflerthor, auf dem Predigerkirchhof, beim Kronenthor, beim Junkern- oder Lindenthor und beim Oberdorfthor. Jedem dieser Posten war ein gedienter älterer Officier, die meisten aus ehmals französischen Diensten, vorgestellt. Diese Reserven, welchen auch einige Kanonen beigegeben waren, konnten mit Leichtigkeit nach den bedroheten Stellen des Walles gebracht werden, und im äußersten Nothfall dem über den Wall gedrungenen Feind, der dabei nothwendiger Weise in einige Unordnung kommen mußte, in Masse zum Handgemeng entgegen gehen. Die kleine Stadt blieb nicht vernachläßigt. Auf dem Neumarktplatz beim Zeughause stand eine Art alter Garde, deren Anführer sich Wirz, Commandant le corps de réserve, unterzeichnete. Die Löschanstalten waren musterhaft geordnet. Neben den ältern oder sonst nicht mit dem Gewehr vertrauten Leuten fanden Dienstboten, Gesellen, Tagelöhner hier ihre Verwendung. Diese theilten den Eifer des Militairs und waren besonders über die glühenden Kugeln erbost. „Man konnte zwei „Tausen Wasser über einen solchen Fluch schütten, so blieb er doch noch heiß", so erzählte ein ehrlicher Tagelöhner, welcher die Hand ein wenig zu früh nach dem Fang ausgestreckt hatte. Die größern Schuljungen, welche noch nicht zum Freicorps taugten, wurden von der Straße weggeschickt ins Zeughaus zum „Patronenmachercorps", bei welchem namentlich die Waisenknaben gute Dienste leisteten. Verschiedene zweckmäßige Maßregeln trafen Einzelne aus

sich selbst. So erhielt man aus dem Eßlingerschen Lusthäuschen, gegenüber der hohen Promenade, von wo der Feind durch ein Telescop beobachtet wurde, regelmäßige Meldungen über dessen Anordnungen.

Einiges wurde auch versäumt oder vergessen, oder aus Mangel an Zeit und Leuten unterlassen. So blieb z. B. die ganze Reihe der hölzernen Marktbuden auf dem Seilergraben unberührt stehen.

Gegen sechs Uhr des Morgens nahm die Beschießung ab. Granaten wurden keine mehr geworfen. Das Kanonenfeuer hingegen wurde von der helvetischen Artillerie bis Abends 4 Uhr, jedoch bloß mit etwa vier Schüssen auf die Stunde, ziemlich erfolglos unterhalten. Man bemerkte aus der Stadt, daß die zürcherschen Kugeln ausgegraben wurden und schloß daraus, daß die Munition den Helvetiern auszugehen beginne, was auch der Umstand zu bestätigen schien, daß sogar einige Steine nach der Stadt geschossen wurden. Schon bei der ersten (?) Beschießung soll ein solcher durch das Dach des Hauses zum Schneeberg gefahren und auf dem Dachboden niedergefallen sein.

Am frühesten Morgen dieses Tages sah man auf den Hochwachen des Badergebietes Feuerzeichen auflodern. Im Laufe des Tages lief die Nachricht ein, daß im Siggenthal der Sturm ergangen sei und das Volk dem General Steiner nach Regensberg zuziehe. Von Unterengstringen, Oetweil und Weiningen rückten Zuzüger in die Stadt ein und wurden in die Compagnien der Landleute eingetheilt, welche eine Gesammtstärke von mehr als 800 Mann erreichten.

Dagegen hatte sich auch beim Andermattischen Corps die Stärke der zuziehenden Milizen und Landstürmer auf 2000 Mann vermehrt. Dieselben waren aber in so schlechtem Zustande, daß er die meisten nach Kloten schickte, um gegen die Corps des Generals Steiner und Hauptmann Manz von Nänikon verwendet zu werden. Den Befehl in Kloten übergab Andermatt einem andern Commandanten, Manz, früher Goldschmid und Bürger von Zürich. Eben dahin entsendete Andermatt an diesem Tage den Oberst Dolder mit seinen Husaren und einer Compagnie Linieninfanterie. Als dieser vernahm, daß Oberst Escher von Berg mit einem Corps von 5—600 Mann im Anmarsch sei, um sich mit dem Aufgebot des General Steiner bei Regensberg zu vereinigen, eilte er jenem entgegen. Eine von Eschers Compagnien unter Hauptmann Rahn war bis Embrach und Lufingen vorgegangen. Die Husaren überraschten und zersprengten dieselbe. Die Hauptleute Rahn und Schaufelberger und Lieutenant Bernhard von Wülflingen fielen blessirt nebst 48 Mann in Gefangenschaft. Das Militair sowohl als einige ihm nachfolgende Prügelbuben verübten grobe Excesse. So wurde der als Anhänger der Stadt bekannte Untervogt Spörri in Embrach, ein alter, wehrloser Mann, gemordet. Der ebenfalls gefangene Lieutenant Fehr von Gütikhausen wurde von dem helvetischen Hauptmann Grimm schmählich behandelt, was einige Wochen später in dem Gefechte bei Faoug zur Folge hatte, daß Fehr, welcher als Reiter demselben beiwohnte, auf Grimm, den er entdeckte, losstürzte und in der Hitze

nichtachtend, daß dieser, wie er wenigstens später behauptet hat, den Degen schon abgegeben, ihm das Gesicht zerfetzte.

Gegen den Abend scheint Andermatt Vorbereitungen zu einem Sturmangriff getroffen zu haben. Seine leichte Infanterie näherte sich der Niederdorfporte und den anstoßenden Wällen und plänkelte auch über die Limmat hinüber mit unsern im Schützenplatz postirten Jägern. Muthmaßlich sollte hier der Scheinangriff geschehen, die Sturmcolonnen aber auf der Platte bei Fluntern gebildet werden und die Ersteigung nächst dem Hottingerpörtchen auf der Fronte des sehr niedrigen Walls bei St. Anna erfolgen. Da traf um 5 Uhr der Regierungscommissair May ein, befahl die sofortige Einstellung des Feuers, und sandte einen Parlementair nach der Stadt mit dem Auftrag an den Unterstatthalter Hofmeister, sich in das Hauptquartier zu verfügen.

Ehe dieser anlangte, bemühete sich May, den von Andermatt und einem Theil seiner Officiere verlangten Sturmangriff zu hintertreiben. Die Vorstellungen, welche er ihnen im Interesse der Menschlichkeit u. s. w. machte schlugen wenig an. Tiefern Eindruck bewirkten seine Andeutungen über die Veränderungen, welche die nächste Zukunft im Regierungssystem herbeiführen dürfte, da es vielen Officieren nur um Beibehaltung ihrer Anstellung, gleichviel unter welcher Herrschaft, zu thun war.

Um 6 Uhr stellte sich Hofmeister im Hauptquartier ein in Begleitung des von seiner erfolglos gebliebenen Sendung nach Bern zurückgekommenen David Wyß. Sie

brachten die nämlichen Sachen vor, „welche mich schon so oft gelangweilt haben“, schreibt Andermatt. May zeigte sich nachgebend und versprach bis 1 Uhr nach Mitternacht die Feindseligkeiten nicht erneuern zu lassen, falls die Municipalität bis dahin Abgeordnete schicken werde.

Während nun die halbe Nacht hindurch unterhandelt, hin und her geschickt und endlich die Frist zu der Abordnung auf den folgenden Morgen um 6 Uhr verlängert wurde, entstand plötzlich in der Stadt ein gewaltiger Rumor. Eine Ordonnanz oder ein Bediensteter, welcher bei dem Stadtcommandanten gegen Mitternacht etwas abzugeben oder anzufragen hatte, fand denselben nicht auf seinem gewohnten Zimmer, wo sonst mit ihm auch Ziegler oder wenigstens einer von beiden zu treffen war. Das auf dem Tische stehende Licht war weit hinabgebrannt. Bedenklich zog der Mann ab, theilte seine Verwunderung über das Geschehene und seine Besorgnisse andern im Vertrauen mit, und bald lief durch die Stadt das Gerücht, die Helvekler rüsten sich auf der Platte zum Sturm und man wisse nicht, wo Meyer und Ziegler hingekommen seien. Auch die Municipalität gerieth in Unruhe und sorgte sogleich für stellvertretende Anführer. Jene zwei saßen inzwischen in einem andern Zimmer von Meyers Wohnung in traulichem Gespräche sich berathend beisammen, und erst ein auf der Straße entstandenes Geläufe störte sie auf und setzte sie von dem umlaufenden Gerüchte in Kenntniß. Sogleich warfen sie sich aufs Pferd und beritten alle Wachtposten, um durch ihr persönliches Erscheinen die Leute zu beruhigen.

Im Schlößli hatte der Regierungscommissair May diese Nacht wohl auch nicht auf Rosen geruhet. Dem Einheitssystem ergeben, hatte er wohl gehofft, in Zürich im Namen der Regierung als Hersteller der Ordnung auftreten und den Frieden gebieten, aber zugleich durch ein menschenfreundliches und versöhnendes Benehmen die entzweiten Gemüther vereinigen zu können. Jetzt aber war er bereits überzeugt, daß die Insurrection weit breitere Grundlagen hatte, als er geahnet und daß es sich nur noch darum handeln konnte, für die Regierung den Schein der Autorität zu retten, bis die von ihr bereits angerufene Vermittlung Frankreichs ihre Wirksamkeit zeigen würde. Von Wohlwollen gegen die Stadt Zürich beseelt, durfte er dennoch das erhitzte helvetische Militair, welches eine Schmach darin sah, unverrichteter Weise von einer bloß durch ihre Bürger und einige ungeübte Landmiliz vertheidigten Stadt abziehen zu müssen, nicht allzusehr vor den Kopf stoßen; er mußte sich gefallen lassen, daß die Unterhandlungen in die Länge gezogen wurden, indeß er die Ueberzeugung hegen mußte, daß jede Minute Zeitverlust ein Gewinn war für die Insurrection, welche er als Abgeordneter der Regierung unterdrücken sollte. Es sind daher die Aeußerungen seines officiellen Schreibens an dieselbe vom 14. September Mittags sehr verschiedener Auslegungen fähig. „Obschon nun „durch die Errichtung der Milizen und Entwaffnung der „Truppen, die der Stadt zu Hülfe ziehen wollten, der „Canton Zürich wieder ziemlich in Ordnung gebracht „ist, so bleibt doch sein Zustand sehr schwankend, so lange nicht

„die Stadt wieder der Regierung unterworfen wird, und die „Stimmung aller angrenzenden Cantone ist nichts weni„ger als beruhigend. Hingegen mache ich mich anheischig, „die ganze östliche Schweiz in Ordnung zu erhalten, wenn „die hiesigen Angelegenheiten berichtigt sind." — Hier war allerdings das Wörtchen „wenn" am Platze, denn fürwahr anstatt „ziemlich in Ordnung" befand sich der Canton Zürich gerade an jenem Tag vielmehr in ziemlicher Unordnung Unverkennbar aber liegt auch in diesen Zeilen das schöne Bestreben, größeres Unglück zu verhüten, und in diesem Geiste hat dieser Staatsmann eine der undankbarsten Missionen, welche sich denken läßt, so lange durchgeführt, als es ihm möglich war. So viele äußere Demüthigungen er sich damals mußte gefallen lassen, um so befriedigender konnten für ihn bis an sein Lebensende die Zeugnisse sein, welche ihm sein eigenes Bewußtsein für sein damaliges Handeln gewähren mußte

Der 14. September verstrich unter weitern Verhandlungen Hirzel und Reinhard erschienen im Hauptquartier, „die nämlichen, deren Gesichter ich schon zweimal wegen „dieser Sache gesehen habe," berichtet Andermatt, welchen das Geschäft ärgerte. Dieser verließ die Versammlung und schrieb dem Kriegsminister: sobald der verheißene Munitionsersatz eintreffe, welche er den 17. erwarte, werde er mit Hülfe der Eliten die Stadt einschließen. Zu einer Capitulation werde er nicht Hand bieten, denn eine gute lasse sich mit diesen Menschen nicht abschließen — Wenn Andermatt eine vollständige Einschließung auf beiden Ufern

der Limmat meint, so ist dies entweder eine Großsprecherei, oder diese Aeußerung verräth einen beschränkten Starrsinn, welcher dem General in der That von einigen Officieren zur Last gelegt wurde, mit der den Welschen sehr geläufigen Redensart: «Notre général était une f . . b . . .» Seine Stimmung theilte ein Theil seiner Truppen. Es war ein warmer Sommertag und die Fenster des Conferenzzimmers standen offen Ein unten auf Schildwache stehender Waadtländer Grenadier, welcher den Gegenstand des Gespräches über seinem Haupt errieth, rief den Herren hinauf: „Gestattet uns eine 24stündige Plünderung und „die Stadt soll euer sein", ein Zuruf, welcher bei dem versöhnlichen May übel angebracht war. Bereits hatte er sich von den Zürchern bestimmen lassen, die Stadt mit einer Garnison zu verschonen, und er verlangte nur noch, um der Ehre des Generals willen, den Durchmarsch eines Theils der Truppen, welcher nach Luzern gehen sollte, indeß die übrigen nach Winterthur und St. Gallen verlegt würden. Das Ansinnen des Commissairs, daß von Seite der Stadt Zürich gegen die helvetische Regierung ein Act der Anerkennung ausgestellt werde, wurde von den Abgeordneten als überflüssig beseitiget, da man noch nie aufgehört habe, sich an die Regierung zu wenden.

In der Stadt wurden inzwischen die Vertheidigungsanstalten mit erneuertem Eifer betrieben, so namentlich die ausgegangene Artilleriemunition ergänzt. Dagegen ließ sich ein Gesuch der Gemeinde Aesch bei Birmenstorf, welche von Mettmenstetten her, wohin Andermatt den Hauptmann

Gilly mit 2 Compagnien detaschirt hatte, die mit Drohungen begleitete Aufforderung zu Stellung von Eliten erhielt und nun die Stadt Zürich um einen Ausfall ersuchte, „damit die Ruhestörer können besänftiget werden", nur mit Vertröstungen auf die Zukunft erwiedern. — Mit großem Mißtrauen beobachtete die Bürgerschaft die unterhandelnden Staatsmänner, mehrmals wurde der Stadtcommandant auf der Straße von den Bürgern umringt und ihm erklärt, daß er ihnen mit seinem Kopfe dafür haften müsse, daß die Stadt nicht übergeben werde. Geschah dieses gegen dem grünen Holze, so kann man sich denken, welch' feine Reden die vorsichtigern Mitglieder der nach allen Seiten hin verantwortlichen Municipalität hören mußten. Diese hatte daher auch jetzt keine andere Wahl als die Capitulationspunkte den Compagnien und Corps der Besatzung vorzulegen. Dies geschah im Nachmittag und nun erfolgten merkwürdige Antworten: Die helvetische Regierung soll keine Garnison weder in die Stadt noch in den Canton legen; May dürfe allenfalls in die Stadt kommen, aber, als bloßer Particular, „wir erkennen keinen „Regierungscommissair von Bern mehr"; die helvetischen Truppen sollen den nämlichen Weg abziehen, welchen sie gekommen seien und in 60 Stunden den Canton räumen; sie sollen die ins Zürcherzeughaus gehörenden Kanonen abliefern, auch sollen diese „Banditen" versprechen, den Canton Zürich nie mehr zu betreten; — und ähnliche tolle Einfälle, welche die heitere Zuversicht und Kampfeslust der Besatzung sattsam beurkunden. Einige dieser Erklärungen

sind von den Officieren und Unterofficieren, andere bloß von den Chefs der Corps unterzeichnet, wieder andere ganz ohne Unterschrift. Die Abgeordneten, welche versprochen hatten, um 4 Uhr Nachmittags die Antwort zu überbringen, nahmen nun den Stadtcommandanten als Repräsentanten der Besatzung mit sich, damit er selbst über deren Stimmung den Regierungscommissair ins Klare setzen könne.

Auf den helvetischen Vorposten angelangt, mußte er als Militair aus dem Wagen steigen und sich die Augen verbinden lassen. Zwei Officiere nahmen ihn unter den Arm und führten ihn nach dem Hauptquartier. Der Weg gieng durch das Lager der Eliten, woselbst Meyer verschiedene Ausrüfe solcher hörte, die ihn erkannten: „Da bringen sie den M. Der wird nun wohl den Lohn bekommen," und einen andern: „Das ist ja der Herr Oberst M. Gottlob, jetzt wird wohl der Friede gemacht werden." — Im Schlößli wurde er ins untere Zimmer gebracht, wo man ihm die Binde abnahm. Es stand Wein auf dem Tische und mehrere Officiere leisteten ihm Gesellschaft, bis er ins obere Zimmer berufen wurde, wo ihn Hirzel und Reinhard dem Regierungscommissair vorstellten und ihn einluden, denselben über das Unmögliche des Durchmarsches aufzuklären. Nachdem Meyer solches best seines Vermögens gethan, ließ man ihn abtreten. Inzwischen waren auch die gefangenen Zürcherofficiere Rahn, Schaufelberger u. s. w. im untern Zimmer eingetroffen, die Gesellschaft begann munter zu werden und es gieng an ein tüchtiges Zechen. Man schlug an auf die Gesundheit aller braven Militairs,

aller braven Schweizer, auf baldige Herstellung der Eintracht u. s. w. Da erfolgte ein zweiter Ruf nach dem Diplomatenzimmer, wo May seinen beharrlichen Willen aussprach, daß der Durchmarsch stattzufinden habe. Dagegen erklärte Meyer mit zunehmender Lebhaftigkeit, daß von dem Durchmarsch helvetischer Truppen durch Zürich keine Rede sein könne. Die ganze Bevölkerung, Junge und Alte, Männer und Weiber, würde auf sie losstürzen. Ueber Andermatt äußerte er sich in einer Weise, welche May glaubte tadeln zu müssen. Es war nun Zeit abzubrechen und ohne etwas Bestimmtes abgeschlossen zu haben, kehrten die Zürcher Nachts um 10 Uhr nach der Stadt zurück.

Sollten einige Leser einen Widerspruch in Meyers Benehmen im obern und untern Zimmer finden, so ist nicht zu übersehen, daß er oben als Vertreter einer Partei zu handeln hatte, unten als Militair unter Kameraden sich befand. Jedem Officier, der seinem Stande Ehre machte, war auch seine Achtung gewidmet und es kann hier bezeugt werden, daß er noch viele Jahre später an dem Schicksale der bessern helvetischen Officiere, wie Vonderweid, Dolder, Heidegger (welcher aber 1802 nicht vor Zürich war) u. a. m. lebhaften Antheil genommen und die unbillige Behandlung, welche sie 1803 beim Uebertritt in den französischen Dienst erfahren mußten, bedauert hat.

Am folgenden Morgen kam der helvetische Oberst Müller mit einem Schreiben des Regierungscommissairs nach der Stadt, worin sich derselbe beschwerte, daß Bürger von Zürich fortwährend den Bürgerkrieg in diesem und andern

Cantonen anfachen. Es war nämlich der Aufstand im Aargau ausgebrochen, Ludwig May von Schöftland hatte Aarau eingenommen, und auf Anordnung des den Aufstand commandirenden Rudolf von Erlach war Major Kirchmeyer mit 400 Aargauern und Freiämtlern am gestrigen Abend um 7 Uhr zu General Steiner gestoßen. Dieser hatte schon in der Nacht vom 13. zum 14. den Hönggerberg besetzen wollen, allein Dolders Husaren, welche von Niederhasle aus die Fläche durchstreiften, waren für des Generals ungeübte Bauern ein zu gefährlicher Feind und jene Operation unterblieb. Die zürchersche Militaircommission fuhr fort, mit allen Gleichgesinnten in der Nähe und Ferne zu verkehren, sie benahm sich, als bestände bereits keine helvetische Regierung mehr, sie verlieh dem Freicorps eine Zürcherfahne, kurz sie trat als Behörde eines selbstständigen eidgenössischen Freistaats auf, indeß die Municipalität der Form nach immer die helvetische Regierung anerkannte. Die Municipalität sandte nun an May anstatt einer Antwort auf seine Beschwerde die von ihr unterschriebene Capitulation, aus welcher sie jedoch die der Bürgerschaft allzu mißbeliebigen Punkte, namentlich die Gestattung des Durchmarsches einfach wegließ. Durch diese Convention überläßt der Regierungscommissair „mit Zutrauen der Bürgerschaft „von Zürich die Bewachung der Stadt, will keine Garnison „in dieselbe legen, und sich selbst dahin als in den Haupt„ort des Cantons verfügen, und nur einige Ordonnanzen „mit sich nehmen.“ Sodann folgt die Bestimmung gegenseitiger Vergessenheit und Freilassung der Gefangenen;

endlich sollen „schleunige Anstalten getroffen werden, um „alle feindseligen Anordnungen aufzugeben." Diese Convention wurde am 15. September Morgens um 8 Uhr von der Municipalität, um 9½ Uhr im Hauptquartier am Zürichberg von May unterzeichnet, welcher gleichzeitig der Erstern anzeigte, er werde sich sogleich nach der Stadt begeben und man soll ihm eine Escorte entgegenschicken.

Dem Militaircommando war daran gelegen, dem helvetischen Commissair den Beweis zu leisten, daß Zürich eine tüchtige Wehrkraft besitze und auch seinem kleinen Begleite von helvetischem Militair sollte nach Möglichkeit diese Ueberzeugung beigebracht werden. Als nun May gegen Mittag an Reinhards Seite, welcher ihm vor die Stadt entgegengefahren war, im Begleite von Jayet und noch einem Officier mit 8 Husaren, so wie eines zürcherschen Reitertrupps durch die Kronenporte einzog, wo hinter ihm sofort die Fallbrücke wieder aufgezogen wurde, fand er hier das Freicorps zwar ihm die militairischen Ehrenbezeugungen erweisend, aber wie die ganze Besatzung unter zürcherscher Fahne aufgestellt und die hellblaue Kokarde zur Schau tragend. Von der Besatzung war Alles, was nur irgend auf den Wachen entbehrlich schien und einigermaßen militairisch aussah, in einem zusammenhängenden doppelten Spalier von der Kronenporte bis zum Rathhause aufgestellt. Da fehlten weder die grünen Chevauxlegers, noch die blauen Dragoner, noch das Jägercorps, noch Kanonen mit brennender Lunte, kurz das Ganze hatte ein ächt kriegerisches Gepräge. Auf dem Rathhause

stieg der Commissair ab, seine 8 helvetischen Husaren ritten rascher davon als sie gekommen waren, die sich ihnen niederlassende Fallbrücke gieng wieder in die Höhe und der, welcher jetzt eigentlich in Zürich regieren sollte, befand sich so ziemlich in der Lage eines Kriegsgefangenen.

Noch beharrte er auf der Forderung des Durchmarsches für einen Theil des helvetischen Militairs und die Municipalität schien sich jetzt der ermäßigten Bedingung zu fügen, daß dieser Durchmarsch erst den 16 beginnen und die nöthige Zeit eingeräumt werden soll, um die Besatzung darauf vorzubereiten und zur ruhigen Zulassung zu bewegen. Dagegen entsprach May sogleich dem Verlangen, daß Oberst Dolder nicht weiter gegen General Steiner operiren solle, und rief denselben zurück, worauf auch General Steiner gemäß erhaltenen Befehls seine Leute auseinandergehen ließ. General Andermatt verhielt sich bei allem dem passiv und schrieb dem Kriegsminister ärgerlich: „Ich erlaube mir keine „Bemerkungen über diese Convention, ich erwarte die Ihri„gen. Das kann ich sagen, daß die Stadt Zürich mit mir „weniger gut weggekommen wäre. Eine Garnison in der „Stadt wäre bei mir ein Artikel sine qua non geblieben, be„sonders jetzt, da es mir gelungen ist zu bewirken, daß fünf „Sechstheile der Landschaft wider die Stadt sich erklärt „haben. Allerdings taugen alle diese Elitencompagnien „(ausgenommen drei von Stäfa) sehr wenig, aber ich konnte „sie doch zu Sicherung meiner Stellung verwenden (j'en „tirais l'avantage d'être gardé)." Auch einige seiner Officiere wollten um jeden Preis nach Zürich hineinkommen.

Um nun wenigstens sagen zu können, sie seien in Zürich eingezogen, wußten sich gegen den Abend dieses Tages etliche derselben, indem sie sich auf die Convention beriefen, bei einer der Porten den Eintritt zu verschaffen. Sie begaben sich nach dem Gasthof zum Schwert, traten ans offene Fenster und blickten mit spöttischem Lächeln auf das Bürgermilitair hinab. Das machte Aufsehen, zumal man unter den Spöttern den verhaßten Grimm erkannte. Es entstand ein Zusammenlauf, welcher von ernsten Folgen sein konnte, wenn nicht der Stadtcommandant und andere geachtete Leute sich ins Mittel gelegt hätten, welche auch jene Officiere veranlaßten, die Stadt sogleich zu verlassen. Vielleicht war die über diesen Vorfall entstandene Aufregung die Veranlassung zu einem Gerüchte, welches sich gegen 10 Uhr Abends verbreitete, die Helvekler seien beim Hottingerpörtchen durch den Wolfbach (welcher damals in einem hölzernen Canal über den Festungsgraben in die Stadt geleitet war) in die Stadt eingedrungen. Von den Wällen waren einige Schüsse gefallen, vielleicht solcher, welche mit dem Gewehr nicht umzugehen wußten, hatte sich doch am Tage zuvor ein Zuzüger von Höngg aus Unachtsamkeit mit seinem eigenen Gewehre erschossen. Kurz der Lärm war so allgemein, daß Alles zum Gewehr griff und auf die angewiesenen Posten eilte.

Um so weniger war man nun geneigt, den Durchmarsch der Helvetier zuzugeben. Dieser streitige Punkt fand aber von selbst seine Erledigung, indem noch am Abend des 15. Andermatt aus Bern, wo in der Regierung eine gemäßigte Partei augenblicklich die Oberhand gewonnen

hatte, den Befehl erhielt, alle Feindseligkeiten gegen Zürich einzustellen. Am 16. früh erhielt der Municipalitätspräsident, alt-Landvogt Füßli von Aloys Reding und dem in Schwyz sich befindenden Landammann Zellweger Briefe, welche anzeigten, daß am 15. die Glarner in der March und am 18. die Appenzeller 3—400 Mann stark bei Rapperschweil eintreffen sollen, auch von Schwyz bereits 3 Compagnien gegen das Zürchergebiet abmarschirt seien. Gleichzeitig wurde von den drei Urständen dem General Andermatt der Waffenstillstand auf den 18. förmlich aufgekündigt.

Nun fand es dieser General an der Zeit, seiner bedrängten Regierung zu Hülfe zu ziehen. Ohne sich mit May zu berathen, trat er am 16. September Nachmittags gegen 3 Uhr mit den Linientruppen den Marsch nach Baden an und überließ dem Regierungscommissair die Verfügung über die den Helvetiern zugezogenen Eliten und Landstürmer.

Die Colonne nahm ihren Weg über Vogelsang, Ober- und Unterstraß, Wipkingen, Höngg u. s. f. Andermatt ritt am Schweife des Zuges. Bei einem Landgute zwischen Wipkingen und Höngg fragte er den am Wege stehenden Besitzer, ob sich zwischen Zürich und Baden keine Brücken befinden. Als die Frage verneint und er erinnert wurde, daß die von den Franzosen abgebrannte Brücke von Wettingen nicht hergestellt sei, schickte er eine Ordonnanz vor mit dem Befehle an die Truppen, möglichst rasch zu marschiren.

In der Stadt wurden die militairischen Vorsichtsmaßnahmen noch keineswegs eingestellt. Das Artilleriecorps war vom 15. zum 16. September von 188 auf 233 Mann ange-

wachsen. Von Schwyz waren Gesandte eingetroffen und wahrscheinlich wurde schon an diesem Tage der Beschluß gefaßt, den Bundesbrüdern 2 Kanonen mit Bedienungsmannschaft, 20 Reiter und 1000 Louisdor zu übersenden, welche am 17. in aller Stille zu Wasser und zu Lande nach Schwyz abgiengen, unter Führung des Major (nachmals Rathsherr) Caspar Ott vom Zeltweg, eines Mannes, klein von Leibesgestalt, aber von tapferm Gemüthe und unermüdlicher Thätigkeit, wo es das Wohl des Vaterlandes galt.

Noch am 16. ließ May den Stadtcommandanten zu sich kommen nach seinem Quartier im Hause zur Krone (Rechberg) und bemerkte ihm unter anderm, daß die Porten jetzt wieder für den freien Durchpaß geöffnet und diejenigen helvetischen Zuzüger, deren nächster Weg vom Zürichberg nach der Heimat durch die Stadt führe, hier durchgelassen werden möchten. Auf Meyers ablehnende Antwort stellte er an ihn die Frage: „Anerkennen Sie denn meine Befehle nicht?“ Diese blieb von dem Stadtcommandanten unbeantwortet, dagegen übernahm er es, die Häupter jener Schaar, Pfenninger, Wuhrmann, Schoch u. A. ungekränkt in das Haus zur Krone gelangen zu lassen, damit sich der Regierungscommissair mit denselben über die Entlassung ihrer Mannschaft besprechen könne. Es war ein gewagtes Unternehmen, diese Parteiführer in die aufgeregte Stadt einzuführen, und nur sorgfältige militairische Maßnahmen verhinderten, daß, als sie nach einer durch das Drängen des Stadtcommandanten abgekürzten Conferenz das Haus und die Stadt wieder verließen, die auf das Gerücht von ihren

Anwesenheit zusammengelaufene Menge ihnen nichts zufügen konnte. Kaum mochten sie auf dem Berge eingetroffen sein, so verrieth von dorther ein lautes Geschrei und Schießen, daß jene Volksarmee abgedankt sei, welche nun in Unordnung auseinander lief. Nur die früher erwähnten 2 oder 3 Compagnien von Stäfa zogen geordnet nach Hause. Auf dem Unterwall des Rämibollwerks ging Meyer mit Ziegler sich unterhaltend auf und nieder, als ein Scharfschütze vom Rämi her ihnen zum Abschiede eine Kugel zuschickte, welche hart vor ihnen in die Böschung des Oberwalles fuhr.

Hier schließt sich die Geschichte der eigentlichen Belagerung; die weitern Vorfälle vom Spätjahr 1802 gehören zu derjenigen der Insurrection überhaupt, deren fortgesetzte Darstellung die Grenzen der hier beabsichtigten Mittheilung überschreiten würde

Als rein militairisches Ereigniß betrachtet, ist die Sache wegen der geringen Kräfte, welche dabei zur Anwendung kamen, schwerlich geeignet, einer fruchtbaren Kritik über das Benehmen beider Theile den Stoff darzubieten. Andermatt ist vielfach getadelt worden, daß er die Stadt in der Nacht vom 9—10. September ohne weiteres beschossen hat. „Hätte „er,“ so hat sich auch Oberst Meyer geäußert, „bei hellem „Tage seine tausend tüchtigen Soldaten im Bleicherweg vor „den Augen der ganzen Stadt in Kolonne aufgestellt und „dann gefragt, was man eigentlich wolle, so würde wahr„scheinlich die Mehrzahl der Bürgerschaft zum Nachgeben

„gestimmt und ein Geschrei erhoben haben, man werde doch die Stadt nicht unglücklich machen wollen.“ — Allein wir möchten auch fragen, ob, wenn Andermatt so gehandelt hätte und dennoch Widerstand geleistet worden wäre, man nicht umgekehrt sagen könnte, er hätte in der Nacht gleich bei seiner Ankunft die Stadt durch einige Granaten erschrecken sollen, dann wären ihm sicher die Thore geöffnet worden, weil in solchen Fällen eine Ueberraschung viel wirken könne? — Im Allgemeinen scheinen uns Andermatts militairische Verfügungen zweckmäßig getroffen zu sein. Das Schießen mit glühenden Kugeln einzig war eine soldatische Rohheit, welche selbst sein Beschützer Schmid mißbilligte. Dieser untersagte ihm auch auf Befehl der Regierung die künftige Anwendung eines so scharfen (violent) Mittels. Sonderbarer Weise empfiehlt er ihm aber im nämlichen Briefe, einen Handstreich, d. h. einen Sturm zu versuchen. Es dürfte überhaupt schwer sein, bei der Anwendung der Kriegesmittel von Truppen gegen Truppen die Grenze zwischen Kriegesgebrauch und Barbarei jederzeit auszumitteln und inne zu halten Etwas anderes ist das Wüthen gegen Wehrlose, oder das Verbrennen offener Ortschaften, wo kein Widerstand geleistet wird.

Ein militairischer Fehler auf Seite der Vertheidiger ist jedenfalls der, daß man am 12. September bei hellem Tage die Helvetier ihre Batterien ruhig bauen ließ, ohne ihre Arbeit durch Kanonenfeuer zu stören. Es findet dieses Versäumniß aber seinen Grund darin, daß die Leiter des Aufstandes von May's nahe bevorstehender Ankunft unterrichtet,

die Hoffnung nährten, es werde zu keiner zweiten Beschießung kommen, wenn man zürcherscher Seits den ersten Schuß unterlasse.

Jetzt bestehen um Zürich keine Wälle mehr und in der Schweiz sind Zustände eingetreten, welche die kühnsten Hoffnungen der Einheitsfreunde vom Jahre 1802 überstiegen hätten. Wohl bekomms den Liebhabern. Die Freunde des Alten aber mögen sich damit trösten, daß auch ihr Altes einst neu war und das damalige Alte zum Leidwesen derer, die daran hingen, verdrängt hat. So lange nur die schweizerische Mannhaftigkeit nicht völlig untergeht, darf der Freund des Vaterlandes an dessen Erhaltung nicht verzagen. Die jüngsten Tage haben gezeigt, daß wo Männer vorhanden sind, auch Wälle entstehen können. Halten nur die Männer, so klein ihre Zahl sein möge, treu zusammen wider das Heer der Egoisten und Hasenfüße, so werden sie das gemeinsame Vaterland ebenso ehrenvoll gegen einen feindlichen Anfall zu schützen wissen, als die Zürcher im Jahr 1802 ihre Vaterstadt gegen Andermatts Helvekler.

Bruchstücke

aus

Conrad Pellicans Chronik,

verdeutscht

von

S. Vögelin.



Vorwort.

Unter den vielen bedeutenden Erscheinungen des schöpferisch großartigen sechszehnten Jahrhunderts, welche unser Zürich darbietet, ist wohl eine der besonders anziehenden Conrad Pellican, nicht so fast durch seine gelehrte Wirksamkeit, die zwar für seine Zeit höchst bedeutend, ja in ihren Grundlagen bewunderswürdig ist, als durch seinen ungewöhnlichen Lebensgang. Denn dieser führte ihn bis in die reifsten Mannesjahre im Gewande und in den Beschränkungen des Franciscanermönches durch gelehrte Studien und geistliche Reisen, und dann erst trat er in die freie Geistesbewegung der aufblühenden Reformation in Zürich hinüber, und genoß noch am eignen Herd als Gatte und Vater das volle menschliche Leben mit seinen Freuden und Schmerzen. Aber aus dem ersten Stande nahm er in den zweiten eine kindliche, von der Welt und ihren Dingen fern abgewandte Weise hinüber, die ihn vor den Männern seiner Umgebung auszeichnet, obgleich sie insgesamt so wenig durch die Bürden der irdischen Güter ihren raschen und unermüdeten Gang zum Ziele sich hemmen ließen. Der Spiegel dieser Gemüthsart sowie seines frommen Wissens- und Glaubens-

eifers und zugleich ein lebendiges Bild seiner Erlebnisse ist die „Chronik“ seines Lebens, die er um 1550 für seinen ältesten Sohn Samuel und für seine übrigen Nachkommen aus Gedächtniß und gesammelten Aufzeichnungen niederschrieb, deren Originalhandschrift die zürcherische Stadtbibliothek aus dem Nachlasse des bedeutenden Alterthumsforschers Wilpert Zoller aufbewahrt Leider hat Pellican nach der Sitte der Zeit diese Arbeit in lateinischer Sprache abgefaßt, wodurch die natürliche Empfindung an ursprünglicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit verlieren mußte, was eine Uebersetzung niemals völlig wiederherstellen kann. Dennoch glaubte der Bearbeiter der nachfolgenden Bruchstücke, in einer schlichten deutschen Uebertragung möchten auch heutige Leser die Gemüthlichkeit des Verfassers wieder erkennen und gerne diese Bilder des Fleißes und der Treue, der Frömmigkeit und häuslicher Tugenden betrachten. Er hat daher nicht einen Auszug, sondern eine wirkliche Uebersetzung gegeben, um auch die Form nebst dem Inhalt einigermaßen dem Leser vorzuführen. Eine Veröffentlichung des ganzen Werkes in der Ursprache möchte für die Geschichte der Gelehrtenbildung sowie für die Reformationsgeschichte von Werth sein: hier glaubten wir durch die Einleitung des Ganzen nebst der ersten Jugendgeschichte Pellicans, zwei von den verschiedenen Reisen des Franciscanermönchs, und seine Berufung nach Zürich nebst dem Eintritt ins bürgerliche und eheliche Leben, dem Interesse der Leser zu genügen, woran noch der liebende Nachruf an seine theuren Verstorbenen als würdiger Abschluß angereiht wurde.

Pellican starb zu Ostern 1556; sein Leben ward von Ludwig Lavater 1582 in Latein beschrieben, eine deutsche Darstellung gab Johann Conrad Hottinger im „Alten und „Neuen aus der gelehrten Welt“, 1717, S. 40 ff.; eine handschriftliche Biographie von Salomon Heß, 1791, besitzt die Stadtbibliothek. Die anziehendsten Züge aus dem Leben und Wesen Pellicans hat Johann Jacob Hottinger zu einem lieblichen Bilde vereinigt im Neujahrstück der Hülfsgesellschaft auf 1844 S. 10—12. — Mehrere geographische Nachweisungen verdankt der Uebersetzer der Gefälligkeit des Herrn Gymnasiallehrers Grob, die Notizen zur italienischen Reise Herrn Professor Burckhardt.

Zueignung und Einleitung.

Conrad Pellican wünscht seinem Sohne Samuel in väterlicher Zuneigung die Furcht Gottes, welche der Anfang sei der heilsamen Weisheit, die durch den heiligen Geist vermehrt werde aus dem geweihten Studium des Wortes Gottes, nebst dem guten Geruche des Ruhmes in Tugenden und Verdiensten, mäßige Glücksgüter, und eine Nachkommenschaft, Gott und den Menschen lieb und werth, zur Ehre des höchsten Gottes und zum Heil der Nachkommen und deines wie meines Vaterlandes. Ich wünsche, daß du empfangest, was mir leider versagt war, die Geschichte deiner Vorfahren, die Kenntniß ihres Geschlechts, ihrer Beschäftigungen, Wohnorte, Geschicke, dir und unsern Nachkommen, wenn Gott nach meinem Wunsche uns solche schenken will, fromme und brauchbare für des Nächsten Wohlfahrt und Gottes Ehre — zur Belehrung, Warnung und zum Vorbild im Guten; dann sollst auch du in deiner Lebenszeit gleicherweise dich bemühen, aufzumerken, anzuzeichnen und zum Vorbild der Nachfolger zu beschreiben, und Andere dazu ermuntern, zu frommem und ersprießlichem Andenken, nicht zur Erhebung der Väter, sondern zur Belehrung der Söhne. Das konnten bisher gelehrte Unverheirathete nicht

thun; sonst hätten die Söhne reichliche Beispiele der Tugenden von den Vätern empfangen, und es wäre nicht nur für das Erbe der Reichthümer gesorgt, sondern noch mehr eine fromme Unterweisung in guten Sitten auf die Nachkommen fortgeführt worden. Dies habe ich, mein Liebster, mit dir zu verhandeln mir vorgenommen, da ich bereits alt bin und im sechs und sechszigsten Jahre gehe, nachdem ich vieles dir zum Nutzen geschrieben, was nicht soll veröffentlicht, sondern dir und unsern Nachkommen mitgetheilt werden, zur Förderung in den heiligen Schriften, denen ich mich allein gewidmet schon seit fünfzig Jahren, wobei ich zwar die weltlichen Studien auch gekostet und nichts verachtet habe, aber stets die geistlichen vorangestellt, da ich erkannte, daß mich Gott zu diesen bestimmt von Jugend an. Ich habe auch erkannt, daß ihr Genuß und Nutzen mir durch Gottes Gnade vielfach zu Gute gekommen bis in mein hohes und höheres Alter, so daß mich Gott niemals verlassen, sondern mich vor vielem Unglück dieser Welt bewahrt hat. Er hat mich in der eifrigen Bewunderung seines Wortes erhalten und zu einem durch seine Gnade hinlänglich glücklichen und behaglichen Leben gefördert, wie er das Allen verheißen hat, die Seinen Namen lieb haben und Sein Gesetz betrachten Tag und Nacht.*) Wiewohl ich aber die meiste Zeit mit eitlen Dingen und Bestrebungen verloren habe, nach dem gemeinsamen Beispiel vieler mit denen ich lebte, so habe ich doch im Vergleich mit An-

*) Buch Josua 1, 8.

dern nicht wenig mich um das Geistliche bemühet und bin ziemlich vorgeschritten nach meiner Berufung, der ich mit genugsamem, doch nicht mehr als genugsamem Fleiße nachgekommen, durch die Unbill der Zeiten nicht wenig verhindert. Dir ist diese Zeit für das Studium der Wissenschaften glücklicher angebrochen, möge dir auch ebenso die Unschuld des Lebens zu Theil werden und der sanfte Friede, wie er mir durch Gottes Geschenk und Gnade geworden, wofür ich Gott Dank schuldig bin und nach Kräften bezeuge.

Ich folge in dieser meiner Privatchronik dem Beispiel unsers Dr. Jodocus Gallus von Ruffach, der zuerst zu Heidelberg Vorsteher der Universität, dann zu Speier Pfarrer und Prediger an der Domkirche war, und sich die Mühe gab, die Abstammung seiner Verwandtschaft und auch seine Schicksale genau aber kurz aufzuzeichnen. Er schrieb diese Dinge hin und wieder auf Deckel von Büchern, besonders auf einen Terentius. Von allen Büchern, die nach seinem Tode den Söhnen meiner Schwester vermacht waren, that es mir von diesem allein leid, daß es mit andern sich nicht fand, sondern von seinen vertrauten Freunden auf die Seite gebracht worden, weil so manche solcher Zeitereignisse darauf angemerkt waren. Doch denke ich, dergleichen müsse sich noch manches in Handschriften von ihm finden, die unter seinen Büchern zu suchen wären, und zwar in der Bibliothek der Franciscaner. Denn dort, hatte er verordnet, sollten sie durch mich für einstweilen aufbewahrt werden, wie mir, wenn er noch lebt, Maternus Hatto, Präbendar zu St. Thomas zu Straßburg, bezeugen kann; den oder dessen Bücher müßte man über solche auf

die Seite gebrachte Bücher befragen. Dieser war unsers Doctors vertrautester und treuster Freund und ein großer Liebhaber von Büchern. In der letzten Zeit seines Lebens hatte er (Jodocus Gallus) angefangen und führte es durch siebzehn Jahre durch, für alle Tage des Jahres anzumerken, was nach der Ordnung seiner Kirche nach den Heiligen und den Zeiten zu beten war nach der Weise seiner Zeit; dann auch die Gastfreunde, die er oder die ihn empfiengen. Denn er war ein sehr freundlicher Mann, wahrhaft freigebig ohne Verschwendung, und sehr aufmerksam in der Höflichkeit gegen seine Freunde: darum bemerkte er auch die Gutthaten seiner Freunde, ihr Glück und Unglück, ferner den Tod und die Handlungen der Fürsten und die Reichsversammlungen merkte er an; auch wenn er irgendwo in einer Kirche gegen Gewohnheit und außerordentlich predigen mußte. Diese Notizen schickte mir sein Testamentsvollzieher, der vorbemeldete Maternus; daraus konnte ich zuweilen mein Gedächtniß auch bei der Aufzeichnung meiner Erlebnisse unterstützen. Seinem Beispiel folgte ich denn, und benutze nun gerne meine Tagebücher; ich füge nämlich für jeden Monat weiße Blätter ein, und zeichne darin an, was ich bemerken will. Das habe ich nun seit dem Jahre 1541 sorgfältiger angefangen als früher; denn schon seit 1526 fieng ich an einiges zu bemerken, aber nur weniges. Jetzt aber will ich von Anfang an aufführen, was ich anzumerken für gut fand; wenn auch manches unnöthig ist, so macht es mir doch in der Erinnerung Freude.

Geburt und Familie.

Von der Zeit meiner Geburt also anfangend, muß ich meinem Gott von Herzen und beständig danken, daß er mich nach seiner Vorherbestimmung ließ von so ehrbaren und christlichen Eltern geboren werden. Mein Vater war Conrad Kürsner, gebürtig aus einer freien Reichsstadt in Schwaben am Hercynischen oder sogenannten Schwarzwald, Wyl am Schwarzwald geheißen; meine Mutter Elisabeth war geboren zu Rufach, einem Städtchen der Kirche und des Bisthums Straßburg im oberen Mundat. Ich ward aber geboren, durch Gottes Gnade nicht unglücklich, im Jahr des Herrn 1478, etwa am neunten Januar, und in der heiligen Taufe Christo geweiht. Meine Pathen waren zwei ehrbare Priester, der Ordensmeister vom heiligen Geist, dessen Namen mir jetzt nicht beifällt, und Herr Christoph, Caplan der Pfarrkirche; von diesen wollte der erste, daß ich Daniel heiße, aber man folgte dem Wunsche des andern, daß ich solle nach meinem Vater den Namen Conrad erhalten. Meine Pathin war eine sehr ehrbare Jungfrau mit Namen „Kunigunden Benzin“, nachmals heirathete sie Jodocus Benz, einen Schuster, meinen Großvater von Mutterseite. Ich ward geboren in dem mittlern Hause zwischen dem Eckhause gegenüber der Heiligengeistkirche und dem, an welches gegen Abend der Bach stößt, der durch die Stadt fließt, unter dem alten Spital; erzogen ward ich in dem dritten Hause der Gasse zunächst am Bache, genannt „das Zigergeßlin“, rechts wenn man in die Gasse kommt, gegenüber

dem Bogen nach dem Bache zu, der einem links in derselben Gasse begegnet; es war das zweite Haus meiner Großmutter, aus dem Erbe ihrer verstorbenen Schwester ihr zugefallen, geschickt für einen Weber, was der Mann ihrer Schwester war.

Nach ausführlicher Angabe seiner Großeltern und aller ihrer Nachkommen fährt Pellican fort:

Die Hochzeit meiner Eltern war am 21. Januar 1477, gleich nach dem Kriege des Herzogs von Burgund, der zu Nannse geschlagen worden; nach Verfluß dieses Jahres ward ich geboren am achten Januar 1478 oder um diesen Tag. Nach einem Jahr und zehn Monaten ward mein Bruder Leonhard geboren, darauf nach einem Jahr und mehreren Monaten mein Bruder Jodocus, der aber als Kind starb, ebenso nachher meine Schwester Anna; darauf ward meine Schwester Elisabeth geboren im Jahr 1486, die durch Gottes Gnade noch lebt mit zwei Söhnen, Conrad und Theobald Nach ihr ward die Schwester Margaretha geboren im Jahr 1488, dann noch ein anderes Schwesterchen Agnes. Allein außer mir und meiner Schwester Elisabeth sind alle mit dem Vater gestorben und mit dem Bruder im Jahr 1501 im Monat December, als Leonhard schon im 22. Jahre stand, mein Vater aber etwa im 52. Meine Mutter aber lebte mit ihrer einzigen Tochter als Wittwe 27 Jahre, in Ausübung von Werken der Frömmigkeit und Liebe, ihren Mitbürgern mit Dienstleistungen und Bemühungen beispringend, ohne Lohn, sei es Frauen bei ihrer Entbindung, sei es Sterbenden; sie lebte von der Arbeit ihrer Hände als Frauenschneiderin,

mit ihrer Tochter, so lange sie es ihres Gesichtes wegen konnte, zufrieden mit dem mäßigen Erbe der beiden Häuser, des Gartens und der Weinberge, bis sie ihre Tochter verheirathete im Jahr 1510, am 30. Juli, zu welcher Zeit ich in Ruffach Lector der Theologie war.

Jugendbildung.

Während so im Lauf der Zeiten Jodocus Gallus bis zum Jahr 1490 im Studium zu Heidelberg vorwärts schritt (er ward Baccalaureus, Licentiat und einige Male Rector der Universität), fieng ich vom Jahr 1484 an die Schulen zu besuchen, unter einem tugendhaften, bescheidenen, treuen und liebenswürdigen Lehrer, Stephanus Kleger, einem Zürcher, der als mein erster Lehrer durch seine freundliche Behandlung mich zu einem Liebhaber der Wissenschaften und des Studierens machte. Aber leider wurde er nach wenigen Jahren nach Basel berufen. Sein Nachfolger war ein Schwabe von Gütingen (?), mit Namen Michael Klett, Baccalaureus von Tübingen, einer der ersten aus dem neu errichteten Gymnasium daselbst, ein unverträglicher, jähzorniger, neidischer und geiziger Mensch, aber im Unterricht der Knaben sehr sorgfältig. Unter ihm studierte ich den Donatus, Alexander Gallus, und Petrus Hispanus, im ersten und vierten Tractatus, und in den Suppositionen und Appellationen des Marsilius, worin ich zwar vor andern Altersgenossen Fortschritte machte, aber mit viel Mühe, Schrecken,

Schlagen und Ruthen, da er durchaus keine Unwissenheit mir jemals ungestraft durchließ. Auch hatte ich noch kein gedrucktes Buch, ich mußte mit Mühe alles schreiben was ich hörte; noch waren zu Basel keine Exemplare des Donatus oder Alexander gedruckt, sondern in eben diesen Jahren fieng man sie dort an zu drucken. Die Reichen hatten Donate, die zu Ulm gedruckt waren, mit derselben Schrift, wie des Ptolomäus geographisches Werk von Johannes Reger im Jahr des Herrn 1485.

In demselben Jahre lag ich an der Pest darnieder, am rechten Ohr, nach dem Januar einige Wochen. Zur selben Zeit im Monat März fiel eine Sonnenfinsterniß ein, an einem gewissen Tage um die vierte Stunde, zu großem Wunder des Volkes, das niemals solches gesehen. Doch war ein alter gelehrter Priester, der aus dem Kalender des Johannes von Königsberg den Tag und die Stunde voraus gewußt und einige Bürger von der bevorstehenden Finsterniß in Kenntniß gesetzt hatte. Andere erschraken gewaltig, besonders mein Großvater, der im Weinberg arbeitete: er meinte, das Ende der Welt sei gekommen, warf sich zur Erde und betete zu Gottes Güte um Gnade und Verzeihung der Sünden. Es war damals jener Kalender neu gedruckt und selten.

Als merkwürdige Begebenheiten jener Zeit galten die Gefangenschaft Maximilians zu Brüssel in Flandern; da sah ich zuerst auserlesene Soldaten abziehen in schwarzen Kleidern in der Farbe der Pfalz; es war nämlich der Bischof Robert, Herzog von Bayern, der Bruder Ottos, der zwi-

schen Nürnberg und Regensburg regierte. Zu jener Zeit hatte Niemand gestickte und gewürfelte Kleider gesehen, so daß die Schneider damals solche Schneiderkunst lernen mußten. Diese Soldaten, als sie zurück kamen, führten viele Neuigkeiten in der Heimat ein, als bunte Hosen, abgestumpfte Schuhe, während sie vorher von Männern und Frauen spitzig getragen worden waren; zugleich eine neue Art abgeschnittener Sandalen, die man „Pantofflen" nannte, die ich auch meine Eltern als etwas neues brauchen sah, während allmälig die sogenannten „Holzschuhe" abkamen. Diese Neuerungen wuchsen inzwischen ins unermeßliche mit vielen andern Kleideränderungen, die in meinem Knabenalter aufkamen und zunahmen. Und bei unsern Zürchern ward damals auch ein berühmter Bürgermeister, ein Haupt der Schweizer, hingerichtet, im Jahr 1489, nach der Fasten, mit Namen Herr Johannes Waldmann. Auch war kurz vorher ein Freiherr von Hungerstein von seinen Knechten ermordet worden, auf Anstiften seines schönen und untreuen Weibes, in der Nähe von Gundelsheim, indem er im Flusse Lauch versenkt wurde. Es war ein häufiges Gerede davon, und das Gericht erfolgte sowohl gegen die Frau, die zu Basel zum Ertränken verurtheilt, aber von dem Henker errettet ward und nachher in einer der Burgen, oberhalb Rappoltswiler, gefangen war, als auch wurden die freveln Knechte ergriffen und erlitten gerechte Strafe; das Weib selbst starb endlich im Kerker.

Eintritt ins Kloster.

(Vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahre studierte Pellican bei dem Oheim Jodocus Gallus in Heidelberg, da schickte ihn dieser plötzlich nach Hause.)

Hier war ich alles Trostes beraubt bei meinen armen Eltern und bekam Bücher geliehen von den Minoriten und leistete lange in der Knabenschule meinem Lehrer Aushülfe, ohne Hoffnung auf weiteres Fortkommen. So arbeitete ich ohne Lohn in der Schule mit dem Lehrer, und gieng die Langeweile zu vertreiben oft ins Kloster. Ich war schon im fünfzehnten Jahre; die Brüder drangen in mich, daß ich den Orden annehme; endlich, da ich das sechszehnte Jahr antrat, gab ich ihnen nach und ließ mich aufnehmen; meine Eltern wußten es nicht oder stellten sich so, oder wagten mein Vorhaben nicht zu mißbilligen, wegen des Aberglaubens, der damals sehr gewaltig war, und weil sie mich nicht ernähren konnten, und, da ich schon sollte Baccalaureus werden, nicht zum Betteln ausschicken wollten.

So ward ich im Anfang des Jahres 1493 in den Orden der Minoriten aufgenommen, und zwar mit meinem Willen, weil sich mir keine andere Lebensart darbot bei der Armuth meiner Eltern, da Großvater und Großmutter, der Bruder und die Schwestern noch lebten. Am Tage Pauli Bekehrung ward ich mit dem Ordenskleid angethan, zu großer Freude der Brüder, daß sie mich anstatt des Oheims Jodocus erhalten hatten. Sie behandelten mich freundlich und unterrichteten mich gewissenhaft nach der Weise ihrer Fröm-

migkeit in dem, was die Ceremonien und die Klosterregel anbetraf, und ich folgte ihnen und war zu allen Klosterdiensten in und außer dem Hause geschickt. Auch in diesem Jahre war eine Pest, doch nicht heftig; in selbigem Jahr starb mein Großvater guten Angedenkens und sehr unschuldigen Wandels, in hohem Alter, schon mehr als neunzigjährig, am siebenten August. In eben diesem Jahre kam Jodocus Gallus aus Heidelberg nach Ruffach; er hatte es ungern, daß ich Mönch geworden, und fürchtete, wie es auch war, er sei dazu die Veranlassung gewesen. Er bat mich, wenn mir das Leben nicht sehr gefiele, möchte ich wieder austreten, da ich noch Novize wäre; deß weigerte ich mich, weil jetzt für mich gesorgt sei und ich mich vor dem Rufe, ich habe den Mönchsstand verlassen, schämen würde: ich wolle Gott dienen in dem Stande, von dem ich glaube, daß er Gott gefalle und in dem ich hoffe selig zu werden. Da antwortete der Oheim: Ich erlaube dir gerne, daß du statt meiner ein Mönch seiest, aber nicht, daß du statt meiner im Himmel selig werdest. Damit gieng er fort, und ließ mich in der Kutte.

Das Studium des Hebräischen.

(Pellican kam nach Tübingen und studierte dort unter dem gelehrten und trefflichen Paulus Scriptoris, Franciscanerguardian und Lector.)

Im Jahre 1499 ward derselbe Paulus Scriptoris zum Generalvicar des Ordens im Elsaß berufen. Da nahm er

mich nach seiner Gewohnheit zum Gefährten, weil ich gut zu Fuß war, und gerne Beschwerden ertrug, auch eine sparsame Lebensweise hatte. Und darum wählte er beinahe immer mich zum Begleiter, und ich gab ihm auf dem Wege mit Fragen zu schaffen.

Da aber die Gefährten auf dem Wege wechselten, weil wir unser viele waren, bekam ich zum Begleiter einen gewissen Pater Paulus Pfedersheimer, einen ausgezeichneten Prediger, der vor langem zu Mainz vom Judenthum bekehrt und zum Magister der Künste ernannt, dann Minorite geworden war und sich großen Ruhm erworben hatte. Mit diesem kam ich auf dem Wege ins Gespräch und erzählte ihm, ich hätte von Kind auf und von der niedern Schule an einen Trieb und ein Verlangen gehabt, die hebräische Sprache zu verstehen. Ich hatte nämlich als ein Knabe von eilf Jahren oder noch jünger unter den Knaben gehört, ein Doctor der Theologie, der mit einem Juden über den christlichen Glauben disputierte, sei durch die Antworten nicht nur von dem Juden, sondern auch von einer Jüdin widerlegt worden. Wie ich das als Knabe hörte, ward ich gewaltig verwundert und betrübt, nicht ohne großes Aergerniß im Gewissen, wenn unsre christliche Religion nicht auf festeren Beweisen ruhen sollte, als auf solchen, die von Juden, gelehrten Theologen gegenüber, könnten umgestoßen werden. Das lag mir also von Kind auf tief im Herzen. Als ich nun Minorite geworden war und die heilige Schrift täglich im Chor und bei Tische hörte und las, mit der Erklärung des Lyranus, da lernte ich, daß die Geheimnisse der Schrift

nicht so klar seien und nicht Allen gewiß, da Viele viel Verschiedenes über dieselben vorbrachten. Denn ich hörte, daß Lyranus bald vom heiligen Hieronymus abwich, bald die Erklärung des Rabbi Salomon billigte, und dagegen den Augustinus und den bekehrten Juden Paulus von Burgos mißbilligte. Das hörte ich, verstand auch die Weissagungen der Propheten noch nicht, sah, daß öfter der hebräische Grundtext angeführt war als die gewöhnliche Uebersetzung, hörte auch an manchen Stellen, die chaldäische Uebersetzung des Onkelos oder Jonathan sei entweder für oder gegen unsre Uebersetzung; zugleich las ich auch des Paulus von Burgos Untersuchung, welche ein Italiener ins Lateinische übertragen, die gegen die Juden aus deren Schriften geschrieben ist, und las, wie Petrus Nigri sehr vieles aus jüdischen Schriftstellern in dem Buche anführte, das er den Stern des Messias betitelte. Dies alles, was ich sah und hörte und las, reizte mich als Knabe und da ich schon Jüngling war zum Erlernen der hebräischen Sprache, wenn mir auch nur Pergamente an den Einbänden unserer Bücher in die Hände kamen. Doch war mir bis auf diesen Tag noch keine Gelegenheit irgendwie geworden, das Hebräische zu lernen, und doch mußte daraus das Verständniß der zweifelhaften Punkte im Alten Testament entnommen werden, wie vom Griechischen im Neuen. In solches Gespräch kam ich mit Paulus Pfedersheim auf dem Wege zwischen Dürcken (Türkheim) und Worms. Darauf antwortete mir der Pater, der selbst ein bekehrter Jude war, rasch und bereitwillig: Wir gehen eben jetzt auf Mainz zu. Dort habe ich hebräische

Handschriften gelassen, die ich einst meinem Vater weggenommen, da ich Christ wurde; die will ich dir überlassen, wenn du deinen so frommen Wunsch erfüllen und dich diesem Studium widmen willst. Ich antwortete ihm: Wenn du mir solche heilige Bücher übergeben willst, so weiß ich eine Weise, auf welche ich mir getraue sie aus mir selbst sowohl zu lesen als zu verstehen. Der gute Mann versprach mir demnach ein Buch, wenn wir nach Mainz kämen. Wir gelangten unter diesem Gespräche nach Worms, dann nach Oppenheim. Dort versammelten sich die vornehmen Väter der Provinz um den Rhein und von Schwaben. Nach der Berathung giengen die Prälaten unter ihnen nach Mainz hinab, darunter mein Guardian und Lehrer Paulus Scriptoris mit dem andern Paulus, dem bekehrten Juden. Wir übrigen Brüder, die sie begleiteten, blieben einige Tage in Oppenheim, und giengen je zwei in die benachbarten Orte zurück, um das Kloster nicht zu beschweren. Und so kam ich mit einem Gefährten über Heidelberg nach Pforzheim zurück, um dort auf meinen Lehrer zu warten, der nach Verrichtung der Geschäfte zu Mainz mit dem Guardian von Pforzheim nachfolgen wollte. Ich hatte aber meinem Vater, als er nach Mainz gieng, angelegentlich empfohlen, er möchte den bekehrten Paulus daran erinnern, mir das hebräische Buch zu überschicken. Nach einigen Tagen kam Paulus Scriptoris, und hatte, er der so angesehene Mann, das hebräische Buch auf seinen Schultern von Mainz nach Pforzheim getragen, meinem Wunsch und Verlangen zu Liebe; denn er billigte es sehr, da er auch selbst früher das

Griechische von Reuchlin gelernt hatte, worin er so geschickt war, daß ich einen kleinen Brief gesehen und gelesen habe, den Paulus jenem geschrieben. Nichts war mir bis auf diesen Tag erwünschteres widerfahren, als da ich jene große hebräische Handschrift mir bringen sah. Es war aber das Buch prachtvoll auf Pergament geschrieben mit gar zierlichen Buchstaben nebst der Masora, von solcher Größe, wie sie ein ganzes Kalbsfell geben konnte, und es hatte drei Columnen auf einer Seite, nicht nur zwei wie gewöhnlich die Bücher geschrieben werden. Es enthielt den Text des Propheten Jesaias, auch des Ezechiel und der zwölf kleinen Propheten. Anfänglich war auch Jeremias damit verbunden gewesen, aber von Räubern abgerissen worden, da er in dem Bande, nach Art der deutschen Bibeln, dem Propheten Jesaias vorangestellt war, vielleicht aus dem Grunde, weil er im Style leichter ist als Jesaias. Diese Handschrift also schleppte auch in der Folge der fromme und heilige Mann, Paulus Scriptoris, auf seinen eigenen Schultern bis nach Tübingen, um mir, dem etwas zarteren Bruder, zu schonen und damit ich ihm, dem starken, um so leichter auf dem Wege zu folgen vermöchte; so groß war eben in dem gelehrten Manne die Güte und seltene Bescheidenheit. Nun wunderte sich der getreue Lehrer, auf welchem Wege ich mir getraute, ohne einen Lehrer das Hebräische zu lernen, so daß ich es lesen und verstehen könnte. (Die merkwürdig mühsame Weise, die nun Pellican angibt, bedarf zu ihrem Verständniß einiger Elementarkenntnisse des Hebräischen. Er kam jetzt in Bekanntschaft mit Reuchlin, der ihm einige erleich-

ternde Anweisung geben konnte, hinwieder aber durch Pellican in seiner Arbeit eines Wörterbuchs sehr gefördert wurde.)

Im Jahr 1500 im August zog ich mit meinem Lehrer Paulus nach Ulm, wo ich gehört hatte, daß ein guter Mann wäre, ein Priester mit Namen Johannes Beham, Cantor, der von den Ulmer Juden, ehe sie vertrieben wurden, Hebräisch gelernt hatte und viele zierlich geschriebene Bücher besaß, die er um vieles Geld von einem armen Juden gekauft hatte. Unter anderm hatte er ein Fragment einer Grammatik von den Conjugationen der Verba und den Verwandlungen der Buchstaben, das anfieng: „Die heilige Sprache", und ein anderes ähnliches Fragment, dessen Anfang „Das Thor des Zaumes". Diese beiden Fragmente hatte der fromme Mann um vieles Geld ins Deutsche übersetzen lassen von einem Juden, der gar nichts von der hebräischen Grammatik verstand. Denn bis jetzt habe ich unter allen Juden noch keinen gefunden, weder im Elsaß, noch zu Worms, noch zu Frankfurt, noch zu Regensburg, noch sonst wo, der mir auch nur eine grammatische Frage hätte auflösen können. Dieser gute Priester, Johannes Beham, erlaubte mir auf meine demüthige Bitte, beide Grammatiken mit der deutschen Uebersetzung abzuschreiben. Ihm hat der Herr ohne Zweifel einen reichlichen ewigen Lohn im Himmel ertheilt, denn er war mir von großem Nutzen und hat zum Theil den Ruhm eines Lehrers an mir verdient. Ja auch nachher, da er meinen Eifer und mein unermüdetes und glückliches Studium sah, erlaubte er mir noch anderes abzuschreiben.

Im selben Jahre 1500 geschah es durch Gottes Willen und gnädige Vorsehung, daß ein Buchhändler Friedrich von Tübingen eine ganze hebräische Bibel hergebracht hatte, in ganz kleinem Format zu Pisaurum (Pesaro) in Italien gedruckt. Diese stand zwar feil, aber Niemand achtete darauf. Sobald es mir bekannt ward, eilte ich sogleich lechzend vor Verlangen, wie ein Hirsch nach den Wasserquellen *), zu dem Manne, und bat ihn, er möchte mich das göttliche Werk während einiger Tage einsehen lassen, ich wolle es ihm auf die erste Mahnung zurückgeben, wenn er es verkaufen würde, damit der Buchhändler keinen Schaden an seinem Gewerbe litte. Er sagte es zu, ich möge es sehen, aber ich müsse wissen, Niemand könne es für weniger als anderthalb Gulden kaufen. Als ich das hörte, war ich hoch erfreut, daß es so wohlfeil zu haben sei, denn ich hatte gefürchtet, als etwas Neues werde es kaum für sechs oder acht Gulden zu haben sein. Ich gieng damit zu meinem Guardian Paulus und bat ihn flehentlich, er möchte für mich bei dem Buchhändler bürgen, daß ihm diese Summe sicher bezahlt würde, damit mir das Buch nicht entrissen werde. Er willigte gern ein, ich bekam das Buch, bezeichnete die Capitel und freute mich von Herzen, daß ich Crösus Reichthümer erlangt habe. Alsbald schrieb ich nach Speier an den Oheim und bat ihn flehentlich, er möchte mich als Freund mit der Gabe oder dem Almosen von zwei Gulden beschenken, die ich zum Ankauf nöthiger Bücher, da ich dürftig und arm sei, durchaus bedürfe. Er

*) Ps. 42, 2

gewährte es mir gleich und schickte das Geld, unter der Bedingung, daß ich nicht kauflustig aus fremdem Beutel werde. Ich aber war damals reich genug geworden, und habe nachher nichts anderes mehr, weder an Büchern noch an Geld, von ihm verlangt. Alsbald las ich von Anfang an die ganze Bibel und legte mir ein hebräisches Wörterbuch an.

Tod der Seinigen.

Im Jahr 1501, gleich nach der Weinlese, fieng die Pest zu Ruffach an zu herrschen, wie auch anderswo. Daher kam mein Bruder Leonhard, der nach Hause kehrte, weil die Studenten zu Heidelberg sich zerstreut hatten, zum Anfange. Und die Pest begann in das väterliche Haus einzukehren im December; da starben meine zwei Schwestern Margaretha und Agnes, auch die Schwester Elisabeth ward krank, doch ließ Gottes Barmherzigkeit sie davonkommen. Aber der Vater ward von der Pest ergriffen, legte sich am fünfzehnten und starb auf St. Lucia Tag, ihm folgte nach drei Tagen mein Bruder; ich blieb übrig durch Gottes Geschenk und Gnade mit der einzigen Schwester und der Mutter. In denselben Tagen starben auch einige Brüder im Kloster an der Pest. Da machte ich, um die Gedanken der Todesfurcht zu verscheuchen, mir ein kleines Büchlein von Pergament, in welches ich die sieben sogenannten Bußpsalmen schrieb, auf drei Columnen, Hebräisch, Griechisch und Lateinisch, so daß sich die Verse entsprachen. Auch andere, Lobpsalmen,

schrieb ich mit zierlicher Schrift, über die sich auch Juden sehr verwunderten, die sie später sahen; ich fügte auch einige Gebete hinzu zu täglichem Gebrauche, an Gott und meine Patronen, die waren die Heiligen Paulus, Agnes, Franciscus, Hieronymus. Und mit zierlicher lateinischer Schrift schrieb ich den Weg der Seele zu Gott vom H. Bonaventura; dazu fügte ich eine Rechnung für ein ganzes Astrolabium, den Lauf der Sonne und des Mondes, nach dem 48sten Breitegrad, mit Kreisen für den Lauf des Mondes. Dies Büchlein gieng mir endlich verloren, wenn es sich nicht gegenwärtig in der Stadt Calw findet bei Marcus Heilander, der nun dort Prediger ist. (Am Rande: Sein Sohn hat es.)

Reise nach Oberitalien.

(1502 kam Pellican nach Basel als Lector der Theologie im dortigen Franciscanerkloster; im Jahr 1504 kam der Cardinal Raimund von Gurk*), Legat Papst Alexanders VI. [vielmehr Julius II.], und ernannte ihn zum Licentiaten der Theologie, die Doctorwürde im Voraus auf das dreißigste Lebensjahr ihm zusichernd.)

Als der Cardinal abreisen wollte, bat er die Väter der Provinz, sie möchten zulassen oder erlauben, daß ich als sein Bekannter, anstatt des genannten Capet (des einen seiner zwei frühern Begleiter) mit ihm und seinem Gefährten nach Rom reiste. Sie gewährten es und ich

*) Raimund de Petrandi, Bischof von Gurk.

leistete nicht ganz ungerne Folge, aus Verlangen, Italien und Rom zu sehen. Ich war jetzt 26 Jahre alt. Wir kamen also nach unserer Weise zu Fuß, unser zwei, ich und ein gewisser Schenk, ein Bruder von vornehmer Herkunft, nach Luzern, über Zofingen, wo wir zuerst übernachteten. Zu Luzern blieben wir etwa vierzehn Tage; er (der Cardinal) las eine feierliche Messe in Pontificalibus, in der Hauptkirche in dem Kloster, genannt im Hof. Ich bemerkte, auf solches aufmerksam, aus einer Inschrift im Chor (die aber neu war und wer weiß ob wahr), es seien seit der Gründung dieses Klosters gerade tausend Jahre. Es stand nämlich, die Gründung sei geschehen durch einen Herzog von Schwaben, dessen Namen ich nicht behalten, im Jahr des Herrn 504; das laufende Jahr aber war wie gesagt 1504. Es warteten dem Cardinal die Ehrengesandten der Schweizer auf, von Luzern, Zug, Schwyz, Unterwalden und Uri, und begleiteten ihn auf einem Schiffe bis nach Brunnen, am 18ten Juli. Auf dem Schiffe ward über die Macht der Schweizerheere gestritten, die einen gaben eine wahrscheinliche Zahl an, andere behaupteten eine immer größere. Sie sprachen auch von ihren Bündnissen mit einigen Päpsten, ich glaube sie nannten Sixtus (IV). Am selben Tage kamen wir in den Flecken Schwyz, der „Kilchgaß" heißt. Bald wurde der Landschaft ein Fest auf den 30 Juli angekündigt; das ganze Thal sollte zu einem päpstlichen Amte des Cardinals und apostolischen Legaten zusammenkommen und zu einer feierlichen Messe. In der Kirche, welche nicht weiter geschmückt war als mit aufgehängten Siegesfahnen mit den

Wappen des Herzogs Carl von Burgund und einiger Kaiserlichen, hielt er in Pontificalibus mit wundervollen Ceremonien eine Messe; zwischen derselben predigte der Bischof von Tripolis dem dichtgedrängten Volke. Unter der Predigt kam dem Cardinal der Gedanke, ein jährliches Fest an demselben Tage, Abdo und Senna, zu stiften, daß das Volk, welches an diesem Tage zusammen käme, einen Ablaß für sieben Jahre hätte, es hieß, dies sei nach dem vollkommenen der größte, den der Papst giebt und ein Legatus a Latere geben kann. Diese hohe Gnade des Legaten wurde mit großem Beifall vom Volk und der Obrigkeit aufgenommen; aber das darauf folgende prächtige Gastmal, welches der Legat den Schweizern gab, war noch viel willkommener; sie wollten es zwar zahlen für die große geistliche Gnade, die sie von dem apostolischen Stuhle empfangen, da aber der Legat nach seiner besondern Freigebigkeit begehrte, alle Kosten zu bestreiten, so gaben sie ihm nach. Der übrige Theil des Tages ward mit Spielen auf dem Markte zugebracht, wobei sich die jungen Leute in allerlei Weise des Kämpfens übten, nicht ohne viele Freiheit und Ausgelassenheit, die sie bei ihrer reichlichen Muße lernen, da sie durch den ganzen Sommer nichts zu thun haben als das Heu zu besorgen. Am folgenden Tage reisten wir zu Schiffe nach Uri, wo zur Linken der Fels gezeigt ward, auf welchem der erste Retter der Freiheit, Wilhelm Dell, seine Zuflucht nahm, da er aus dem Schiffe der Tyrannei des Adels entfloh. In Altorf blieb der Cardinal einige Tage als am Ende seiner Legation, nämlich im letzten Orte des

Bisthums Constanz. Dort gab er mir und einem andern den Auftrag, die Geschichte der Schweizer, die man ihm in Schwyz überreicht, und ebenso die Artikel des einst mit Papst Sixtus geschlossenen Bundes aus dem Deutschen ins Lateinische, damit sie der Cardinal verstünde, zu übersetzen. Ich ergriff die Arbeit und eilte mit der Uebersetzung, damit ich nicht den Gotthardsberg übersteigen müßte; denn schon war mir sowohl der Hof des Cardinals als die Langsamkeit der Reise verleidet: es war schon die vierte Woche, und ich wäre lieber vorwärts gezogen und nach Rom geeilt; das war aber, was ich nicht wußte, nicht der Vortheil des Cardinals. An demselben Orte schrieb er viele Briefe nach Rom; er dictierte zugleich auf einmal in einer Stunde viele Briefe an viele Schreiber, in wunderbarer Schaustellung seines Geistes. Denn da schrieb ich einen, indem er dictierte, und mit mir der Eine und Andere Briefe von gleichem Inhalt, und ebenso drei oder vier andere einen andern Brief an Andere von anderem Inhalt, in einem Gemache, zur selben Zeit, alle zugleich da sitzend; so geschickt war der Greis, der über sechszig Jahre zählte, ein Franzose, von Xanten gebürtig. Nach drei oder vier Tagen erhielt der Bischof von Tripolis und die andern Basler und Schweizer die Erlaubniß, heimzukehren; denn es war nun der St. Gotthardsberg zu besteigen, der zugleich in die Bisthümer Mailand, Lausanne, Constanz und Chur gehört. Gern wäre ich auch zurückgegangen, aber ich hatte wohl die Geschichte der Schweizer vollendet, aber noch nicht die Urkunde des Bündnisses; also mußte ich mit dem Bruder, der keine Lust

hatte umzukehren, vorwärts ziehen. Indem die Andern nach dem Mittagessen heimzogen, stiegen wir mit dem Legaten ein schönes Thal hinauf zwischen fürchterlichen Felsen und kamen auf den Abend nach Wasslen. Dort übernachteten wir mitten am Fuß der Berge in schrecklichem Gebirge, am Morgen stiegen wir noch höher und kamen in ein gar schönes Thal, wo man den Gipfel des Berges von ferne sah und mehrere Dörfer waren, nämlich Urseln und noch in der Ferne am Fuße des Gotthardsberges ein nicht kleines Dorf, Hospital genannt. Dort aßen wir zu Mittag und stiegen dann mit großer Mühe auf den Gipfel des Berges, auf der großen Straße, wo zu beiden Seiten noch höhere Berge emporragten, und kamen endlich zur Capelle und dem Hospiz St. Gotthards; dort blieben wir eine Weile in großem und ungewohntem Froste, und fiengen dann an den Berg hinabzusteigen, die Fußgänger auf einem Fußpfade, die Reiter auf der Landstraße. Aber der Cardinal, der sich wegen seines Alters keinem Pferd oder Maulthier anvertraute, ließ sich auf einer Tragmaschine herabbringen, durch sechszehn starke Schweizer, indem abwechselnd ihrer acht ihn trugen, für nicht geringen Lohn, so daß damals die Rede gieng, er habe aus der ganzen Provinz der deutschen Legation nicht mehr als eine Krone über den Gotthardsberg zurückgebracht. Von da kamen wir zur Stadt Orlienß (Airolo) im Mailänder Bisthum; dort verweilten wir zwei Tage, wieder beschäftigt Briefe zu schreiben, um Geld, das man dem Cardinal entgegenschicken sollte. Es war aber dort ein Abt, aus dem Bernergebiet, vom Kloster

Erlach, wenn ich es recht behalten habe; dieser kam mit einem Darleihen von dreihundert Gulden der Armuth des apostolischen Legaten zu Hülfe. Wir stiegen am dritten Tage durch ein zweites schönes und abschüssiges Thal hinab bis zu dem Orte, der „Klösterlin" heißt, dort übernachteten wir. Am folgenden Tage kamen wir nach Bellinzona. Aber vorher kamen uns zwei Minoriten entgegen und baten mich und meinen Gefährten, wir möchten den Legaten überreden, bei ihnen als Gast einzukehren, in einem hübschen neuen Kloster außer der Stadt; aber es war umsonst: der jetzt arme Legat kehrte nicht bei den noch ärmern Minoriten ein, sondern bei den etwas reicheren Augustinern, die ebenfalls außer der Stadt ihren Sitz hatten. Er hielt am folgenden Tage, einem Sonntag, eine päpstliche Messe in der Stadtkirche vor großer Volksmenge; zum Mittagessen kam der Rath der Stadt und beschenkte den Legaten des Papstes mit zwei gläsernen Flaschen, die eine voll weißen, die andere voll rothen Weines. Als sie weggiengen, rief dieser seinen Gesellschaftern zu: O du glückliches Deutschland! wo sind wir jetzt! indem er die Freigebigkeit in den deutschen Städten andeuten wollte, im Vergleich mit dem, was man ihm jetzt in Italien zum Geschenke gab. Aber es war die ihm für Germanien und Dacien übertragene päpstliche Vollmacht schon ausgegangen, daher hatten die Ehre und die Schenkungen ein Ende. Nach zwei Tagen nahmen wir den Weg durch die Ebene gegen den Langensee und setzten über den Anfang des Sees nach der Stadt Lucaris (Locarno), welche mit einer sehr festen Burg geziert ist, woran sich ein nicht

reformirtes Franciscanerkloster schließt. Dort blieben wir acht Tage, und mir fieng an alle gekochte Speise zu widerstehen, auch selbst das Brot, wie weiß es auch sein mochte, der Wein schmeckte mir ich weiß nicht wie, ob er gleich ganz gut war. Dann zogen wir gegen ein reformirtes Kloster St. Bernhardins, das zwischen Pallanza und Intro (Intra) lag, und übernachteten mitten auf dem Wege durch den See in einem Kloster. Dort wurden wir des Nachts von so vielen Wanzen geplagt, daß wir es nicht die ganze Nacht aushalten konnten, sondern mitten in der Nacht standen mein Gefährte und ich auf und giengen in das Sommerhaus, um auf den Bänken zu schlafen; aber unvorsichtiger Weise schlossen wir nicht die Fenster vor der Nachtluft, die uns krank machte. Als es Morgen geworden, bestiegen wir nüchtern ein Schiff und bekamen zum Mittagsmahl von einem gebratenen Fisch zu essen und einen Schluck Wein; am Abend kamen wir zu St. Bernhardin, einem sehr schönen Kloster. Obgleich wir hier alle brüderlich aufgenommen wurden, auch wir zwei Brüder, so fühlte ich doch bereits, daß ich das Fieber hatte und nichts essen oder kosten konnte. Der Cardinal gab mir seinen Arzt, auch einen der in Pallanza in der Nähe war; er gab mir allerlei Tränke, auch von Gold, wie es hieß, aber ich ward davon nicht gesund. Weil ich nun so am Fieber litt, freute ich mich eine Gelegenheit zur Rückkehr nach Deutschland zu haben, und bat den Cardinal um meinen Abschied, den ich auch erhielt. Er sagte aber: Ich wollte dich mit mir nach Rom nehmen und mich an deiner Arbeit und deinen

Studien erfreuen; aber da ich sehe, daß die Luft dir nachtheilig ist, so will ich dich lieber lebendig zu Basel wissen als zu Rom todt sehen. Und bald wies er uns einen Führer von Luzern an, rüstete ihn, ich weiß nicht mit wie viel Gulden aus, und trug ihm auf, uns zu geleiten und an nichts Nothwendigem Mangel leiden zu lassen. Wir kehrten also auf demselben Wege zurück, den wir gekommen waren, aber in Bellinzona nahm man uns in kein Gasthaus auf, denn sie fürchteten, ich sei von der Pest ergriffen. So kamen wir nach Orliens, kaum konnte ich erlangen, daß wir in ein Haus treten durften, weil mein Fieber für die Pest gehalten wurde. Im Fieber bestieg ich Tags darauf den Gotthardsberg und stieg wieder abwärts, dann übernachteten wir im Dorfe Hospental und kamen so nach Altorf. Hier mietheten wir ein Schiff, um nach Brunnen zu fahren, und mußten zum Schiffer eine Frau nehmen, wir waren unser fünf Männer. Da erfaßte mich das Fieber, und es erhob sich ein heftiger Gegenwind, zu großer Gefahr für unsre ganze Fahrt, so daß wir nach Aller Wunsch bei Sisikon, einem kleinen Dorfe zwischen Altorf und Brunnen, ankehren mußten. Hier mußten wir einen überaus hohen Berg hinansteigen, und, wenn auch durch Wiesen, auf Händen und Füßen kriechen, eine gute Meile lang. Und da wir die Mitte der Höhe erstiegen hatten, oder vorher, sahen wir, daß der Wind sich gelegt hatte; aber ich, der noch immer das Fieber hatte, konnte nur langsam hinter den Andern hinaufsteigen. Wir gelangten nun zu einer lieblichen Ebene, auf welcher ein schönes Dorf, mit fetten Wiesen

und mit lieblichen Brunnen, der Name des Dorfes ist mir entfallen (am Rande: Morse [Morschach], mit einer sehr alten Kirche). Wie wir aber mit vieler Mühe heraufgestiegen waren, so mußten wir mit noch mehr Beschwerde für die Beine den so hohen Berg hinabsteigen. Die Höhe des Dorfes überragte alle westlichen Berge gegen Basel, so daß ich die Berge des Elsasses sah und sogar die bei Rapolstein. Nachdem wir also eine starke Meile herabgestiegen, kamen wir zum Dorfe Brunn. Da blieben wir auch über Nacht und hatten zum Nachtessen Gesellschaft von zwei trefflichen Greisen, mit denen wir vieles sprachen, vom Aufgeben der Kriege, und von der Verbesserung der Sitten in der Schweiz, es waren sehr einsichtige und gute Männer. Am nächsten Tage fuhren wir nach Luzern und wurden im Kloster gastlich aufgenommen, ich aß aber wegen des Fiebers nicht zu Nacht; dort wurde mir ein Pferd verschafft, auf dem ich am folgenden Tage nach Baden kam; Tags darauf war ich noch sehr krank, wir hatten das Mittagessen früh in Küngsfelden, Nachts kamen wir nach Seckingen, wo wir bei einem Edlen, von Schönauw, einkehrten, der uns freundlich aufnahm. Als wir ein Zimmer erhielten, fiel ich plötzlich in eine Ohnmacht, aber der Bruder, der bei mir war, erfaßte mich und half mir, daß ich wieder zu mir kam. Den nächsten Tag gelangte ich nach Basel. Dort dauerte mein Fieber von Mariä Geburt an — nicht hart aber häufig, so daß ich einen Tag besser, aber zwei Tage nach einander vom Fieber geplagt war, doch ohne Fröste — es dauerte also bis zur Zeit der Wintersonnenwende; denn von da genas ich all-

mälig bis zu Weihnachten und erlangte wieder genugsame Kräfte bis zu den Pfingsttagen; damals aber ließ ich mich von den Brüdern bereden und verleiten, mit ihnen zur Ader zu lassen; alsbald verfiel ich aufs neue ins Fieber. Es kam ein französischer Arzt dazu, durch dessen Rath ich auch vorher genesen war. Als ich auf seine Frage, was geschehen sei, ihm die Sache, wie sie gegangen war, erzählte, befahl er mir, in Zukunft nie mehr ohne den Rath des Arztes oder eine offenbare Ursache zur Ader zu lassen, was ich auch bis dahin gehalten habe Es war aber dies schon im Jahr 1505.

Reise nach Rom.

Am ersten September (1516) folgte ich, wie mir befohlen war, dem Provincial (auf der Visitationsreise), reiste ihm durch das untere wirtembergische Schwaben nach und traf ihn wieder zu Ulm. Hier kam aus der Stadt Rom die Anzeige, es sollten aufs nächste Jahr am Pfingstfest nicht nur alle reformierten Minoriten der ganzen Christenheit, sondern auch die Conventualen, so heißen die, welche nicht von der Observanz genannt werden, zusammenkommen zu einem obersten Generalcapitel, welches Papst Leo (X.) abhalten wollte. Dies war zwar sehr schwer auszuführen, konnte aber doch nicht ausgewichen werden. Es ward also eine Berathung einiger benachbarten Väter zusammenberufen, und eine Provincialversammlung in die Mitte von Oberdeutschland, nach Pforzheim, angesagt, wo man den

wählen sollte, der im Namen Aller nach Rom abzuordnen wäre. Dies geschah auf Pauli Bekehrung und es ward der Guardian von Nürnberg, früher Provincial, erwählt. So wurde wieder der Lauf unserer Visitation unterbrochen, wir zogen in jenem Winter durch Schwaben und den Rheingau bis zur bestimmten Zeit. Inzwischen ward Bayern zum dritten Mal visitiert und Nürnberg mit Franken. Es traf sich aber, als wir zum dritten Mal in Nürnberg waren, daß Herrn Vilibald Pirckheimer von Genua ein neues Geschenk geschickt wurde, ein fünffacher Psalter, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch, Arabisch und Lateinisch, mit Anmerkungen. Als der gütige Mann sah, daß mir dies Geschenk in die Augen stach, so schenkte er es mir und wollte mich gar gerne zum zweiten Mal bereichern, weil ich auch jene Gabe als den kostbarsten Reichthum aufs dankbarste empfangen hatte. (Nämlich 1515 hatte ihm Pirkheimers Schwester Charitas, Aebtissin zu St. Clara, ein eben von Venedig zum Verkauf gekommenes Buch geschenkt, einen Pentateuch mit den Megillen, Hebräisch, mit der chaldäischen Uebersetzung des Onkelos und dem Commentar des Rabbi Salomo. „Dieses Buch war mir wie Crösus Reichthümer, denn bis auf diese Zeit hatte ich nichts als die bloße kleine hebräische Bibel; diesen Schatz trug ich nun gebunden auf meinen Schultern.“) Von dort visitierten wir zum dritten Mal Heidelberg, Oppenheim, Mainz und die übrigen Klöster am Rhein; zur bestimmten Zeit ward der Convent in Pforzheim abgehalten, und darauf kamen wir durchs Elsaß nach Basel und ward die Visitation beendigt auf Mitte der Fasten

(1517). Am Sonntag nun nach der Passion des Herrn, nahmen wir den Weg aus Basel über Rinfelden, Seckingen, Laufenburg, Waltzhut, Nünkirch, Schaffhusen, darauf durch Pfullendorf, Diengen, Munderchingen, Riedlingen kamen wir in die Stadt Uelengen *), dort visitierten wir drei Tage die Schwestern vom dritten Orden, und sahen das Schloß des Edlen Theobald Spät verbrennen, das ließ der Herzog von Württemberg thun, dem dieser Adeliche seine Gemahlin, die Herzogin, entführt hatte; es war beim Kloster Zwifalten gelegen. Und so zogen wir endlich gerade auf Ulm, von wo wir gegen Kempten eilten, um dort die Ostern zu feiern und uns zur Reise nach Rom zu rüsten; nachdem wir den Ort visitiert, blieben wir über die heilige Woche bei den Schwestern in der Stadt zu St. Anna. Während wir hier verweilten, traf uns ein Bote aus Ruffach, ein Vetter meines Oheims Jodocus Gallus, mit Namen Walter Gallus, Caplan zu Ruffach, der mir den Tod des Oheims meldete, der zu Speier auf den Tag Benedict des Abts gestorben war; er berichtete mir auch von seinem Testament, von seinen Büchern, die in der Bibliothek der Minoriten in Ruffach aufgestellt werden sollten, bis die Söhne meiner Schwester heranwachsen würden, welche damals noch nicht vorhanden waren, sondern einige waren gestorben und es war Hoffnung, daß zukünftige geboren würden. Ich entließ den Walter, verschob das Geschäft mit den Büchern

*) Ehingen? Der falsche Name, sowie „Diengen" wahrscheinlich für Thengen, auch die Anführung von Riedlingen nach Munderkingen, weisen auf die Abfassung aus dem bloßen Gedächtniß.

und konnte die Sache nicht betreiben. Am zweiten Tage der Ostern also machten wir uns auf den Weg nach Rom von Kempten gegen der Klause (Füßen), wo wir als Gäste von einer sehr reichen Frau Gossenbrotin aufgenommen wurden. Hier betraten wir die Alpen und kamen, ohne sehr zu eilen, auf dem gewohnten Wege nach Brixen, kehrten aber in dem Kloster Stamß (Stans) ein, bei Cistercienseru, wo eine Begräbnißstätte der Herzoge von Oesterreich und Tyrol ist. Wir blieben auch eine Nacht in dem gar schönen Schlosse Cyrlen (Zirl), nicht weit von Innsbruck, wo wir die Bilder der ganzen Ahnenreihe Maximilians sahen, an einem Ofen der Burg ebenda. Zu Brixen kam zu uns dreien der Guardian von Nürnberg, Johannes Machsysen, mit dem Dolmetsch Johannes Genger, der 13 Jahre in Rom gelebt hatte, und dessen wir bedurften, da die italienischen Brüder nicht mit uns lateinisch reden konnten. So brachen wir also unser fünf mit zwei Maulthieren von Brixen auf und kamen nach Botzen, darauf, den Fluß Etsch zu unsrer Rechten, zogen wir durch Neustadt und welterhin bis nach St. Michael, darauf nach Trient. Von da giengen wir etwas vorwärts nach Roveredo, wo wir Briefe empfiengen, giengen über die Etsch und kehrten oben an dem Gardasee an. Dort warteten wir einen Tag auf ein Schiff und sahen das nahe Kloster von Ryff (Riva), Tags darauf bestiegen wir das Schiff, mußten aber wegen eines Sturmes mitten im Lauf auf ein Dorf ablenken, in dem ein Kloster war, und kamen von da zu Fuß nach Salo, wo auch ein Kloster unserer Gattung; da fanden wir den Provinzial der Provinz Brixen,

Franciscus Lechert, einen gelehrten Scotisten, der uns in sein scotisches Generalstudium führte, auf einer herrlichen Insel des Sees, nahe bei Salo, wo vierzig Brüder verweilten, die den Scotus studierten: dessen Erklärung und Commentarien wurden damals gedruckt, auf Veranstaltung Lechers selbst, der nach einigen Jahren General des ganzen Minoritenordens wurde und endlich in Ungarn starb. Von diesem Orte kamen wir geraden Wegs in einem Tage zu einem neuen Kloster, genannt Maria der Gnaden, nachdem wir 46 italienische Meilen in einem Tage durchzogen hatten. Es war daselbst eine neue Kirche, ganz an allen Mauern, vom Boden bis zu den Gewölben, mit wächsernen Bildern überzogen, die mit Fleiß so geordnet waren, daß man nichts von der Wand sah, indem die müssigen Brüder sich bemühten, dadurch den Zulauf zu der heiligen Jungfrau zu vermehren. Das ganze Kloster war mit Malerei geziert und hatte einen mächtigen Garten, so daß es als das lieblichste Paradies erschien. Am nächsten Tage kamen wir eine Meile weiter nach Mantua in ein prächtiges Kloster, mit einer alten Kirche, aber mit einem neuen Dormitorium und zwei Kreuzgängen und andern großartigen Einrichtungen, alles durch die Gunst der Herzoge; in dem großen Refectorium waren die Bilder der Herzoge und ihrer Söhne und Töchter aufs sorgfältigste gemalt. Dann überschritten wir den Po und kamen zu einem sehr berühmten Kloster St. Benedict genannt; ich habe es nicht von innen gesehen, da ich nicht hineingehen wollte, die übrigen Brüder sagten, sie hätten nie ein schöneres Kloster gesehen; damals aber wurde daselbst ein Generalcapitel des Benedic-

tinerordens in der Lombardei gehalten. Dann kamen wir nach der Stadt Mirandula, berühmt durch die gelehrten Grafen Johannes Picus den ältern und Johannes Franciscus Picus seines Bruders Sohn. Außer der Stadt giengen wir in ein vorzügliches Kloster der Minoriten, das einzige, in dem wir eine mit den besten Büchern trefflich versehene Bibliothek fanden, Dank dem Verdienst und der Gutthätigkeit der Fürsten, welche den Ort und die Brüder liebten Von Mirandula kamen wir durch einige andre Städte auf die Stadt Cento zu einem hübschen, mit lieblichen Gärten geschmückten Kloster unsers Ordens außerhalb der Stadt. Von da kamen wir nach Bologna und zogen durch die gewaltige Stadt zu einem neuen Minoritenkloster außer den Mauern gegen Mittag auf einem niedrigen Hügel. Dort hielten die Brüder der Provinz Bologna ein Capitel und zählten das Geld, das sie aus der vorigen Fasten für Ablaß zusammengebracht hatten, um es nach Rom dem Papste zum Bau der St. Peterskirche zu bringen. Die nächste Tagreise war die einzige, auf der wir kein Kloster hatten, indem wir das Apenninengebirge hinauf und hinab stiegen durch die Stadt Florenzola (Firenzuola). Tags darauf kamen wir nach Scarparia; dort giengen wir in ein Kloster unsers Ordens in der Einöde zu Gaste und wurden herzlich aufgenommen; wir benutzten nicht die Landstraße wegen des Unterhaltes, denn wir waren nach unserer Sitte alle ohne Geld, doch fehlte uns auch nicht der nöthige Unterhalt, freilich war er gering und nicht genügend wegen der Lebensart jenes Landes. Am folgenden Tage kamen wir nach der herrlichen

Stadt Florenz, die wir durchschritten, da gegen Mittag vor der Stadt ein ausgezeichnetes neues Kloster der Observantiner war auf einem flachen Hügel, von wo man die prachtvolle Stadt sehen konnte. Zwei Tage nachher kamen wir nach Siena über einige unserer Klöster, diese Stadt besahen wir jetzt, indem wir dort einen Tag ruhten, wie wir auch in den andern, Bologna und Florenz, gethan hatten Es war hier ein zierliches Kloster außer der Stadt auf einem Berge gelegen, zu dessen Seiten überall ein gewaltiger Garten und ein Wald war, mit dem Kloster verbunden; eine hübschere Cathedrale habe ich nie gesehen, mit Gemälden und Bildern an den Wänden und musivischer Arbeit auf dem Fußboden, und mit den Namen und Bildern aller Päpste. Von Siena bogen wir von der allgemeinen Straße ab auf einen verborgenern Weg, durch die Berggegenden von Toscana, und den Fulsinersee (See von Belsena) zur Linken lassend, durch Wälder und Einsiedeleien von Brüdern, bis wir nach Petilianum (Pitigliano) kamen, wo nach dem Brauche außer der Stadt ein neues Kloster erbaut ward. Dort waren wir über den Himmelfahrtstag; von da durchzogen wir am nächsten Tage die Grafschaft Farnese, dem der jetzt römischer Papst ist, Paul dem dritten, zugehörig. In dessen Schlosse wurden wir aufgenommen und von deutschen Dienstboten, die er gerne anstellte, freundlich behandelt, dann kamen wir zum Fulsinersee. Dort machte man ein Feuer, und als man das von einer Insel, wo ein Kloster war, sah, kamen die Brüder auf einem Schiffe und führten uns auf die Insel, wo wir zwei Tage blieben und

Fische reichlich fiengen. Einige von uns ließen sich auch zum Vergnügen auf einem Schiffe an die Mündung des Sees führen und sahen dort 6000 Aale, die sich in Maschinen in großer Menge fiengen und nicht mehr herauskommen konnten. Man schenkte uns drei oder vier und wir kehrten zu der Insel zurück. Endlich nahmen wir den Weg gegen Viterbo durch eine stinkende Ebene voll Schwefelbäder; wir kehrten in einem Kloster ein, das gegen Morgen außerhalb der Stadt lag; von da giengen wir am andern Tage seitwärts und bestiegen die Berge, zogen durch Städte links und rechts und kamen Nachts in ein Kloster unsers Ordens, das eine Tagreise von Rom entfernt war, dort waren in jener einzigen Nacht dreihundert Gäste, die man ganz gut aufnahm und verpflegte. Am folgenden Tage, der der Mittwoch vor Pfingsten war, kehrten wir Mittags in einem Gasthause ein, wo uns deutsche Curtisanen (Pfründenbettler) begegneten, die nach Hause kehrten; sie redeten aufs härteste gegen Papst Leo, so daß uns in Ohren und Herzen schauerte. Von da begannen wir die Thürme und Hügel von Rom zu sehen in herrlicher Lage, nicht ohne die edle Hoheit des alten römischen Ruhmes. Wir kamen zur milvischen Brücke, welche die Tiberbrücke genannt ward, dort überschritten wir den Tiber gegen das Thor Maria de Populo, wo wir eine schöne Kirche zur Linken der Brücke fanden mit einem prächtigen Augustinerkloster; hier in jener Kirche empfiengen wir den ersten vollständigen Ablaß. Wir wandelten auf langem Wege 'durch die leere Stadt gegen den Berg des Capitols, auf welchem man auch unsren Ort, das

Minoritenkloster von Ara Coeli erblickte. Von da kamen uns deutsche Brüder entgegen und brachten corsischen Wein in guter Menge, um uns zu erquicken; wir kamen da etwa unser fünfzehn aus drei Provinzen Deutschlands zusammen, aus der Oberdeutschen oder Straßburger, der Niederdeutschen, der von Köln, und aus Sachsen, wir hatten sie aber schon in den letzten Nachtherbergen gefunden. Wir stiegen also auf einer Marmortreppe von hundert und zehn Stufen nach Ara Coeli hinauf, da konnten wir aus dem Mittelpunkte der Stadt ringsherum schauen, im Osten die Kirche St. Johannes im Lateran, im Westen die St. Peterskirche auf dem Vatican mit dem Palaste des Papstes, gegen Mitternacht die Kirche von Maria Major, nach Mittag den palatinischen Berg und das Kloster St. Paul, alles aus der Ferne; in der Nähe gegen Mittag das alte Capitol, das aber seit den Zeiten der Gothen in barbarischer Gestalt hergestellt ist, die von außen keine Schönheit verspricht. Wir blieben da, etwa tausend Brüder, aus der ganzen Welt versammelt; es wurden einige Processionen gehalten, eine nach St. Johannes im Lateran, wo die Reliquien der Leiber [Häupter] von St. Peter und Paul gezeigt wurden mit wunderbarem und lächerlichem Pomp; eine andere Procession gieng zur St. Peterskirche und zum Palast des Papstes, welcher uns sah, wie wir da versammelt waren, und durch sein Sehrohr *) betrachtete, an dem Orte, der Bellvidere heißt; um ihn standen auf erhabenen Stellen einige Cardinäle. Endlich machte er mit den Händen das Kreuz und segnete seine Söhne und beschenkte mit

*) Specillo. Nach seinem Bilde von Raphael eher ein Augenglas.

einem vollkommenen Ablaß die gehorsamen Söhne des apostolischen Stuhles. Hinwieder sangen die tausend Brüder, die in dem Vorhofe standen: Priester du und Kirchenfürst, Und der alle Tugend schafft, Guter Hirte deinem Volk, Bitte für uns zu dem Herrn! *) Dann wurden wir auf Befehl des Papstes nach St Peter gewiesen, dort wurde uns die hochheilige, in der ganzen Welt berühmte Veronica **) gezeigt, und zwar mit vielen und langen Ceremonien, von einigen unwilligen Bischöfen, die kein Geld hoffen konnten, und so giengen wir in Procession, je zwei und zwei, auf Ara Coeli zurück. Dort blieben wir bis zum Fronleichnamstage, wo wir wieder kamen mit der ganzen Geistlichkeit und Mönchschaft von vielfachen Orden und allerlei Farbe und Kleidung. In dieser Procession giengen wir durch das Hospital des heiligen Geistes In Saxea (in Sassia, dem alten Angelsachsenquartier); der Papst war abwesend und in der Moles Hadriani (Grabmal des Kaisers Hadrian, der Engelburg) eingeschlossen, aus Furcht, weil er einige Cardinäle von großem Namen gefangen genommen hatte†). Zuerst giengen die Minoriten, als die geringsten, dann die Augustiner- und Predigermönche mit den übrigen, die ich nicht zählen kann, dann mehrere Bischöfe, auf welche die Cardinäle in nicht sehr kostbarer Kleidung folgten, nach diesen die Leibwache des Papstes, zweihundert Schweizer, sehr hübsche Leute, alle in gleicher Weise gekleidet, mit

*) Sacerdos et Pontifex, Et virtutum opifex, Pastor bone in populo, Ora pro nobis Dominum.

**) Das Schweißtuch der Veronica mit dem Abdruck vom Haupte Christi.

†) In der Verschwörung des Cardinals Petrucci.

Hosen von Scharlach und Wämsern von schwarzem Sammet, statt der Fackeln Halbarten tragend, welche vorn und hinten und rings den Cardinal einschlossen, der den Leib Christi in einer kleinen, nicht sehr kostbaren Monstranz trug. Nach empfangenem Segen giengen Alle an ihre Orte zurück, wir auf den capitolinischen Berg, wo einst der Tempel des Jupiter Feretrius war, jetzt eine hübsche und große Kirche, die Ara Coeli heißt. Hier blieben wir bis in die vierte Woche; zuerst lebten wir vom Almosen des Papstes, der zweihundert Ducaten für den Unterhalt der Brüder gegeben hatte; als aber die Brüder von Portugal kamen, brachten sie ein Schreiben ihres Königs mit der Ermahnung, die Brüder sollten ihre Geschäfte kräftig und gewissenhaft betreiben, zugleich anerbot er 5000 Ducaten für den Unterhalt der Brüder, und mehr, wenn es nöthig wäre. Er empfahl dafür den Gebeten der Brüder die Seele der neulich verstorbenen Königin von Portugal, für deren Seligkeit jene ganze Versammlung der Brüder und der ganze Orden in seinen Klöstern überall sollte Todtenmessen halten. Am Schlusse des Capitels wurde den Brüdern angezeigt, es seien von eben diesem Almosen im Monat für die tausend Personen nicht mehr als fünfzehnhundert Ducaten ausgezahlt worden. Es ward hier nichts zu Stande gebracht, als daß die Meisterschaft des Ordens, das Amt des Generalats und die Regierung, von den Conventualminoriten auf die, welche von der Observanz heißen, übertragen wurde, was jene ungern sahen und sich widersetzten und gegen die Anordnung stritten; und sie verbreiteten das

Gerücht in der Welt, die Observantiner hätten solchen Vorrang vom Papst mit achtzigtausend Ducaten erkauft. Wie es sich damit verhalte, weiß ich nicht, aber zweierlei weiß ich, erstens, daß aus ganz Deutschland der Papst keinen Heller von den Observantinern empfangen, und zweitens, daß jene Minoriten von der Observanz an vielen Orten in Italien Commissarien waren und von da 13000 Ducaten sammelten, die sie in jenem Capitel vorwiesen, aber recht unvorsichtig und nicht schicklich nach ihrer Regel und ihrem Orden, daher sie mit Recht einen solchen übeln Ruf verdienten. Was aber die Minoriten für die Folgezeit durch die Ablaßpredigt gewonnen, im Erzbisthum Mainz und auch in der Schweiz, das lehrt der Lutherische Handel und der Zwinglische schon seit 24 Jahren.

Als wir endlich sollten entlassen werden, da besuchten der Provincial von Sachsen und der von Straßburg beide auf einmal mit ihren Gefährten und Begleitern die Ablaßörter nach den Stationen der sieben Hauptkirchen. Wir zogen ganz früh eines Morgens bei der Dämmerung von Ara Coeli aus und giengen zuerst zu der St. Paulskirche vor dem Thore, welche groß und alt ist und an sie stößt ein prächtiges Benedictinerkloster. Dort zeigte man einen Altar, unter welchem die Königin von Schweden, die heilige Brigitta, einige Jahre sich aufgehalten habe, mit ihr habe ein hölzernes Bild des Gekreuzigten geredet, das zur Rechten des Altars nicht weit in der Höhe war; was ich dem, der es uns sagte, nicht glaubte. Dann zogen wir zu St. Anastasia, der Kirche eines Klosters Cistercienseror-

dens, neben ihr war eine kleinere Kirche, zu den drei Quellen genannt, welche sollten hervorgebrochen sein, als das abgeschlagene Haupt des heiligen Paulus dreimal aufgesprungen; ich bemerkte genau den Betrug, da es der Sprudel von Einem Wasser war, das von ungleicher Höhe herabfloß; auch war es ein schlammiges und unschmackhaftes Wasser, das aber von Andern als wirksam für die Gesundheit gepriesen wurde. Es fanden sich auch zur selben Stunde bei derselben Quelle zehn oder zwölf Brüder im Habit des Predigerordens, Mohren aus Indien, welche ebenfalls den Anlaß jener Kirche suchten. Wir zogen weiter gegen Morgen und kamen zu einer sehr großen Capelle, welche Annunciata hieß, ohne alle Zierden, deren auch die übrigen Kirchen entbehrten, außer einem alten hölzernen Bilde des Gekreuzigten, das so gearbeitet war, daß es das Angesicht auf die rechte Seite kehrte, nach der Art von dem, welches darum das Gespräch mit der heiligen Brigitta in der oben genannten Paulskirche sollte geführt haben. Darauf kamen wir zu einer ziemlich großen und nicht schönen Kirche, St. Sebastian genannt, in der eine Krypta war, von oben offen, so daß man auf Stufen hinabstieg; auch war ein Altar, an welchem Zweie Messe lesen konnten, so daß sie das Gesicht gegen einander kehrten, aber durch eine Tafel getrennt sich nicht sahen. Da lasen die zwei Provincialen Messe, um einzelne Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen; Andere wollten auch Messe lesen, aber da sie nicht Brot und Wein mitgebracht hatten, konnten sie diese von den Cisterciensermönchen nicht erlangen, und so mußten sie das Opfer wieder aufgeben, und die armen

Seelen, welche dem Fegefeuer hätten entrissen werden sollen, mußten wegen des Geizes der Mönche noch länger brennen. Von jener Kirche zogen wir in die Stadt zurück auf der appischen Straße, wo uns auf einem Kreuzwege eine Capelle gezeigt ward mit dem Namen Domine quo vadis: mit einem Gemälde St. Peters, wie er aus Rom floh, da begegnete ihm an dieser Stelle Christus, Petrus fragte ihn: Domine quo vadis? (Herr, wohin gehst du?), Christus aber antwortete: Ich gehe nach Rom, um wieder gekreuzigt zu werden; da verstand Petrus den Wink und gieng nach Rom zurück und ließ sich kreuzigen. Als wir zum Thor der Stadt kamen, zeigte man uns an den Mauern weiße Flecken und sagte uns, hier sei Stephanus gesteinigt worden und einige Steine haben an die Wände getroffen und seien wie Schnee zerflossen, und daher seien noch jene Flecken, die man so gut sehe. So kamen wir nach St. Johannes im Lateran, eine weite, große und hohe Kirche mit Reihen von Säulen; neben der Kirche war ein Kreuzgang, wie bei Klöstern, und an dessen Seite als Anhang eine kleine Kirche, St. Johannes des Täufers genannt, und eine Treppe von etwa zwanzig Stufen, welche einst sollten zu Jerusalem vor dem Richthaus des Pilatus gewesen sein; diese Stufen hieß man alte Frauen und Pilger auf den Knien hinaufrutschen, um eine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen; etwa in der Mitte der Treppe war ein Zeichen, wo Christus sollte gefallen sein, als er Pilatus vorgestellt wurde, oder unter dem Kreuztragen, als er aus dem Richthause trat; wer dort kniend betet, erhält vollkommenen Ablaß. Darauf kamen wir

zur Kirche des heiligen Kreuzes, um welche ein Kloster von Karthäusern ist, die aber nicht so eingeschlossen sind wie bei uns, sondern stolz leben und in der Kirche herumspazieren, wie wir sahen. Von da giengen wir zum Mittagessen, etwa zwei Stunden vor Mittag, aber wir waren von einem Deutschen eingeladen, einem Bürger von Nürnberg, der dort Wechsler war. Nach dem Essen holten wir Ablaß zu St. Peter und bei der Minerva, bei der Maria Major und bei St. Laurentius, wo, wie auch bei St. Sebastian, Katakomben unter der Erde waren, weit und finster zu durchwandern, so daß wir Lichter haben mußten und uns leicht hätten verirren können, wenn uns nicht des Ortes Kundige vorangegangen wären; es hieß, es seien das Grüfte der Märtyrer gewesen. Spät endlich am Abend kehrten wir herzlich müde nach Ara Coeli zurück. Wir hatten uns nur wenig in der Stadt umgesehen, die überaus groß ist, mit Mauern und vielen Thürmen geziert, aber mehr als zur Hälfte gegen Morgen leer von Häusern; nur zwischen dem Capitol und St. Peter waren Wohnungen und besuchte Straßen und Märkte. Vom übrigen habe ich fast nichts gesehen, außer daß ich am Vorabend vor Pfingsten mit einem Gefährten von Ulm der ersten Vesper des Papstes beiwohnte, in der er selbst das Amt hielt und das Capitel und die Collecte sang, indeß der Chor voll von Bischöfen und Cardinälen war, in der Sixtuscapelle bei St. Peter, in Gegenwart der Curtisanen (Höflinge) und Diener der Cardinäle; vor der Kirche waren mit Gold und Seide geschmückte Maulthiere. Sonst sah ich wenig, da ich der Lügen überdrüssig

war und lieber die Trümmer der ältesten Bauwerke und Bäder gesehen hätte, aber wir hatten keine Erlaubniß frei herumzugehen und man war nicht sicher vor Räubern.

Um die Mitte des Juni wurden wir entlassen und verreisten wieder von Rom, wir zogen auf der Seite der alten Stadt (Orvieto) gegen Arezzo, einer schönen Stadt, in die wir nicht hinein giengen, da wir außerhalb der Mauer ein Kloster hatten; dann begannen wir sogleich die Hohen des Apenningebirges zu ersteigen, und kamen zu dem Berge der Alvernä heißt, zu den Minoriten, wo St. Franciscus die Male der fünf Wunden Christi soll empfangen haben. Es ist ein sehr hoher Berg und fast durch ganz Italien sichtbar, mit einem prächtigen Walde und hohen Bäumen bedeckt, mit drei schönen Ebenen auf der Morgen-, Mittag- und Abendseite, auf den drei Seiten sind drei nicht kleine Behausungen der Brüder oder Kirchen, und ein herrliches Kloster, in welchem 40 Brüder waren, die in Speise und Trank ein hartes Leben führten Wir hatten zwei Tage lang keine Speise als warmes Wasser mit wenig Erbsen und rohe Bohnen die man vom Felde gebracht, aber Brot und Wein in ziemlicher Genüge; wir bedienten uns unsers Habermußes, das wir mit Butter und Salz bereiteten, so daß wir nur warmes Wasser zu unsrer hinreichenden Speise bedurften; das Mehl dazu hatten wir aus Deutschland als Wegzehrung hergebracht, sonst hätte ich sterben müssen. Vom Berg Alvernä stiegen wir am zweiten Tage nach St. Johannes des Täufers Tag herab und kamen durch die Klüfte des Gebirges an ebnere Orte gegen Forli, dann

zogen wir durch die Romandiola selbst, durch viele Städte der Reihe nach, so nach Forli, Faenza, Forum Cornelii, das auch Imola heißt, Bologna, Mantua, Modena, Reggio · von da wandten wir uns wieder gegen Mantua und setzten um Brixellum (Bregello, Bresella) über den Po. Von Mantua machten wir eine Tagreise gegen Verona; diese Stadt durchzogen wir bloß nach dem Nachtessen und übernachteten in einem Kloster diesseits der Etsch, damit wir am Morgen könnten auf den Weg treten und an die deutsche Luft, gegen Clusa, um endlich auf Roverito (Roveredo) zurückzukehren, wo wir bei einem guten Manne zuerst wieder deutsches Brod kosteten; von da kamen wir durch Trient nach Botzen, und endlich in unser Vaterland und zum heimatlichen Essen, im Kloster der Clarissen von Brixen. Dort erquickten wir uns einige Tage an der gehörigen Speise, und da ich gegen die Gewohnheit mehrerer Monate speiste, so verfiel ich in eine Krankheit, ich denke das Fieber; aber ich rüstete mich doch zu der Reise, überstieg mit Mühe die Alpen und kam bis nach Schwatz; da ließ man mir ein Maulthier, das wir noch übrig hatten; der gütige Provincial, der treue Vater, ließ mir das zurück, er selbst zog mit den Gefährten zu Schiffe weiter und ließ mich da, bis ich in einigen Tagen besser war und mit meinem Gefährten durch die Alpenthäler bis nach Tegernsee reiten konnte, wo ich mich wieder ein paar Tage erholte und dann krank nach München gelangte. Dort sollte im August das Provincialcapitel gehalten werden, ich aber ward von Tag zu Tage kränker, bis man an

meinem Leben verzweifelte, so daß ich nicht mehr reden konnte, was ich wollte; ich ward von dem Provincial Satzger selbst unter Thränen mit beiden Sacramenten versehen. Inzwischen kamen die Brüder aus der Provinz zu dem Capitel nach München; es ward das Nöthige verrichtet, und ich ward allmälig wieder gesund. Ich bat den Provincial, wenn ich gesund würde, so möchte er nicht mit den Brüdern des Capitels mich irgendwo zum Guardian ernennen, da ich lieber wollte die Brüder lehren, wie ich viele Jahre gethan. Der gütige Mann bat für mich bei den Brüdern, daß ich nicht Guardian würde; sie aber stimmten unter der Bedingung bei, daß ich das Geschäft des Visitators der Schwestern vom dritten Orden übernähme, in den Grenzen des obern und untern Schwabens, d. h. vom Algau und Württemberg etwa sechszig Häuser. Als mir der Provincial meldete, daß dies mir bevorstehe, und daß sie mich mit solchem Amte zu ehren dächten, welches wegen des Genusses an Speise und Trank und des Herumreisens Allen sehr erwünscht war — als ich jetzt von diesem Tausche hörte, antwortete ich dem Vater Satzger: wenn es so gehen sollte, daß ich dem Regiment über diese Frauen in so vielen Häusern vorgesetzt würde, so wollte ich lieber drei Guardianate der Brüder übernehmen, als diese ganz unerträgliche und so gefährliche Last auf mich laden. Als die Väter hörten, daß ich solche Gefahr ablehnte, so ordneten sie aus gutem Willen, daß ich Guardian in meinem Kloster, nämlich zu Ruffach, würde. Wie nun das Capitel vollendet war, übergab mir der Provincial ein gar zah-

mes Maulthier, das ich auf der ganzen Reise ritt. Ich war nämlich bereits wieder hergestellt durch die Gutthaten und Speisen der trefflichen Schwestern vom dritten Orden im Hause der Ridler zu München. Auf dem Maulthier also kam ich von München nach Augsburg, dann nach Ulm, darauf nach Tübingen, bis nach Pforzheim, sodann über Baden nach Straßburg und bis nach Kaisersberg; dort ließ ich den Esel, und kam nach Ruffach, etwa im Anfang Septembers des genannten Jahres 1517.

Berufung und Leben in Zürich.

(Pellican war im Jahr 1519 nach Basel gekommen und lebte erst als Guardian, dann als Lector im dortigen Franciscanerkloster, war aber bei immer mehrerer Entschiedenheit für die Reformation immer größern Anfeindungen der Mönche ausgesetzt. Zugleich hatte er durch alttestamentliche Studien und herausgegebene Bücher sich steigenden Ruhm erworben.)

Im Anfang desselben Jahres 1526 am St Stephanustage erhielt ich einen Brief von dem unvergleichlichen Manne heiligen Andenkens Huldreich Zwingli, der mir im Namen des Rathes und der Verordneten zu Zürich schrieb, es sei der gar gelehrte Mann Jacob Ceporinus (Wiesendanger) gestorben, welcher die hebräischen Vorlesungen in der damals eingeführten regelmäßigen biblischen Lection gehalten hatte; nun rieth er mir und bat mich aufs dringendste, ich möchte im Hinblick auf die Wahrheit und das Bedürfniß der zürcherischen Kirche kein Bedenken tragen,

meine Stellung mit einer viel geheiligtern und sicheren zu vertauschen. Er wisse zwar, daß er eine sehr große Sache von mir begehre, aber ich wisse auch, daß ich dieselbe meinem Gewissen und Gott und unserm Herrn Jesu Christo und seiner Kirche schuldig sei. Er bat mich, ich möchte den Ruf nicht ablehnen, den ich als von Gott, von ihm selbst, anerkennen sollte, zu keinem andern Ende hin als zur einzig wahren Verehrung Gottes, zur Behandlung des göttlichen Wortes, und damit ich von der mir verliehenen Gnade Frucht brächte, die sie nicht leicht entbehren könnten. Ich betrachtete diese Berufung mit Staunen, wußte und dachte mich ihr nicht gewachsen, und hatte schon die Berufung, die Schrift zu lesen, an der Universität Basel empfangen, der ich ohne Klage schon drei Jahre ein Genüge geleistet. Ich antwortete brieflich, ich schwanke im Geiste, theils weil ich den Herrn von Basel verpflichtet sei, theils weil ich fürchte, ich könne den Wünschen Zwinglis nicht entsprechen; ich bat, er möchte mir deutlicher schreiben, was ich nach meinem Amte zu leisten hätte: inzwischen wolle ich die Freunde um Rath fragen und forschen, was zu thun, und ob es möglich sei, daß die Sache geschehe, da sie sonst meinem Sinne genugsam zusagte. Ich zeigte den Brief und die Berufung meinen vertrautesten Freunden und Herren, dem Bürgermeister Jacob (Meyer) und manchen andern, und wünschte zu wissen, was nach ihrem Urtheil erforderlich und für mich ehrenvoll wäre, und was ich nachher den Zürchern schreiben sollte, wenn sie darauf bestünden, mich zu berufen. Alle meine Freunde riethen mir, ich sollte die Berufung nicht ab-

lehnen, weil die Sache der Reformation zu Basel noch zu langsam vorschritt, und weil ich unter den Brüdern nicht mehr lange recht sicher sein könnte, sondern täglich in Gefahr schwebte unter falschen und zwieträchtigen Brüdern. Und alsbald berief mich Zwingli in einem zweiten Briefe noch eifriger und drang in mich, ich möchte auf keine Weise mich weigern zu kommen: ihm gefalle meine Besorgniß wegen meiner Unzulänglichkeit; die ganze Schaar der Studierenden wünsche, daß ich komme und bitte um meine Ankunft; ich werde jährlich ein Canónicat von 70 oder 80 Gulden haben und einige Ferien, so daß die Arbeit erträglich sei. Das waren seine Worte: Theuerster Pellican, ich kann nicht sagen, welches Vergnügen ich aus deinem Briefe geschöpft habe, aus dem ich sehe, daß du unsrem Begehren ziemlich geneigt bist. Es ist genug, daß du so lange Zeit im Kerker menschlicher Finsterniß verborgen warest, wenn ich gleich weiß, daß, wo du auch seiest, es Licht ist; denn du weißt, an wen du geglaubt hast.*) Du sollst einmal frisch das Licht betrachten, denn so lange zwar das Herz sich rechtschaffen weiß, aber das Gewand des Heuchelei etwas andres lügt, so wissen wir eben in uns selbst, mit welchem Herzen wir das Gewissen hören, welches anklagt und vertheidigt**) Du also, ersehntester Mann, denn ich kann nicht mit der Feder und brieflich ausführen, wie sehr du von uns allen gewünscht wirst und wie diese Stadt, die nach dir verlangt, dir und deiner Gemüthsart zusagen wird,

---

*) 2. Tim. 1, 12. **) Römer 2, 15.

eile mit Macht zu uns. Denn was soll ich dir vieles verheißen, da ich wünsche, daß du alles, auf meine, nicht auf deine Gefahr erprobest? Ich rede im Namen des Herrn, für dessen Sache ich auch rede: nichts kann deinem Alter, nichts deinen Studien, nichts deiner Bildung geeigneter kommen als Zürich. Die Stellung aber ist diese: du wirst täglich einen bestimmten Abschnitt Hebräisch lesen, wir fangen nun das zweite Buch Mose an; und außerdem wird dir keinerlei Last obliegen. Das jährliche Einkommen ist dem meinigen gleich, sechszig oder siebenzig Gulden oder vielleicht auch achtzig; ein hübsches und gar wohlgelegenes Haus, Oecolampad und Hätzer haben es gesehen. Dein ganzes Leben lang wird dich Niemand vertreiben, außer du begehest solchen Muthwillen, daß es Niemand ertragen dürfe. Ich scherze: keine Krankheit nämlich, kein Siechthum, gar kein Uebel wird dir begegnen können, das diese Stellung stören würde. Ferien sind dreimal, die zusammen mehr als einen Monat ausmachen, dann die Sonntage und einige andre Tage, so daß ich denke, der vierte Theil des Jahres sei dir zur Ruhe gegönnt. Würdest du beschließen, dein Hauswesen selbst zu besorgen, so steht dir, wie gesagt, ein Haus zu Diensten; wo nicht, so kannst du bei andern sein. Und ich selbst öffne dir mein Haus, geh ein und aus wie du Lust hast: alles wird in deiner Gewalt stehen. Die Kutten werden bei uns verlacht, aber nur, wenn du sie beständig tragen würdest; durchaus nicht, wenn du sie zu uns herbringst, um sie abzulegen. Du mußt aber in der Kutte zu uns kommen, wegen des bevorstehenden Sturmes und der

Bosheit der Tyrannen, die nicht bei uns, aber bei andern wüthet. Ich weiß, daß ich dir nicht großes versprechen muß, da du gelernt hast, geringes für sehr groß zu nehmen; aber ich verspreche dir mich ganz mit allen Guten und Gelehrten. Wenn euer Rath gegen dein Weggehen Bedenken trägt, so zeige mir an, in welcher Weise unser Rath ein Schreiben an den eurigen einrichten soll, und wir werden uns Mühe geben, daß auf seine Bitte dir gestattet werde, was dir sonst verweigert würde. Es bitten dich Judä, Myconius, Joh. Jakob Ammann, Rudolf Collin, Megander, alle, du mögest dich in keiner Weise abhalten lassen. Wir wissen wohl, was die Buchdrucker versuchen werden, aber du sollst dich nicht an diese Geldleute kehren. Lebe wohl. Zürich, 12. Januar MDXXVI, da dich der Herr beruft. H. Zwingli, ganz der deine. — Auf diesen Brief antwortete ich sogleich: Ich hoffe vom Rathe entlassen zu werden, aber ich müsse es nächstens versuchen. Es gefalle mir die Art des Amtes und der Dienst; um das übrige habe ich keine Sorge, sondern überlasse sie Gott, der mich leiten werde. Ich begehre nicht sechszig Gulden, wenn ich nur in einer solchen Kirche und mit solchen Männern leben dürfe; auch von sechszehn könne ich leben. Jenen Brief Zwinglis las ich meinem Guardian vor und fügte hinzu: Was würdest du, mein Vater, glauben thun zu müssen, wenn du in der Stellung wie ich zu den Vätern und Brüdern wärest und hättest eine solche Berufung? Der brave Mann antwortete: Ich darf dir auf diese Frage nicht antworten. Ich erwiederte: Nach Anru-

fung der göttlichen Gnade will ich thun was ich kann, und wenn ich es mit gutem Willen der Herren thun kann, so will ich von den Brüdern, die mir wenig günstig sind, an einen sichern Ort weichen und dem Rufe folgen, von dem ich nicht zweifle, daß er ein göttlicher sei. So reichte ich unter Gottes Beistand am 19 Februar 1526 eine Bittschrift beim Rathe um die Erlaubniß des Wegganges ein, und mir ward gestattet, daß ich mit gutem Willen weggehen und dem Rufe folgen könnte. Als mir diese Freiheit zuerkannt war, ließ ich am folgenden Tage, dem zwanzigsten, meine nöthigen Bücher in ein nahes Haus bringen. Am selben Tage sagte ich auch dem Guardian Mathias, ich habe vom Rathe die Erlaubniß den Ruf anzunehmen erhalten, und werde gehen, sobald ich könne. Am folgenden Tage, der der einundzwanzigste und der Donnerstag nach [Mittwoch vor] Reminiscere war, nahm ich Abschied; es hatte mich ein Bürger, Adam Petri, zum Mittagessen eingeladen, nebst einem Gefährten. Nicht durch Zufall, sondern durch Gottes Ordnung geschah es, daß er mir diesen Bruder zum Gefährten bestimmte und gab, der schon lange beschlossen hatte, nur mit mir wegzugehen. Es war dies Peter Fleck, ein frommer, einfältiger und zu allem tauglicher Mensch, ein Buchbinder und zu allen Arbeiten geschickt, voll Liebe zur Arbeit, so daß ihm wegen Schwäche des Kopfes gewehrt worden war, zu lange zu lesen Ich hatte ihn zu Pforzheim im Jahr 12 zur Profeß aufgenommen. Dieser wurde mit mir geschickt und gieng mit mir weg zum Mittagessen, und dann kehrten wir nicht mehr zurück. Vielmehr am folgenden

Tage, der Petri Stuhlfeier war, nahm ich zum Begleite diesen Peter und Heinrich Billing, einen gar frommen Jüngling, wie ganz Basel bezeugt, Sohn der Gattin des Bürgermeisters Jacob Meyer, der damals Zunftmeister war; im Begleite dieser beiden verließ ich [am 23.?] Basel: ich hatte auch Geld erhalten, etwa 20 Gulden vom Rath und von Froben. Wir kamen an der ersten Nacht in ein Dorf mit Namen Schafmatt. Am folgenden (?) Tage, am Samstag und Mathiastag, aßen wir in Aarau zu Mittag und übernachteten in Mellingen; am Sonntag Reminiscere aßen wir in Dietikon und kamen um fünf Uhr nach Zürich, wo wir beide im Hause unsers Zwingli beherbergt wurden, unter großer Freude und Liebe der dortigen Brüder. Am folgenden Tag, Montags, wurden mir die Schlüssel des Hauses übergeben, das ganz leer war, aber hübsch und für meine Studien gar bequem; mein Gönner Zwingli hatte es besorgt, auf Vollmacht und Geheiß des Rathes von Zürich durch den edlen Huldreich Trinckler. Drei Tage später hörte ich die theologischen Lectionen, da ich keine Bücher hatte, von Leo Judä, der das Hebräische las und erklärte; er war der erste, den ich Hebräisch lesen hörte. Am ersten März aber, der der Donnerstag nach Reminiscere war, da traf es sich nicht durch Zufall, daß mir als die erste Lection das fünfzehnte Capitel des zweiten Buches Mose folgte. Ich fieng dieselbe in dem Sinne an: Gelobt sei unser Gott, der mich aus der ägyptischen und papistischen Gefangenschaft erlöst und durch das rothe Meer hat gehen lassen, so daß ich nun kann mit den Heiligen jenes Lied der Schwester Moses sin-

gen und mit Freuden sprechen: Lasset uns dem Herren singen, denn er hat seine Ehre und seinen Ruhm erhöhet u. s. w. Ich hatte acht Tage lang den Tisch im Hause Huldreich Zwinglis, bis mein Haus zur Nothdurft des armen Bewohners eingerichtet war. Mein Peter fieng an alles zu verstehen und zu thun, was im Hause nöthig war, er bepflanzte das Gärtchen, er zog die Wurzeln aus, er besorgte die Küche, er machte den Diener, zu allem tauglich, ja er schnitt auch die Reben, säete die Beete an, und kaufte und bereitete alles Nöthige. Zwingli besorgte genau die nöthigen Ausgaben. Unter diesem allem kam mir kein Sinn ans Heirathen, zumal mir der Putz und die nicht sittsame Weise der Frauen und Jungfrauen in Zürich mißfiel; auch war ich bereits im 48sten Jahre und durfte somit keine ganz junge Frau nehmen, und eine alte wollte ich nicht versuchen, bei der gewohnten Unmuße, die sie verursachen; ich beschloß also bei mir selbst, keine Zürcherin zu heirathen, da mir die Sitten von keiner, die ich kannte, gefielen. Am Freitag vor Judica, am sechszehnten März, erhielt ich meine Bücher und Kleider, die mir durch die Gefälligkeit und auf Kosten Frobens verschafft worden, doppelte, zum Bedürfniß für Fest- und Werktage. Da legte ich mit dem Segen Gottes für mich allein die Kutte ab und zog diese gewöhnlichen Kleider an, nicht ohne großen Eindruck der Ungewohnheit, aber ohne alles Zaudern des Gewissens. Es waren mir sieben Kronen geschenkt worden, darunter eine Doppelkrone mit dem Bilde St. Franciscus und der Umschrift: Miraculum amoris. Moneta Mirandulana.

(Wunder der Liebe. Münze von Mirandola). Das gefiel mir sehr und ich nahm es als ein gutes Zeichen an, daß der fromme Franciscus sich nicht von mir abwende wegen der Aenderung der Kleidung, da er auch selbst, wiewohl Gott theuer und selig, das Gold nicht verachte, indem es seliger sei zu geben als zu nehmen, zu arbeiten als müßig zu gehen, Gutes zu thun als an Gutem Mangel zu leiden. Ich mußte nun den Werth der Münzen lernen, weil ich jetzt zum ersten Mal anfieng Kronen, Gulden, Batzen, Schillinge, Sechser, Heller zu unterscheiden und es lernen mußte, da ich seit 33 Jahren nichts der Art auch nur einmal berührt oder gehabt hatte. Im Kloster war ich ein Verkündiger der wahren Armuth und es hatte mir an nichts gemangelt, jetzt war ich ein Ausüber der Armuth, mit Geld, und hatte fast an allem Nöthigen Mangel. Aber was man mir gab und ich hatte, das theilte ich mit den armen Hausgenossen, die ich überdas vermehrte und einlud, besonders zwei Jünglinge, Johannes Fries und Sebastian Faber (Schmid), deren Anlagen und Studien mir gefielen. Denn indem ich nun die griechischen Schulen besuchte, hörte ich mit großer Freude des Herzens, wie sie die Evangelien Griechisch und Lateinisch erklärten und die grammatische Nachweisung gaben. Die bat ich, sie möchten abwechselnd bei mir das Mittagessen nehmen, wie es von meinem Peter bereitet wurde; denn sie waren auch selbst arm, da sie noch keine Stipendien empfangen hatten; sie thaten das selten, doch einige Male in der Fasten.

Es geschah am zweiten Ostertag, daß zu mir auf Be-

such einer aus den Brüdern kam, der ein Minorite gewesen war, ein Basler Anton Wild; den nahm ich mit, nebst Heinrich Billing und Peter, und so besuchten wir zusammen unsern Bruder Heinrich Schwerter in Maur am Greisensee; von ihm wurden wir, nach der Predigt in der Kirche, freundschaftlich aufgenommen und in sein Haus geführt und erlabt. Er hatte eine Frau, die nicht gerade hübsch war; aber es war da eine rüstige Jungfrau, welche das Haus und die Küche besorgte und sich dann zu Tische setzte; diese schien mir von zierlichen Sitten und etwas schöner und gefiel mir mehr. Nach Hause zurückgekehrt, dachte ich noch nicht daran zu heirathen, obgleich einige Frauen und Jungfrauen kamen, welche Mitleid mit mir und meiner häuslichen Einsamkeit hatten; viele Freunde fiengen an mir zur Heirath zu rathen, nach dem Beispiele aller andern Priester; ich erwog mein Alter und meine vorgerückten Jahre. Da mir aber mehrere genannt wurden, und man, wie es geht, mich an einem fort mit dem Heirathen aufzog, da traf es sich, daß ich vernahm, die, welche ich zuerst außerhalb Zürich im Dorfe Maur gesehen, sei die Schwester des Johannes Fries; sie besuchte auch einmal ihren Bruder und fieng mir an noch mehr zu gefallen. Ich fragte mit der Zeit nach Friesens Eltern und hörte, sie seien von wenig üblerer Stellung gewesen als meine Eltern, in ähnlicher Weise auch ehrbar und vom besten Rufe, aber sehr arm. Ich wartete durch den Sommer bis zum Ende Juni; da kam zu mir jener Edle, mein Besorger und Gönner Huldreich Trinckler; dieser

fieng an mich zum Heirathen nach dem Vorgang aller andern zu ermahnen, damit ich nicht zum Aergerniß in der Kirche wäre, indem ich dem Cölibat mit der That so viel Werth beilegte, den ich mit dem Worte mißbilligte. Ich antwortete ihm: Ich bin schon oft von vielen um dieser Sache willen angegangen worden, und man hat mir von vielen gesprochen, die mir nicht gefielen. Da ich aber höre, daß du, ein edler älterer Mann und mein aufrichtiger Freund, mir solches rathen magst, siehe, so braucht es nicht viele Vorschläge: ich will die heirathen, die ich zuerst außerhalb Zürich sah und die mir gefiel. Als der Edle das hörte, bezeugte er seinen Beifall und wünschte mir Glück. Und ich dachte nun ernstlicher daran, sie zu heirathen, und hatte viele, die mein Vorhaben belobten; einzig Zwingli, da er in meinem Hause mit mir sprach, und hörte, ich sei entschlossen zu heirathen, erschrak und wunderte sich, war besorgt wegen meines Alters und fürchtete, die Heirath möchte mir nicht zum Glücke gereichen, da ich so lange ledig gewesen. Also geschah es durch Gottes Güte und besondere Gnade, die ich aus dem Erfolg und seinen Gutthaten klar erkannte, daß ich am ersten August die Verlobung eingieng, ganz einfach, durch Herrn Johannes Haller, den Vater der beiden Haller von Zürich. Dann wurde am siebenten August die Hochzeit gefeiert, mit gar geringen Ceremonien und gar wenigen Eingeladenen oder eigentlich keinen; doch war es bekannt geworden und wir bewirtheten etwa zwanzig Personen oder wurden vielmehr von ihnen bewirthet. Jetzt war ich durch Gottes Gnade der

häuslichen Besorgung so entledigt und bin es seitdem geblieben, daß ich viel bequemere Gelegenheit hatte den edlen und heiligen Studien obzuliegen, als ich jemals im Kloster in dreißig Jahren gehabt hatte. Denn meine Gattin Anna Fries war in der Besorgung des Hauswesens geübt, da sie bei nicht wenigen Vornehmen immer ehrbar und fleißig als Magd gedient hatte, und was sie nicht wußte, scheute sie sich nicht, zu lernen; in der Armuth auferzogen, hatte sie gelernt die Armuth ertragen, wiewohl im Verlauf der Zeit mir genügte, was mir dargeboten wurde. Alsbald begehrten gelehrte Ausländer bei mir zu wohnen und meine Tischgenossen zu sein; dazu erwies sich meine Gattin voll guten Willens, und dies gefiel mir sehr. Ich war selten ohne Gäste, denn schon damals flohen in der Zeit der Verfolgung viele fromme und gewissenhafte Männer nach Zürich, aus Begierde das Evangelium zu lernen, zu lehren und zu bewahren, und meine fromme Gattin nahm sie niemals mit Beschwerde auf, sondern pflegte sie freundlich zu behandeln. Unter den Tischgenossen war der erste Heinrich Billing, doch nur sechs Monate; als er von der zweiten Ueberschwemmung hörte, die im August zu Basel geschehen war, so kehrte er dorthin zu seinen Eltern zurück. Der zweite war Lucius Pludentinus, ein frommer und gelehrter Mann, der ein Jahr bei mir wohnte; Peter Fleck aber etwa zwei Jahre, bis er eine Frau nahm, mit der er in seine Heimat zurückkehrte und nahe bei Trier mit seiner Gattin ohne Kinder starb. Und weil ich in der Kutte und entblößt von Eigenthum gekommen war außer wenigem

Gelde, und von der Chorherrnpfründe erst zu jener Zeit, nämlich vom Tage Johannes des Täufers an, von welchem Tage die Herren Chorherrn aus Gunst bestimmt hatten, daß meine Pfründe für den Genuß der Früchte angehen sollte (es gehörte aber die frühere Zeit des Genusses den Erben Jacob Ceporins), weil ich also von meiner Pfründe nichts vor der Herbstzeit erwarten konnte, wo das Korn und der Wein vertheilt werden: deshalb, damit ich nicht Mangel leiden oder mich mit Schulden belasten müßte, da ich das Haus ganz leer gefunden hatte, beschlossen die Herren Verordneten mit Zwingli, es sollten mir für das erste Jahr aus dem Almosenfond sechszig Gulden zuerkannt und durch den Herrn Probst von Embrach zugestellt werden. Und es waren einige der Verordneten, welche wollten, daß ich solches einst dem Almosenfond wieder erstattete, wenn mir einmal in Zukunft das Glück des Reichthums lachen würde; allein, weil man dachte, das würde wohl spät geschehen, so ward es nicht beschlossen und mir nicht auferlegt, sondern von Zwingli und andern verhindert. Demnach empfieng ich von dem Collegium nichts als die Präsenzgelder nach der Sitte der Chorherren, wodurch es geschah daß im ersten Jahre, das, wie gesagt, vom Tage Johannes des Täufers anfieng, zunächst vor dem Anfang des Jahres 1526, ich nichts empfieng als die Präsenzgelder; aber mir mangelte damals nichts, wegen des Zuschusses, der mir aus dem Fond geordnet war. Man hatte mir neun Eimer Wein angewiesen, aber ich erhielt nur sieben, davon gab ich einen Theil dem Herrn Probst zurück, der mir sogleich bei meiner

Ankunft Wein geliehen hatte; und von dem Korn erhielt ich außer dem, was dem Bäcker übergeben wurde, ich glaube 18 Mütt, nur noch sechszehn, welche ich an Johannes Haller, für je einen Gulden, verkaufen mußte. Es war aber die Präsenz des Großkellers, wie die Verzeichnisse angaben, 24 Mütt und vom Kammerer 14; aber was mir Herr Widmar hätte geben sollen, das habe ich nicht erhalten.

Denkmal der Großeltern, der Mutter und der Gattin.

Bei Anlaß des Todes von Jodocus Gallus gibt Pellican eine ausführliche Schilderung von dessen Leben und Eigenschaften. Dann fährt er fort:

Du willst vielleicht, mein Conrad*), etwas von seiner Schwester, deiner Großmutter und meiner Mutter, hören und erfahren; und ich will dem gerne auch etwas von meinem Großvater und meiner Großmutter beifügen. Der Großvater lebte immer ohne Klage, ein einfacher Schneider und mit geringem Loose zufrieden, guten Werken ergeben, stets eifrig im Gebete, so daß er nie schlafen gieng, ohne daß er für die Seelen der Gläubigen gebetet hätte. (Hätte er das nur für die lebenden zu thun verstanden!) Nie unterließ er den Besuch des Beinhauses, daß er nicht dort betete, auch des Nachts nach neun Uhr und im Winter, woraus du das Uebrige beurtheilen kannst. Nie hörte man

*) Der Sohn von Pellicans Schwester (S. 147), Conrad Wolfhart oder Lycosthenes, geb. 1518, gest. 1561.

ihn schwören; er liebte sehr seine Kinder, aber mit ganz gereifter Liebe: mit einem Worte, er war ein einfacher und schlichter Mann; ich weiß nicht, ob er je vor Rath gegangen: das weiß ich, daß er mit Niemand je gestritten und den frommen Werken nach Kräften oblag. Er gelangte fast zum hundertsten Lebensjahr und war an einem Beine hinkend. Von meiner Großmutter will ich sagen, was ich weiß das wahr ist. Sie war rüstig und redlich, Jedermann angenehm, wohlthätig, an Acker und Garten gewöhnt; sie sammelte Kräuter und Wurzeln für Sieche, sie war die Mutter aller armen Schüler, sie wusch ihnen die Hemden und die Köpfe, so oft welche kamen, so oft sie sich ihres Söhnleins erinnerte. Sie gieng gar häufig zur Kirche, auch an Werktagen; sie wünschte an allen Brüderschaften Theil zu nehmen und that es auch · und damit du an einem Beispiel erkennest, wie groß ihre Menschenliebe gewesen und auch welches Zeugniß der Rechtschaffenheit sie gehabt habe, so hörte ich oft, sie habe dreihundert Kinder aus der heiligen Taufe gehoben. Auch von meiner Mutter, deiner Großmutter, die du noch gesehen hast, kann ich berichten, was wahr ist. Sie unterstützte mit vieler und treuer Arbeit ihrer Hände meinen Vater bei der Erziehung seiner vielen Kinder, von denen nur zwei übrig sind, deine Mutter und ich. Sie war so geschickt, daß sie, was immer die Schneiderinnen konnten, das selbst ohne Lehrerin gelernt hatte, auch wußte sie alles zu lernen. Sie war eine große Liebhaberin des göttlichen Wortes: sie konnte aus dem Gedächtniß Predigten hersagen, die sie vor 40 Jahren gehört

hatte. Sie betete beständig und viel: sie rief die Patronen und Patroninnen an, im Glauben, das sei Gott der liebste Dienst; sie erkaufte alle Brüderschaften. Zuletzt ließ sie sich von der Verwandlung der Gelübde überreden und ertrug gleichmüthig die Reformation meines Standes nach dem Worte Gottes: sie hörte und freute sich, daß ich einen Sohn erhalten. Und damit ich von ihr ähnlich wie von der Großmutter und nach der Wahrheit schließe: da sie wohl dreißig Jahre Wittwe war, konnte in allen jenen Zeiten selten Jemand in der Stadt werden oder sterben, ohne ihre Anwesenheit; und was konnte frömmer und in Liebe erhabener sein als dieses Werk der Liebe?

Und auch du, mein Sohn Samuel, sollst dich nicht beklagen, es sei von mir die Erwähnung deiner trefflichen und liebreichen Mutter unterlassen worden, die du, noch nicht zehnjährig, abwesend verloren hast. Sie besaß nämlich viel Gutes, dem du nachfolgen mögest. Sie hatte die Armuth gelernt und die Mühen: daher war sie gegen die Armen mitleidig; sie war bescheiden, freundlich, anmuthig, friedsam, verschwiegen, den Nachbarn befreundet, gar nicht geschwätzig, treu und gegen die Bedürftigen dienstfertig, überaus keusch, und ohne alle Anmaßung des Herzens und der Sitten. Sie war so häuslich, daß ich an die Sorge für das Vermögen nie irgend zu denken hatte. Sie hätte gerne noch sparsamer gelebt, aber weil wir viele Gäste und Tischgenossen hatten, so suchte sie diese anständig zu bewirthen und ohne Klage zu entlassen, was ihr auch immer gelang: sie war viel mehr darauf bedacht, daß sie alles ge-

treu verwaltete, als daß sie reich würde. Sie stritt niemals mit keinem Tischgenossen und nie konnte ein Mißverständniß entstehen. Sie war allen Nachbarn lieb und werth, sie freuten sich ihres Umgangs und genossen ihre Wohlthaten; und obgleich sie wegen ihrer körperlichen Schwachheit einen Schauer vor dem Tode hatte, so lange sie im frischen Alter war, so überwand sie sich doch bei Sterbenden zu sein, um gerne sterben zu lernen, wenn es möglich wäre. Und was soll ich von meinen Studien sagen? Sie war zehn Jahre lang meine Gattin, und in dieser ganzen Zeit dürfte ich nicht sagen, daß sie mich in den Geschäften meiner Studien, so viel ihrer waren, auch nur auf eine Stunde verhindert hätte; sie war nicht anders denn als eine eifrige Martha bei mir und sorgte für alles Nöthige aufs fleißigste. Sie war immer ferne von Stolz, eingedenk ihrer Niedrigkeit und der Armuth der Ihrigen, deren sie sich nicht schämte, sondern sie immer sich zum Guten rechnete und Gott desto eifriger dankte. Sie trank gerne guten Wein, aber ohne alle Unziemlichkeit und Geschwätzigkeit oder irgend welche Thorheit, die ich nie an ihr bemerkte. Sie liebte gar sehr ihre Kinder, aber sie verhehlte und gestattete nichts, das Züchtigung verdiente. Als sie bemerkte, daß sie zur Gebrechlichkeit des Körpers hinneigte, so bezeugte sie ihr Leid mit Thränen und klagte, nur weil sie fürchtete, sie müßte an einer langen Krankheit leiden und mir zur Last werden. Aber als sie sah, daß die Krankheit überhand nahm, wollte sie keinen Trost von längerem Leben in so gebrechlichem Körper hören. So geschah es, daß sie

durch Gottes besondere Gnade plötzlich dahingenommen wurde, an dem Tage, an welchem Niemand ein nahes Ende fürchtete, vielmehr redete sie frisch mit den Nächsten bis auf eine halbe Stunde. Ich sah ihren Hingang mit eigenen Augen, es war nicht anders als ob sie einschliefe, ohne bemerkbaren Schmerz: sie nahm mit dem letzten Blicke der Augen von mir Abschied und entschlief im Herrn. Als sie zu Grabe getragen wurde, folgten ihr so viele Thränen der Nachbarinnen und bekannten Frauen, daß man sagte, seit vielen Jahren habe man nichts Aehnliches gesehen und kein Mensch sei so sehr beweint und gelobt worden.

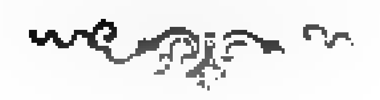
Dies wollte ich euch, geliebteste Söhne, als ein Vermächtniß aufschreiben, damit ihr an die Tugenden eurer Vorfahren denket, nicht um sie zu loben, auch ich will sie nicht nur loben, sondern wünsche sie euch als Vorbilder eures Lebens darzustellen, ohne alle erdichtete Tugend, auch nicht in Uebertreibung aus Liebe; möget ihr nicht nur ihren Fußstapfen folgen, sondern nach eurer Bildung und meiner Ermahnung darauf denken, wenn nicht besser, doch ihnen gleich zu werden; möget ihr lernen und Lust haben, Vielen zu nützen in eurem ganzen Leben und nach eurem Vermögen, durch Lernen, Lehren, Ermahnung, Hülfe, Förderung in allem Guten, nach dem Vorbild eurer Vorfahren, auf daß auch ihr durch des Herren Gnade und Gabe einst euren Nachkommen zum Vorbilde sein möget, wenn der Herr euch das zu verleihen geruht, wie ich wünsche und bete.

Die

Zürcherischen Costüme

des

achtzehnten Jahrhunderts.



Die neuere Zeit hat den Costümen, namentlich denen der frühern Jahrhunderte, so große Aufmerksamkeit geschenkt, daß es vielleicht von allgemeinem Interesse sein möchte, die äußere Erscheinung unserer ehemaligen zürcherischen Bürgerschaft, männlichen und weiblichen Geschlechtes, des Nähern darzustellen. Wenn wir das letzte Jahrhundert uns ausgewählt haben, hat dies seinen Grund nicht nur darin, daß dasselbe in einzelnen seiner Gestaltungen unsern ältern Zeitgenossen noch vertraut ist, sondern auch, daß es eher möglich war, ein einigermaßen vollständiges Bild zu geben. Allerdings bietet die Kleidungsweise des achtzehnten Jahrhunderts nicht das Malerische derjenigen des Mittelalters und der unmittelbar daran sich schließenden Epoche; doch selbst in ihrem Rococostyl hat dieselbe ihr Eigenthümliches, und es kann nicht geläugnet werden, daß sie die treue Repräsentantin der damals in Kirche und Staat herrschenden Richtung war, welche unsere jüngere Generation zwar kaum mehr richtig zu beurtheilen vermag, die aber in ihren Forderungen entschieden Gutes bezweckte. Was wir geben, ist das Costüm, wie es nach den Anordnungen der Obrigkeit hätte sein sollen, deren Mandate unsere Hauptquelle waren,

wobei wir jedoch nicht stehen blieben, sondern in Benutzung von bildlichen Darstellungen und andern Hülfsmitteln unsere Zeichnung zu vervollständigen trachteten. Um unserer Schilderung größere Anschaulichkeit zu geben, wandten wir uns an einen mit den Trachten vertrauten Künstler, unsern Heinrich Meyer, dessen gelungene Gruppen ein willkommner Schmuck des Taschenbuches sein werden.

Erster Zeitraum: um 1701.

Wir beginnen, wie billig, mit dem natürlichen Schmucke des Hauptes, der schon damals der Mode vielfach unterlag. So trug man langes, bis in die Mitte des Rückens herunterwallendes Haar, und auch der Gebrauch des Puders scheint sich schon Bahn gemacht zu haben, denn 1701 wurde das Pudriren und unanständige Rastren der Haare an der Stirne den Mannspersonen verboten. Perrücken und falsche Haare waren nur in dem Falle gestattet, daß „Einer keine Haare pflanzen könne, da dann den Weltlichen erlaubt ward, durch eine ehrbare kurze Perrücke dem Mangel abzuhelfen“; doch durfte diese nicht weiter als bis auf die Achsel gehen, sollte rund um gleich lang geschnitten, „und nur mit einer Scheitel und einem Käppchen, ohne einige Front oder Busch versehen sein.“ Ganz weiße Perrücken waren keine gestattet. An hohen Kirchenfesten und bei Taufanlässen bediente man sich der Leidhüte oder Baretli, welche mit einem vorstehen-

den Schnäbelchen für den Finger versehene Kopfbedeckung von schwarzem Filz noch hie und da sich aufbewahrt findet. Daneben waren eine Art großer runder Hüte, aufgekrämpte Hüte und flache, sogenannte Hütli im Gebrauche; indeß sah sich die Obrigkeit genöthigt, gegen eine Sorte von Binden aufzutreten, die um die letztere Kopfbedeckung als Zierde geschlungen wurde.

An den Röcken, die man ohne Kragen und bis oben an die Kniee trug, waren besonders die Aufschläge der vorn sehr weiten Aermel ein Gegenstand der landesväterlichen Sorge. Sie durften nicht bis an die Handwurzel reichen, und die Aufschläge waren bei Erwachsenen höchstens eine Elle, bei Knaben eine halbe Elle weit gestattet. Diese Röcke, zu denen man sich langschößiger Westen bediente, wurden selten offen getragen, sondern in der Regel von oben bis unten zugeknöpft und hatten vorn in beiden Schößen mit Klappen versehene Taschen. Den hiefür und auch für die Aufschläge üblichen Knöpfen bestimmten die Mandate eine beschränkte Dimension; massiv goldene wurden 1702 gänzlich verboten, vergoldete waren nur „in erlaubter Bescheidenheit" und bei keinen Anläßen als an Hochzeits- und andern Ritten, sowie an den Musterungen gestattet. Hinsichtlich der bis oben an die Kniee reichenden, nicht ganz anschließenden Beinkleider wurde verordnet, daß sie nicht aus Sammet, auch nicht aus hochgefärbtem und buntem (geschäggeten) seidenem oder anderm Zeuge gefertigt werden durften. Ebenso verbot man den Luxus mit Hosenbändern, hauptsächlich solcher von Seidenstoff, wie die daran befind-

lichen Schnallen, welche sogar mit Steinen besetzt in Gebrauch zu kommen drohten. Ein unschuldigerer Schmuck der Kniee bestand in dem künstlichen Wickeln der langen Strümpfe. Die Schuhe wurden bis an die Knöchel gehend mit Absätzen, Schuhbändern, vergoldeten, silbernen, versilberten, auch stählernen Schnallen getragen, und es ist ihrer in den Mandaten vielfach Erwähnung gethan. Um den Hals schlang man ein länglichtes Halstuch, doch durfte dieses Tuch nicht allzu lang sein, keinerlei Stickerei oder Fransen haben, und war nur innerhalb der Stadtmauern erlaubt. Manschetten waren verboten; an den Handschuhen die Fransen, besonders die seidenen, abgekennt. 1702 traf die weißen Handschuhe das gleiche Schicksal. Die Degen waren damals unumstößliches Bedürfniß; man trug sie um die Hüfte an Degengürten, an welchen sogar seidene Fransen gestattet waren. Ferner finden wir der Camisole und Casaquen erwähnt; doch durften die erstern weder von Seide, noch von Sammet, ebensowenig gestickt, gerissen oder genäht sein, und es verfielen diejenigen, welche die erlaubten Camisole „oben her mit Oeffnung der Casaquen spiegelten oder untenher prächtig aushängen ließen", in eine Buße von fünf Pfund. Casaquen müssen eine Art von Ueberröcken gewesen sein, die in Falten herabhiengen, denn es wird 1701 verboten, dieselben mehr als sechs bis sieben Ellen weit zu tragen So war ungefähr die weltliche Kleidung der Männer beschaffen.

Die Kirchen- und die Amtstracht bestand in einem schwarzen, langen Mantel ohne Aermel, zu welchem von

Geistlichen und Magistraten ein runder, steifer Kragen, von den übrigen Städtern ein den Beschen der Geistlichen unserer Tage ähnliches Kräglein, und in der Regel das Baretli getragen wurde. Auch an den Krägen versuchte sich die Mode; wenigstens mußten 1701 die großen, unanständigen, dicken Kragen verboten werden, und 1706 ergieng die Mahnung an die Bürger, nicht mehr mit Stecken und Degen in der Stadt herumzugehen, sondern sich der Mäntel und Degen zugleich, als einer bürgerlichen Tracht, zu befleißen.

Die Geistlichkeit wurde natürlich einer noch strengern Controle unterworfen, und alles, was von Zierde den Weltlichen gestattet war, alles Farbige, alles Auffallende, von den langen Haaren bis auf die Schuhschnallen herab, sogar die mit Silber beschlagenen Stöcke, Canen genannt, waren ihr aufs strengste untersagt.

Ein Kleidungsstück, um welches wir im Winter unsere Vorfahren beneiden möchten, sind die Pelzschläufe (Müffe), deren Dimension aber 1701 auch beschränkt werden mußte. Sie waren von Seide, Sammet oder Tuch, mit Pelz gefüttert und mit solchem verbrämt. Eine Verzierung derselben, in einem Bunde von Resteln und Bändern bestehend, wurde 1706 untersagt.

Regenschirme kamen zwar vermuthlich sparsam und von abentheuerlicher Form, bereits in Gebrauch; es mußten wenigstens 1706 die breiten wollenen, wie alle seidenen Fransen und die vergoldeten Nägelchen daran verboten werden.

Auch auf die Pferde und ihren „Gerust“ erstreckte sich die Vorsorge der Obrigkeit, denn wiederholt wird die Ver-

wendung des gold- und silberfadenen Zeuges, wie der so vielfach verpönten Fransen daran untersagt

Mannigfaltiger und daher strenger überwacht war die Kleidung des weiblichen Geschlechts und der Hang zur Eitelkeit ließ schon vor hundert und fünfzig Jahren unsere Aeltermütter zu mancher verbotenen Verschönerung greifen. Vor allem aus haben wir den Kirchenhabit zu betrachten, welcher, aus schwarzem Wollenstoff (Burat) bestehend, von allen Bürgersfrauen getragen werden mußte, und wozu als Kopfbedeckung die Tüchli (Tächlitüchlein) gehörten. Diese aus feiner Leinwand, auch sogeheißenem Kammerein gemachten steifen, spitzigen Hauben wurden auf eigenthümliche Art gefaltet, umschlossen enge den obern Theil des Gesichtes und bedeckten sogar die Stirne, während das Kinn von einem breiten Streifen des gleichen Stoffes fast bis zum Munde gänzlich verhüllt war. Jeden Sonntag in der Frühe kamen Weibspersonen, sogenannte Tüchlerinnen, in die Häuser, die Frauen auf solche Weise zum Kirchenbesuch vorzubereiten. Selbst diese an sich unschöne Tracht verfiel den regulirenden Anordnungen der Obrigkeit. Man verbot nämlich 1701 „die großen unanständigen Ecken an den Tüchlenen und „die großen Dächlein darauf“ und beschränkte ihre Größe auf eine Elle, höchstens fünf Vierlinge. Der Hals wurde frei getragen und den Busen bedeckte eine Art von breitem, weißen Göller, das sichtbar wurde, da das Kleid vorn ziemlich ausgeschnitten war. Oft trug man auch einen runden, demjenigen der Männer ähnlichen Kragen; 1701 wurden aber die allzu dicken untersagt. Es scheint, daß

die Frauenwelt sich etwelche Ausschmückung des Halses herausnehmen wollte, denn auch die Bandschleifen hinten und vorn an dem Hals traf ein Verbot. Von den Huseggen, einer Art von Ueberkleid, das in schweren Falten bis auf die Füße reichte und mit auf den Boden gehenden Aermeln versehen war, heißt es hingegen: „Diese ehrbare und anstän„dige Tracht, soll auch ferner von denjenigen Frauen, die „auf die Emporkirche gehen, getragen werden dürfen;“ doch wurde die Auszierung der Huseggen mit mehreren Reihen Schnürchen gänzlich abgekennt; auch nicht weniger alle hoch- und heiterfarbigen Kleider darunter zu tragen verboten. Sowohl am Kirchenhabit als an den Huseggen scheint hinten ein langer, ziemlich breiter Streifen von schwarzem Zeug befestigt gewesen zu sein, dessen Ende auf der linken Seite nach vorn gezogen, als eine Art von Muff, zum Schutze der Hände diente.

Wie den Männern wurde auch den Frauenspersonen das Rasiren der Haare an der Stirne verboten, indeß war bei Verheiratheten ohnehin wenig von dem Haarwuchs zu sehen; denn mannigfach und für unsre Begriffe höchst eigenthümlich wurde der Kopfputz getragen. Da gab es Sturm-, Ohren-, Feder-, Schiff- und Zobelkappen, sogar Hauben, die den sonderbaren Namen Hinterfür hatten. Diese letztern, welche im Winter sowohl von Frauen als von Töchtern getragen wurden, erlagen ganz besondern Bestimmungen, weil deren Verzierung mit Zobel- und indianischem Marderpelz die herkömmliche Einfachheit sehr gefährdete. Die Zahl der Verbrämungen wurde bestimmt und die Kosten

eines Hinterfürs auf dreißig Gulden beschränkt, ja das Tragen von theurern mit Confiscation und großer Buße bedroht. Die Form dieser wie der genannten andern Hauben ist schwerlich mehr völlig zu ermitteln, doch wurden die einen ihrer Größe halben zu tragen untersagt, auch durften die Schnäbel, hauptsächlich an den Bodenkappen, nur bis in die Mitte der Stirne reichen. Auf verschiedene Weise versuchten die Eleganten jener Zeit ihre Kopfbedeckungen zu verschönern; es wurden gemodelte Bänder anstatt der Spitzen, Schleifen von farbigen Bändern, Bünde von Resteln, Eicheln, Rosen mit goldenen oder sonstigen Zieraten von schwarzem Flor oder Bändern zu tragen angefangen; man stickte und verzierte die sogenannten Kinnschnüre. Allem solchen Unfug aber trat die Obrigkeit mit strengen Verboten entgegen, und es blieben nur eine einfache schwarze Schleife (Lätsch), auch kleine schwarze, auf Dräthen befestigte Haubenröslein von drei Zoll Durchmesser gestattet. Haarbande erlaubte man zwar den Töchtern, „aber sie mußten dem „Stand der betreffenden gemäß und nicht so gemeinhin und „ohne Unterschied getragen werden". Schwarz sammetene „Stirnen", die manch' jungem Gesichtchen gut stehen mochten und die Ohrgehenke waren verboten.

Der Schnitt der Kleidung blieb sich lange Zeit gleich und es wurden zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von den Frauen zu dem nicht allzuweiten Rocke mit wenig Abwechselung eine Art Leibchen getragen, dessen Spitze vorn weit hinabreichte und das, wie schon gesagt, ziemlich ausgeschnitten, auch oft mit einem

Kragen versehen war. 1701 wurde eindringlich vor den langen Schnürbrüsten und den darin befindlichen verderblichen Eisen gewarnt und deren Länge auf höchstens drei Vierlinge angesetzt, auch die neu aufkommenden Leibstücke verboten. Die Aermel, ein steter Gegenstand obrigkeitlicher Sorge, reichten bis über den Ellbogen, waren vorn aufgeschlagen und hatten, wenn man geputzt gieng, einen kleinen Ueberärmel an der Schulter Die Mandate bestimmten die Weite und die Größe dieser Ueberärmel und die Zahl der daran befindlichen Falten; sie untersagten die großen, zum Theil männischen Ueberlitze, die Verzierungen von Seide, Sammet und anderm köstlichen Zeug; sie verordneten, daß kein Besatz auf den Näthen getragen werde, daß die Kleider hinten nicht hinuntergeschnitten würden u. s. f. Verboten waren ferner gestickte und genähte Camisole, auch solche von Seide oder Sammet, in und außer dem Hause, Nachtröcke in den Laden und über die Gasse; auch ward die Breite der Schürzen auf drei bis vier Ellen bestimmt. Alle gefärbten Schuhe, wie die seidenen und leinenen Fransen an Pantoffeln waren untersagt; „ebenso dürfen“, heißt es, „die Absätze weder mit neuerlichen Farben ausgearbeitet, „noch durchbrochen oder gemodelt werden.“

Was nun die Stoffe anbelangt, mag die Hauskleidung aus selbstgefertigter, gefärbter Leinwand bestanden haben; es wurde auch der im Lande fabricirte, glatte und gestrichelte „Wiener“ zu tragen erlaubt. Sammetne Kleider waren untersagt, seidene nur an Hochzeiten, Taufen und andern Ehrenanlässen gestattet, hingegen durften jüngere Mädchen

an den Sonntagen halbseiden gekleidet sein. Auch mit dem Weißzeuge sollte es so einfach als möglich gehalten werden, und die Leinwand sowohl als der sogenannte Kammerein durften weder gemüggelt, gestrichelt, gemödlet, gestickt, genäht oder mit Spitzen verziert sein, höchstens war ein einfacher Saum gestattet. Ueberhaupt waren seidene und leinene Spitzen, gefärbte und ungefärbte gänzlich verpönt. Den Manschetten und den großen (männischen) und gefalteten Halstüchern, sammt allen Fransen, Züttlen und Nestelbüschen daran wurde ernstlich entgegengetreten; auch Handschuhe sind den Frauen gänzlich verboten worden. Kindern und ehrbaren, nicht dienenden Personen, wurden im Winter solche gestattet, ausgenommen in die Kirche und zu den Leichenbegängnissen.

Noch sind einige Verordnungen zu erwähnen, die nur reichere Frauenspersonen angehen konnten. 1701 wurde das Tragen der Weiher (Fächer) innerhalb der Fortificationen untersagt. 1702 erstreckte sich dieses Verbot auch auf die Badenfahrten, bei welchen Anlässen manches zu Zürich unerlaubte Putzstück ans Licht gebracht wurde. Erst 1706 durften „bescheidenliche Weiher" getragen werden; hingegen ergieng gegen die aufkommenden Sonnenschirme von seidenem oder anderm Zeuge ein strenges Verbot. Sonderbarer Weise waren die Flöre, vermuthlich ein herabhängender Kopfputz, nur außer den Fortificationen zu tragen erlaubt, aber ihre Länge war beschränkt, indem sie nur bis auf die Weiche gehen durften. Wir fügen hier noch eine Verordnung in Betreff der Hochzeiten bei, die wörtlich heißt:

„Das Wechseln der Kleider an den Hochzeittagen, wie an „den Nachtagen ist verboten, und jede Person hat sich „eines Tages nach dem Kirchgange nur Eines Kleides zu „behelfen."

Selbst den Frauen und Töchtern der Geistlichen wurde manches nicht erlaubt, das weltlichen Frauenspersonen gestattet war, wie die oben erwähnten Hintersür, große Haubenstürme, seidene Kleider und Schürzen, goldene Ketten, Ringe und Armbänder, und zwar jedes Stück bei fünf Pfund Buße; gestickte Kinnschnüre und Granätlein auf den Krägen sogar bei zehn Pfund Buße.

Daß auch die Kleidung der kleinern Mädchen streng überwacht wurde, beweisen verschiedene Verbote, nach welchen ihnen das Tragen von Schmucksachen, von Flören, wie einer gewissen Art mit Bändern und Flor garnirter Käpplein u. a. m untersagt wurde.

Auch der dienenden Personen erwähnen die Mandate, da sich dieselben wohl schon damals über ihren Stand zu erheben geneigt waren. Es werden ihnen alle von kostbarem (sayetenem, kronrassenem) Zeug gemachten Kleider, untersagt, dagegen solche von hie zu Land fabricirten Haus- und anderm küdernem, baumwollenen und kuttenirten Stoffe bewilligt. Halstücher von Flor und Seide, Kappen von seidenen und sonst theuern Stoffen waren ihnen verboten, auch durften die ihnen erlaubten Kopfbedeckungen keine Schnäbel haben und nur mit Burat- oder bescheidenen Florbanden eingefaßt sein. Schmuck von Silber oder Gold, Granaten und Korallen waren gänzlich verwehrt. Auch

beschäftigen sich die Mandate mit dem Schnitt der Kleider, verbieten ferner alles kostspielige Weißzeug, Nestel u. s. f., ja selbst die alamodischen Schuhe, bei Buße von zehn Batzen für jedes Stück oder in Ermangelung der Mittel bei Gefangenschaft. 1706 wird ein Unterschied zwischen Mägden, welche Bürgerstöchter sind, und andern dienenden Personen gemacht.

Es ist schon aus dem Vorhergehenden klar geworden, daß das Tragen von Schmuck manchen Beschränkungen unterlag, obgleich gewiß in den meisten Familien große und reiche Auswahl an Kleinodien vorhanden war. Bleiben wir bei dem Mandate von 1701 stehen, so finden wir vorab ein Verbot, Granaten oder Halsketten in die Kirche zu tragen und ebenso sind die Perlen gänzlich abgekennt, auch außer der Kirche. Einfache goldene Hals- und Armbänder, Ketten und Gürtel wurden zwar gestattet, aber keine Drath-, keine geschmolzene Arbeit, keine mit Steinen besetzten Kleinode. Namentlich war die Obrigkeit den falschen Schmuckgegenständen abhold, besonders den auf Kupfer oder Messing vergoldeten, breiten Gürteln, wie auch dem gold- und silberfadenen Stoff und solchen Spitzen zu allen und jeden Zwecken. Doch unsere Vorfahrinnen suchten die Gebote zu umgehen und wollten ihre Kettchen zum Gebrauche von Haften, Nesteln, Kinnschnüren und Schürzenbändern verwenden; auch scheinen sich vergoldete Hemdärmelknöpfe und massiv goldene Brusthaften eingeschlichen zu haben. All' diesem Treiben aber ward auf das entschiedenste Einhalt gethan; sogar die mit Gold und Silber beschlagenen

oder mit Schildpatt und Schmelzarbeit gezierten Kirchenbücher wurden untersagt.

Mit wenigen Abänderungen kommen diese sämmtlichen Verbote in allen Mandaten aus jener Zeit vor; auch wurde den Brautleuten vorgeschrieben, welchen Werth (hundert Gulden) die gegenseitig sich zu schenkenden Fingerringe haben dürften. Ueberhaupt sollten keine Ringe getragen werden, als solche von höchstens hundert Gulden Werth.

Mit der Handhabung dieser Verbote und Anordnungen war eine eigene Behörde betraut, die Reformationskammer, oft blos Reformation genannt, welche aus zwölf Mitgliedern bestand, wovon acht dem täglichen oder kleinen Rathe, vier dem großen Rathe oder den Räth und Burgern angehörten. Sie versammelte sich jeden Dienstag, nach Bedürfniß auch öfter, und hatte eine ziemlich weite Competenz, indem sie nicht nur dem Luxus steuern sollte, sondern auch die Kirchen- und Sittenpolizei ausübte. Mit großer Unparteilichkeit und Strenge genügte die Reformationskammer ihrer oft kitzeligen Pflicht, und es mochte kaum Eine zürcherische Familie gegeben haben, aus der im Laufe der Zeiten nicht einzelne Glieder vor der gefürchteten Behörde hätten erscheinen müssen. Eigenthümlich waren die Verhandlungen, indem in der Regel nicht nur die der Hoffart bezüchtigten Männer und die schönen Sünderinnen bis auf die Dienstboten herab, welche besonders oft fehlbar erfunden wurden, selbst zu erscheinen hatten, sondern auch das corpus delicti in vielen Fällen vorgelegt werden mußte. Dann und wann kamen die Beklagten mit einem Zuspruche

davon; oft wurden sie aber auch unnachsichtlich gebüßt, und nur selten gelang es, daß man seine Unschuld beweisen konnte. Doch wir lassen besser das Protocoll der Reformationskammer selbst sprechen, indem wir ihm einzelne Bußen entheben:

1709.	Buße.
Herrn Hauptmann Hirzels Töchterchen, bei der Laterne, wegen eines schwarz taffetenen neumodischen Fürgürtlis und eines Halstuches mit ausgeschnittenen taffetenen Spitzen	8 Pfund.
Herrn Melchior Römers Magd wegen Tragens weißer Schuhe in die Kirche	6 Batzen.
Herrn Lavaters Frau im Antistitium (Tochter des Antistes Klingler) wegen großer Manschetten in die Kirche	3 Pfund.
Herrn Doctor Muralts Tochter wegen einer großen Bodenkappe, mit „Bändeln“ umhängt	2 „
1710.	
Herrn Jakob Rahns Frau, beim rothen Adler, wegen eines alamodischen Nachtrocks und einer Bodenkappe mit großem Busche	5 „
Frau Wagner, Kürschnerin, wegen eines weiten offenen Göllers	3 „
Die beiden Jungfern Locher, im Schmittenhaus, wegen Tragens kleiner Ketten in die Kirche, zusammen	2 „
Herrn Pfarrer Schmutz sel. Tochter wegen Manschetten oder angelassener Säume	3 „
Mathias Hofmeister, Studiosus, wegen eines Halsmäntelis, großen Kragens, großen Pelzschlaufes, langen Mantels und gefärbter Hosen	4 „

	Buße.
Jungfer Hartmann, in der Schipfe, wegen großer Eggen am Tüchli	1 Pfund.
Zwei Jungfern Ulrich wegen Büschen auf der Bodenkappe, Haarlocken und Pudriren . . .	8 "
Herrn Lieutenant Laufers Frau wegen Tragens eines großen Tächlitüchlis in die Kirche und einer Bodenhaube mit aufgestellten hohen Banden über die Gasse	3 "
Herrn Bodmers, im Windegg, Magd wegen einer köstlichen Haarnadel und eines gestrichelten buratenen Rockes in die Kirche	1 "
Barbara Arter, im Winkel, wegen breiter Spitzen am weißen Zeuge	4 "
Zwei Jungfern Engelfried, auf der großen Hofstatt, wegen seidener Schöpli, Bodenkappen mit „excesif“ großen Büschen, weißen Schuhen und Beschauens der Leichenbegängnisse	10 "
Jungfer Hagenbuch wegen großer Schnüre an Hauben und wegen pudrirter Haare	4 "
Eine Dienstmagd wegen einer „dollen“ Bodenkappe mit Banden und seidenem Halstuch bis „schier“ auf die Kniee	1 "
Catharina Reithard, im Winkel, wegen einer Bodenkappe mit großen Rosen, „floris“ Fürgürtli in die St. Jakobskirche und sonst hoffärtig	3 "
Der Knecht am Oetenbach wegen eines köstlichen tüchenen Rockes, daran viele Falten	1 "
Jungfer Wolf von Grüningen wegen eines seidenen „blumeten Schöplis“	3 "
Herrn Rathsherr Lochers Magd wegen einer silbernen Haarnadel, eines weiten und reinen Göllers,	

	Buße.
geflammeten Halstuches, rothen Fürgürtlis mit großen, weißen Fransen und eines mit Silber beschlagenen Buches	3 Pfund.
Jungfer Goßweiler, in der Farb, wegen eines köstlichen Schlaufes mit gar breiten Zobelbrämenen .	2 „
Herrn Landvogt Hirzels, beim Reh, Magd wegen einer Zobelkappe mit großen Bändern, einer damastenen Bodenkappe, auch mit großen Bändern, eines durchsichtigen Göllers mit weitem Hals, Korallen mit vergoldetem Schloß, silberbeschlagenen Buches, breiten Fürgürtlis und geflammten Halstuches . . .	3 „
Grämpler Elsingers Frau wegen eines schmutzigen Schöplis	1 „
Frau Amtmann Werdmüller, an der Sihl, wegen Tragens einer kleinen, geschmelzten goldenen Kette in die Kirche	2 „
Barbara Salzmann wegen eines schönen Camisols von blauem Burat, grauem „sayetim“ Kleid und großem weißen Flor	1 „
Der Amtsknecht beim Frauenmünster wegen einer pudrirten Perrücke und sonst hoffärtigen Wesens .	2 „
Jungfer Anna Magdalena Fries wegen Tragens eines Schöplis mit Ceinture sammt köstlichen „Ringen“ und Kappe mit großen Bandbüschen . .	7 „

1715.

Jungfer Grebel, auf dem Münsterhof, wegen Gehens in die französische Kirche mit einer Bodenkappe	2 „
Junker Amtmann Edlibachs Sohn wegen Gehens mit rothem Mantel und Stock und Degen in die französische Predigt	2 „

Herr Capitainlieutenant Werdmüller wegen Tragens eines Hutes zur hl. Taufe . . . . . Buße. 20 Batzen.

Junker Hauptmann Schmid wegen eines gefärbten Kleides und seine Frau Liebste wegen eines rothen Reifrockes an ihrer Copulation . . . . . 5 Pfund.

Herr Hauptmann Caspar Muralt wegen Tragens eines rothen Mantels in der Stadt . . . 10 Batzen.

Herr Landschreiber Hirzel wegen Tragens eines Halstuches in die Kirche am Sonntag . . . 10 „

Herr Obervogt Fäsis Magd wegen einer seidenen Brust, silbernen Brusthaften und Granätchen mit einem Schloß . . . . 1 Pfund.

1718.

Herr Landvogt Lochmann wegen Reitens über die Brücke mit chamerirtem Roßgerust von Gold . . 10 „

Herr Verwalter Wirzen Sohn wegen Spazierens auf der Brücke mit weißen Handschuhen, Stock und großer Perrücke . . . . 2 „

1719.

Junker Grebel, auf dem Münsterhof, wegen Tragens eines Canens in der Stadt . . . . 10 „

Junker Major Escher wegen Communicirens in der französischen Kirche am heiligen Weihnachtsfest in Stock und Degen . . . . 10 „

Junker Grebels Frau, auf dem Münsterhof, wegen eines Modenschlaufs „mit Recht“ . . . . 5 „

1721.

Junker Meyer von Knonau, im Meyershof, wegen eines bordirten Hutes an der Bubikoner Hochzeit . 4 „

1722.	Buße.
Herrn Landschreiber Wüsts Tochter wegen Erneuerung eines ringsherum mit kleinen Schnecken besetzten Göllers	10 Pfund.
Jungfer Woß wegen einer Brust mit sehr großen silbernen Haften	20 Batzen.
Frau Albertin wegen eines auf die Gasse getragenen weißen Schöplis mit schwarzer Nähterei darauf	8 Pfund.
Frau Heß, im Paradies, wegen eines schwarzdamastenen Kleides, Schöplis und Fürgürtlis .	8 „

1723.	
Herr Exspectant Rüscheler gewarnt wegen Gehens in der Stadt herum mit Stock und gefärbter Casaque.	
Jungfer Anna Cleophea Rordorf wegen eines Göllers mit Spitzen und weiß genäheten Stößen .	8 „
Jungfer Freienmuth wegen Gehens in die alte Kirche zu Predigern in einem Nachtrock, um einer Copulation zuzuschauen	2 „

1724.	
Junker Landenberg wegen seiner Frau, welche am Sonntag über die obere Brücke in einem persiennenen Nachtrock gieng	10 „
Die Magd, welche den Nachtrock zum Anschauen gebracht, wegen der kleinen Spitzen an der Kappe gewarnt.	
Des Untervogts Tochter zu Fluntern wegen vergoldeter Ohrengehenken und Fürgürtlirosen . .	2 „
Jungfer Bräm wegen eines französischen Hemdes ohne Göller	3 „

Des Schärers Tochter von Zollikon wegen eines halbseidenen Rockes, zweier goldener Ringchen und eines goldenen Kettchens an einer Hochzeit „aus Gnaden"	Buße. 3 Pfund.

1725.

Jungfer Römer wegen eines Federnschlaufes aus Gnaden der Buße entlassen, doch das Tragen des Schlaufes verboten.	
Herrn Doctor Muralts Tochter, Herrn Oberstpfarrers zwei Töchter und noch drei andere Jungfern wegen starker Entblößung um den Hals, krauser Locken und Kröschen unter dem Göller, eine jede .	12 "

Zweiter Zeitraum: um 1751.

Gegen die Mitte des Jahrhunderts werden die Mandate seltener und weniger einläßlich; doch sind sie nicht minder streng. In einem derselben heißt es: „Zur Beförderung eines christenlichen, bußfertigen Wandels und ehrbaren Lebens bei diesen bejammereten Zeiten." Es war aber auch der landesväterliche Ernst sehr nothwendig, denn aus dem Nachbarlande drohte manche leichtfertige Sitte und Kleidung hereinzubrechen, wie überhaupt Frankreich und hauptsächlich Paris schon damals im Reiche der Mode tonangebend waren. Darum sollten die in französischen und andern auswärtigen Militairdiensten stehenden Officiere,

deren es damals in Menge gab, sammt ihren Frauen und Kindern sich den Verordnungen der Vaterstadt unterziehen, wovon nur die Uniformen ausgenommen waren, und ebenso durften vom Auslande (der Fremde) zurückkehrende junge Bürger blos während der ersten sechs Wochen nach ihrer Heimkunft mitgebrachte anstößige Kleidungsstücke gebrauchen und verfielen später ohne Gnade in die angesetzten Bußen.

Betrachten wir zuerst abermals die Kirchen- und Amtstracht der Männer, so begegnen wir nur wenigen Abänderungen. Die Röcke und Beinkleider hatten beinahe den gleichen Schnitt wie früher und waren bei den Geistlichen, den Klein- und Großräthen durchgängig schwarz. Dazu trugen die Geistlichen einen bis unter die Kniee reichenden Tock, mit weiten, vorn geschlossenen Aermeln, einen runden steifen Kragen und das Baretli. Ebenso giengen die Magistraten gekleidet, ausgenommen daß dieselben sich statt des Tocks des oben erwähnten Mantels ohne Aermel und des Degens bedienten. Nur an hohen Festen und andern solennen Tagen wiegte sich indeß ihr Haupt auf jenen feierlichen Rundkrägen, zu welchen unfehlbar das Baretli gehörte; an gewöhnlichen Sonntagen wurde nur ein glattes Kräglein (Beschen) umgebunden und ein kleiner, auf drei Seiten aufgekrämpter Hut getragen. Der nämliche schwarze Mantel mit dem Kräglein bildete auch die Kirchenkleidung der übrigen Bürger oder die „bürgerliche Tracht“, welche bei allen öffentlichen Anlässen, auch bei Leichenbegängnissen, üblich war; doch trug man darunter farbige Kleidung. Die Exspectanten wie die Studenten waren gehalten, sich schwar-

zer Kleidung zu befleißen, durften keine seidenen, auch keine mit weißen oder selbst schwarzseidenen Stoffen gefütterten Kleider und Camisole haben; ebenso mußten erstere in die Collegien und bei Disputationen bescheidener, dicker, letztere glatter Krägen und des unentbehrlichen schwarzen Mantels sich bedienen, der selbst auf die jungen Schultern der Schüler gelegt wurde. Der französische Pfarrer gieng etwas abweichend gekleidet, indem er über einem nach gewöhnlichem Schnitt gefertigten schwarzen Kleide einen langen, hinten hinabhängenden Mantel, das Beschen, und einen ziemlich großen, runden, nur wenig gekrämpten Hut trug.

Dem Pudern und Frisiren der Haare, wie den Perrücken konnte, wie es scheint, nicht mehr gewehrt werden, denn wir treffen an den Herren jener Zeit bereits Haarbeutel und Zöpfe; doch noch keine Toupets und Boucleu. Das eigene Haar und ebenso die Perrücken waren indeß meist über der Scheitel getheilt, und fielen mehr oder weniger auf Schultern und Nacken herab.

Die bis unten an die Taille mit Knöpfen versehenen Röcke wurden noch immer ohne Kragen, die Aermel mit breiten Aufschlägen getragen; doch hatten die Schöße jetzt am Rücken mehrere Falten, vermittelst welcher sie steif herausstanden, und die Klappen, mit welchen vorn die Taschen sich schlossen, waren breit und in die Spitze geschnitten. Giengen Vornehme spazieren oder zum Besuche, so war der Rock aufgeknöpft und die langschößige, bis fast an die Kniee gehende, ebenfalls mit geschlossenen Taschen versehene Weste

wurde sichtbar. An den kurzen Beinkleidern waren die Kniebänder verschwunden, dagegen fehlten beim Putze nie die breiten Manschetten und Handschuhe mit Stülpen. Der kleine, auf drei Seiten aufgekrämpte Hut wurde meist unter dem Arme getragen. Ohne Degen und Canen (Rock), welch' letzterer an einem Bande an der Handwurzel hieng, wandelte Niemand über die Straße. Das Halstuch hatte eine ziemliche Länge erreicht und wurde hie und da durch ein Knopfloch des Rockes gezogen. Die Mandate beschäftigen sich nur noch mit dem Stoffe für diese Kleidungen, indem sie für die Röcke: Sammet, Castor und Atlas, für Hosen und Westen: farbigen und geschnittenen Sammet verbieten, auch alles Gestickte, Gemodelte und Geblümte untersagen. Mit Gold- oder Silbertressen bordirte Hüte waren nur zu Pferde und den Herren Officieren auf den Musterungen gestattet, denen man auch bei den gleichen Anläßen bescheidene galonnirte Pferdegeräthe und silber- oder goldübersponnene Knöpfe erlaubte. Die Müffe, nunmehr ganz von Pelz und ziemlich groß, wurden mit einer Ceintüre, die oft auch von Pelz war, um die Hüfte befestigt und die Schuhe schloß man vermittelst einer kleinen Schnalle, deren jedoch die Geistlichen sich enthielten.

Der Kirchenhabit des weiblichen Geschlechtes war sich ebenfalls ungefähr gleich geblieben, nur wurde das Kleid vorn mehr in die Breite, fast ins Viereck ausgeschnitten, und die Stelle des Göllers vertrat eine Art gefalteter Chemisetten, welche den Hals ganz frei ließ, indeß noch den Namen „Göller“ beibehalten hatte. Das oben erwähnte

Ueberärmelchen war schmäler, der Aermel selbst anschließender und der Aufschlag desselben zierlich ausgezackt geworden. Dazu trug man einen weiten Hemdärmel mit breiter Manschette. Das von den meisten Frauen immer noch gebrauchte Tächlitüchli hatte bei den adelichen eine etwas andere Form angenommen und ward von denselben an Leichenbegängnissen überdies mit einem langen, schmalen, weißen Riemen (dem Schwengel) verziert, welcher im Nacken befestigt, vorn auf der linken Seite herabhing. Der das Kinn umschließende Theil dieser Kopfbedeckung hatte sich merklich verschmälert. Taufpathinen ledigen Standes, auch die Bräute aus der Bürgerclasse, bedienten sich noch des nationalen Schäppelis, eines ziemlich hohen, reichverzierten, cylinderförmigen Mützchens, das rund um die Stirne sich anschließend, das Scheitelhaar gänzlich versteckte, während zwei lange Flechten über den Rücken hinabhingen. Hiezu wurde der runde, steife Kragen erfordert, der, im Nacken offen, jene Flechten durchgehen ließ. Ein reicher Gürtel, goldene Ketten um Hals und Brust und eben solche Armbänder schmückten die Jungfrauen bei diesen Ehrenanläßen, bei welchen man sich auch etwa herausnahm, schwarzen Damast zu tragen. Daß aber schon damals jene ehrwürdige Kirchentracht nicht mehr ganz allgemein war, geht aus dem Mandat von 1755 hervor, welches erwähnt, daß Frauen oder Töchter, die das Tüchli nicht mehr tragen wollen, sich schwarzer, glattburatener, gebundener „Nachtröcke" mit Schürzen von gleichem Stoffe zu bedienen hätten. In diesem Falle wurde hinsichtlich des Kopfgerustes verordnet, daß derselbe

wie die Halstücher ganz glatt, ohne Spitzen oder Fransen eingerichtet sein solle und beide Gegenstände nur aus schwarzem Flor oder Taffet bestehen dürfen. Zu gleicher Zeit ward verboten, Mantillen, offene Volanten und Ohrgehenke in die Kirche zu tragen; auch hatte man sich alles Kräusens und Puderns der Haare zu enthalten. Nur ein ehrbares schwarzes Halsbändchen oder ein goldenes Kettchen, woran indeß nichts gehängt werden durfte, war gestattet; auch eiferte die Obrigkeit gegen die weiten Göller und die leichtfertigen, unverschämten Entblößungen, sowohl in als außer dem Hause des Herrn, wie gegen das Tragen der Reif- und anderer steifausgedehnter Unterröcke, welche in die Kirche gänzlich untersagt, über die Gasse nur mit Beschränkung erlaubt waren.

Da die in dem Reformationskammerprotocoll enthaltenen Kleiderbußen mit wenigen Ausnahmen blos den Kirchenhabit betreffen, so werden einige dieser Beschlüsse hier eingeschaltet:

1751.

Frau Orell, bei der Stund, welche sich wegen Nichttragens des Tüchleins durch ihren Herrn entschuldigen ließ, indem ihr dies allzu beschwerlich sei, wurde um fünfzehn Pfund gebüßt.

Frau Leutpriester Hottinger ward wegen hohen Alters und Beschwerden vom Tragen des Tüchleins befreit.

Herrn Salomon Bürklis Frau Liebste, im Tiefenhof, ward anbefohlen, in dem durch das Mandat vorgeschriebenen Kirchenhabit in die gottesdienstlichen Uebungen zu kommen, und zwar sowohl am Sonntag als am Dienstag.

1752.

Wegen Tragens eines allzugroßen Reifrockes in die Kirche soll gewarnt werden: Frau Schultheß auf dem Hirschengraben.

Frau Wirz, beim Raben, die in einem seidenen Rocke und ohne Tüchlein ein Kind zur hl. Taufe gehalten, wurde um zehn Pfund bestraft.

1755.

Frau Capitain Wüst und Jungfer Müller wurden verklagt, daß sie Reifröcke in die Kirche getragen. Erstere längnete es, ließ den Rock durch ihr Töchterchen zeigen und wurde von der Buße entlassen; die Jungfer Müller gestand ein, sagte aber, daß es nur ein sehr kleines Reifröckchen gewesen. Sie wurde um fünf Pfund bestraft.

Herrn Seebachs Töchterchen wurde citirt wegen getragenen Ohrgehenken in die Kirche, wie auch wegen eines Reifrockes und Kleinodes, dessen es geständig war und auch Abbitte that. Es wurde wegen seiner Minderjährigkeit von der Buße entlassen und mit einem gehörigen Zuspruche dimittirt.

Weber Freitags Frau ward citirt, weil sie mit einem Kleinod und Ohrgehenken in die Kirche gegangen. Sie entschuldigte sich damit, daß sie erst von Winterthur komme und daß es fremden Personen erlaubt sei, vier Wochen lang ihren vorher gewohnten Schmuck zu tragen, worauf sie für diesmal von der Buße entlassen ward.

Die übrige Frauenkleidung bestand in Röcken mit Leibchen, in Nachtröcken (vermuthlich so betitelt, weil Taille und Rock zusammenhängend war, wie wir oben schon von Nachtröcken in die Kirche gesprochen haben) und in Fliegschöppen mit langen Schößen, welch' letztere mehr im Hause gebräuch-

lich waren. Diese sämmtlichen Kleidungen ließen Hals und Busen ziemlich frei, und es wurde dazu eine sogenannte Bande von aufstehendem Mousselin und ein vorn geschlungenes kleines Halstuch, ein Kettchen, eine Bandschleife oder dergleichen getragen. Die Aermel dieser sämmtlichen Kleidungen, oben enge, erweiterten sich bis zum Ellbogen, wo sie einen mehr oder weniger breiten herabhängenden Besatz hatten, und den Vorderarm bedeckten weite weiße Hemdärmel, welche indeß, insbesondere beim Putze, auch kürzer waren und die Arme frei ließen. Selten fehlte daran eine mehr oder minder kostbare Manschette. Die Schürzen, die auch auf Spaziergängen und zu Besuchen getragen wurden, waren weit und lang. Auf dem meist gepuderten Haare der Frauen und Jungfrauen, wie der jüngern Mädchen ruhten kleine flache Häubchen, die mit glatten Streifen garnirt wurden, an welche jedoch „auf Zusehen hin" eine einfache Spitze von höchstens einem Zoll Breite gesetzt werden durfte; alle und jede breitern Spitzen, auch die seidenen waren bei hundert Pfund Strafe verboten. Auf der linken Seite der Stirne erlaubte man sich auch etwa ein kleines Bouquet künstlicher Blumen, Perlen und ähnlichen Putz zu befestigen. Winterszeit wurde über die Straße eine Art Capuze getragen; im Sommer hie und da ein runder Strohhut.

Gestattete Stoffe waren: Baumwollene und wollene Zeuge, rothes und schwarzes Tuch, halb- und floretseidene Stoffe, Gros de Tours und glatter wie broschirter Taffet. Gegen anderes gefärbtes Tuch, gegen die kostbare Persienne,

Brocard und schweren Seidenstoffe ergieng ein ernstes Verbot, sowie gegen sammetene und seidene, mit Spitzen oder Pelz besetzte und mit letzterm gefütterte Mantillen. Daß die Reifröcke mit ungünstigen Augen angesehen wurden, haben wir schon oben bemerkt, und ebenso war das Garniren der Kleider untersagt, und alles und jedes genähete Zeug auf Seide oder Leinwand, alles gelöcherte (gehölte), gemodelte oder geblümte Kammertuch und Mousselin auf das bestimmteste „abgekennt". Zugleich ist auch das Tragen der mit Gold und Silber gestickten Schuhe oder Pantoffeln mißbilligend erwähnt.

Hinsichtlich der Schmuckgegenstände begegnen wir derselben Strenge wie im Anfange des Jahrhunderts, nur sind noch die Sackuhren und Tabatièren aufgezählt, welch' beide Luxussachen von massivem Gold zu tragen gänzlich und zwar bei Confiscation verboten waren, ebenso die massiv goldenen Degengefäße. Silberne Sackuhren waren natürlich erlaubt; doch durften Frauenspersonen dieselben nicht zur Schau tragen. Perlen, Edelsteine, Carneole, seien sie ächt oder falsch, ferner Gesundheitssteine, Elementsteine, Perlmutter u. s. f. waren gänzlich untersagt, mit Ausnahme schwarzer Steine und krystallener Hemdenknöpfe. Auch finden sich neu aufgekommene, von Silber polirte Steinchen, welche, wie es scheint, in Schmuckgegenstände von Gold gefaßt waren, erwähnt. Sie wurden, wie die herabhängenden „Conterfaitli" und andere Figuren völlig abgekennt. Die Verbote erstrecken sich ferner auf die mit Schmelzarbeit gezierten, in Schildpatt gefaßten, oder mit

goldenen Nägelchen beschlagenen Kirchenbücher. Selbst die massiv goldenen Schlosse daran traf ein Verbot Der Fächer, mit denen man anfieng bedeutenden Aufwand zu machen, ist keine Erwähnung gethan, und ebenso wenig der unschönen Mode des Schminkens und der Mouches (Schönpflästerchen), die um jene Zeit ihren Anfang nehmen mochte.

„Das Verbot aller oben gesetzten Modereien und Hof„fart", heißt es im Mandat von 1755, „soll auch auf die „Badenfahrten in Baden und andern Orten, wie auf alle „Schlösser, Amt- und Pfarrhäuser ausgedehnt sein, so daß „Dawiderhandelnde in die gleiche Buße verfallen, als wohn„ten sie in der Stadt selbst; insonderheit wird allen ver„burgerten Weibspersonen an letztbenannten Orten befohlen, „in die Kirche sich einer ehrbaren schwarzen Kleidung zu „befleißen."

Das Aufsehen der Obrigkeit erstreckte sich abermals über die dienenden Personen und 1756 besonders auch auf die Anwohner des Zürichsees. So wird „unsern Mägden, ver„burgerten wie einheimischen und fremden" alles und jedes Seidenzeug, sei es an Kleidern, Schnürbrüsten oder Corsets gänzlich untersagt, wie auch Reifröcke, kostbare Halstücher, Volanten und Mantillen, bei zehn Pfund Buße. Ebenso müssen sie das unanständige Kräusen und Pudern der Haare unterlassen, und es wird ihnen aufs klarste dargethan, daß sie sich in die Kirche über die Häubchen nur eines weißen, baumwollenen Kopftuches zu bedienen haben.

Hinsichtlich der Landesangehörigen mögen einige kurze Bemerkungen genügen. Mannspersonen wurde die beschei-

dene, landesanständige Kleidung empfohlen und ihnen geboten, in die Kirche das Seitengewehr zu tragen, und zwar bei zwei und dreißig Schilling Buße. Verbote ergiengen gegen das Tragen von Sammet, Plüsch, Damast und anderen Seidenstoffen, gegen seidene Futter in den Kleidern und solche Strümpfe; ferner gegen goldene Hutschnallen und Hemdenknöpfe, wie gegen die vergoldeten Zieraten an Canen, Degen u. dgl., mit Ausnahme der bordirten Hüte. Den Weibspersonen wurde ernstlich aller Schmuck verboten, ob ächt oder falsch, besonders Ohrgehenke und mit Silber besetzte Gesangbücher; dann die tuchenen oder seidenen Kleider, das Tragen des Sammets, woran es immer sein mochte, des gold- und silberfadenen Zeuges und aller und jeder Spitzen, wie des feinen Weißzeuges, mit Ausnahme von bescheidenen schwarzen Spitzen und glattem Mousselin. Kostbare Schürzen waren gänzlich untersagt, seidene Halstücher dagegen, doch ohne Besatz von Spitzen, gestattet. Das Mandat eifert überdies gegen „ärgerliche Entblößungen „und das aufgekommene Pudriren und Kräusen der Haare."

Es möchte nicht unpassend sein, hier einen Auszug aus dem Aussteuerrodel (Verzeichniß) der Tochter eines angesehenen Magistraten mitzutheilen (welche Hochzeit indeß erst in den 1760er Jahren statt hatte), denn einerseits bilden die sowohl in Zürich als auswärts gemachten Anschaffungen einen ziemlichen Contrast mit den Anordnungen des Mandates von 1755, anderseits dürften die beigesetzten Preise Stoff zu nicht uninteressanten Vergleichungen geben.

a) Aussteuer der Braut:	Gl.	Sch.
36 Ellen perlfarbene Moire zu einer Robe und Unterrock, die Elle zu	3	10
33½ Ellen geflammter Taffet von Lyon zu Robe und Jupon, die Elle zu	1	24½
19 Ellen Indienne zu Robe und Jupon auf die Reise, die Elle zu	—	32
20 Ellen schwarzer Burat zu einem Kirchennachtrock, die Elle zu	1	—
18⅝ Ellen englischer weißer Taffet zum Brautnachtrock und Unterrock, die Elle zu	1	20
8¼ Ellen Persienne, zu Fürtuch und Fliegschoppen, zu	1	5
4¼ Indienne zu einem Fürtuch, die Elle zu . .	—	25
Weiße Brabanterspitzen, die Elle zu	5	20
12 weiße Schnupftücher mit rothen Strichen von Frankfurt, das Stück zu	1	10½
6 rothe gestrichelte Schnupftücher, das Stück zu .	—	36
Ein Paar schwarzseidene gewobene Handschuhe .	1	20
Ein Paar lederne Handschuhe	1	5
Ein Paar damastene Schuhe von Straßburg . .	2	12
Ein Regenschirm	3	—

u. s. f. u. s. f.

b) Geschenke an den Bräutigam:		
14 Ellen schwarzer Camelot, zu einem Kleide . .	35	—
Schwarze und weiße Serge zu Westen	16	10
4 Paar seidene Strümpfe von weißer und von schwarzer Farbe	6	10
6 Schnupftücher von Frankfurt	21	—
6 Schnupftücher geringerer Sorte	13	5

	Gl.	Sch.
Ein Muff von Petitgris, sammt Ceinture von gleichem Pelze, mit zwei goldenen Ringen und Hasten von 8 Ellen blaugewässerten Terzenelbändern . .	34	6
6 Hemden von holländischer Leinwand und Macherlohn	42	—
Verschiedene Manchetten und Hemdenkräglein dazu .	13	—
Ein Castorhut	5	4
Ein spanisches Rohr mit goldenem Knopfe . .	88	—
Zwei goldene Ringe	9	20
Ein Wappenring von Carneol	24	20

Dritter Zeitraum: um 1780.

Noch liegt uns ein Mandat von 1779 vor, und zwar ist dasselbe das letzte in solcher Ausdehnung erlassene. Da wir annehmen können, die damalige Kleidung sei in ihren mannigfachen Details ziemlich bekannt, so begnügen wir uns mit einem treuen Auszuge aus dem Mandat, wobei sich dann freilich in Vergleichung seiner Anordnungen mit den Portraits unserer Großältern und hauptsächlich der damaligen Frauenwelt herausstellt, daß man immer weniger geneigt war, den wohlgemeinten, aber strengen Verboten Gehorsam zu leisten.

Die Kirchentracht der Männer bestand noch in dem ofterwähnten schwarzen Mantel, glatten Kräglein und Degen, und es mußte dieselbe auch in die bürgerlichen „Gebote“ und vor allen Tribunalien getragen werden; doch war darunter farbige Kleidung gestattet, welche nur beim Genusse

des heiligen Nachtmahles und wenn man als Taufzeuge functionirte mit schwarzer vertauscht werden mußte. Bei den letztern Anläßen waren die Herren vom großen Rathe überdies gehalten, dicke, runde Kragen zu tragen.

Das weibliche Geschlecht hatte das Tächlitüchli gänzlich abgelegt, und das Mandat ordnet für Frauen und erwachsene Töchter einen schwarzen, glattburatenen, gebundenen Nachtrock an, nebst einem schwarzen, glatten Kopfputz von Flor oder einfachem Seidenzeug und ähnliche Halstücher, an die eine schwarze, schmale Spitze zu setzen gestattet war. Mantillen in die Kirche oder bei Leichenbegängnissen zu tragen, wurde nicht erlaubt; und auch die Taufpathinnen sollten keinen weitern Putz sich herausnehmen, sondern in obenerwähntem Kirchenhabit beim Taufsteine erscheinen.

Weibliche Dienstboten hatten, wenn sie verbürgert waren, ebenfalls des obigen Habits sich zu bedienen; fremde ihrer gewöhnlichen Kleidung mit einem schwarzen, glatten Kopfputz.

Wie zwanzig Jahre früher beschäftigt sich das Mandat hinsichtlich der weltlichen Kleidung mehr mit den Stoffen, als mit dem Schnitte, und es wird zuerst der Sammet und zwar beiden Geschlechtern verboten, sei es für ganze Kleidungen oder nur für Fütterung oder Unterkleider. So wird auch den Mannepersonen bei fünfzig Pfund Buße halb- und ganz seidener Stoff zu ganzen Kleidungen untersagt, und es ergeht an die Reformationskammer die Aufforderung, auf allzukostbare, dem bürgerlichen Stand unangemessene Seidenzeuge an Frauenzimmerkleidungen ein wachsames Auge zu halten.

Eben so wenig sollten goldene oder silberne Stoffe und solche Bordirungen und Garnirungen angewendet werden. Die einzigen Ausnahmen machten die Herrn Ehrengesandten und deren Secretarius, wie die Officiere. Ersteren waren nicht nur die üblichen Staats- oder Syndicatshabite von schwarzem Sammet oder Seidenstoff zu tragen erlaubt, sondern sie und ihr Gefolge durften auch „ein bescheidentlich „reiches Pferdequipage in Gold oder Silber“ halten, und letztere konnten bei den Musterungen einer einfachgalonnirten oder in den Ecken leicht gestickten Equipage sich bedienen. Auf Reisen bewilligt das Mandat allen „unsern Verburgerten“ das Tragen bordirter Hüte

Was das weitere Aufputzen (das Garniren) der Kleider anbetrifft, so finden sich alle kostbaren, aus der Fremde kommenden Geschlinge verboten, während die einfachen, im Lande gearbeiteten gestattet waren, sowie auf den Frauenzimmerkleidern ein Besatz von gleichem Stoffe oder einfärbigem Taffet. Seidene und fädene Spitzen waren bei fünfzig Pfund Buße, schwarze Spitzen und Fransen bei zwanzig Pfund Buße untersagt; nur an den Kopfputz des Frauenzimmers war eine glatte Spitze, an Mantillen eine einfache schwarze Spitze zu setzen erlaubt. Hieran schließt sich das Verbot aller und jeder genähten und durchbrochenen Arbeit an Weißzeug und an Seidenstoff; hauptsächlich alles Handels mit solchen Stickereien, wie das Beschicken und Heimbringen derselben aus der Fremde, da hingegen die in den Haushaltungen zu eigenem Gebrauche oder zum Verkaufe gefertigte Stickarbeit zu brauchen erlaubt war.

Ausländisches und kostbares Pelzwerk war streng untersagt, und es wurden nur Müffe und zwar für beide Geschlechter und für das Frauenzimmer Palatinen gestattet. Die Pelzmantillen durften einzig mit inländischem Pelzwerke (Hasen-, Kaninchen-, Schaf- und Fuchsfellen) gefüttert und nur mit weißem oder schwarzem Seidenstoff überzogen sein. Farbige Stoffe zu diesem Zwecke waren verpönt, wie auch das Verbot der Reifröcke „mit den dahin ausartenden Poches und Neuerungen" wieder bestätigt wurde

Das Frisiren und Pudern der Haare, das damals in so mannigfacher Weise aufzukommen begann, wurde „auf Zusehen hin" gestattet. Es ist aber dieses eine der Anordnungen, welche am wenigsten respectirt ward, und statt des einfachen seidenen Bandes, das auf die Frisuren zu heften gewährt sein sollte, trugen die Damen sehr oft die untersagten Tocquets, Federn, Blumen u. s. f.

Schmucksachen sollten nur mit großer Einschränkung gebraucht werden, und zu den verbotenen waren gezählt: Perlen, Perlmutter, Krystalle, Edelsteine und Granaten, auch nachgemachte ähnliche Gegenstände, ebenso die auf Stahl, Elfenbein oder andere Materien aufgetragene oder eingelassene Goldarbeit, jegliches Geschmelzte, jede Miniaturen, seien es „Conterfaitli oder andere Vorstellungen", dies alles bei fünfzig Pfund Buße. Bewilligt waren nur schwarze Steine, in Gold und Silber eingefaßt, für Ringe, Ohrgehenke, Hemdenknöpfe, Hals- und Handzieraten, sowie auch in Stein geschnittene Petschaftringe. Eine Art schwarz-

seidener Knöpfe (Jaiettes) blieben ebenfalls gestattet, und vermuthlich auch, da derselben gar nicht gedacht ist, ächt goldene Ketten in bescheidenem Maße. Das Tragen von mehr als einer Sackuhr ward Manns- wie Weibspersonen ernstlich untersagt, und an die Uhrenketten durfte nichts anderes angehängt werden als Schlüssel, Petschaft und Ein Crochet.

Eifriger als je beschäftigt sich das Mandat mit der Kleidung der Minderjährigen, nämlich der Knaben, bis sie zur Communion zugelassen wurden, der Töchter bis ins fünfzehnte Jahr. Erstlich sollten die Kinder bis ins achte Jahr gar nicht, später nur mit ihrem eigenen Haare frisirt werden; und es ist die Frisur auf ein Toupet, Chignon und eine Boucle auf jeder Seite beschränkt. Zweitens durften sie, Kappen, Schläufe und Handschuhe ausgenommen, keinerlei Art von Pelzwerk tragen; auch waren Sackuhren und jedes Geschmeide unerlaubte Gegenstände für sie, höchstens gestattete man den Mädchen Ohrgehenke von beliebigem Metall, den Knaben Hemdenknöpfe, Schuh-, Hosen- und Halsschnallen, auch Canenknöpfe von unvergoldetem Silber oder geringerm Stoffe, incrustirten Stahl vorbehalten. Die Kleider für die Knaben sollten von Wollen-, Leinen- oder Baumwollenzeuge sein; Baumwollensammet war verpönt. An Sonntagen durften die Mädchen halbseidene Kleider tragen; doch war daran jede Art von Garnitur untersagt.

Den dienenden Personen beiderlei Geschlechtes ward alles ganz- und halbseidene Zeug verboten; den Mägden

noch besonders offene oder nicht zugebundene Volanten, Mantillen und Nachtröcke, und zwar bei zehn Pfund Buße oder angemessener Leibesstrafe.

Seitengewehre zu tragen war keiner dienenden Mannsperson gestattet; dagegen mußten Landleute, welche in die Stadt zur Kirche kamen, mit dem Seitengewehr erscheinen, ebenso bei militairischen Anlässen oder vor obrigkeitlichen Tribunalien.

Auch diesen Zeitraum schließen wir mit einem kurzen Auszuge aus dem oft genannten Protocoll, welcher von neuem den Beweis liefert, daß die Reformation ohne Ansehen der Personen ihre Urtheilssprüche fällte, und daß sie, wenn auch vergeblich, sich redlich anstrengte, der Eitelkeit und Modesucht entgegen zu treten.

1760.

Frau von Muralt, geb. Landolt, und acht andere Damen, welche tocquetsähnliche Bonnets montés über die Frisur getragen, wurden citirt, worauf sie sich theils durch Procuratoren, theils durch ihre Liebsten vertreten ließen, sagend, der die Frisuren betreffende Artikel beschlage die Federntocquets nicht. Die Bonnets, welche sie getragen, seien nichts anders als große Hauben, wie sie bei allen, auch den ältern Frauenzimmern im Gebrauche seien, die aber nach der Menge der Haare tiefer oder höher auf dem Kopfe sitzen. Sie wurden nicht gebüßt.

Herr Stadtschreiber Escher verantwortete die Frau General Heß und seine Frau Liebste, welche wegen Mantillen, die mit gefärbtem Pelz garnirt gewesen, als fehlbar citirt wurden. Einmüthig wurde jede Partei um vier Pfund gebüßt.

Die Eltern von drei Töchterchen, welche mit Federn geputzt am „Bechtelitag" die Stubenhitzen herumgetragen; diejenigen von zwei Kindern, die Agraffen vorgesteckt hatten; und ein Vater, dessen Töchterchen Brasselets von Gold gehabt, wurden einmüthig jede Partei um fünf Pfund gebüßt.

1781

Die Jungfern Kilchsperger wurden wegen Federn, die sie in der Meinung, das Mandat erstrecke sich nicht über die Mediat- und Immediatlande meiner gnädigen Herren hinaus, auf einer Reise nach Schinznach aufgesteckt, um fünf Pfund obrigkeitliche Buße angelegt.

Frau Escher, geb. Keller, in Stadelhofen, soll wegen von Haaren geflochtenen Bouquets, welche sie in die Frisur gesteckt, zwar der Buße liberirt, hingegen aber ihr das fernere Tragen derselben als eine Neuerung untersagt sein.

Herr von Muralt, im Berg, ward wegen eines in Schinznach getragenen Diamantringes um fünfzig Pfund gebüßt.

1782.

Junker Escher, welcher an der Generalrevue zu Meilen eine goldene Epaulette auf seinem Kleid trug, ließ sich verantworten, daß er, um ein fast abgenutztes Kleid dennoch mit Ehren gebrauchen zu können, auf solches eine goldene Epaulette habe machen lassen. Er wurde einhellig um fünf Pfund gebüßt.

1785.

Jakob Michel, Spettreuter, der eine silberne Epaulette auf einer Uniform getragen hatte, wurde mit zwei Pfund Citationskosten belegt.

Junker Gerichtsherr von Breitenlandenberg, welcher am Meistersonntag ein halbseidenes Kleid getragen, wurde um fünf Pfund gebüßt, mußte zwei Pfund dem Stadtknecht entrichten und durfte das besagte Kleid nicht mehr tragen.

Frau Landolt, beim Reh, und Frau Goßweiler, auf der großen Hofstatt, die gelaidet worden waren, Federn auf den Hüten in die Assemblée getragen zu haben, hatten jede fünf Pfund obrigkeitliche Buße und ein Pfund dem Stadtknecht zu bezahlen.

1787.

Jungfer Heß, in der Probstei, welche ihre buratene Kirchenkleidung verbessern lassen mußte, ward, weil sie eine Burate einige Male anlegte, um zehn Pfund gestraft, ungeachtet sie anzeigen ließ, daß andere Frauenzimmer solche allezeit tragen.

Erklärung der Kupfer.

Tafel I. und II.

1. Uebergangsbild aus dem 17ten ins 18te Jahrhundert.
2. Ebenso.
3. Geistliche Kleidung aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts.
4 Weltliche Kleidung aus dem gleichen Zeitraum.
5. Magistratsperson.
6. Kleidung der höhern Stände aus der dritten Periode.
7. Kleidung eines Bürgers aus dem gleichen Zeitraum.
8. Studiosus.
9. Schulknabe.

Tafel III. und IV.

1. Frauensperson im Tächlitüchli und Huseggen.
2. Weibliche Kleidung aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts (Rosenkappe).
3. Braut oder Taufpathin.
4. Adeliche Frau, an ein Leichenbegängniß gehend.
5. Kleidung aus der Mitte des 18ten Jahrhunderts.
6. Ebenso. (Spitzenhäubchen.)
7. Damenkleidung aus der dritten Periode (Toupet).
8. Ebenso. (Federhut.)
9. Bürgersfrau.





II.

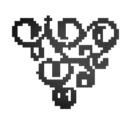




Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1859.





Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1859.

Herausgegeben

von

Gerald Meyer von Knonau

und

Salomon Vögelin.

Zweiter Jahrgang.

Zürich,

Druck und Verlag von Orell, Füßli und Comp.

1859.

Vorwort.

Die Freunde des Zürcher Taschenbuches wissen, daß leider der Begründer und eigentliche Herausgeber desselben schon im Beginn des Winters durch seinen erschütternd raschen Tod dieser seiner Lieblingsarbeit entrissen wurde. Dennoch trägt mit vollem Rechte auch dieser zweite Jahrgang seinen Namen. Denn der Verstorbene hat nicht nur die Verfasser der dießjährigen Beiträge zu deren Abfassung aufgefordert und selbst den zweiten Abschnitt aus seines Vaters Leben ausgehoben und angeordnet: sondern er war noch in seinen letzten Wochen, ja auf dem Kranken- und Todbette mit seinem Taschenbuche beschäftigt; so daß dem zweiten Herausgeber nur die letzte Redaktion übrig geblieben ist. Ob er nun selbst das Werk des Freundes fortsetzen könne, ist ihm noch ungewiß: sollte es ihm gelingen,

so würde sein eigener lebhafter Wunsch erfüllt, um der Sache und um des Dahingeschiedenen willen. Die Fortsetzung des Lebens von Ludwig Meyer von Knonau darf auch er, nach gütiger Einwilligung der Familie, dem Publikum versprechen.

Den gegenwärtigen Jahrgang aber wußten wir nicht würdiger und wohlthuender zu eröffnen als mit einem Bilde des Verstorbenen, das, auf unsere Bitte von liebender und geliebter Hand entworfen, an keinem Leser ohne Rührung vorübergehen wird.

Gerold Meyer von Knonau

erlag am 1. November 1858 einem heftigen Nervenfieber, noch ehe der zweite Jahrgang des Zürcherischen Taschenbuches ans Licht treten sollte. Doppelt lag ihm das Büchlein am Herzen, da er in und mit demselben seinem innig verehrten Vater ein Denkmal setzen konnte, ihn als hoffnungsvollen Knaben, als vielversprechenden jungen Mann seinen Mitbürgern vor die Augen führend. Nicht nur an äußerer Bildung war der zu früh Vollendete seinem Vater ähnlich, auch seine Neigungen stimmten mit den Bestrebungen des theuern väterlichen Vorbildes überein; gleich stand er ihm auch an innerer Begabung, an seltenem Gedächtniß, vor Allem an ächt republikanischer Gesinnung, an wahrer Vaterlandsliebe.

Von diesem Vater erzogen und theilweise selbst unterrichtet, entwickelte sich frühe in dem stillen Knaben der Trieb zu den liebsten Beschäftigungen seiner spätern Jahre, und tabellarische Arbeiten waren schon während der Schuljahre seine Lust, ja er betrat bereits im neunzehnten Jahre zur Ueberraschung seiner Eltern und Mitbürger mit Erfolg die

schriftstellerische Laufbahn. In seinem wahren Elemente befand er sich aber erst, als ihm 1837 die mühevolle, aber ihm ganz entsprechende Leitung des Staatsarchives übertragen wurde. Mit der ganzen Energie seines Willens, mit dem rastlosesten Fleiße unternahm er eine theilweise Umgestaltung desselben, und fand bei der Erfahrung seines Vaters, der alle ältern Verhältnisse genau kannte, vielfachen Rath und Anweisung. Zahlreiche Repertorien und Register beurkunden die damalige Thätigkeit des jungen Beamten, und je mehr dadurch ihm selbst diese reichen Schätze sich öffneten, desto mehr entflammte sich sein Eifer, sie auszubeuten. Was sich in den Archivräumen anderer Kantone wie des Auslandes seinen Blicken Nützliches und Praktisches darbot, das ahmte er, soweit es die Oertlichkeit und die beschränkten Mittel erlaubten, in seinen lieben Archiven nach, und bald wurde der gefällige Mann bei in- und ausländischen Forschern bekannt, und sie suchten und fanden Belehrung und Aufschluß in den aufgeräumten, freundlichen Gewölben. Mit beispielloser Gefälligkeit unterbrach er seine eigenen Arbeiten, um stunden-, ja tagelang seine Kräfte den Forschungen Anderer zu weihen, und nur selten überstieg eine verworrene oder allzu ausgedehnte Anfrage seine Hingabe für fremde Interessen.

Immer weiter dehnte sich hiedurch, wie durch seine gediegenen wissenschaftlichen Werke der Kreis seiner Be-

kannten aus, und er besaß eine ganz eigenthümliche Begabung, auf Reisen Leute von Bedeutung aufzufinden. Oft führte ihm ein freundlicher Zufall ausgezeichnete oder angenehme Persönlichkeiten entgegen, und manche fortdauernde Verbindung ward von ihm im Postwagen und später in den Eisenbahnwaggons angeknüpft Bald erkannten die Mitreisenden in ihm den gebildeten, humanen Mann, der sich für alles interessierte und über jeden Gegenstand mitsprechen konnte; der gegen Frauen zuvorkommend, mit gesitteten Kindern freundlich war, auch mit Geringern ohne lästige Herablassung in ihrer Sphäre sich unterhielt. Auch dieß war ein Erbtheil seines unvergeßlichen Vaters. — Suchten ihn solche Freunde und Bekannte in der Vaterstadt auf, so wußte er ihnen einen kurzen Aufenthalt so nutzenbringend und anziehend als möglich zu machen, und manchen Gang durch unsers Zürichs herrliche Umgebung oder in seine reichen Sammlungen müßigte er seinen vielen Geschäften für solche Besucher ab. Jedem suchte er das ihm Angenehmste zu verschaffen, und manche ihm sonst fremde Besorgung, manchen nicht leicht fallenden Dienst leistete seine ächte Gastfreundschaft den Gästen aus der Nähe und Ferne, denen er auf jede Art die Weiterreise durch das schöne Vaterland zu erleichtern suchte.

Seine eigenen Reisen, wie der Aufenthalt in den Hauptstädten Oesterreichs, Preußens und anderer Länder boten ihm stets eine Fülle von Belehrung und geistiger Anre-

gung, und wie er sich sorgfältig auf diese Ausflüge vorbereitete, so waren auch die Erinnerungen daran ihm eine nie versiegende Quelle von Genüssen. Nur zu viel, oft zum Schaden der Gesundheit, nützte er auf diesen zur Erholung bestimmten Ausflügen Zeit und Gelegenheiten, und es darf wohl ohne Uebertreibung gesagt werden, daß Wenige mit solcher Befriedigung zu reisen wissen. Seine schon berührte Gabe, mit Leuten aller Stände zu verkehren, verschaffte ihm manche Anschauung von Zuständen, die Andern fremd blieb; so machte er sich u. a. vor wenigen Jahren einen Aufenthalt in Paris auf die ihm eigenthümliche Weise sehr zum Gewinne. In den für die Französische Hauptstadt frühen Morgenstunden, wo sie eine ganz andere Physiognomie hat, als während des belebten Tagestreibens, durchstreifte er die Straßen; die Leute aus dem Volke höflich anredend, gewann er manche freundliche Auskunft, und auf seinen rastlosen Fußwanderungen kam er in die stillern Stadttheile, die der Fremde sonst nur selten oder im Fluge mittelst des Fiakers betritt. Gerne besuchte er die überreichen Sammlungen der Weltstadt an den Tagen, da sie auch der niedrigern Bevölkerung offen stehen, und erfreute sich, im Gewimmel zwischen Arbeitern und Frauen, zwischen gemeinen Soldaten und niedern Geistlichen stehend, an den treffenden und charakteristischen Aeußerungen der höflichen Franzosen, half auch oft durch seinen Catalog zu besserem Verständniß mit. — Wie er

aber dort unter den Geringern sich manchen freundlichen Dank erwarb, so bewegte er sich anderwärts auch in den höchsten Kreisen mit einer gewissen Leichtigkeit, und wußte den Hofton mit vielem Geschicke zu treffen, so daß sich auch die höchstgestellten Personen, die ihm die Ehre ihrer Unterhaltung gönnten, gerne und mit Genugthuung des gebildeten Schweizers erinnerten.

Wenn er sich indeß auswärts gerne frei bewegte, war sein Leben in der Heimat dasjenige der Arbeit und der engsten Häuslichkeit; nur im Kreise der Seinen suchte und fand er die liebste Erholung. Besuchte er während des Winters hie und da Gesellschaften, so war er ein gern gesehener Gast, der die Unterhaltung aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrungen zu beleben suchte. Wenn er sich vielleicht etwas zu viel derselben bemächtigte, so konnte es ihm dagegen auch begegnen, wenn das Gespräch ihn nicht interessierte, oder wenn ein Gedanke in seinem Innern anschlug, daß er, denselben verfolgend, an der Unterhaltung in halber Geistesabwesenheit nur mechanisch Theil nahm. Seine Geselligkeit ward in den letzten Jahren durch eine ihm sehr lästig fallende Uebelhörigkeit noch mehr beschränkt, welche sein gehaltvolles inneres Leben und Wirken nur zu sehr begünstigte. In schlaflosen Stunden, auf Spaziergängen, ja bei Tische war er oft mit seinen Projekten und Arbeiten gänzlich beschäftigt, und wenn er auch, seine Zeit und seine Kräfte

überschätzend, oft ein Versprechen gab, dessen Erfüllung lange auf sich warten ließ, so war dieß nicht Mangel an gutem Willen; im Gegentheil, der Plan zu den Arbeiten, mit denen er wegen seiner Gefälligkeit von so vielen Seiten überhäuft wurde, lag längst schon fertig in seinem Kopfe, ehe ihm Muße und Gelegenheit zur Ausführung gegeben ward.

So tief nun auch sein Geist, so umfassend seine Gelehrsamkeit war, so sehr nahm er doch an den Begegnissen des täglichen Lebens in engern und weitern Kreisen Antheil, ja man darf sagen, so kindlich und einfach waren oft seine Fragen und Anmerkungen. Eine tiefe Gemüthlichkeit und herzliche Güte waren der Grundzug seines Wesens, und seine Unterhaltung mit Witz und schlagenden Bemerkungen gewürzt. Oft, wenn ein treffender Gedanke ihm durch den Sinn gieng, spielte ein verrathendes Lächeln um die feingeschnittenen Lippen, und wie herzlich konnte er lachen, wie ansteckend war seine Heiterkeit. Darum fühlte sich Jung und Alt zu ihm hingezogen, darum strebten ihm die Kleinsten, denen ein so feiner Instinkt für das rein Menschliche innewohnt, so freudig entgegen.

Freude zu machen war sein größter Genuß, und äußerst sinnreich wußte er seine Freunde jeden Alters zu überraschen. Manche seiner kleinern, und der anziehendsten literarischen Arbeiten danken diesen Bestrebungen ihre Ent-

stehung, und doppelt freute ihn jeder Genuß, den er mit Andern theilen konnte. Je länger je mehr suchte er sich für seine Reisen liebe Begleitung, und mit hoher Freude erfüllte es ihn, als sein Sohn in das Alter kam, diese Erholungstage mit ihm theilen zu können. Noch von seiner letzten Reise schrieb er seiner Gattinn: „Du bekommst es von nun an schlimm, denn ich reise nicht mehr ohne Dich, oder doch ohne eine andere liebe Gesellschaft." — Und an Plänen zu kleinern und größern Ausflügen fehlte es ihm nie, obwohl die wenigsten wirklich zur Ausführung kamen; denn seine Amtspflicht und seine Arbeiten hielten ihn bei Hause fest, ja er gönnte sich oft kaum die nothwendigste Bewegung in freier Luft.

Eine Folge seines Berufes und seiner ganzen Individualität war auch sein Sammlersinn. Wie eine Biene trug er zusammen, und freute sich kindlich an seinen Schätzen, bis seine Lebendigkeit ihn wieder eine frische Richtung einschlagen ließ. Jede dieser Sammlungen ward ihm eine Quelle neuer Beschäftigung, verschaffte ihm einen weitern Kreis übereinstimmender Bekannten. So gestaltete sich sein Dasein immer reicher, immer neue Projekte tauchten in seinem Innern auf, die er mit jugendlicher Lebendigkeit des Geistes, welche mit den Jahren eher zuzunehmen schien, und mit dem festen Willen des gereiften Mannes ins Werk setzte; bis der Ruf seines himmlischen Vaters, dem er gläubig durch alle Wechselfälle des irdi-

schen Lebens vertraut hatte, ihn unerwartet ereilte, und der Tod, dem er unerschrocken ins ernste Auge sah, dieses Dasein zerschnitt, das noch zu jahrelangem, gesegnetem Wirken, zu einem heitern, stillen Lebensabend im Kreise seiner Lieben bestimmt schien.

Inhalt.



Selbstbiographie

Ludwig Meyers von Knonau.

Jahre 1789—1797.



Reise nach Halle und Universitätszeit.

Es war am 5. April 1789, als ich mit meinem Freunde Wyß nach der Universität Halle verreiste. Ueber den Aufenthalt im Auslande nur Einzelnes, wovon gerade die ersten Bemerkungen zeigen werden, wie sehr die in jener Zeit noch stark in sich abgeschlossene Heimat mit demjenigen contrastirte, was der Schweizer im Auslande zu sehen und zu hören bekam. *)

Als wir jenseits des Bözberges bei Hornussen das österreichische Gebiet betraten, zu welchem damals das Frickthal gehorte, befiel uns eine Art von Schauer bei dem Anblicke der Nummern an den Häusern, die uns ein Symbol der unentweglich über die Besitzung des Privatmannes sich ausdehnenden Hand des Herrschers schienen. Einen ähnlichen Eindruck machten in Rheinfelden die österreichischen Soldaten einiger Compagnien des Regimentes Bender, welche daselbst die Besatzung bildeten. Zu Basel athme-

*) Wir wiederholen hier die Bemerkung, daß der Verfasser dieser Selbstschau sie am Schlusse seines Lebens niederschrieb, wobei er, von einem außerordentlich glücklichen Gedächtniß unterstützt, sich auf Personen und Orte, wie auf das Erlebte überhaupt, nach dreißig, vierzig und mehr Jahren noch so treu zu erinnern wußte, als wenn dies alles erst gestern an ihm vorbeigegangen wäre. Der Herausgeber.

ten wir zwar wieder etwas freier; dennoch fühlten wir uns auf dieser zwischen Deutschland und Frankreich liegenden Landzunge bereits von ausländischer Herrschaft umgeben. Von hier gingen wir in den Bereich des schon erschütterten französischen Thrones hinüber. Zu Straßburg war die Stimmung nur theilweise den neuen Ideen günstig, die über Frankreich sich zu verbreiten anfingen, und die Anhänger der Revolution waren bei den kürzlich stattgehabten Wahlen durchgefallen. Vergleichungen der geringen Bevölkerung der Gegend unterhalb Straßburg mit dem weit volkreichern Vaterlande beschäftigten uns auf der Durchreise. Vor allem aus fiel der Mangel gebahnter Straßen in Ländern, in denen der Straßenbau so leicht ist, auf; zunächst im Darmstädtischen, dem jetzigen Großherzogthum Hessen, wo die Geleise an verschiedenen Stellen sich mehr als zweihundert Fuß in die Breite ausdehnten, und der Fuhrmann, wenn er die bisherige Bahn allzu ausgefahren oder grundlos fand, eine neue versuchte.

Verderblich hätte uns der Uebergang über einen Berg hinter Gelnhausen werden können, weil gerade da, wo der Abhang steil in die Tiefe herabfiel, ein Stoß der holperigen Straße den Schlußnagel unseres Reisewagens aushob. Nur die schnelle Wahrnehmung und das ebenso schnelle Herausspringen konnten das Zurückgehen der zwei hintern Räder und unser Herabstürzen in die Tiefe verhüten. Ganz klar wurde uns auf dieser und noch auf späteren Reisen durch Deutschland der Inhalt der alten Kirchengebete, in denen man ausdrücklich die Reisenden

der göttlichen Obhut empfahl; denn es war nichts Seltenes, Post- und andere Wagen anzutreffen, in denen die Reisenden die Köpfe in Binden, die Arme in Schlingen trugen, weil sie umgeworfen und beschädigt worden waren. Prellereien kamen hinzu. In der Gegend von Bacha an der Werra kündigte uns der Postillon an, hier könne die gewöhnliche Straße nicht befahren werden, man müsse quer feldein seine Richtung nehmen. Schon nach wenigen Minuten war auch diese Fahrt so mißlich, daß wir beide aussteigen und die Kalesche halten mußten, wenn sie nicht jeden Augenblick umschlagen sollte. Plötzlich sprang ein wahrscheinlich mit dem Postillon einverstandener Bauer hinter einer Hecke hervor, schrie über Beschädigungen, sprach von Pfändung unseres Wagens, und weil wir die Zeit nicht verlieren wollten, kauften wir uns lieber durch eine kleine Ranzion los.

Zu Weimar machten wir einen Besuch bei Wieland, der einige und dreißig Jahre früher als Privatlehrer und Hausfreund geraume Zeit in Zürich zugebracht hatte. Er befand sich damals auf der Höhe seines schriftstellerischen Ruhmes, den er später, noch bei seinem Leben, angetastet sehen mußte. Weniger hoch stand zu jener Zeit Göthe, und Schiller's Ruf war erst im Entstehen. Obgleich ein mächtiger literarischer Heros, empfing Wieland die jungen Ankömmlinge ohne irgend eine gelehrte Anmaßung. Ob er von den Schwächen der Berühmtheit so frei gewesen sei, um vorauszusehen, daß die Verehrung, welche die Zeitgenossen ihren Idolen schenken, und sie da-

durch auf einige Jahrzehende mehr oder weniger denjenigen zugesellen, deren Ruhm durch Jahrtausende nicht geschwächt wird, auch für ihn schwinden werde, kann ich nicht wissen; aber behaupten darf ich, daß er weniger Ansprüche machte als mancher gewöhnliche Gelehrte oder Schriftsteller, und eben so anspruchlos sah ich ihn in der Mitte der Neunzigerjahre während seines Aufenthaltes in Zürich. Jetzt, da der Sturm, der sich gegen ihn erhob, vorüber ist, bezweifelt man nicht mehr, daß Wieland bei unbefangener Prüfung zu den vorzüglichern Denkern, Dichtern und Prosaikern Deutschlands gezählt werden dürfe. Wenn Wieland's Schriften auch Gebrechen des Zeitalters, des damaligen französischen Geschmackes und seiner italienischen Vorbilder an sich tragen, sind diese Gebrechen jedenfalls nicht gefährlicher als die des weit höher gestellten Gothe. Mißleitungen der Einbildungskraft sind vorübergehend; die Untergrabung von Grundsätzen ist eingreifender und von bleibenderen Folgen. Ferne sei von mir die Anmaßung, über Göthe ein entscheidendes Urtheil oder eine Verurtheilung aussprechen zu wollen. Sobald die Abgötterei*), deren sich die Zeitgenossen gegen ausgezeichnete Männer gern schuldig machen, gebrochen ist, werden auch ihre Fehler weniger gefährlich und der Vorwurf der Befangenheit trifft mehr die unbedingten Bewunderer, als diejenigen, welche nicht alles gutgeheißen haben.

*) Was geschah gegen Voltaire, Rousseau, Byron und sogar gegen Walter Scott!

Am siebzehnten Tage der Reise blickten uns endlich die von Grünspan gefärbten Thurmdächer der Stadt Halle entgegen. Stärker schlugen unsere Herzen, zum Theil wohl weil junge Leute glauben, man achte auf sie und wende ihnen seine Aufmerksamkeit zu. Scharf wurde man an dieser preußischen Grenze, doch nur wegen der Accise, nicht aus politischen Gründen in Untersuchung gezogen. Jene Zeit war zwangloser als die gegenwärtige. Von Zürich bis Halle und später von dort bis Berlin und bis an die holländische Grenze wurde uns nur einmal der Reisepaß abgefordert.

Wir waren an Professor Eberhard, den Apologeten des Sokrates, empfohlen und wurden mit einem Grafen Schwerin und dem Sohne des Justizministers von Carmer Genossen seines Mittagstisches Statt mein Universitätsjahr als das letzte der Freiheit und eines zwanglosen Lebens zu betrachten, sah ich es als das letzte an, welches ich ungetheilt den Studien widmen konne und mein Wyß stimmte mit mir zusammen. Wir lebten in Halle zwar nicht wie Anachoreten, doch ziemlich abgeschlossen, besuchten selten Gesellschaften und beschränkten unsern Umgang auf wenige Studenten. Meine Liebe zum classischen Studium führte mich zunächst zu Friedrich August Wolf, der sich dreißig Jahre später, als er durch Zürich reiste, meiner noch freundlich erinnerte. Einfach, sehr arbeitsam, sittlich, unterschied sich die Lebensweise des Hallenser Professors, der damals sehr hager war, wesentlich von derjenigen, die er später in Berlin führte. Etwas studentisch

war sein Benehmen und man sah ihn oft in die Kuchenbäckerbuden gehen, um seine Eßlust mit Pflaumenkuchen u. dgl. zu stillen. Im Rechtsfache stand der alte Nettelblatt an der Spitze, und außer ihm hörte ich eine Vorlesung bei König, einem gutmüthigen Manne, der sich jedes Zuhörers erfreute, aber nicht viel leistete. Eberhard's Hauptcollegien mußte ich nothwendig besuchen und glaube es bei seiner Geschichte der Philosophie und bei der Aesthetik nicht ohne Nutzen gethan zu haben. Sprengel, der Geschichte und Statistik lehrte, war seines verworrenen Vortrages wegen nur für den belehrend, der ein ordentliches Maß von Kenntnissen in seine Stunden brachte. Aehnlich verhielt es sich mit dem sehr gelehrten Mathematiker Klügel. Green zeigte sich auch im Hörsaale als tüchtiger Naturkundiger.

Eberhard's Mittagstisch war unterhaltend und der gute Ton, den man etwas theuer bezahlen mußte, mochte eine nicht überflüssige Gegenwirkung gegen den Einfluß des Studentenlebens sein. Zuerst war uns der Aufenthalt in der ziemlich großen, aber ärmlichen und einförmigen Stadt unbehaglich. Vor Allem aus ärgerte uns das schlechte Trinkwasser; allein wir sahen in der Folge, daß dasselbe in allen flächeren Ländern, wenn schon frei von salzichten Theilen, doch schwer ist. Die traurige Pulverweide, ohne Anlagen und ansprechende Umgebungen, von zwei schleichenden trüben Gewässern gerade so eingeschlossen, wie es der herrliche Schützenplatz in Zürich von zwei vorübereilenden, der blauen Limmat und dem ver-

änderlichen Waldstrome Sihl ist, lehrte uns den Werth des schönen Vaterlandes besser schätzen. Allmälig sprachen uns Halle und seine Umgegend mehr an. Noch im Alter denke ich gerne an unsere rothbemalte Wohnung in der kleinen Steinstraße, an die zerfallene Morizburg, die merkwürdigen Gibichensteinerfelsen *), den öftern Abendspaziergang nach der Haide und selbst an die eben nicht romantische Rabeninsel. Noch klingen mir in die Ohren die Formel und das Horn des Nachtwächter's und der heisere Ton der alten Unteroffiziere, die Nachts um 10 und Morgens um 3 Uhr, gleichviel ob Donner, Platzregen oder Wintersturm die Luft bewegten, den uns gegenüber wohnenden Soldaten, der vier andere in seiner Wohnung hatte, bei seinem Namen „Seger" aufriefen, der dann, für seine Hausbursche gewährleistend, aus dem Bette mit „Hier" antwortete. Nicht unerwähnt bleiben darf der ungefähr 2 Stunden entfernte Petersberg, auf welchem man einer weiten Aussicht genießt, obgleich er in der Schweiz nur auf den Namen eines mäßigen Hügels Anspruch machen dürfte. Ein Spaziergang dahin, den wir während eines schönen Sommermorgens machten und von dem wir um 12 Uhr wieder zu Hause waren, galt bei unsern Bekannten für eine Anstrengung. Zwei Ausflüge nach Leipzig und eine Reise nach Dresden und dem Königstein waren die Erholungen des Studienjahres.

*) Seit der Landgraf Ludwig von Thüringen sich den Beinamen des Springers erwarb, muß die Saale sich bedeutend vom Fels entfernt haben, wofern dieser Fürst wirklich in ihre Fluthen sprang.

Berlin und Sanssouci, der Harz, Holland und Belgien.

Unsere Eltern hatten Wyß und mir volle Freiheit gelassen, uns während des nächsten Sommers in der Welt umzusehen. Wir wünschten von dem Merkwürdigsten, was Europa in Absicht auf Natur und Menschen darbietet, wenigstens einige Haupteindrücke aufzunehmen, uns in etlichen Sprachen zu üben und das Leben und Treiben der mit unserm Vaterland am meisten in Verkehr stehenden Völker so weit zu beobachten, als ein halbes Jahr dieß gestatten konnte. Von Halle durfte bei einem solchen Plane unser Weg nicht anderswohin gehen als nach Berlin, auf welches, als auf einen Lichtpunkt, seit einem Menschenalter die Blicke Europa's gerichtet waren.

Hatten wir auch noch so viel von des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse erzählen gehört, so war dennoch auf der Reise durch die Mark der Anblick stundenweit ausgedehnter Sandwüsten, aus denen sich einzelne Tännchen kränkelnd erhoben, für uns überraschend. Noch war keine Chaussee vorhanden und der Postillon pries sich glücklich, als es heftig geregnet hatte, weil jetzt der Sand stehe, wie er sich ausdrückte Die Wüste reichte, weil wir, um Potsdam nicht zwei Mal zu sehen, den Weg von Belitz über Sarmund nahmen, bis nahe an Berlin und hätten wir nicht bereits die Thürme der Hauptstadt erblickt, wir würden uns noch stundenweit davon entfernt geglaubt haben.*)

*) Auch in der Schweiz gibt es Gegenden, wo die Pflugschar den Sand und noch mehrere, wo sie den Fels erreichen kann, aber durch die

Schon damals zogen neben der Regelmäßigkeit der meisten Straßen Berlins seine schönen Gebäude die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich und namentlich überraschten uns die Linden und die fast eine Stunde lange Friedrichsstraße. — Wir sahen viele vorzügliche Männer jenes Zeitalters. Von Nicolai empfingen wir Gefälligkeiten und gesellschaftliche Annehmlichkeiten; auch sprachen wir Bistern, Tellern, Formey, den Director Merian u. A. m. Mit Autoreifersucht gegen die arme Karschin behaftet zeigte sich der Dichter Ramler. Chodowiecki trafen wir mitten unter seinen Gehülfen in einem großen Zimmer, das einer Werkstätte glich, wegen eines Gichtanfalles im Bette, halb angezogen sitzend und arbeitend, doch munter. Bei einem Abendessen kamen wir auch mit dem Minister Herzberg zusammen, dessen Aeußeres indeß nichts Merkwürdiges oder Anziehendes hatte. In den meisten Zirkeln wurde vom Hofe und von der Weise gesprochen, in welcher damals die Geschäfte geführt wurden.

Hoch stand noch zur Zeit unsers Aufenthalts in den preußischen Staaten das Ansehen des schon vor drei Jahren verstorbenen Königs Friedrich II. Durch seinen Tod und durch das was nach demselben erfolgte, waren die einzelnen Spuren von Unzufriedenheit verschwunden, die

---

Aufmerksamkeit, die man seit Jahrhunderten auf die Gewinnung des trocknen und flüssigen Düngers gewendet, hat eine fruchtbare Erdkrumme die Wüste verschwinden gemacht, und die dadurch vergrößerte Bevölkerung und Viehzucht vermehrt hinwiederum die Dungungsmittel. Läge Berlin in der Schweiz, so würden wenigstens die nächsten Umgebungen grün sein.

sich bei seinem Leben kund gegeben hatten. Jedem schwebte es vor den Augen, wie er ungebeugt aus dem siebenjährigen Krieg hervorgegangen war, wo er lange aussichtslos *), mehrere Male beinahe ohne Land, auf die mit Kriegsgefangenen überfüllte Festung Magdeburg und auf ein Heer beschränkt gewesen war, das zur Hälfte aus fremden oder gezwungenen Soldaten bestand. Man erkannte, wie wohlthätig er seit dem Frieden für sein Reich gewirkt; und noch kurz vor seinem Tode hatte er durch den deutschen Fürstenbund den Ruf seiner Staatsklugheit vermehrt. Der Spielraum, der von ihm der Presse und dem Wort, insbesondere dem letztern, gestattet worden war, hatte zwar die Folge gehabt, daß er in seinen eigenen Staaten nicht geschont wurde; aber seine Preußen sahen ihr Politisiren für mehr nicht als für Kannengießern an. Man hatte den Druck, den die Staatseinrichtungen hervorbrachten, als ein unvermeidliches Uebel betrachtet und ruhig auf das Walten der höhern Einsicht des Herrschers in Sanssouci vertraut, der von 4 Uhr Morgens an seinem königlichen Berufe lebte, seine Erholung in den Wissenschaften fand und für sich keine Verschwendung kannte. Bei dem Bürger, dem Bauer und dem Soldaten herrschte über ihn beinahe nur Eine Stimme, die sich gern in der Formel aussprach: „Wir

*) Dieser Charakter lag nicht in Napoleon, der zweimal den einbrechenden Schicksalsschlägen sogleich wich, obgleich sein Rücken weit freier und seine Hülfsmittel stärker waren, als diejenigen Friedrichs während dessen großem Mißgeschicke.

hatten eine kleine Laterne und ein großes Licht drinnen, jetzt haben wir eine große Laterne und ein kleines Licht.“ Kritik und einzelnen Tadel hörte man beinahe nur aus dem Munde der Vornehmen.

Ungeachtet dieser Geist, der die preußische Monarchie belebt hatte, gewichen war, und Dunkelmänner wie Wöllner, Glücksritter und Maitressen auf die Staatsmaschine schon vielfach verderblich wirkten, befolgte dieselbe doch in Manchem noch den früher erhaltenen bessern Antrieb. Die vielen aus des alten Königs Regierungszeit vorhandenen Staatsbeamten handelten in seinem Geiste, mit aufrichtigem Willen für das Wohl des Staates fort, und es gelang ihnen oft, durch seinen Schatten die unreinen Geister der Gegenwart zurückzuscheuchen. Die Entsetzung und Verhaft. ng des Doctor Bahrdt in Halle gab ein beunruhigendes Merkmal der gegenwärtigen Verwaltung, und wenn auch die Fehler und Schwächen dieses Mannes zu seinem Loos beigetragen und einige Entschuldigungen in die Maßregel gelegt hatten, ahnten doch die Weitersehenden schon manches Nachtheilige. Die höhern Landesangelegenheiten waren so ziemlich noch im alten Gange, aber im Cabinet und vornehmlich in Geldsachen zeigte sich ein abgesondertes Treiben. Aus der Feder gemeiner und unwissender Leute, des Kammerdieners Ritz u. dgl. sollen viele Cabinetsordren hervorgegangen sein, für Beförderungen, Beschenkungen, Pensionen u. s. f., wobei mit solcher Unwissenheit verfahren wurde, daß die Aufträge nicht selten an ganz unrechte Behörden gingen.

Theils dadurch, theils durch die Biederkeit und Festigkeit mancher Beamten blieben viele Befehle dieser Art ohne Wirkung und wurden bei Seite gelegt; ein Beweis, daß der König Friedrich Wilhelm II. selbst oft getäuscht war und daß man es nicht leicht wagte, ihn über ganz verwerfliche Dinge zum zweiten Male zu mißbrauchen, nachdem der erschlichene Erlaß mißlungen war. Ein Abenteurer, der unser Landsmann war, den wir mehrere Male sahen und sprachen, lieferte ein Beispiel davon. Er versicherte uns, ihm sei die Untergouverneurstelle bei einem der jüngern Prinzen verheißen, allein er erhielt sie nie. Nicht weniger war es bekannt, daß Verschwendung an die Stelle der Sparsamkeit des großen Friedrichs getreten war. Die Bezahlung der Schulden, die Friedrich Wilhelm noch als Kronprinz gemacht hatte, brachten die erste Lücke in die Ersparnisse seines Vorgängers und diejenigen, welche als Mäkler gedient hatten, wurden mit Geld und mit Auszeichnungen belohnt. Ein solcher, der die Grille gefaßt hatte, für einen Gelehrten zu gelten, bekam die Kanzlerwürde bei der Universität Halle, doch nur ein Theil der Professoren machte sich zu Trabanten des neuen Gestirns, die andern blieben ihm ferne.

Pünktlich hielt Friedrich Wilhelm II. auf die Erfüllung der militärischen Pflichten, deren er sich auch selbst auferlegt hatte. Schön, nach der damaligen Weise vortrefflich geübt und disciplinirt war das Militär. Bei der bedeutenden Zahl ausländischer Soldaten waren der Zwang und die Beschränkung, um das durch die Nähe

der Grenzen erleichterte Ausreißen zu verhindern, ungemein groß. So kam es, daß z. B. in Halle die Thore immer von Unterofficieren bewacht waren und sehr viele Soldaten dieselben nie anders als zum Exercieren überschreiten durften. Um ihr Auskommen zu erleichtern, war ihnen neben der Zeit, die der Dienst forderte, auch anderer Erwerb vergönnt. Sie beschäftigten sich als Holzhacker, Waschhelfer, Kleiderauspocher, Stiefelwichser und trieben sogar Handwerke; sie konnten aber auch betteln und dieß erfuhr ich selbst zu Berlin am Thore nach dem Thiergarten von Seite einer Schildwache. In Halle hatten wir einer Heerschau, die der Herzog von Braunschweig hielt, beigewohnt; in Berlin sahen wir die Uebungen der Reiterei und in Potsdam ein Manöver, das der König selbst befehligte, wobei der Kronprinz, nachherige König Friedrich Wilhelm III., als Oberst, der Prinz Louis als Hauptmann Dienste thaten. Untadelhaft waren Haltung und Ordnung, und obgleich die Regimenter den steilen Hügel bei Potsdam schnell ersteigen und bei den Windmühlen sich brechen mußten, war die Linie sogleich wieder hergestellt. Uns Schweizern gefiel es sehr, daß, nachdem die Truppen entlassen waren, die Prinzen mit andern Officieren auf dem Schloßplatze umherspazierten, bei einem Höckerweibe Aepfel kauften und sie traulich verzehrten.

Nicht ohne ein Gefühl von tiefer Hochachtung stiegen wir die Anhöhe hinan, auf der das einfache Schloß Sanssouci steht, in welchem Friedrich so lange waltete. Die eisernen, aus der Erde hervorschauenden Feuerschlünde,

die als Abweiser dienten, paßten ganz zu den feierlichen Gefühlen, mit denen man sich dem Königssitz näherte. Mag der große Mann Fehler und irrige Ansichten gehabt haben, so ist er dafür zu beklagen; aber wo ist der Monarch, der treuer und gewissenhafter seine Regentenpflichten erfüllte, sein Land so wenig kostete und der sich so als Diener des Staates fühlte. Nicht zwar, daß er glaubte ein Diener der Märker, der Magdeburger, der Ostfriesen u. s. w. zu sein, wohl aber so, daß er die preußische Monarchie als ein großes Ganze betrachtete, dem er sich hinzugeben und alle seine Neigungen unterzuordnen verpflichtet sei. Hoch und über manche Republik erhaben steht unter einem solchen Manne die Monarchie in der Reihe der Erfindungen, die wir Staatsformen nennen, und durch welche die Menschen, überzeugt, daß sie unter sich weder gerecht, noch billig, noch friedlich bleiben können, ihren Hader und ihr Getreibe in einen geregelten Gang zu bringen hoffen; aber welche Garantie bleibt in ihr den Millionen, wenn zwei Augen sich schließen und an den Platz des Verblichenen ein roher, leidenschaftlicher Mensch ohne Pflichtgefühl tritt, der in seiner Stellung nur das Mittel erblickt, seine Neigungen auf Kosten Anderer zu erfüllen.

Größtentheils öde war auch das Land westlich von Berlin, und unterschied sich nur durch mehrere Wälder und die Seen, welche die Havel bildet, von dem früher durchreisten. Den von weiter Ferne schon sichtbaren Dom von Magdeburg durften wir nicht besteigen, weil man

damals den nahen Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich erwartete. Sehr auffallend war es uns, daß in der Domkirche mit eben so viel Ernst, als wäre es in Spanien, die Küsterin uns einen derben Knotenstock als den Stab, mit welchem Moses in das rothe Meer geschlagen, einen der Palmzweige, die Christo seien gestreut worden, einen Pantoffel der Jungfrau Maria, die Schüssel, worin Pilatus sich die Hände gewaschen, und ein Stück von der Leiter vorwies, auf welcher der Hahn gestanden, der bei Petri Verläugnung krähte. Merkwürdiger, aber mit schauerlichen Erinnerungen verbunden waren Tilly's Helm, Handschuhe und Commandostab, die er nach der Eroberung der Stadt der Kirche soll geschenkt haben. Jenseits Magdeburg war das Land besser angebaut, als wir es seit langer Zeit gesehen hatten, und man befand sich auf einmal wieder auf einem fruchtbaren und wohlbevölkerten Boden, wo in den Dörfern große Bauern wohnten, die mehrere Gespanne Pferde hielten. Der Postillon zeigte uns auf einem großen Acker zwölf solcher Thiere, die nach seiner Erzählung Einem Besitzer angehörten. Uns Schweizer erfreute der Anblick des Harzgebirges sehr, aber bald erfuhren wir, daß wir mit unserm Wagen, ungeachtet seiner leichten Gestalt, nicht durch dasselbe würden reisen können und uns zu einem Umwege genöthigt sehen würden. Statt der weiten Sandwege, die wir zurückgelegt hatten, trafen wir hier an vielen Stellen ganz enge Sträßchen an, wo die Naben auf beiden Seiten anstießen. Zu Wernigerode und zu Goslar

flossen Bäche durch die Straße, und mitten in der letztern Stadt blieben wir vor einer Schmiede plötzlich stecken; doch schien dieß eine von der Polizei anerkannte Privatzollstätte zu sein, weil der Meister und seine Gesellen mit in Bereitschaft stehenden Hebebäumen unsern Wagen rüstig über die Steine des Anstoßes weghoben und dafür ihr Trinkgeld bezogen Bis in die Nähe von Nordheim, wo wir plötzlich durch die schöne hannovranische Chaussee überrascht wurden, behielten die Straßen so ziemlich den Charakter der Harzgegend bei, deren viele abwechselnde und anziehende Partien uns ungemein ansprachen. Die Baumannshöhle durchwanderten wir bis zur siebenten Abtheilung, zwar ohne das Außerordentliche zu finden, was wir erwartet hatten, fanden uns aber doch für unsere Mühe belohnt. Von dem Blocksberge versicherten uns die gutmüthigen Leute in Ilsenburg, er sei der höchste Berg der Welt; denn dieß stehe geschrieben. Seine relative Höhe und die weit ausgebreitete Aussicht laden zur Vergleichung mit dem Rigi ein. Ist die des Brocken die ausgebreitetere, so fehlen ihr die herrlichen Schweizergebirge, die Seen und die blinkenden Flüsse, die durch die Städte Clausthal und Cellerfeld und die endlosen einförmigen Ebenen nicht vergütet werden. Auch vermißt man die wunderschönen Blicke, die vom Rigi in eine beinahe senkrechte Tiefe fallen, weil der Blocksberg in mäßigem Abhange zu der Fläche herabsteigt.

Da ich keine Reisebeschreibung zu geben gedenke, übergehe ich Göttingen und Cassel und vergegenwärtige mir

nur noch drei Erinnerungen aus Westphalen: die erste, daß uns im Paderbornschen die schönen wohlangebauten Gegenden überraschten, wo wir den Teutoburgerwald zu finden geglaubt hatten; die zweite, daß uns das häßliche Warburg und seine Umgebungen sehr merkwürdig waren, weil wir während unserer Kindheit von bekannten Officieren und Soldaten des ehemaligen, in französischem Dienste gestandenen zürcherischen Regimentes Lochmann, die im siebenjährigen Kriege dem dortigen Treffen beigewohnt hatten, vieles über dasselbe hatten erzählen hören; die dritte, daß wir im Münsterlande in einem mächtigen Eichenwalde, der an die Cheruskerzeit erinnerte, während unter den Bäumen eine große Herde prosaischer Schweine gemächlich weidete, am hellen Tage aus hohen dichtbelaubten Aesten herab den poetischen Gesang der Nachtigallen hörten.

Für den Freund des Sprachstudiums hat der Uebergang der Mundarten aus dem Deutschen in das Plattdeutsche und aus diesem ins Holländische viel Anziehendes. In den Harzgegenden und im Braunschweigischen sprachen Postillione und andere Leute aus dem Volke das Platte so, daß man ganze und halbe englische Phrasen darin zu entdecken glaubte, und im Clevischen geht die Mundart auf eine bemerkenswerthe Weise allmälig ins Holländische über. Während eines nicht viel mehr als vier Wochen dauernden Aufenthaltes im holländischen Sprachgebiete machte ich die Erfahrung derjenigen, die, ohne die Grammatik zu kennen, sich in eine Sprache

hineinwagen. Ohne andere Hülfsmittel, als mein Englisch und einige Kenntniß des Plattdeutschen, warf ich mich unmittelbar in die practische Uebung, achtete auf jedes gesprochene Wort, las täglich zuerst aufmerksam die französischen Zeitungen, dann die nämlichen Artikel in den holländischen, und suchte um jeden Preis, mit den Eingebornen ins Gespräch zu treten. Den meisten Anlaß dazu boten die Fahrten auf Schuyten und die Wirthstafeln, vornämlich die ersteren. Die Schiffsgesellschaft, die dem holländischen Ernst gemäß nur wenig sprach, zeigte dennoch eben so viel Gutmüthigkeit und ließ sich meistens nicht ungerne mit dem jungen fragenden Fremden ein; mochte ich die Sprache noch so sehr mißhandeln, so erhielt ich dennoch gefällige und willige Antwort, und wenn auch manches Lächeln erfolgte, traf ich doch nie auf Spott und ebenso wenig wurde die Unterredung abgebrochen, was viele bei den in dieser Beziehung weit schwierigern Engländern erfahren. Die Gespräche wurden von mir so viel wie möglich ausgesponnen, und ehe ich Hollands Boden verließ, verstand ich fast Alles, was ich hörte und las, und konnte mich erträglich verständlich machen. Einige Blicke, die ich später noch in die holländische Sprachlehre warf, brachten mich so weit, daß ich seither mich durch ein holländisches Buch durchzuarbeiten vermochte.

Holland, gerade in der schönsten Frühlings- und ersten Sommerszeit gesehen, bot ein liebliches Bild dar, das von dem meist günstigen Wetter noch verschönert wurde. Die nahe beisammenliegenden großen und reichen

Städte, deren man in dem ganz flachen Lande von jedem höhern Kirchthurme oder auch von dem Rathhausthurme zu Amsterdam mehrere deutlich erkennen kann, die zahlreichen großen und bevölkerten Dörfer, die Landhäuser, die in manchen Gegenden sich in langen Reihen berühren, die vielen Canäle und die bequeme Einrichtung der Wasserfahrten stellten ein zusammenhängendes städtisches oder doch halbstädtisches Beisammenleben dar, und blickte man an manchen Orten von einem Hochwege in die weiten Polder hinunter, wo im lieblichsten Grün schöne und kräftige Viehherden weiden gingen, so glaubte man sich plötzlich wieder in das einfachste Hirtenland versetzt. Höchst merkwürdig erschien auch der Contrast, den eine Wanderung aus einer ganz belebten Gegend, z. B. derjenigen in der Nähe des Haag, über die beinahe eine halbe Stunde breite Einöde der Dünen, wo man nur mühsam den tiefen und dennoch meistens unebenen Sand durchwanderte, nach dem öden Meeresstrande darbot, wo zwischen Sand und Wasser nur die zahlreichen Muscheln an das Dasein einer belebten Welt erinnerten, und wo es uns ganz klar ward, wie der große Beobachter Homer sagen konnte: An des unfruchtbaren Meeres Gestade.*)

Jetzt sollte die Reise nach Paris angetreten werden; aber die österreichischen Niederlande, das jetzige Belgien, waren nicht nur in vollem Aufstande gegen den Kaiser, sondern die österreichische Armee und die Niederländer

---

*) *παρὰ θῖν' ἁλὸς ἀτρυγέτοιο.* (Il. I, 316 und 327).

schlugen sich bereits im Luxemburgischen. Kein fremder Mensch reise gegenwärtig durch das bewegte Land, hieß es. Ein Ausländer laufe Gefahr, verdächtig und ein Opfer dieses Mißtrauens zu werden. Man sei nicht sicher, einem vorrückenden österreichischen Heerhaufen in die Hände zu fallen oder in eine Gegenrevolution zu gerathen. Die ältern und welterfahrnern Leute riethen daher, das gefährliche Land zu vermeiden und den Weg durch Deutschland zu wählen. Dieser Umweg gefiel uns aber nicht. Wir nahmen Pässe nach Brüssel, verließen am 10. Juni den Haag, schlugen den Weg über Rotterdam, die anmuthigen Inseln, den kleinen Meerbusen Möardijk und die Campinen ein, die, eben so sandig wie das Münsterland oder Brandenburg, nur durch ein bischen Gras und Binsen eine grüne Färbung erhalten, und brachten, weil der Abend angebrochen war, in einem ärmlichen Wirthshaus ungestört die Nacht zu. Durch das ganze Land konnten wir ruhig reisen, nur flüchtig wurden unsere Pässe eingesehen und keine verfänglichen Fragen uns vorgelegt. In Brüssel erzählte man uns, seit zwölf bis vierzehn Tagen habe man daselbst außer zwei Engländern keinen fremden Menschen gesehen. Wir trafen die Häupter der Bewegung, van der Noot und van Eupen, die ohne Begleitung in einem einfachen, von zwei Pferden gezogenen Wagen fuhren, auf einem Platze dieser Stadt an und wurden von ihnen, vermuthlich als seltene Erscheinung Fremder, durch Herablassen und Heraufziehen des Wagenfensters begrüßt. Aller Orten fanden wir die

Leute in den Waffen, die Bürgermiliz, vornämlich in den Städten, sich übend, wobei die vielen beleibten Bürger, aus deren jedem man zwei gewöhnliche Soldaten hätte bilden können, lustig auffielen. In den nördlichen Gegenden des Landes war der Enthusiasmus weit größer als in den mittäglichen. Wie man sich im Hennegau dem gerade damals in der höchsten politischen Begeisterung lebenden Frankreich näherte, schien die Theilnahme des Volkes an der belgischen Sache geringer zu werden. Voilà de l'argent des patriotes sagte ein Postmeister, indem er einem vorübergehenden Bekannten eine Scheidemünze vorwies, die wir zu Brüssel empfangen und an ihn ausbezahlt hatten. Der Zweck, die Provinzialverhältnisse beizubehalten, war auch durch die Cocarden genau bezeichnet; denn wie wir die oranienfarbige, die wir in Holland hatten tragen müssen, an der brabantischen Grenze ablegen und die dieser Provinz aufstecken mußten, so wurde uns beim Eintritt ins Hennegau ein neuer Wechsel zur Pflicht gemacht. In beiden Provinzen waren zwar die Farben die nämlichen: Roth, Schwarz und Gelb, aber ungleich neben einander angebracht.

Paris und das Föderationsfest.

Höchst merkwürdig war in jener Zeit der Eintritt und der Aufenthalt in Frankreich. Noch stand die Staatsumwälzung in dem Verhältnisse einer jugendlichen Entwickelung. Die große Mehrheit des Volkes, die Uneigen-

nützigen aus den privilegirten Ständen, der Bürger und der Bauer waren derselben zugethan und zum Theil mit Enthusiasmus erfüllt. Sie sahen die roheren Erscheinungen und Gewaltthätigkeiten, die im Jahre 1789 hin und wieder stattgefunden hatten als unvermeidliche Folgen eines Ueberganges an und erwarteten nichts als Gutes. Ganz anders verhielt es sich mit dem Hofe, dem größten Theile derjenigen, die zu demselben gehörten, den meisten Adelichen, der höhern und einem Theil der niedern Geistlichkeit und vielen Bevorrechteten. Auch noch Andere waren dem Umschwunge abgeneigt Ein schreckliches Beispiel dieser Art nahmen wir auf unserer Durchreise zu Senlis wahr, in welcher alten Provinzialstadt, deren Straßen meistens enge und unansehnlich sind, ein ganzes Quartier von mehreren Gassen in Schutt und Trümmern lag. Die große Mehrheit der Bürger hatte nämlich eine Festlichkeit veranstaltet gehabt, um das Jahresgedächtniß der neuen Ordnung der Dinge feierlich zu begehen. Nur eine kleine Anzahl der Einwohner zeigte sich der Sache abgeneigt, und man hatte einen Goldschmid mehrere Male sagen gehört, das Fest werde kein gutes Ende nehmen. Man kannte seinen Haß gegen die Staatsveränderung, aber man hielt seine Worte für den bloßen Ausdruck übler Laune, und legte keinen Werth auf dieselben. Der Festtag erschien. Der Zug setzte sich in Bewegung und ging auch durch die Straße, wo le monstre (so nannte ihn zur Zeit unserer Durchreise die ganze Bevölkerung) wohnte, als plötzlich ein gewaltiger Knall, von furchtbaren Zerstö-

rungen begleitet, ertönte. Der mit Rache erfüllte Mann hatte eine große Menge Pulver in seinem Hause gesammelt. Wie er dies habe thun können und warum die Polizei nichts davon bemerkt hatte, konnten wir während unsers kurzen Aufenthaltes nicht erfahren. Sein Haus flog in die Luft, ganze Reihen benachbarter und rückwärts liegender Gebäude stürzten zusammen und bis auf eine bedeutende Entfernung warfen die Mauern Spalten, wurden die Dächer beschädigt und die Fenster zerbrochen. In den eingestürzten Häusern kamen nur einzelne Altersschwache, kleine Kinder und Kranke um, viele Personen dagegen auf der Straße und eine große Anzahl war daselbst verwundet worden.

In Paris war für den Fremden, der die Hauptstadt früher nicht gekannt hatte, nichts Auffallendes vorhanden. Die Bildsäule Heinrich IV. am Pont neuf sah man immer mit Blumenkränzen geschmückt. Ludwig XVI., der zwar nur selten öffentlich erschien, wurde von den Einwohnern mit Achtung begrüßt; allein die zwanzig oder dreißig Personen, welche ihm hie und da ein „Vive le Roi“ zuriefen, thaten dies so kalt und entfernten sich so schnell, daß man offenbar erkannte, sie seien für ihr Rufen bezahlt. Eine besondere Merkwürdigkeit bot die Assemblée nationale dar, in welcher sich ausgezeichnete Redner hören ließen, wie Mirabeau, Rabaut de Saint-Etienne und noch Andere mehr; doch wurden in den Sitzungen, denen ich beiwohnen konnte, keine wichtigen Gegenstände verhandelt.

Weit voraus das Denkwürdigste, was sich während

unseres Aufenthaltes zutrug, war das große Bundesfest vom 14. Juli 1790. Das Champ de Mars war zu dieser Feier bestimmt. Der weite, ebene, mittlere Raum blieb frei und auf den Seiten wurde das Erdreich amphitheatralisch aufgetragen, um auf demselben einfache Bänke anzubringen, von denen die Zuschauer die Festlichkeit anschauen könnten Eine Menge von Arbeitern war dazu bestellt, doch schon mehrere Tage vor der Feier verbreitete sich das Gerücht, man werde mit dem Werke nicht zu Ende kommen, und man wolle es auch nicht. Nun fanden sich jeden Nachmittag und Abend viele tausend Menschen aus der Einwohnerschaft der Stadt und den zahlreich zuströmenden Franzosen aus den Provinzen, auch Ausländer ein, die Hand anlegten und arbeiten halfen, um Erde wegzuhacken, oder um dieselbe auf Schubkarren nach den angewiesenen Stellen hinzuführen. Jeder Ankömmling wurde mit den erforderlichen Werkzeugen versehen. Im Ganzen genommen war dabei viel vorübergehende Mode und Spielerei. Man sah Frauenzimmer, im Schubkarren gehend, und hinter ihnen schritt ein eleganter Herr, welcher denselben schob. Viele waren schon in einer Viertelstunde der Anstrengung müde, viele Andere arbeiteten ausdauernd, stundenlang und zu wiederholten Malen. Das damals allgemein im Schwange gehende Volkslied „ah ça ira" u. s. f. diente dabei zur Ermunterung So kam das Werk noch bis zum 13. zu Stande.

Ehe dasselbe vollendet war, kündigte ein neues Gespenst sich an. Die Aristokraten, hieß es, werden das

Marsfeld während der Feierlichkeit in die Luft sprengen. Wie dies möglich wäre und wie die Mine angebracht werden könnte, darüber zerbrachen sich die Wenigsten die Köpfe. Sehr viele legten der Sage Glauben bei; die Leichtsinnigen und die Skeptiker hingegen blieben guten Muthes. Inzwischen strömten Zuschauer aus ganz Frankreich und aus dem Auslande, vornämlich aus England, schaarenweise herbei. An dem Festtage war es wegen der Menschenmenge, welche die Straßen bedeckte, Jedermann, mit Ausnahme der Königlichen Familie, verboten, Pferde oder Wagen zu gebrauchen. Leute, die sonst immer fuhren, gingen zu Fuß. Einige bedienten sich der Sänften oder einer Art von in der Eile zugerichteten Schubkarren mit einem Sitze. Mit dem Anbruche des 14. setzte sich Jedermann in Bewegung und es mochte lange her sein, seit die Bevölkerung von Paris den Betten so frühe entstiegen war. Am Champ de Mars, wo damals noch keine Brücke stand, war eine Schiffbrücke für diesen Anlaß über die Seine geschlagen worden. Mit einem halben Dutzend meiner Bekannten hatte ich, um den Zug vorüber gehen zu sehen, am Abend vorher, nicht weit von dem Eingang in die Brücke, auf dem Dache eines nur einen Stock hohen Gebäudes, jeder um den Preis von sechs Franken, einen Platz gemiethet, der keine andere Bequemlichkeit bot, als auf den Dachlatten zu sitzen, über welchen die Ziegel ausgehoben waren. Vor 5 Uhr Morgens hatten wir unsere Plätze schon eingenommen. Alles wogte die Straßen auf und nieder.

Die Polizei und zwölftausend Nationalgardisten hatten die Aufgabe zu lösen, die Ordnung unter dem bereits sich frei fühlenden Volke zu handhaben. Während unseres ganzen Aufenthaltes in Paris war zwar von keiner Störung der Ruhe, nicht einmal von einem polizeiwidrigen Vorfalle etwas zu vernehmen, und an dem großen Tage, wo die ganze Bevölkerung sich im Freien bewegte, war die Polizei artig und die Pariser gerade deswegen es nicht minder; auch hörte man nicht, daß irgend ein Unfall die Festlichkeit getrübt habe. Das Heer der aus allen Gegenden des Königreiches in der Hauptstadt zusammengetroffenen Abgeordneten, deren Zahl man auf mehr als fünfzigtausend schätzte, hatte sich vor der Porte St. Martin versammelt und nach 8 Uhr in Bewegung gesetzt. Man zog durch die Rue St. Honoré und über die Place Royale. Auf der Place de Louis XV. erwartete die Nationalversammlung die Heranziehenden. Von der Masse der Pariser Nationalgarde und Linientruppen begleitet, bewegte sich der Zug zwischen der harrenden, unermeßlichen, bald mehr, bald weniger bewegten Menschenmenge durch den Cours-la-Reine und den Quai de Chaillot fort. Es war 12 Uhr, als der Zug durch den großen und kühnen, mit Inschriften geschmückten Triumphbogen in die weite Ellypse des Marsfeldes eintrat; vernimmt man aber, daß er aus den Behörden der Stadt Paris, den Abgeordneten aller Regimenter und Kriegsschiffe, aller bedeutenden Behörden Frankreichs, und denjenigen von vierundvierzigtausend Municipalitäten (wie man sie da-

mals aufzählte) bestand, wird man sich über diese lange Dauer nicht wundern. Sehr deutlich sprach sich bei dieser Gelegenheit die Theilnahme oder die Abneigung der vertretenen Behörden aus Die Abgeordneten der Municipalitäten waren beinahe durchaus jüngere, ansehnliche, muntere und gutgekleidete Leute, weniger war dies der Fall bei den Stellvertretern der Behörden und der Regimenter, noch weniger bei denen der Kriegsschiffe. Die Schweizerregimenter, in ihrer großen Mehrzahl dem Hofe treu ergeben, machten sich in letzterem Sinne bemerkbar. Dasjenige unsers Cantons hatte einen bejahrten Portedrapeau mit einigen alten Unterofficieren und Corporalen geschickt.

Noch munkelte man von der Pulvermine unter dem Marsfeld oder man besorgte in dem Gedränge beinahe erdrückt oder bestohlen zu werden. Vier meiner Gefährten waren am rechten Seineufer zurückgeblieben; ich nur von Einem derselben begleitet vor 6 Uhr Morgens in das Marsfeld hinüber gegangen, wo es noch leicht war auf dem Amphitheater Plätze auszuwählen Dem Eingange gegenüber fanden auf einer vor der Militärschule angebrachten Erhöhung der König und seine Familie, die im Krönungswagen hergefahren waren, die Nationalversammlung, die Behörden von Paris u. s. f. ihre Plätze. In der Mitte des Champ de Mars stand ebenfalls auf einer weitausgedehnten Erhöhung der Altar Talleyrand, damals Bischof von Autun, nachher Minister und Rathgeber des Directoriums, des Kaisers und zwei königlicher

Dynastien, eröffnete die Feierlichkeit mit der Weihe der Oriflamme und der dreiundachtzig Fahnen, mit welchen Paris die Abgeordneten der Departemente beschenkt hatte. Dann las er von sechszig Aumoniers der Pariser Nationalgarde assistirt eine von großer Musik begleitete Messe. Lafayette sprach als Generalmajor der Confederation den Eid vor. Die Zuschauer verstanden wenig oder nichts, sahen aber deutlich die Bewegungen und vernahmen den lauten Hall der Schwurleistung. Dreimal trübte während des schwülen Sommertages sich der Himmel, dreimal dröhnte nach Zwischenräumen der Donner und jedesmal ergoß sich in Strömen der Gewitterregen über die Zuschauer; aber munter blieb das Volk der Franzosen, und die Frauenzimmer, obgleich wie durchs Wasser gezogen, mit anklebenden Kleidern und ganz oder halb aufgelösten Haaren, trösteten sich leicht und ließen sich wie die Männer, so gut es sein mochte, von den Strahlen der bald wieder brennenden Sonne trocknen. Nachdem die Corporationen geordnet wieder den Platz verlassen hatten, begaben sie sich sämmtlich nach dem Schlosse La Muette, wo sie im Freien einfach bewirthet wurden.

Der Abend war schön. Nach einer Ausdauer von dreizehn Stunden suchten wir wie jeder andere Zuschauer einen Ort, wo man sich erfrischen und seine Beobachtungen Andern mittheilen konnte. Man sprach ungleich von der Volksmenge, die auf den Füßen gewesen war. Nur der kleinere Theil hatte sich in das Champ de Mars gewagt; dennoch schätzte man die Zahl der dortigen Zu-

schauer auf mehrere Hunderttausende. Damalige Berichterstattungen sprachen von 1,500,000 Menschen, die zu Paris an jenem Tage in Bewegung gewesen sein sollen. Erst nach Beendigung der Festlichkeit bemerkte man, welch' eine ungeheure Menge von Menschen sich in der Residenz und deren Umgebung befunden hatte. Auch die nächsten Dörfer waren des Nachts beleuchtet gewesen.

Es war unmöglich, bei diesem allgemeinen Aufschwunge kalt oder ungerührt zu bleiben. Die überwiegende Mehrheit der Franzosen schien Eine große Familie zu sein, die, Hand in Hand, ein neues besseres Staatsleben, das ihre Stellvertreter ihnen vorbereiten sollten, zu führen gedachte. Der Unbetheiligte, insbesondere der jüngere Mann, konnte dabei nicht gleichgültig bleiben, wenn er wußte, wie ein verdorbener Hof, ein übermüthiger Adel, eine ausgeartete oder selbstsüchtige Geistlichkeit (die bessern Ausnahmen vermochten wenig oder nichts) durch ganze Menschenalter den Bürger herabgewürdigt und die untern Volksklassen, die größtentheils im Elende schmachteten, mißhandelt hatten. Der Glaube an ein „ça ira“ konnte nicht ausbleiben, und der Lebhaftere mußte den Enthusiasmus in einem gewissen Grade theilen Gleichwohl bekamen wir bald auch Stimmen zu hören, die nicht in den allgemeinen Jubel einfielen und den Erfolg des Bundesfestes zu bezweifeln schienen.

Rückkehr nach der Heimat.

Es war schwer die Mittel zur Abreise zu finden, weil die Behörden diejenigen begünstigten, die von Amtswegen dem Feste beigewohnt hatten. Wir benutzten diese Zeit des unfreiwilligen Wartens, um nähere und entferntere Merkwürdigkeiten zu besehen, die wir bisher noch nicht hatten besuchen können und trafen dabei nicht selten auf Spuren der Unzufriedenheit. Wir hatten unsern Reisewagen verkauft, um die Annehmlichkeiten der großen, damals schon sehr gut eingerichteten französischen Diligencen zu genießen und Plätze in derjenigen gemiethet, die nach Châlons sur Saône fuhr. Am 19. Tage nach dem großen Volksfeste, Nachts um 11 Uhr, bestiegen wir sie im Posthofe und ehe der Morgen graute und wir die Gesichtszüge unserer sechs Reisegefährten erforschen konnten, hatten wir bereits wahrgenommen, daß einige derselben der Opposition angehörten. Einer war ein Jagdbeamter des Königs, der jetzt in die Abdankung gefallen war, ein anderer Mann, der mit Frau und Tochter reiste, hatte ebenfalls seine Anstellung verloren.

Noch waren die Straßen von Leuten bedeckt, die an der Feierlichkeit Theil genommen hatten, und die man fédérés (von der grande fédération) nannte. Von Châlons bis Lyon wurde die Reise auf dem Coche d'eau, einem großen Schiffe, gemacht, wo bei dem schönsten Wetter eine der genußreichsten Wasserfahrten sich darbot,

die man nur irgendwo machen kann. Vorzüglich schön war das rechte Flußufer, woselbst Wälder das Amphitheater krönten, Wiesen diese bekränzten, die Weinberge und Felder in die Ebene hinunterstiegen, und Städtchen, Flecken, Dörfer und Schlösser sich oft beinahe berührten; doch stieß man mitten in der schönen Gegend auf unangenehme Anblicke. Zahlreiche große Schlösser und Landsitze erschienen an den Gestaden als Brandstätten und Ueberbleibsel einer neulichen Zerstörung. Manche ihrer Besitzer hatten ihre Untergebenen hart gedrückt, andere waren als Gegner der neuen Ordnung der Dinge bekannt oder auch fälschlich verschrieen gewesen; einige hatten sich entfernt, und so war im verflossenen Jahre in den Tagen, wo erbitterte Sclaven die Kette brachen, von räuberischen Haufen der Anlaß benutzt worden, mit der Brandfackel in der Hand Besitzthümer längst hier mächtig gewesener Familien in Flammen aufgehen zu lassen. In Lyon sahen wir noch die Spuren einer kurz vorher eingetretenen Volksbewegung von sansculottischer Art, gegen welche militärische Maßregeln angeordnet waren, die indeß den Fortgang unserer Reise nicht hinderten. Größtentheils der neuen Ordnung der Dinge eifrig zugethan zeigte sich das Volk der Dauphiné, vornämlich die Einwohnerschaft von Grenoble.

Eine der sehenswerthesten Merkwürdigkeiten war die große Karthause, die fünf bis sechs Stunden von Grenoble ziemlich hoch im Gebirge liegt, wo die Natur selbst

eine Einsamkeit aufstellen zu wollen schien. Im Felsgebirge zeigte sich uns auf der Ostseite, von welcher wir uns der Karthause näherten, ein verschlossenes Thor, an welchem zwei schroffe Felsketten zusammenlaufen. Von hier stieg man vollends nach dem Kloster hinauf, das in einem angenehmen, grünen Alpengelände sich befand. Wir Hugenotten wurden hier freundschaftlich empfangen; denn unsere Begleitung bestand aus jungen Officieren des damals zu Grenoble garnisonirenden zürcherischen Regimentes Steiner, aus welchem eine Schutzwache gegen Anfälle des aufgebrachten umliegenden Landvolkes den Karthäusern war bewilligt worden. Jeder von diesen bewohnte ein abgesondertes kleines Häuschen, vor welchem ein Gärtchen lag, und in dessen Erdgeschoß eine Werkstätte, wie ein Verschlag für die Aufbewahrung von Geräthschaften angebracht war. (Der Karthäuser, dessen Wohnung man uns zeigte, war ein Drechsler.) Eine Treppe höher trat man in eine Art von Vorzimmer, hinter diesem in das Schlafgemach, neben welchem noch ein Zimmerchen war Diese Einrichtung ist weit angenehmer als das casernenartige der gewöhnlichen Klöster; aber sie vergütet die Abgeschiedenheit und das ewige Stillschweigen nicht, das nur durch die gottesdienstlichen Uebungen und das ernste memento mori unterbrochen wird. Der Vorsteher des Klosters, den wir nicht trafen, war zugleich Ordensprovincial, der Karthäuser, der uns umherführte und dem die Führung der Oeconomie oblag, ein verständiger und aufgeweckter Mann; der arme Drechsler, den

wir besuchten, glich hingegen einem Gefangenen, der ganz überrascht ist, wenn plötzlich eine Schaar unbekannter Menschen in seine Zelle tritt. Wir bemerkten, daß man uns von den übrigen Wohnungen entfernt zu halten suchte, und vernahmen von einigen Personen, die mit dem innern Hauswesen vertraut waren, daß gegen ein Dutzend der Klosterbewohner theils verrückt, theils in einem solchen Grade schwermüthig seien, daß ihr Zustand an Irrsinn grenze. So rächt sich die Natur an Allem, was ihren Bestimmungen widerstrebt. Meistens sind die Unglücklichen, die sich an einem solchen Orte begraben, Leute, die eine jugendliche Schwärmerei hinriß, oder solche, denen ihr Gewissen schwere Vorwürfe machte. Bei den erstern verraucht nur zu leicht die Berauschung, und die andern erliegen einer Betäubung, die vermieden worden wäre, wenn sie sich bestrebt hätten, der Welt, die sie verletzt hatten, nützlich zu werden und für Zwecke zu wirken, zu denen der Mensch bestimmt ist. Hätten diese Männer, auch mit Verläugnung ihres Namens, sich dem Berufe eines Kranken- oder Gefangenwärters oder einer andern ernsten Beschäftigung gewidmet und diese gewissenhaft erfüllt, sie würden nach einer Reihe von Jahren vielleicht ganz beruhigt worden und in glücklicheren Verhältnissen zurückgekehrt sein. Man weiß, daß Kindsmörderinnen, unbekannt, als Pflegerinnen und Erzieherinnen fremder Kinder das beste Versöhnungsmittel für ihr Gewissen gefunden und allgemeine Achtung sich erworben haben, u. s. f.

Eine Stunde über dem Kloster ist die Croix de Savoye, von welcher man weit in Savoyen hineinsieht. Zum sogeheißenen großen Kreuze stiegen wir nicht, weil der Himmel sich bewölkte. Noch weit merkwürdiger als der östliche Zugang des Klosters war der westliche, der ebenfalls durch ein Thor geschlossen war, und auf welchem Wege wir zurückkehrten. Beinahe zwei Stunden hatten wir zu reiten, ehe wir dieses Thor erreichten. Ungefähr fünf Viertelstunden lang führte der oft in den Fels gehauene Pfad am rechtseitigen Rande eines Abgrundes hin, in dessen Tiefe der Waldstrom sich zwischen herabgestürzten Felsblöcken durchdrängt und den Fuß der beiden Felswände bespühlt. Der Weg war so schmal, daß, wenn zwei Personen neben einander ritten, der außenher Reitende über den Rand hinaus in die Tiefe blicken konnte. Am besten überschaute man die schauerliche Naturschönheit auf der Brücke, die an den linken Felsenrand hinüberführt. Auch außer der geschlossenen Kluft ist die Gegend wild und noch bei Vareppe war der Weg für Reitende beinahe halsbrechend.

Der Montcenis, das moderne Turin, das damals einige Prachtgebäude ausgenommen noch alterthümliche Mailand sind Jedermann bekannt. Ich könnte dies zwar auch von Genua sagen, allein seine Eindrücke auf mich gingen so tief, daß ich diese Gegend zu den ausgezeichneten zählen muß. Für den Uebergang über die Apenninen war damals nur noch die Bochetta geöffnet und der Ausblick auf das herrliche Meer zwischen dem weit

ausgedehnten Uferkranz fand kein Seitenstück in meinen bisherigen Anschauungen. Im höchsten Grade überraschend war nach Zurücklegung der Einsamkeit bei S. Pietro d'Arena der Eindruck, den plötzlich die über die vorliegenden Paläste amphitheatralisch sich erhebende Steinmasse des stolzen (la superba) Genua machte, und ebenso neu der des Innern der Stadt; doch war das erhabenste Schauspiel, das mir zu Theil wurde, ein heftiger, mit Gewitter verbundener Seesturm, den wir von der nahe am Meere liegenden Höhe Agli Angeli beobachten konnten, wo wir, von der Zellwegerschen Familie aus Trogen freundschaftlich eingeladen, einen Abend und eine Nacht zubrachten. Am nächsten Morgen, als die Luft schon längst ganz ruhig war, ging das Meer noch so hoch, daß eine englische Fregatte, das erste Schiff, das sich dem Ufer näherte, nur nach langem Laviren eine gerade Richtung annahm und schnell in den Hafen einlief. Noch zwei Stunden später waren wir Zeugen, wie einzelne Wogen über die hohe Mauer des Porto franco hineinschlugen. Alle diese Bilder schweben mir selbst nach mehr als fünfzig Jahren lebendig vor den Augen.

Die Heimreise geschah bei schönstem Wetter über den herrlichen, durch die borromäischen Inseln geschmückten Langensee, den Gotthard und den Canton Schwyz. Nur für den Abend der Heimkunft, 21. September 1790, wo meine ganze Seele mit Gedanken über den nunmehrigen Eintritt in die bürgerlichen und Familienverhältnisse er-

füllt war, und wo ich und mein theurer Reisegefährte Wyß vom See her zuerst die Thurmspitzen Zürichs wieder erblickten, war uns ein trüber Himmel beschieden.

Eintritt in das öffentliche Leben.

In kurzer Zeit hatte ich mich in meinem Familienkreise und in den häuslichen Verhältnissen zurecht gefunden. Nun wurde es auch nöthig in die bürgerlichen und in den Staatsdienst überzugehen. Zu letzterem waren damals in Zürich zwei Bahnen geöffnet. Die nächste war die der Staatskanzleien (Stadt- und Unterschreibercanzlei), in welche man als freiwilliger Arbeiter eintrat und wöchentlich während mehrerer Tage Beschäftigung fand, die Verhandlungen des kleinen und großen Rathes auszufertigen. Man lernte da nicht nur die einheimischen, sondern auch die eidgenössischen Geschäfte kennen, weil Zürich der beständige Vorort war. Nach Verfluß einiger Zeit wurde man als Secretär bei vorübergehenden Commissionen gebraucht, und von diesen schritt man zu den Secretariaten der Collegien vor, die in der Regel, wie beinahe alle öffentlichen Stellen, sehr gering besoldet waren. Die zweite politische Laufbahn boten das Stadt- und das Vogtgericht an. Zu jenem gehörten die Stadt und einige umliegende Dörfer, zu diesem mehrere nahegelegene Gemeinden an beiden Seeufern. Dem Stadtgericht standen der Schultheiß, dem Vogtgericht die Obervögte jener Gemeinden oder an ihrer Stelle die Untervögte vor; allein

seit langer Zeit sah man die erstern, die Rathsglieder waren, nicht mehr in dieser Function, und von den letztern nur noch je im sechsten halben Jahre den Untervogt von Küßnacht, der, angethan mit dem großen, runden, gefalteten Kragen und dem weiß und blauen Mantel, den Vorsitz führte. (Einen ähnlichen Kragen und einen schwarzen Mantel trugen auch die übrigen Richter.) In der Regel präsidirte im Vogtgericht der Stabhalter, der Aelteste der zwölf Richter oder Beisitzer beider Tribunalien. Sechs von diesen waren bleibend und hießen Stetrichter, die sechs andern wechselten halbjährlich und zwar so, daß jedesmal drei noch nie gewählte Glieder eintreten mußten, die dann aber später, doch immer mit halbjähriger Unterbrechung, wieder gewählt werden konnten. Diese drei nannte man junge oder neue Richter, die drei übrigen, die man Mittelrichter nannte, mußten schon das Neurichteramt bekleidet haben und es gab Leute, die zwei, drei und noch mehrere Male, bisweilen nachdem sie Landvogteien verwaltet hatten, diese Stellen suchten. Zur Wählbarkeit in das Gericht als Neurichter war der Antritt des fünfundzwanzigsten Altersjahres erforderlich.

Ich durchwanderte diese beiden Laufbahnen, wie ich glaube nicht ohne Beflissenheit und nicht ohne Nutzen für meine künftige Ausbildung. Meine ersten Bestrebungen waren auf die Staatskanzlei, nämlich die Rathssubstitutenstelle, gerichtet, welche Stelle seit langer Zeit als diejenige angesehen wurde, durch die man sich am besten zu den Geschäften vorbereite und auf der man bei gehöriger

Erfüllung seiner Verpflichtungen wie von selbst in die höhern Stellen übergehe. Dem Stadtschreiber (ersten Staatsschreiber) war, wenn er sechs Jahre lang dieses Amt bekleidet hatte, die Landvogtei Kyburg oder eine Rathsherrnstelle, oder eine andere angesehene und emporhebende Beamtung gleichsam zugesichert. Meine Aussichten auf die Rathssubstitutenstelle waren zuerst sehr gut, aber bald trat einer meiner Altersgenossen, durch eine zahlreiche Verwandtschaft begünstigt, neben mir auf, und die erste Anstellung, die ich 1791 erhielt, war nur das Secretariat des Sanitätsrathes.

Weil bei der damaligen Verfassung bloß einige wenige Stellen vom Militärdienste befreiten, so blieb auch ich demselben unterworfen und war es um so viel lieber, weil die Gerichtsherren von Weinigen in dem Regensbergerquartier, dem ihre Herrschaften einverleibt waren, gewöhnlich obere Officiersstellen bekleidet hatten. Ich liebte diese Laufbahn, theils weil ich fühlte, daß es für einen jüngeren Mann von großem Werthe sei, wenn er von Zeit zu Zeit den Degen in der Hand führe und sich bestrebe, dessen würdig zu sein, theils weil ich es als unerläßliche Pflicht des Schweizers ansah, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes tüchtig zu machen. Noch eine ganz besondere Rücksicht machte mir die militärische Stellung wünschenswerth. Ich war in meiner Jugend so lebhaft, daß es mich die größte Anstrengung kostete meine Aufmerksamkeit lange auf irgend etwas fest zu richten, und war daher Zerstreuungen und Verstößen sehr

bloßgestellt, indem nur gar zu oft mein Kopf von ganz andern Dingen voll war, als von denen, die gerade jetzt gethan werden sollten. Gegen diesen Fehler waren für mich zwei sehr ungleiche Dinge, der Exercierplatz und der Tanzsaal, die besten Schulen. Wenn ich in meiner Zerstreutheit bisweilen ein Commando überhörte und nicht in dem bestimmten Augenblicke in die vorgeschriebene Bewegung einfiel oder wenn ich in einem zusammengesetzten Tanze eine Figur verwechselte, so war der Schnitzer so auffallend und so beschämend, daß dies für mich der beste Lehrmeister wurde. Von der Laufbahn des Milizofficiers werde ich an seiner Stelle etwas anzuführen wissen, hier nur so viel, daß damals in Zürich ein Liebhabercorps unter dem Namen der Colleglanten bestand, in welches alle jüngern Milizofficiere eintraten, die Neigung für das Fach besaßen, während der besseren Jahreszeit am Donnerstag, bisweilen auch am Montag Nachmittags um drei Uhr sich versammelten und bis in den Abend sich in den Waffen übten. Jährlich wurde ein Hauptmanöver gehalten, bisweilen auch ein Lager geschlagen, beides unter Zuziehung von Freiwilligen aus der Landmiliz. Geübte Officiere, von denen einige in ausländischen Diensten gestanden waren, andere sich durch aufmerksame Beobachtung regulirter Truppen practische Kenntnisse angeeignet hatten, erwarben sich hier Verdienste.

Die zwei ersten Jahre nach meinem Eintritte in den Staatsdienst boten wenig Merkwürdiges an Die Grundsätze der französischen Revolution, die 1790 schon im Can-

ton Schaffhausen, dann im Wallis, später im Waadtlande Gährungen veranlaßt hatten, fanden im Canton Zürich beim Volke nur wenig Beifall, größtentheils Mißbilligung. In dem ein paar Jahre später zuerst durch die Forderung vermehrter politischer Rechte bekannt gewordenen Stäfa hatte sich ein militärisches Liebhabercorps gebildet, aus welchem eine Abtheilung im August 1791 in dem Lager zu Dübendorf den Dienst mit den zürcherischen Collegianten zu thun wünschte, und man leistete diesen gemeinschaftlich in größter Harmonie. 1792, im Frühling, wurden einige tausend Mann in ein Uebungslager im Hard bei Zürich zusammengezogen. Hier zeigten sich die ersten Spuren des Zeitgeistes, nicht sowohl unter der einberufenen Mannschaft, als vermittelst ausgestreuter Zettel, durch welche die Versammelten aufgefordert wurden, ihre Kräfte und die Zeit zu benutzen. Dies, verbunden mit der eintretenden schlechten Witterung, veranlaßte eine schnelle Auflösung des Lagers, das noch mehrere Tage hätte dauern sollen.

Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich brach aus. An der Schweizergrenze, und zunächst bei Basel versammelten sich von beiden Seiten Truppencorps und die Eidgenossen beschlossen auch von ihrer Seite, wie bei früheren ähnlichen Ereignissen, die Stadt Basel und die dortige Grenze zu besetzen. Die Maßregel war um so viel nothwendiger, weil das Frickthal wie das Breisgau noch österreichisch waren. Nicht nur willig, selbst freudig entsprach das aufgeforderte Contingent, und für die mei-

sten Einwohner Zürichs war es ein neuer und merkwürdiger Anblick, uniformirte Glarner, Appenzeller und St. Galler nach Basel durchziehen zu sehen.

Der Ausbruch des Krieges hatte die schweizerische Diplomatie mit einmal, ich kann nicht sagen aus dem Schlafe geweckt, denn in diesem war man bereits gestört, doch aber zu einer weit höhern Thätigkeit aufgeregt. Der französischen Nation war die weit überwiegende Mehrheit der regierenden Classe sowohl in den aristokratischen als in den demokratischen Cantonen, und ebenso die große Majorität der Geistlichen höchst abgeneigt; aber man war darüber nicht einig, ob man sich an die Alliirten anschließen oder ob man die Neutralität beobachten solle. An der Spitze des ersten Systems stand der Schultheiß von Steiger zu Bern, unterstützt von manchen angesehenen Männern seines Cantons, der Mehrheit der Regierungen von Freiburg und von Solothurn, vielen bedeutenden Persönlichkeiten aus den übrigen Cantonen und den meisten, die in dem französischen Kriegsdienste betheiligt waren. Das Haupt der Neutralitätsparthei war der Seckelmeister, nachherige Bürgermeister Wyß (I.) von Zürich. Seiner Ansicht pflichtete die überwiegende Mehrheit der Wortführer in der gesammten Eidgenossenschaft bei, und in Bern selbst hatte er in der Person des Seckelmeisters Frisching einen kräftigen Gesinnungsgenossen. Das letztere System behielt die Oberhand und es ist nicht zu verkennen, daß dies zum Heile der Schweiz geschah. Kaum läßt sich bezweifeln, daß der Grimm und die

Macht Frankreichs sich bald und furchtbar über das kleine Nachbarland ergossen haben würde, dessen Bevölkerung in ihrer weit überwiegenden Zahl einen Angriffskrieg gegen Frankreich verabscheute und ohne Zweifel sich in starken Widerspruch gegen die Obrigkeiten gesetzt hätte. So wäre die Schweiz nicht nur ein Schauplatz des Krieges, sondern wahrscheinlich während des größten französischen Terrorismus, gleich Genf, auch die Bühne der wildesten Leidenschaften geworden; denn nur zu sehr lehrt die Geschichte, daß in Republiken eine der öffentlichen Meinung zum Trotze erzwungene, gewaltsame Unternehmung, so bald sie mißlingt und Unheil über das Volk bringt, furchtbar auf diejenigen zurückfällt, welche die Schuld davon tragen, und daß die Folgen einer solchen Rückwirkung nicht zu berechnen sind.

Von dem Widerstande der Franzosen gegen die anrückenden Heere Oesterreichs und Preußens erwartete man wenig, und nur die jüngern Leute, die Zeugen des politischen Auflebens Frankreichs gewesen waren, konnten sich nicht überreden lassen, daß der Enthusiasmus schon ganz erloschen sei. Man sagte: Die Franzosen haben keine Officiere, denn der größte Theil derselben ist ausgewandert und von den zurückgebliebenen sind die wenigsten der neuen Ordnung der Dinge zugethan; die regulirten Soldaten werden sich mit den zusammengetriebenen Massen nicht verstehen, diese selbst werden keine Mannszucht beobachten, u. s. f. Ich hörte einen im französischen Dienste stehenden Officier, den Oberstlieutenant Hirzel von St. Gra-

tien, dem der König einige Zeit vorher den Grafentitel verliehen hatte, in Gesellschaft einiger angesehener Männer, die ihn fragten, was er von den französischen Streitkräften halte, antworten: „Donnez-moi deux régiments de troupes réglées et six bataillons de vos milices et je f . . . . . ces gueux jusqu'aux barrières de Paris.“ Daß dem Herzog von Braunschweig, der vor einigen Jahren die Holländer beinahe ohne Schwertstreich gedemüthigt hatte, das Vordringen nicht gelingen werde, konnte man sich nicht denken.

Heimkehr des Regimentes Steiner.

Tiefe Ruhe herrschte in unserm Canton. Der 10. August, an welchem die Schweizergarde in den Tuillerien angegriffen wurde, berührte unmittelbar unser engeres Vaterland nicht, weil es nur das Feldregiment und keine Compagnie bei der Garde hatte. Die Regierenden wurden durch dieses blutige Ereigniß der französischen Volkssache noch weit abgeneigter und es mißfiel auch größtentheils den Regierten. Die Auflösung der Schweizerregimenter war inzwischen von den Machthabern Frankreichs beschlossen worden, und gleichwie Bern das seinige schon früher nach Hause berufen hatte, so riefen auch Zürich und die übrigen Cantone jetzt die ihrigen heim, um zu verhüten, daß sie nicht in den Reihen der Franzosen gegen die Deutschen fechten. Weil in Frankreich denjenigen, welche bleiben würden,

Beförderungen und günstige Bedingungen verheißen waren, so glaubten die Schweizerregierungen ihre Angehörigen mit desto größerem Ernste heimmahnen zu sollen. Weit der bedeutendere Theil entsprach, und dieß gab den Anlaß zu meiner ersten diplomatischen Sendung. Ich begleitete am 30. September 1792 den zürcherischen Generalinspector Zunftmeister Fries und den General Steiner, Inhaber des in Colmar liegenden, seine Auflösung erwartenden zürcherischen Regimentes, nach Basel, wo sie die Heimkehrenden zu erwarten und nach Zürich zurückzuführen beauftragt waren. Der Zeitpunkt war ernst. Die Franzosen hatten Savoyen besetzt. Das Hauptquartier des Generals Montesquiou befand sich in Carouge, zunächst Genf. Man war über die Absichten der Franzosen gegen Genf und das Waadtland, wo eine starke Gährung wider die Bernerregierung sichtbar war, sehr mißtrauisch. Bern hatte vor wenigen Tagen ein Truppencontingent in das bedrohte Genf gesandt und am Tage unserer Abreise waren auch von Zürich sechshundertvierzig Mann eben dahin abgegangen, die wir zu Lenzburg an demselben Abend antrafen. Zu den bisherigen Gründen, die Schweizertruppen aus Frankreich nach Hause zu ziehen, kam nun noch der neue, daß man sich in den Stand setzen wollte, im Falle eines Angriffs von Seite Frankreichs sich ihrer sogleich gegen die Franzosen zu bedienen. Die Nachrichten, welche wir in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Basel erhielten, lauteten keineswegs beruhigend. Der französische Resident in Genf hatte am 3. October in

einer Zuschrift an die dortige Regierung den Einmarsch der Berner „une atteinte aux traités et à la bonne harmonie qui avait jusqu'ici si heureusement existé entre la ville de Genève et la France, et l'effet d'une coalition avec les puissances liguées contre la liberté des François“ genannt und beigefügt: „le devoir sacré de conserver cette même liberté fait une loi au conseil exécutif suprême de repousser une mesure aussi hostile par tous les moyens qui sont en son pouvoir etc.“ Weit friedlicher sprach sich wenige Tage später der General Montesquiou aus. Der französische Gesandte Barthelemy schrieb noch verbindlicher an den zürcherischen Bürgermeister Ott unter dem 4. October und es ist höchst merkwürdig, wie dieser milde und ruhige Mann sich beinahe bittend gegen den Vorort und die Schweiz benahm, um seinen auf die Beibehaltung des Friedens hinzielenden Bestrebungen Gehör zu verschaffen, obgleich die schweizerischen Regierungen ihn zurückstoßend behandelt hatten, auch Solothurn, wo bisher die französischen Botschafter residirt, und nachher Zürich ihm andeuteten, man könne ihm den Aufenthalt nicht bewilligen, so daß er sich deßwegen zu Baden niederlassen mußte.

Auch wir in Basel waren so glücklich, in dem französischen Commissär Thierry, mit dem die zürcherischen Abgeordneten über die Entlassung und die Heimkehr des Regimentes zu unterhandeln hatten, einen ebenso verständigen als billigen Mann zu finden. Die Verabschiedung

des Regimentes wurde zwar zu Colmar verzögert, sei es, weil man gerade in jenen Tagen ungewiß war, ob zwischen Frankreich und der Schweiz ein feindseliges Verhältniß eintreten würde, sei es, daß man den Soldaten, von welchen täglich eine Anzahl zu den Franzosen überging, Zeit verschaffen und desto mehr Mitstreiter gegen die deutschen Feinde sich erwerben wollte. Ich verdankte dieser Verzögerung den Anlaß, mich mit dem Gange öffentlicher Unterhandlungen bekannt zu machen und die in der Nähe stehenden österreichischen Truppen zu sehen, nicht aber die französischen, weil man dort den Schweizern mißtraute und einige, die sich zu jener Zeit in die französischen Cantonirungen hinbegeben hatten, sehr unfreundlich waren empfangen worden. Am 14. October Morgens traf endlich das Regiment an der Grenze ein. Es mußte zu St. Louis (Bourglivre) die Waffen ablegen, doch verblieb den Unterofficieren das Seitengewehr. Eine Compagnie nach der andern kam über die Grenze und wurde in einer zunächst an derselben liegenden Scheune mit Flinten u. s. f. wieder bewaffnet, die von Zürich waren hinunter gesandt worden, und so zog das Regiment mit fliegenden Fahnen in Basel ein. Die Ausländer wurden am folgenden Tage zu Liestal, die Nichtzürcher zwei Tage später zu Baden verabschiedet. Die Cantonsangehörigen entließ man zu Zürich, behielt sie aber noch auf drei Monate im Solde. Die vierzehn Tage, welche wir in Basel zugebracht hatten, boten, so weit es unsere Geschäfte erlaubten, eine ununterbrochene Reihe von Beweisen

der Gastfreundschaft, und sehr angenehm war der gesellschaftliche Umgang mit den Frauenzimmern.

Die Verhältnisse in und um Genf, welche einige Male noch drohender zu werden schienen, nahmen am Ende einen friedlichen Ausgang für die Schweiz, und die Contingente von Zürich und Bern wurden heimberufen. Das unsrige war während der Zeit von zwei Monaten ganz metamorphosirt worden. Man hatte die frühere sehr schwerfällige Taktik aufgegeben, das bisherige Militärreglement bei Seite gelegt und das einfache, bei den Franzosen neu eingeführte ihnen abgelernt. Dies gefiel mehreren unserer ältern Kriegsräthe sehr übel; das jüngere militärische Publikum hingegen wurde ganz electrisirt und hier zeigte sich das erste auffallende Zeichen einer neuern Zeit. Früher hätte eine solche ohne ausdrückliche Bewilligung bewerkstelligte Veränderung in der Heimat die stärkste Rüge gefunden, allein selbst der Generalinspektor Fries, unter dessen Befehlen ich der Heimführung des Regimentes Steiner beigewohnt hatte, und der die festeste Stütze des alten Reglements gewesen war, gab nach. Zuerst wurde die Neuerung bei dem Liebhaber- oder Collegiantencorps, wie durch Duldung, eingeführt und ging dann allmälig auf die ganze Infanterie des Cantons über.

Das Jahr 1793 brachte mir auf den beiden Laufbahnen des Republikaners Beförderungen. Ich wurde Freihauptmann *). Die Civilbeförderung, die mir im

*) Jedes der vierzig Bataillone der zürcherischen Miliz hatte eine Freicompagnie, die aus auserlesenen jüngern Leuten bestand und vorzugsweise zum Auszuge bestimmt war.

December zu Theil wurde, war diejenige eines Stetrichters. Als ich dem alten, humoristischen Bürgermeister Ott nach Uebung einen Dankbesuch machte, sagte der Greis, der Alle, die in einer Amtsstellung zu ihm kamen, vornämlich jüngere Leute, auf die Probe setzte, und wenn sie nicht zu antworten wußten, sich an ihrer Verlegenheit weidete, zu mir: „Ich mache meinen Glückwunsch, aber man wird leicht bei dieser Stelle vergessen. Ich selbst habe die Erfahrung gemacht.“ (Wirklich war er viele Jahre lang an dieser Beamtung geblieben, so daß man ihn scherzweise den ewigen Stetrichter zu nennen angefangen hatte.) Die Antwort, die mir einfiel, war: „Wenn es mir nicht schlimmer geht, als Euer Gnaden *), so werde ich mich zu trösten wissen.“ Er lächelte und von dieser Stunde an gab er mir öftere Proben von Vertrauen und Zuneigung.

Fortgesetzte wissenschaftliche Bestrebungen.

Meine Geschäfte vermehrten sich; dennoch gab ich den Besuch der Staatskanzlei nicht auf, weil ich mich immer mehr überzeugte, daß dieselbe die beste Schule für die Befähigung zum höhern Staatsdienste sei. Ich vertrat, so oft sich der Anlaß darbot, die Stelle abwesender Mitglieder der Kanzlei, die in jenem Zeitpunkte oft auf Sen-

*) Der damalige Titel der Bürgermeister.

dungen gehen mußten, und diese Vertretung verschaffte auch mir in der Folge zwei wichtige Missionen. Nichtsdestoweniger suchte ich immer mit den Wissenschaften, insbesondere dem classischen Studium und der Literatur überhaupt, vertraut zu bleiben. Ich trat auch in die naturforschende Gesellschaft und ließ mich bereden, das Secretariat der landwirthschaftlichen Abtheilung zu übernehmen, wozu mich die Aufforderung des thätigen Präsidenten, des als Schriftsteller bekannten Rathsherrn und Doctor Caspar Hirzel, des Biographen Kleinjoggs, bewog. Liebhaberei für die Landwirthschaft und praktische Beschäftigung mit derselben, indem ich die meinem Vater zugehörenden Schloßgüter in Weiningen größtentheils zu besorgen hatte, trugen dazu bei. Eine im Druck erschienene Abhandlung über den Weinbau, die ich gemeinschaftlich mit dem nachherigen Rathsherrn Heinrich Landolt schrieb, war eine Folge davon. Streng hielt ich mich an die Regel, die jeder gewissenhaft beobachten sollte, daß nämlich der Beruf allem andern vorgehe, aber gerne kehrte ich in erübrigten Stunden in die erheiternden Gefilde des Wissens und des Geschmackes zurück.

Vorzüglich zog ich meine Geistesnahrung aus den Classikern, wie aus den bessern neuern Schriftstellern. Ich glaubte auch den Gang der philosophischen Forschungen verfolgen zu sollen. Mit Plato phantasirte ich nicht ungerne, sann mit ihm nach, träumte aber mit ihm nur wachend, und fand größere Befriedigung, wenn ich mit Xenophon über die Bestimmung des Menschen nachdachte.

In das Heiligthum der Stoa einzudringen, ohne an einzelnen Schärfen derselben hängen zu bleiben, war mein Bestreben. Die Skepsis war mir ein Senkblei, nicht aber der Compaß des Lebens. In der wolfischen Philosophie, die Corrodi und Eberhard mich gelehrt, hatte ich den Aristoteles näher kennen und als tiefen Denker achten gelernt, durch Kant, ohne mir anzumaßen, ihn ganz ergründet zu haben, lernte ich die Schranken der menschlichen Erkenntniß besser als je vorher unterscheiden. Als Fichte im Jahr 1794 nach Zürich kam, war ich in einem Privatcollegium neben dem Pfarrer Lavater, Heinrich Füßli, dem auch als Schriftsteller bekannt gewordenen Diacon Georg Schultheß, und noch einigen ältern Männern, der jüngste seiner Schüler, doch aber der erste, der es aufrichtig eingestand, daß er in seines neuen Meisters Abgrenzung zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich das Ziel dessen, was der Mensch zu erfassen wünscht, noch nicht zu vollständiger Befriedigung ausgemittelt finde. In den neuern philosophischen Schulen hospitirte ich später, wie billig, so weit meine Zeit reichte, und glaubte auch in Hegel's Theorien mich hineinarbeiten zu sollen; aber diese neuere und die neueste Philosophie machte mir das Gebäude, welches ich auf die Grundpfeiler der ältern gebaut hatte, desto theurer; und als Greis begann ich besser einzusehen als in der Jugend, daß Weisheit zur Thorheit werden kann, ja es gab Momente, wo ich mich fragte, ob die Wissenschaft, welche einst die Köpfe der Menschen aufhellte, sie heutzutage nicht oft verwirre.

Stäfnerhandel.

Bald begannen die neuen politischen Ideen, die bereits in allen Theilen Europas mehr oder weniger Anklang gefunden und deren größere Verbreitung vornämlich der Jakobinismus und das französische Schreckenssystem bis jetzt gehindert hatten, auch im Canton Zürich stärker zu wirken, und die Ufer des Zürchersees, wo die meisten Fabrikanten sich befanden, die von den Großhändlern in Zürich den Rohstoff bezogen, wurden der Feuerherd, auf welchem der glimmende Funke zuerst in Entzündung überging. Die Stadtbürger, welche Kaufmannschaft trieben, bezahlten zwar für ihr Vorrecht dem Staate unter dem Namen des kaufmännischen Zolls jährlich eine starke Abgabe nach dem Umfange ihrer Geschäfte, welche Abgabe bei einigen die Summe von zwei, drei und viertausend Gulden erreichte; allein die Fabrikanten achteten in ihrer Beschränkung nicht hierauf, und es läßt sich fragen, ob es nicht für die zürcherischen Kaufleute selbst vortheilhafter gewesen wäre, wenn der Handel schon damals nicht beengt und dagegen eine mäßige Abgabe von allen Handelsleuten bezogen worden wäre? Man fing an, sich mit den Nachbarn im Toggenburg, im Thurgau, im Canton Bern zu vergleichen, die, obgleich Unterthanen und in manchen Beziehungen bedrückt, doch Handlung, Fabrikation und noch anderes frei betreiben durften. Man blickte auf die freien Bewohner der angrenzenden kleinen

Cantone und vor allem auf die Franzosen, oder wie man damals sprach, die Franken, bei denen alle Vorrechte erloschen waren. Neeracher, ein Töpfer zu Stäfa, ein Autodidakt von vielen natürlichen Talenten, der manches gelesen und dasselbe, wie nach seinem Tode sein Tagebuch zeigte, meistens gut verstanden hatte, war der einflußreichste Theilnehmer an der Bewegung. Viele andere in ihren Gemeinden geachtete Männer verbanden sich zum Zwecke der Erweiterung der bestehenden Hemmnisse. Die Einverstandenen forschten den früheren Verhältnissen nach, wie man unter die Herrschaft der Stadt Zürich gekommen, und wie die vormalige Lage des Volkes gewesen sei. Man fand noch einige Exemplare der so geheißenen Waldmannischen- und Cappelerbriefe auf, durch welche den meisten Landesgegenden und der Landschaft überhaupt nach der Hinrichtung des Bürgermeisters Waldmann 1489 und nach den Niederlagen bei Cappel und am Gubel 1531 Erklärungen über die ihnen zukommenden Rechte waren gemacht worden, das erste Mal durch die Eidgenossen, das zweite Mal durch die zürcherische Obrigkeit selbst. Unter der Aufschrift „Ein Wort zur Beherzigung an Unsere theuersten Landesväter" wurde eine Denkschrift bearbeitet, worin das Gleichniß einer Haushaltung mit ungleich behandelten Kindern ausgeführt war, zugleich aber die Verdienste der Landschaft gegen die Stadt entwickelt wurden. Man verlangte in diesem Schriftchen Freiheit des Erwerbes, Loskäuflichkeit der Grundzinse u. a. m.

Kaum kann die jetzige Generation begreifen, daß diese Forderungen und die bescheidene Sprache, in welcher sie geführt wurden, als Verbrechen angesehen werden konnten, um so viel mehr, da die Denkschrift noch bloßer Entwurf war. Das Regierungssystem und die städtischen Verhältnisse hatten sich während einiger Jahrhunderte so gestaltet und in einander verwoben, daß die große Mehrheit der Regierenden und der Stadtbürger jeden Eingriff in ihre geglaubten Rechte als etwas ansahen, wodurch nothwendig das ganze Staatsgebäude einstürzen müßte. So lange der Zutritt zu dem zürcherischen Bürgerrechte jedem Landmann unter leichten Bedingungen offen gestanden war, konnte man auf der Landschaft die Zurücksetzungen leichter ertragen; aber als dieser Zutritt ganz verschlossen wurde und die Stadt sich nichtsdestoweniger immer größere Vorrechte zueignete, wurde das Uebel bedenklicher. Wer in Zürich von Entgegenkommen sprach, ward als furchtsam, als ungetreu gegen seine Stadtbürgerpflicht, oder sogar als Jakobiner angesehen. Verbannung, Geld- und Ehrenstrafen fielen auf die Theilnehmer der noch nicht zur Ausführung gediehenen Unternehmung, die man den Memorialhandel nannte. Jetzt war das bisherige gute Vernehmen zwischen den Städtern und den Seebewohnern mächtig gestört, und aus der täglichen Berührung, die nicht wortlos bleiben konnte, ging eine immer größere Spannung hervor. Eine Art von dumpfer Stille trat zuerst ein, aber die zurückgedrängte Bewegung erneuerte sich bald. Stäfa wurde der Hauptsitz derselben,

und aus jeder neuern Geschichte der Schweiz weiß man, daß am 5. Juli 1795 die zürcherische Regierung eine beträchtliche Anzahl Bewaffneter, die aus allen Gegenden, auf welche sie vertrauen konnte, zusammengezogen waren, zu Stäfa einrücken ließ. Dies geschah von Oetweil her während des heftigsten Regens. Ich war der Kanzlei des beinahe immer versammelten Kriegscomité beigeordnet, und als eine Regierungscommission nach Stäfa gesandt wurde, erhielt ich den Auftrag, mich dahin zu begeben und bei derselben Secretariatsgeschäfte zu verrichten. Meine Aufgaben waren, Inventarien in den Häusern Verhafteter aufzunehmen, die Hypotheken einzuziehen, welche die Einwohner zur Sicherheit für die Kriegskosten, die bis auf die Summe von 250,000 Gulden anstiegen, einzuliefern hatten, und Verhöre aufzunehmen. Hier lernte ich zuerst meinen nachherigen Freund und vieljährigen Collegen, den Rathsherrn Rebmann kennen, der, damals die Stelle eines Untervogtes oder ersten Ortsbeamten bekleidend, mit großer Besonnenheit seinem schwer gewordenen Amte ein Genüge zu leisten und dennoch seine Mitbürger so viel wie möglich zu schonen wußte. Er besaß vorzügliche natürliche Fähigkeiten, und ungeachtet er nur den dürftigen Unterricht erhalten hatte, den die Dorfschule in den Sechsziger- und Siebenzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts gewährte, zog er die volle Aufmerksamkeit Göthe's während dessen Aufenthalts zu Stäfa auf sich.

Lehrreich waren die damaligen Verhältnisse. Die meisten Personen, deren Verhoren ich beiwohnte, zählten zu

denjenigen, die unmittelbar vor dem Einmarsche der Executionstruppen als Abgeordnete in die benachbarten kleinen Cantone gegangen waren, um daselbst bei den ersten Magistraten Gehör und Unterstützung zu suchen, doch ohne mehr als einige freundliche Aeußerungen zu vernehmen. Nur Eine Magistratsperson in Glarus hatte schon früher etwelche Hoffnung auf Theilnahme von dort her gegeben. Ich that, was meine Pflicht forderte; aber von Mitleiden erfüllt, glaubte ich in die Ausübung derselben keine unnöthige Härte legen und kein rohes Benehmen beobachten zu sollen. In einem Hause, dessen Haupt verhaftet war, und wo ich den Befehl hatte, alles zu untersuchen und aufzuzeichnen, vollzog ich zwar meinen Auftrag; allein als zuletzt die nicht ungebildete Frau noch eine Schachtel hervorlangte mit den Worten: „Dies ist meine Correspondenz, es sind Briefe, die an mich gerichtet sind", und ein Blick auf zwei derselben mich ihre Aufschrift lesen ließ, stellte ich ihr dieselbe zurück und bemerkte: „Ich glaube nicht berufen zu sein, den Briefwechsel eines Frauenzimmers zu prüfen." Ich denke jetzt noch, recht dabei gehandelt zu haben, um so viel mehr, als ihr Ehemann eine unwichtigere Rolle spielte und bei der ganzen Bewegung keine anderen Geheimnisse gedenkbar waren, als daß etwa eine Magistratsperson aus Glarus oder Bünden einige Theilnahme gezeigt hätte. Ungefähr wie ich benahmen sich auch andere meiner Collegen, während ein großer Theil der Bewaffneten rücksichtslos verfuhr. Die republikanischen Verhältnisse bringen durch sich schon

eine größere Schärfe in solche Maßregeln. Die meisten glauben, selbst betheiligt zu sein, und zu der militärischen Stellung gesellt sich der Parteigeist. Viele Zürcher hielten sich von den Stäfnern in ihren Herrscherrechten verletzt, und manche Landbewohner verwünschten die Bewegungsmänner als die Urheber der Belästigungen, die jetzt auf sie gefallen waren Rohigkeiten unterblieben nicht. In einem Privathause zerschlugen die einquartierten Officiere den Rahmen und das Glas eines kleinen Bildnisses des Pfarrers Lavater, weil dieser kurz vorher in einer Predigt und hin und wieder durch Privatäußerungen Mäßigung und Schonung nachdrücklich empfohlen. Viele Dragoner belustigten sich während des Hin- und Herreitens am Seeufer, dessen Bewohner großtentheils als Freunde der Stäfner bekannt waren, dadurch, daß sie die mit Aepfel behangenen, in die Straße hinaus reichenden Zweige herunterhieben. Dergleichen geschah noch Manches und wenn gleich der ökonomische Schaden von geringer Bedeutung war, drang die That tief in die Seele der Betroffenen. Das Benehmen kränkt oft weit mehr als die Sache selbst.

Während einer von mir gemachten kurzen Abwesenheit in der Westschweiz hatte sich die politische Stimmung in Zürich geändert. Viele sprachen noch zur Zeit meiner Abreise von der Nothwendigkeit blutiger Executionen; jetzt war die Zahl der Glieder des großen Rathes, die für eine Hinrichtung stimmten, sehr gering. Heinrich Füßli hatte durch die Zögerungen, die er in die Untersuchung brachte, wesentlich zu dieser glücklichen Abkühlung beige-

tragen. Vergossenes Blut würde bei dem nachherigen Umschwung schwere Folgen gehabt haben. Die Gährung war erdrückt, nicht gestillt, und Manche aus den äußern Gegenden, die mit Erbitterung gegen die Seebewohner erfüllt zur Execution gezogen waren, kehrten ausgesöhnt mit denselben nach Hause.

Notariatswesen und Besoldungsverhältnisse.

Am Ende des Jahres 1795 erhielt ich wieder eine kleine, aber nicht unwichtige Beamtung, die Landschreiberei Altstetten und Aesch, mit welcher auch das Actuariat bei dem Obervogteiamte verbunden war. Ungeachtet des unbedeutenden Ertrages dieser Stelle, nicht einmal hundert Gulden *), nahm ich dieselbe an, und um so lieber, weil

*) Die damaligen Besoldungen waren sehr gering. Diejenige der Stetrichterstelle betrug auch nicht hundert Gulden, obgleich Korn und Wein, aus denen der größte Theil des diesfälligen Einkommens bestand, zu jener Zeit einen hohern Werth hatten als gewohnlich. Das Sanitätssecretariat warf etwas mehr als sechzig Gulden ab. Gleichwohl beschäftigten mich diese drei mir übertragenen Stellen so, daß mancher sich sehr angestrengt geglaubt hätte. Wegen der geringen Besoldungen war es den jungern Staatsdienern gestattet, mehrere Stellen auf sich zu vereinigen, wenn sie sich mit einander verbinden ließen. Niedrige Besoldungen waren Staatsmaxime. Meinen mütterlichen Großvater hörte ich oft sagen: „Wer es kann, muß dem Staat umsonst dienen“, und ich weiß, daß er ein weit großeres Vermogen nachgelassen haben würde, wenn er Kaufmann geblieben wäre. Er hatte niemals ein so geheißenes Amt, so nannte man die besser besoldeten Bedienungen, bekleidet. Für die höhern Stellen, auch wenn man sie ganz ungesucht erhielt, mußte eine bedeutende Summe in

mir daran gelegen war, das Notariatsfach practisch kennen zu lernen und zugleich mich mit dem ganzen Umfange der privatrechtlichen Streitigkeiten bekannt zu machen, die nicht von dem Stadt- und Vogtgerichte behandelt wurden, weil diese nur über Schuldstreitigkeiten, Miethverträge und dgl., nicht aber über Erbstreitigkeiten und noch einige andere Rechtsverhältnisse zu entscheiden hatten. Diese Landschreiberstelle war mir auch darum erwünscht, weil die beiden Standesseckelmeister, in der Regel ausgezeichnete Magistratspersonen, der Vogtei Altstetten und Aesch vorstanden. Ich übersah die große Verantwortlichkeit nicht, die nach den zürcherischen Gesetzen auf den Notaren liegt, von denen man nicht nur sagen kann, die Fehler der Väter werden an den Kindern heimgesucht bis in das dritte und vierte Geschlecht, sondern wo die Responsabilität auf die Erben übergeht, so weit als dieselben ausgemittelt werden können. Dies wirkte so auf mich, daß, eine kurze Abwesenheit ausgenommen, keine Zeile meiner notarialischen Verwaltung von einer andern Hand geschrieben wurde.

---

den Kriegsfond bezahlt und auf den Zünften den Gliedern derselben eine kostbare Mahlzeit gegeben werden. Die öffentliche Meinung hatte nach und nach die Richtung genommen, daß es beinahe für einen Schimpf angesehen wurde, wenn ein Mann von Vermögen oder Ansehen nicht Mitglied des kleinen Rathes, der aus fünfzig, oder vollends des großen Rathes war, welcher aus 212 Gliedern, jene fünfzig mit eingerechnet, bestand. Die kostbare Erwerbung hatte offenbar den Zweck, die geringeren Bürger davon abzuhalten.

Grenzbesetzung im Jahre 1796.

Das folgende Jahr verschaffte mir den Anlaß einmal zu Felde zu ziehen. Der linke Flügel der über den Rhein vorgedrungenen französischen Armee hatte in Erzherzog Carl seinen Meister gefunden, und der siegreiche Moreau (le général des retraites, wie man ihn bald nachher nannte) sah sich mit dem rechten Flügel zum schnellen Rückzuge genöthigt. Dieser wälzte sich drohend nach der nördlichen Grenze der Schweiz hin, denn die nach dem Rheine zurückeilenden Franzosen waren nicht nur im Rücken, sondern auch auf der rechten Flanke gedrängt. Eilends bot Zürich mehrere tausend Mann aller Waffen auf, und ungeachtet der sehr verbreiteten Gährung empfand jeder, belehrt durch den Jammer, den der Krieg über das nahe Schwaben verbreitet hatte, daß es sich der Mühe lohne, um jeden Preis fremde, hungrige und raubgierige Krieger von seinen vier Wänden abzuhalten. Schaffhausen, das am meisten bedroht war, rief um Hülfe, und während die inneren Cantone sich noch die Augen rieben und das Weitere erwarten wollten, griffen auch Bern und die westlichen Cantone kräftig zu den Waffen. In diesen Tagen war ich von der Kanzel für meine bevorstehende Hochzeit aufgeboten worden, und ich hätte vom Kriegsrathe die Loszählung erbitten können; aber ich würde nach meinem Sinne mich dadurch verächtlich gemacht haben, und ein Marsch an die Grenze war schon lange mein

inniger Wunsch gewesen. Ich eilte nach Regensberg, dem Hauptorte des Quartiers, dem ich angehörte. Schon in der ersten Nacht sahen wir von diesem hohen Standpunkte im fernen Schwaben Feuersbrünste auflodern. Bald traf der Befehl zum Aufbruche mit meiner Freicompagnie ein. Unsere Bestimmung war Rheinau, wohin uns, als wir bei einbrechender Nacht einzogen, die über den Canton Schaffhausen hinaus hochaufsteigenden Flammen der von den Franzosen angesteckten Orte, gleich Fackeln leuchteten.

Auch während dieser Dienstzeit überzeugte ich mich, daß der Milizofficier weit mehr zu leisten hat als derjenige, der bei regulirten Truppen angestellt ist. Hier hat jeder nur auf seine eigenen Obliegenheiten zu sehen, bei der Miliz hingegen muß der Hauptmann beständig auf die Lieutenante und die Unterofficiere seine Aufmerksamkeit richten, weil er nicht sicher weiß, welche von ihnen den Dienst verstehen oder denselben verabsäumen. Auch auf die Soldaten muß er Acht haben, so wie der Oberst immer auf die Hauptleute zu sehen hat. Daß Bestimmtheit und Vermeidung überflüssiger Worte bei Milizen durchaus nothwendig seien, beweist folgender possierlicher Vorfall. Die Officiere waren in Regensberg bei einbrechender Nacht im obern Gasthause beisammen, als Jemand den gepflasterten Weg herangeritten kam. Wir erkannten einen Ordonnanzdragoner. „Jetzt geht's los!“ rief man. Auf die Frage „woher“ antwortete der Ankömmling: „Aus dem Hauptquartier Andelfingen“; auf die zweite: „Wo ist

die Ordre?" „Ich habe keine". — „Was hat man zu Euch gesagt?" — „Ich soll schnell satteln. Ich müsse nach Niederglatt (dort war der Standort des Neuamtsquartiers) und nach Regensberg reiten." Mehrere meiner Waffengefährten waren darüber sehr entrüstet. „Er ist ein Allarmist, ein Spitzbube", hieß es, „man muß ihn in den Arrest werfen." Ich brachte es zwar dahin, daß man ihn noch fragte, was nach dem ersten Befehl geschehen sei, und obgleich der junge Mensch antwortete: „Ich habe sogleich gesattelt und bin schnell fortgeritten", dauerte das Mißtrauen fort. Ich zweifelte nicht an der baldigen Lösung des Räthsels, und nach einer halben Stunde, als bereits die Nacht eingebrochen war, ertönte es zwischen den Mauern hinauf wieder trapp, trapp, trapp, und der Befehl traf ein, der mich zum Abmarsch aufrief. Jetzt ergab es sich, daß der scheinbare Allarmist ein Unbesonnener war, den sein Diensteifer fortgetrieben, ehe er wußte, was er zu thun habe, und dem seine Obern mehr nicht hätten sagen sollen, als: „Sattle und halte dich bereit."

Bald hatte ich in Rheinau das Vergnügen, daß ein älterer Hauptmann, der lange in Frankreich gedient hatte, mir die Instruction und das Commando gern überließ, weil er sich an die neuen Manövers nicht mehr gewöhnen konnte. Ebenso erfreute ich mich des vollen Beifalls unsers Befehlshabers, des Obersten Johann Jakob Meyer, eines Mannes, der, wie zum Soldaten geboren, eine durchaus militärische Haltung hatte und auch in den folgenden Jahren die vollste Achtung der ausländischen Officiere genoß.

Nur um zu zeigen, wie leicht ein Allarm entsteht, wenn man in der Nähe des Kriegsschauplatzes ist, und wie sehr der Milizofficier von der einen Seite auf alles zu achten, von der andern nichts zu übersehen hat, führe ich zwei Ereignisse an, die hier einschlagen. Wir hatten eines Tages schon am frühen Morgen einen beinahe ununterbrochenen Kanonendonner aus der Entfernung von wenigen Stunden gehört. Nach dem Frühstück kehrte ich auf mein Zimmer im obern Stocke des Klosters, gleich über der Mühle gelegen, zurück, und beschäftigte mich mit der Comptabilität, die wegen der Unfähigkeit eines andern auch des Hauptmanns Aufmerksamkeit erforderte. Plötzlich trat der Adjutant Müller, früher Officier in Frankreich, bei mir ein „Alle Officiere", rief er, „sind in dem Zimmer des Herrn Oberst versammelt, nur Sie fehlen!" Eilends warf ich mein Wehrgehänge über die Schulter, drückte den Hut auf den Kopf und begab mich sogleich dahin. „Hören Sie denn die nahe Kanonade nicht?" rief man mir entgegen. „Jetzt nicht mehr," war meine Antwort. „Ist sie doch ununterbrochen und sehr nahe", entgegnete man mir. Noch einmal versicherte ich, nichts dergleichen vernehmen zu können. „Was hören Sie denn?" rief mir halb unwillig ein alter Officier zu. „Nichts als die Reibe in der Mühle," war meine Erwiederung, und nun war mir die Sache klar Noch konnten mehrere meiner Waffenbrüder sich nicht überzeugen, daß ich Recht habe Man eilte hin, um sich selbst zu vergewissern, und es ergab sich, daß dieser Ton, der schon man-

chen täuschte, auch hier einen Irrthum veranlaßt hatte. — Am nämlichen Abend lag mir um neun Uhr die Hauptmannsronde ob Als ich, aus dem Städtchen kommend, mich der Brücke näherte, begann auf der jenseitigen Anhöhe ein anhaltendes Plänkeln, und zu gleicher Zeit hörten wir vor dem am Ende der Brücke befindlichen Thore etwas rufen, das man wegen des Rauschens des Flusses nicht verstehen konnte. Schon zeigte es sich wieder, wie sehr Miliz der Aufsicht bedarf, denn die Kanoniere waren im Begriff, eine der mit Kartätschen geladenen Vierpfünderkanonen, die auf die Brücke und jenes Thor gerichtet waren, loszubrennen. Mir blieb nichts übrig als selbst zu recognosciren. Ich stellte Leute an die Fallbrücke und näherte mich dem äußern Thore. Hier vernahmen wir nun, daß die Franzosen, gänzlich geschlagen, ihren Rückzug schnell nach der Wutach nähmen, und die Einwohner der fürstlich schwarzenbergischen Dörfer Altenburg und Jestetten, jubelnd, dem gefürchteten Besuche entgangen zu sein, aus Freude schössen. Die Worte, welche uns diese Nachricht verkündigten, waren so unverkennbar in der Mundart der Weinländer ausgesprochen, die kein Ausländer nachahmen kann, daß kein Zweifel bleiben konnte. (Weinland heißt der Landstrich zwischen dem Irchel und der Kohlfirst.) Es waren vier zürcherische Scharfschützen, die auf der deutschen Halbinsel, dem so geheißenen Schwaben, recognoscirt hatten und jetzt, um Zeit zu ersparen, uns von dieser Seite her benachrichtigten.

Nach zwei Wochen nahm unser Feldzug ein Ende,

und mir ward das Vergnügen, die Truppenabtheilung, die zu Rheinau gelegen hatte, mit Bewilligung der damaligen fürstlich schwarzenbergischen Regierungsbehörde über deutschen Boden nach Eglisau und heim zu führen. Nach dreißig und vierzig Jahren noch habe ich Leute, die unter mir gestanden, sich mit Freude jener Grenzbewachung erinnern gehört, wo man so glücklich gewesen sei, fremde Krieger abzuhalten, die man seither sich so sehr oft auf dem Halse habe liegen lassen müssen. — Sollte nicht jedes bewaffnete Volk, das einmal den Druck und den Hohn fremder Einquartierungen empfunden hat, sein Blut und sein Leben daran wagen, diese ärgste aller Landplagen von sich fern zu halten?

Physikalisches und Lebensgefahr.

Zu den Erfahrungen meiner beschränkten militärischen Laufbahn gehört noch eine, die zwar physikalischer Art ist, doch aber hier erzählt werden mag und zwar um so viel eher, als ich von vielen österreichischen und französischen Soldaten, die ich während den Zeiten der Einquartierung darüber befragte, nicht Einen fand, der diese Beobachtung selbst gemacht, und nur von einigen derselben die Antwort erhielt, sie hätten ähnliches erzählen gehört. Am 15. August 1793 verrichtete die Collegiantengesellschaft den Garnisons- und Wachtdienst an den Festungswerken der kleineren Stadt. Es war eine sehr schwüle

Sommernacht und der Himmel bewölkt, so daß nicht Ein Stern durchblickte. Von 11 bis 12 Uhr traf mich die Reihe, auf dem nun verschwundenen hohen Walle nordwärts über der Sihlporte, Wache zu stehen. Bei völliger Dunkelheit sah man von Zeit zu Zeit am fernen Horizonte ein schwaches Wetterleuchten, und ungefähr um halb zwölf Uhr begann es ein wenig zu regnen. Da ich ein schönes Gewehr mit einem fein gearbeiteten Schlosse hatte, das ich gerne schonen mochte, nahm ich den Kolben desselben zwischen die Füße, so daß das Bajonett gerade vor das Gesicht zu stehen kam. Plötzlich bemerkte ich einen bläulichen Feuerbüschel, ungefähr von der Länge eines Daumens, dessen Spitze auf derjenigen des Bajonetts aufstand, von welchem er sich in der Gestalt eines spitzigen Winkels aufwärts ausdehnte und dann mit ganz schwachem Uebergange in der Finsterniß sich verlor. Ich begann verschiedene Versuche zu machen, und nahm das Bajonett ab, um dieselben desto freier und auf verschiedene Weise fortsetzen zu können. Hielt ich das Bajonett gerade in die Höhe, so stand auch der Feuerbüschel umgekehrt auf demselben; senkte ich das Bajonett, so richtete er sich dennoch beständig aufwärts, wurde aber immer kleiner und verlor sich gänzlich, wenn dasselbe der horizontalen Lage sich näherte. Hielt ich das Bajonett wieder allmälig in die Höhe, so bildete auch der Feuerbüschel sich aufs neue, und machte ich die Bewegung schnell, so war er augenblicklich vorhanden. Ich beschäftigte mich mit meiner Wahrnehmung, bis ich die Ablösung sich nähern hörte

und nun setzte ich schnell mich in Verfassung, ließ mich ablösen und wartete auf der Wachtstube, ob von Jemand anderem etwas ähnliches zur Sprache gebracht werden würde. Es dauerte nicht lange, so kam die Kunde, eine Schildwache, die auf der Bastion Katze (im jetzigen botanischen Garten) gestanden war, habe sich kurz vor 12 Uhr der nächsten Schildwache genähert und sich beklagt, sie habe Feuer auf ihrer Flinte gesehen. Der Mann sei hierauf abgelöst worden und man spotte seiner. Jetzt trat auch ich auf und erzählte meine Beobachtung. Auf einer andern Seite der Stadt hatte der in Zürich als Naturforscher bekannte Leonhard Schultheß das Nämliche wahrgenommen. Ich habe seither theils während der Zeit, wo ich an der Schanze der größern Stadt wohnte, auf dem höchsten Walle, später auch an andern Stellen, mit dem nämlichen Bajonett denselben Versuch in schwülen Sommernächten gemacht, aber niemals wollte das Phänomen wieder erscheinen.

Sobald ich von meinem Feldzuge wieder nach Hause zurückgekehrt war, hielt ich meine Hochzeit, die, wie es damals üblich war, ohne Prunk und Begleitung geschah, und an welche sich eine kleine Reise schloß Nach einigen Monaten war es nahe daran, daß diese Verbindung wieder auf Schrecken erregende Weise gelöst worden wäre. Geschäfte führten mich am 23. März 1797 nach Weiningen. Sogleich wurde mir angezeigt, während der Nacht sei Feuer in einem Hause des untern Dorfes ausgebrochen, aber durch schleunige Hülfe gelöscht worden. Sobald das

dringlichste beendigt war, eilte ich nach der Brandstätte, wohin der erste Beamte (Untervogt) und noch einige Männer mich begleiteten. Man führte uns eine Treppe hinauf, ich wandte mich links und nun hörte jedes Bewußtsein, das bis auf jenen Augenblick mir jetzt noch deutlich ist, gänzlich auf. Dasselbe beginnt wieder im Schlosse zu Meiningen. Ich befand mich, als ich zur Besinnung kam, zu Bette. Neben demselben stand ein Bekannter, den ich anredete: „Ammann, was ist's?“ „Sie sind ein wenig gefallen (ä chli g'falle)“, war die Antwort, die mir jetzt noch in den Ohren klingt. Zwei volle Stunden waren mittlerweile verflossen, denn mein Fall geschah kurz vor eilf Uhr und meine Besinnung kehrte nach ein Uhr zurück. Ein morsches, vielleicht angebranntes Brett war unter mir gebrochen, ich stürzte, den Kopf voran, auf den Feuerherd, Blut floß aus meinem linken Ohr, ich gab kein Zeichen des Lebens von mir und wurde, mit einem Leintuche gedeckt, nach Hause getragen. Der Dorfarzt machte einen Aderlaß, den einzigen, der in meinem Leben an mir vorgenommen wurde, von dem ich aber nichts weiß und man brachte mich zu Bette. Nach meinem Aufwachen wollte ich sprechen, aber mir standen nur wenige Worte zu Gebote. Allmälig fing ich wieder zu denken an. Ich wußte, daß ich mehrerer Sprachen mächtig war und daß ich vieles aus denselben auswendig gelernt hatte; aber ich war nicht fähig, mir auch nur ein einziges Wort aus einer fremden Sprache zu vergegenwärtigen. Nur die ins Deutsche aufgenom-

menen Fremdwörter fielen mir ein, und auch in der Muttersprache verwechselte ich in den ersten Tagen verwandte Ausdrücke. Meine Mutter und meine Gattin waren schon des Nachmittags angekommen. Ich soll die erstere Tante, die Zimmerthüre Porte genannt haben u. s. f. Allmälig kehrte die Erinnerung zurück. Man erzählte mir, was geschehen sei und ich fühlte, daß ich sehr geschwächt mich befinde. In der zweiten Nacht, ungefähr nach zehn Uhr, setzten sich zwei Eulen auf die zunächst hinter dem Hause stehende Scheune, und begannen ihre Klagetöne, was an dieser Stelle etwas ganz Ungewöhnliches war. Ich hörte im Vorsaale eine Frau zum Stubenmädchen sagen: „Jetzt stirbt er gewiß; denn Niemand weiß davon, daß der Heuel (die Eule) so nahe geschrieen hat.“ Nun wachte mein Nachdenken und mein Haß gegen jeden Aberglauben auf, und ich erinnere mich sehr gut, daß ich ganz von dem Gedanken eingenommen war: wenn du nur nicht stirbst, sonst werden die Thörinnen in ihren Vorurtheilen noch mehr bestärkt. Täglich ging es nun etwas besser Am dritten, vierten und fünften Tage tauchten auch die fremden Sprachen in meinem Kopfe wieder auf. Am 5. April spazierte ich zum ersten Male, und am 8. kehrte ich nach Zürich zurück. Das Gerücht hatte sich verbreitet, es sei in meinem Kopfe nicht ganz richtig und dies hatte die Folge, daß auch entfernte Bekannte auf der Straße mich anredeten und sehr aufmerksam auf jedes meiner Worte achteten. Bei meiner ersten Erscheinung im Sanitätsrathe ließ sich der mir zugethane alt Rathsherr und

Archiater Caspar Hirzel von mir das Vorgegangene und die Weise erzählen, in der mein geschickter rationeller Hausarzt Rudolf Zundel mich behandelt habe. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Viele hätten Sie trepanirt. Wenigstens hätte der Kopf rasirt und mehrere Vorsichtsmaßregeln gebraucht werden sollen. Schon mancher ist nach einem solchen Falle wieder aufgestanden, aber dann ist nach kurzer Zeit ein Schlagfluß und ein schneller Tod erfolgt." Sein neben ihm stehender Sohn fand vermuthlich diese Aeußerung etwas stark; er wollte mich beruhigen und sagte: „Sie müssen das meinem Vater nicht übel nehmen; er hat nach seinen Erfahrungen gesprochen." Ich versicherte ihn, daß ich hievon überzeugt sei, und weil ich nie ängstlich war, so machte ich mir einen Spaß aus dem Befinden dieser beiden Männer, die allerdings geschickte Mediciner, aber keine Psychologen waren. Mein Arzt und andere Männer sagten mir, ich werde mich während dieses Sommers vor strengen und anhaltenden Arbeiten hüten müssen; allein gerade dieses Jahr war eines der beschäftigsten meines Lebens Gleichwohl fühlte ich nie irgend eine Schwäche von diesem Falle, nur empfand ich viele Jahre lang, wenn ich mich auf das linke Ohr legte oder unter demselben eine Mütze festband, einen Schmerz, als wäre ein Knöchelchen gebrochen und dringe stechend in den Gehörgang ein.

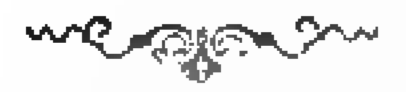
Heinrich Pestalozzi

und

Anna Schulthess.

Von

J. C. Mörikofer.



Vorbemerkung.

Frau Niederer, Pestalozzi's ehemalige Gehülfin, die bekannte Erzieherin, brachte ihre letzten Jahre in Zürich zu und fand bei einer jüngern Freundin liebevolle und aufopfernde Theilnahme und Pflege. Nach ihrem Tode übergaben ihre Verwandten den vorhandenen handschriftlichen Nachlaß als Andenken jener treuen Freundin. Unter demselben befand sich der so viel als vollständige Briefwechsel zwischen Pestalozzi und seiner Braut in den Jahren 1767 bis 1769, leider fast durchweg ohne Datum. Dieser Briefwechsel besteht von Seite Pestalozzi's aus beinahe dreihundert kleinern und größern Blättern, von Seite der Braut aus mehr als zweihunderten. — Was die Briefe Pestalozzi's betrifft, so würde man sich sehr irren, wenn man in diesen feurigen Herzensergießungen des liebenden Jünglings einen großen Gedankenreichthum, oder auch nur die Keime von Pestalozzi's spätern Ideen und Bestrebungen suchen wollte. All sein Sinnen und Denken geht in dem Glück auf, die Einzige und Unvergleichliche gefunden zu haben, und als er in der Erreichung ihres Besitzes Widerstand findet, im unendlichen Schmerz über dieses unbegreifliche Schicksal und im Unmuth über die Menschen, welche seinen Werth nicht besser erkennen. Seine große spätere Lebensaufgabe ruht noch ganz unklar in unbestimmten philanthropischen Vorsätzen, welche sich gelegentlich in sentimental gefärbten Ergüssen kund thun, in der Tiefe seiner Seele. Dagegen scheint die Macht

der Liebe seine Vergangenheit, ihre Erfahrungen und Mißgriffe beinahe ausgelöscht zu haben. Der Umstände im Allgemeinen und des besonderen Ereignisses, wodurch ihm die Aussicht auf eine politische Laufbahn verschlossen wurde, gedenkt er mit keiner Sylbe. Er, der in spätern Jahren sich in Bitterkeit gegen die „gnädigen Herren von Zürich" erging, der im „Agis" seinem Verlangen nach Umgestaltung in Staat und Sitten einen beredten Ausdruck geliehen, — er zeigt von all dem keine Spur: die Liebe hat jeden Stachel gebrochen und jeden unmuthigen Gedanken ausgelöscht; er gedenkt keines Gegners, keines Anstoßes der bestehenden, ihm widerstrebenden Verhältnisse. Merkwürdiger Weise ist keines der damaligen berühmten Zürcher erwähnt, nicht einmal seiner Lehrer und Ermunterer, Bodmer's und Breitinger's, nur vorübergehend Geßner's. Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Bücher sind ihm gar nicht vorhanden, oder er gedenkt ihrer mit geringschätzigem Seitenblick; nur Rousseau's Schriften sollen einst das Evangelium seines Hauses sein. Was neben der Geliebten, der Landwirthschaft und der seligen Zukunft in ländlicher Einsamkeit bei ihm allein noch Raum hat, sind seine Freunde; sie, die treuen Gehülfen und Förderer in Beruf und Liebe, sollen einst die Zeugen seines stillen, häuslichen Glückes sein. Diesen Kreis seiner Gefühle und Absichten erschöpft er in einer bald planmäßig angelegten, Rousseau nachgebildeten Beredsamkeit, bald im feurigen und gemüthvollen Ergusse des Herzens. Als aber der Heirath des einundzwanzigjährigen Jünglings beharrlicher Verzug bereitet ward, da bemächtigte sich seiner eine Unruhe und eine Heftigkeit, deren Ungestüm in den Briefen einen ermüdenden Ausdruck gewinnt. —

Anna Schultheß dagegen bleibt sich in ihren Briefen immer gleich. Sie ist glücklich in dem Reichthum des Geistes und der Tiefe des Gemüthes ihres Geliebten, glücklich in der Aussicht auf ein eigenthümliches geistiges Leben, unbekümmert um dessen Entbehrungen.

Eine ruhige Heiterkeit, ein gemüthvoller Scherz giebt ihren Briefen eine große Anmuth. Wenn der junge Herr sich versteigt oder sentimental wird, so setzt sie ihm in liebevoller Gutherzigkeit und Verständigkeit ihre humoristischen Bedenken auseinander. Richtiger Lebensblick und eine herzensfrische Naivetät geben ihren Briefen ein angenehmeres Gepräge als dasjenige ihres stets in Spannung befindlichen Geliebten. — Wir dürfen indessen nicht wagen, unsere Leser in den unmittelbaren Austausch der Gedanken und Gefühle der Liebenden einzuführen; denn nur der geringste Theil von dem, was sich die Beiden so weitläufig zu sagen hatten, trägt den Stempel der Originalität. Allein von Werth sind die charakteristischen Züge, welche auf die Geschichte von Pestalozzi's Jugendleben ein neues Licht werfen. Von dieser Seite hoffen wir daher mit dieser kleinen Skizze den Freunden Pestalozzi's einen willkommenen Beitrag zur nähern Kenntniß seines Wesens und seines Hauses zu bieten.

Das schwarze Horn.

Das schwarze Horn ist Pestalozzi's Geburtshaus, das südliche Eckhaus an dem kleinen Platze der Stadt Zürich, welcher vom Zunfthaus zum Rüden, dessen obere Räume jetzt dem Museum dienen, den Namen hat Hier verlebte Heinrich Pestalozzi in stiller Abgeschlossenheit, welche er in seinem Schwanengesang so anmuthig beschreibt, seine Jugendjahre. Er hatte seinen früh verstorbenen Vater nicht gekannt, dagegen war er glücklich in der stillen, treuen Liebe seiner Mutter Susanna, geborne Hotz, einer Tochter des Pfarrers Hotz in Höngg. Diese Mutter tritt in Pestalozzi's spätern Aufzeichnungen auf eine auffallende Weise zurück, und doch lebte sie bis in des Sohnes weit vorgerückten Jahre hinein und starb erst im Jahre 1796. In den Briefen an die Braut dagegen wird der Mutter immer und immer wieder in liebevoller Dankbarkeit und Verehrung erwähnt, und er weiß mancherlei Züge anzuführen, welche von einer unbedingten Hingebung und Aufopferung derselben zeugen. Im Vollglück seiner Liebe scheint freilich der Sohn bisweilen der Aufmerksamkeit für seine Mutter vergessen zu haben, wenigstens ist seine Schwester einmal im Falle, ihm ihre Betrübniß darüber auszusprechen. Am Ende der sechsziger Jahre befand sich der zweite Sohn Baptist, nach dem mütterlichen Oheim, dem Chorherrn Ott, also genannt, als Kaufmannslehrling in Frankfurt a. M.

Auch von diesem kommen später Umstände vor, welche beweisen, daß ihm das Glück nicht günstig gewesen. Der jüngern Schwester Barbara, einem schüchternen, auf das Haus sich abschließenden Mädchen, (deren Abgeschlossenheit Anna Schultheß später bedenklich findet, weil sie meint, dieselbe werde auch, wie ihr Bruder Heinrich, „nicht reden lernen"), ward später ein günstigeres Loos bestimmt. Endlich erscheint als Hauptperson im Hause jenes von Pestalozzi selbst mit Ruhm bedeckte Babeli, welches der Mutter nach dem Wunsche des sterbenden Vaters treu zur Seite gestanden. Der alte und gebrechliche Großvater in Höngg nahm viele Zeit und Sorgfalt von Seite der Mutter in Anspruch, daher sie oft daselbst weilte. Das schwarze Horn war ein von der Zürcher Welt unbeachtetes Haus; dagegen sprach der verwandte Dr. Hotz von Richterswell öfters ein. Mit einer nahe verwandten Familie Weber in Leipzig, welche begütert war, bestand ebenfalls eine nähere Gemeinschaft Wenn die Hoffnungen auf Hülfe, welche Pestalozzi auf diese Familie setzte, nicht in Erfüllung gegangen zu sein scheinen, so eröffnete dieselbe dagegen den Weg zur glücklichen Verheirathung der Schwester nach Leipzig. Die Mutter hatte von ihrem Vater ein ordentliches Vermögen zu erwarten, wenigstens rechnet Anna später ihrer eigenen bedenklichen Mutter vor, daß ihr Geliebter einst eben so viel Vermögen bekommen werde, als sie selbst.

Unter diesen Verhältnissen war Heinrich Pestalozzi aufgewachsen, ohne je das Vaterhaus für längere Zeit

verlassen zu haben. Er war zwanzig Jahre alt geworden, ohne zu wissen, welchen Lebensberuf er ergreifen sollte. Der Theologie hatte er den Abschied gegeben, weil ihm die erste Predigt mißglückt war, noch mehr aber darum, weil er mit dem Glauben und der Lehre der Kirche gebrochen hatte. Den Weg zur Beförderung im Staatsdienste hatte er sich selbst verschlossen, weil er eine Klageschrift über die Mißbräuche der Regierung seiner Vaterstadt hatte ausgehen lassen, welche durch den Scharfrichter öffentlich verbrannt worden war.

Pestalozzi's Jugendfreunde.

Während Pestalozzi von einer Befähigung für Beruf und Leben noch fern war, dagegen sich schon durch allerlei Sonderbarkeiten und Mißgriffe bemerklich gemacht hatte, übte er auf seine Altersgenossen eine Anziehungskraft aus, welche der Vorbote einer bedeutenden Zukunft war. Schon im Anfang seiner Korrespondenz mit Anna Schultheß giebt er derselben die Versicherung: „Wenn ich sterbe, so habe ich Freunde, denen ich Dich und einst meine Kinder mit heiterer Ruhe überlasse: Weiß, Schultheß, Klauser, Füßli (Kaspar), Waser, Pfenninger, Wolf, Steinfels sind noch unbekannte Namen, aber in ihnen sehe ich große Hoffnungen, und ihr Leben wird in vielen Absichten eine allgemeine Aufmerksamkeit nach sich ziehen. Diese alle sind mein, wie Füßli und Lavater mein sind, und ich

schenke sie Dir, Du innig geliebte Freundin meines Herzens — sie sollen oft bei uns sein und mit uns die angenehmen Freuden des Landlebens genießen." Weiß scheint der Gesinnungsgenosse Lavater's zu sein, gegen den dieser aber später wegen schwärmerischen Unfugs ein merkwürdiges und charakteristisches Gedicht richtete. Klauser wurde einer der vorzüglichsten Prediger der Stadt Zürich Kaspar Füßli, der durch abwechselnde Schicksale bekannte Landschaftsmaler und Kunsthändler. Wolf, wohl Salomon, der Dichter, von welchem die Psalmenübersetzungen im (ältern) Neuen Zürcher Gesangbuche herrühren. Steinfels ist wahrscheinlich derjenige, welcher als Vikar in Seengen die ergreifenden Nachrichten von der Familie Hallwyl niederschrieb, und namentlich von Frau Franziska von Hallwyl, der mit Heinrich Pestalozzi und seiner Frau innig Befreundeten. Unter diesen Freunden waren die innigsten und vertrautesten Pfenninger, der bekannte Geistesverwandte Lavater's, und J. Georg Schultheß, nachheriger Pfarrer von Winterthur. Dieser „Jörli" war der liebevollste und dienstfertigste Liebesbote des Paares, welcher brüderlich Freud' und Leid theilte Mit Auszeichnung neben den andern Freunden nennt Pestalozzi Lavater und Füßli. Diese Beiden sind um mehrere Jahre ältere, verheirathete Männer, Beide, Jeder in seiner Stellung, bald die hervorragendsten Geister Zürichs Auf Lavater ist schon die öffentliche Aufmerksamkeit in weiterem Kreise gerichtet; J. Heinrich Füßli, als Kunstkenner und Geschichtsforscher mit Winkelmann und Joh. Müller vertraut, gewann als

Buchhändler, Schriftsteller und Staatsmann für Zürich eine große Bedeutung. Die Art und Weise, wie diese Beiden bald für Pestalozzi einstanden, liefert den Beweis, daß dessen geistige Anlagen und Charakter bei ihnen schon früher volle Anerkennung gefunden. Allein früher als diese alle hatte J. Kaspar Bluntschli, ein junger, durch Wissenschaft und Leben gleichmäßig gebildeter Mann, sich der ganzen Seele Pestalozzi's bemächtigt, und einen für das ganze Leben dauernden Einfluß auf ihn ausgeübt. Bluntschli gab unter den freisinnigen Jünglingen des damaligen Zürich, den sogenannten Patrioten, den Ton an, und war noch kühner in seinen philosophischen, auf den christlichen Glauben angewendeten Ansichten. Daß er denselben auch in langer Krankheit und im Tode fest und ruhig treu blieb, machte selbst einem Bodmer Mühe und veranlaßte ihn zum Versuche, durch ein Gedicht die Hoffnung des ewigen Lebens in der Seele des Sterbenden anzufachen. Die besondere Freundschaft, mit welcher Bluntschli Heinrich Pestalozzi auszeichnete, machte diesem sein Andenken und namentlich sein Todbett unvergeßlich; und sowie er den Werth des Rathes fühlte, welchen der Freund ihm gleichsam als Vermächtniß hinterlassen, daß er sich in keine großen, weitaussehenden Unternehmungen einlassen solle, so haftete auch in Folge der freigeistischen Einwirkung Kälte und Zwiespalt in Glaubenssachen tief und unauslöschlich im Herzen Pestalozzi's, wogegen Lavater's Glaube und Leben und selbst der in den Stürmen des Lebens erprobte Glaube der Gattin nur wenig ver-

mochte. — Endlich ergiebt sich aus den Briefen, daß Pestalozzi an den damaligen ausgezeichneten Häuptern in Staat und Kirche, an Bürgermeister Heidegger und Antistes Wirz, entschiedene Gönner hatte.

Anna Schultheß.

Am gleichen Rüdenplatz, unmittelbar neben dem schwarzen Horn, liegt der „Pflug", damals bewohnt vom Kaufmann Pfleger Schultheß, einem wohlwollenden und gutmüthigen Manne, dessen Willen am Ende aber von dem entschiedenern und härtern seiner Frau bestimmt wurde, mit vier Söhnen, Jakob und Kaspar, Heinrich und Leonhard, und einer Tochter Anna. Die Familie Schultheß zum Pflug bildete ein angesehenes, durch Verwandtschaft und Geschäftsverkehr viel besuchtes, in mancherlei auswärtigen Verbindungen stehendes Haus. Anna, das älteste der Kinder, wurde frühe für den Kleinverkehr des Geschäftes in Anspruch genommen, so daß ihr oft Tage lang keine freie Stunde blieb. Dagegen war sie so glücklich, daß die Verbindungen ihres Hauses ihr bisweilen Gelegenheit zu weitern Ausflügen verschafften, sie war in Augsburg, Lindau und Konstanz, in Basel und Chur bekannt, und bewegte sich daher in gebildeten Kreisen und größerer Gesellschaft mit Anmuth und Leichtigkeit. Theils der durch gesellschaftlichen Umgang erweiterte Kreis, theils jene von Bodmer und seinen Schülern auch unter der

Zürcher Frauenwelt angeregte geistige Strebsamkeit hatte in Anna das Verlangen erweckt, der Mühsamkeit und Einförmigkeit ihres bisherigen Geschäftskreises enthoben zu werden. Sie erfüllte zwar ihre Pflicht pünktlich und unverdrossen bis ans Ende; allein sie sehnte sich doch sehr nach Befreiung von der Fessel, welche sie an ihren „Laden" band. Ihre Erscheinung blieb nicht unbemerkt. So weit sich aus Pestalozzi's bewundernden Lobeserhebungen schließen läßt, war Anna hoch und schlank gewachsen (die Geliebte heißt ihn oft „Mein Kleiner"), von „weißer Haut", blühender Gesichtsfarbe und ausdrucksvoller Nase. Es hatte ihr daher bei diesen äußern und innern Eigenschaften an Bewerbern nicht gefehlt; unter andern vernehmen wir, daß sie das Herz eines jungen, wohlhabenden Landmannes gewonnen. Zu eben der Zeit, als ihr Verhältniß zu Pestalozzi lautbar wurde, näherte sich ihr in unverkennbarer Absicht ein in guten Umständen lebender Vetter, der ihr so weit werth war, daß sie um seinetwillen dem Gebrauche des Schnupftabacks entsagt hatte; und ein Geschäftsfreund ihres Vaters in Lyon erbat sich ihre Hand für seinen von ihr freilich nie gesehenen Sohn.

Allein schon hatte ein freundschaftliches Verhältniß eigner Art ihr eine entschiedene Richtung gegeben. Jener von Pestalozzi verehrte Kaspar Bluntschli*) war auch dem Hause Schultheß vertraut und daher mit Anna und ihrem Bruder Kaspar, einem Geistlichen, nahe befreundet.

*) Bluntschli war im Jahr 1742 geboren und starb als Kandidat der Theologie den 24. Mai 1767.

Das vor sich selbst und den Freunden unverhehlte Gefühl, daß Bluntschli den Keim des Todes in sich trug, gab dem Verhältniß zur jungen Freundin eine besondere Innigkeit und Wehmuth, und er scheint bei seinem kalten und trostlosen Blick in die Zukunft auf das Wohlwollen und die Theilnahme des Mädchens einen desto größern Werth gelegt zu haben, wie sich aus einer Reihe kleiner französischer Billets an Anna schließen läßt.

Bluntschli's Todbett.

Die längst gereifte, nun siebenundzwanzigjährige Jungfrau im Pflug mochte bisher ihren wenigstens sechs Jahre jüngern Nachbar im schwarzen Horn sehr ruhig vorbeigehen gesehen haben, den zudem weder seine äußere Erscheinung noch seine geselligen Eigenschaften empfehlen konnten. Gestand doch später Anna in vollem Liebesglück: „Glaube nur, Du hättest der Natur wenig zu danken, wenn sie Dir nicht große schwarze Augen gegeben, die Deine Güte des Herzens, die Größe Deines Geistes, Deine ganze Zärtlichkeit beweisen.“ Zudem hatte sich Pestalozzi sowohl aus Schüchternheit wie aus Grundsatz von Mädchen ferne gehalten. Allein Bluntschli scheint voraus Anna Schultheß und Heinrich Pestalozzi des innigsten Vertrauens gewürdigt zu haben. Er sprach gegen Letztern öfters seine Hochschätzung dieser Freundin aus. Als Bluntschli dem Tode nahe war, sah Pestalozzi Anna

weinend vom sterbenden Freunde kommen. Die gemeinsame Verehrung und die Trauer um dieses theure Leben mußte den Jüngling und die Jungfrau einander näher bringen und in jenem das Verlangen und die Hoffnung erwecken, dieser wenigstens durch sein Mitgefühl einigen Ersatz zu bieten. Pestalozzi schrieb daher seine Empfindungen beim nahen Tode des Freundes nieder, und wagte es, dieses Denkmal unter den bescheidensten Entschuldigungen seiner Nachbarin zu übergeben. Die Jungfrau nahm den Ausdruck der Trauer wohlwollend, dankbar und mit Thränen auf, und freute sich der Uebereinstimmung ihrer gegenseitigen Empfindungen und Gesinnungen. Durch diese gütige Entgegnung gerieth Pestalozzi, welchem in der Mittheilung mit einem jungen Frauenzimmer eine ganz neue Welt aufging, von Freude und Glück außer sich, und bat die neue Freundin, sie möchte ihm eine Stunde schenken, um mit ihr von „Menalk“ (so hieß Bluntschli unter den Eingeweihten) zu reden, indem „diese Unterredung seinem Andenken an Menalk eine Erhabenheit leihen werde, zu der er sich sonst nicht erheben könnte.“

Die gütige Freundin bewilligt ihm diese Bitte. Die Gegenwart der Jungfrau, die Uebereinstimmung der Gefühle und Gesinnungen mit ihr, überwältigten den Jüngling dergestalt, daß er seine Ruhe verlor und nun den Muth faßte, der Freundin zu klagen, wie sein Herz in einen Zustand der Aufregung gerathen, welche „Gefahr für Leib und Seele drohe und ihm zur moralischen Pflicht

mache", sich auszusprechen. Indem nun Pestalozzi vom Zustande seines Herzens Rechenschaft giebt, läßt er sich also vernehmen „Sie wissen, wie ich mit Menalk stand, und Sie werden wohl gedenken, daß er mit mir nicht weniger von Ihnen geredet. Ich ward aufmerksam auf Sie; ich fing an, Sie ziemlich oft zu sehen, meine Hochachtung vermehrte sich täglich Da ich die Verschiedenheit unsers Alters und andere Umstände wohl wußte, glaubte ich Sie ohne alle Gefahr sehen und anstaunen und bewundern zu dürfen; aber ich war ein Kind und kannte die Natur dieser Leidenschaft nicht. Sie wissen den Mittag, da Sie von Menalk zurück kamen: Was glauben Sie da, daß ich in Ihrem Anblick, in Ihren gebrochenen Worten, in Ihren nassen Augen, im Beben Ihrer Lippen und in Ihrer ganzen Verwirrung gelesen? — — — Ich traf Sie bald darauf auf einem Spaziergang wieder an; Sie redeten wieder von Menalk, und am gleichen Abend sah ich Sie wieder. Diese Nacht fing ich an zu seufzen. Ich hatte Menalk's Denkmal schon angefangen; jetzt beschäftigte ich mich mit einem nie gefühlten Vergnügen daran, ich empfand meine Leidenschaft, leugnete sie aber mir selber. Ich gab Ihnen mein Denkmal: ich sah Sie wieder. Die Leidenschaft hatte schon tiefe Wurzeln geschlagen, und zeigte sich mir in ihrer ganzen Stärke. Ich erschrak, ich stritt, sie zu bekämpfen, aber vergeblich: ich hatte kaum Kräfte, mich gegen den nahen Verlust Menalk's zu waffnen. — — — Ich verschloß mich in mein Zimmer, und um die Ursache meiner Unruhe vor Jedermann zu ver-

bergen, sagte ich mich krank. Sie schickten mir damals Ihren liebenswürdigen, unschuldigen Brief, darin Sie mir für das Denkmal Menalk's danken. Denken Sie um Gottes Willen, Theure, zu welcher Zeit er kam. Meine Leidenschaft war Marter, ich wurde wirklich krank. Nachdem ich diesen Zustand einige Tage erduldet, fühlte ich mich verpflichtet zu reden. Ich habe drei Briefe geschrieben und sie wieder zerrissen, den vierten haben Sie empfangen. Angebetete, bin ich nicht zu offenherzig, daß ich Ihnen so frei meine Unbesonnenheiten entdecke, zu einer Zeit, da ich weder Hoffnungen noch Aussichten, nicht einmal Kenntniß Ihrer Umstände hatte?"

Anna Schultheß, überrascht über diese Erklärung, aber erfreut über die Tiefe des Gemüths und den Adel der Gesinnung, welche sich in dem jungen Freunde kund geben, sucht diesen in die Gränzen der Freundschaft zurückzuweisen, und wünscht, daß unter ihnen das gleiche Verhältniß bestehe, wie mit Bluntschli, über welchen sie sich also auszusprechen im Fall ist: „Ich habe ihm Alles zu danken. Da ich bereits auf dem Scheidewege war und vielleicht schon anfing auf Nebenwege zu wanken, mußte ich ihn kennen lernen, mußte ich seine göttliche Tugend kennen und mich nach ihm bilden. Ehe werde ich mich selbst vergessen, ehe ich Menalk vergesse. Seine Reden, die mit so viel Anmuth und Nachdruck begleitet waren, werde ich nie vergessen. Ich that keine Handlung ohne sein Vorwissen, ohne sein Untersuchen. Er war vergnügt, unschuldig, gefällig; wechselweise war er oder ich auf

Mittel bedacht, Nothleidenden beizuspringen. Er war mein Freund! aber niemals mein Liebhaber und bot mir selbes auch niemals an. — — — Da ich einst mit einem geschmackvollen Assortiment von Bändern vor ihn kam, seinen Beifall zu erhalten — „Es ist vollkommen schön, sagte er; aber so lange ihre arme Nachbarsfrau noch ein Thalerstück besser zu gebrauchen weiß, als Sie dies Bandstück, so wären Sie es Ihrer Ehre schuldig" — Da ließ ich Band, da ließ ich Ueberflüssiges " Unter andern Gründen, warum Anna wünscht, daß Pestalozzi auch nur ihr Freund sei, führt sie an: „Wissen Sie wohl, Freund, ich habe noch drei Jahre, so ist mein Lenz dahin!" Dabei kann sie freilich ihre Freude über die Offenheit, womit Pestalozzi sein ganzes Wesen vor ihr entfaltet, nicht zurückhalten: — „so viel Edles, so viel Erhabenes durchdringt meine ganze Seele." Sie berührt selbst seine politische Stellung: „Die Weise, wie Sie dem Vaterland Dienste leisten wollen, zeigten Sie öffentlich Ich billige Alles dieß. Menalk und mein Bruder machten mir diese Sachen begreiflich, und ich untersuchte und machte sie mir eigen. Das hat mir noch kein Liebhaber gethan, und wer weiß, ob dieß mich in meiner Wahl nicht immer unschlüssig gemacht hat, weil selbe es nicht zu thun wußten "

———

Die Entscheidung.

Anna Schultheß fand in Heinrich Pestalozzi einen Jüngling mit all den Eigenschaften, wie solche im Umgang mit Bluntschli das Ideal ihres Lebens geworden, und der sich mit dem ganzen Reichthum eines reinen, zum ersten Male der Liebe sich öffnenden Herzens ihr zu eigen gab. Dieser unerwartete und überraschende Fund machte sie eben so glücklich, wie ihren Geliebten. Allein unter dem Schilde der Freundschaft, deren Bestand für alle Zukunft sie sich nicht mehr nehmen lassen wollte, begann sie nun mit einer Offenheit in der Darlegung ihres Wesens und ihrer Verhältnisse, welche den Geliebten zu einem gleichen Wettstreit liebreicher Ehrlichkeit und unbedingten Vertrauens herausforderte. Jede neue innere Enthüllung war eine neue Kette geistiger Gemeinschaft, und mit steigender Freimüthigkeit waren sie sich gegenseitig immer sicherer und gewisser. Allein bei diesen Geständnissen war die Schärfe des Blicks und der unbefangenen Selbstbeobachtung, so wie die Anmuth schmuckloser und scherzhafter Darstellung überwiegend auf Seite der Jungfrau. Wie schlicht und einfältig sind ihre Bekenntnisse über ihre Empfindlichkeit, ihr heftiges und auffahrendes Wesen, ihre Vorliebe für äußeren Anstand und Zierlichkeit; und wie weiß sie dagegen, wenn er mit der Gefahr allfällig hochfahrender Entschlüsse hervortritt, denselben durch Scherz die Spitze zu brechen. Der bekannte

Brief, worin Pestalozzi seiner Geliebten seine Entschlüsse in Beziehung auf das öffentliche Leben kund thut, fehlt in der Sammlung. Dagegen geht aus den beantworteten, wörtlich angeführten Stellen in Anna's Brief hervor, daß das Original viel weniger markiert und heroisch lautete, daß namentlich der Entschluß, Alles, selbst seine Gattin, seinen patriotischen Bestrebungen zum Opfer zu bringen, aufgestutzt worden zu sein scheint. Jener längst bekannte Brief war jedenfalls das nicht, wofür er ausgegeben wird, nämlich der eigentliche Werbebrief. Sondern als Pestalozzi denselben schrieb und mit einigen Kühnheiten hervortrat, hatte ihm die Geliebte schon das Beispiel gegeben, und daher wußte er, was er wagen durfte. Wie wenig Grund aber die Geliebte zu haben glaubte, über die Kühnheit seiner beabsichtigten Unternehmungen zu erstaunen oder zu erschrecken, beweist der scherzhafte Ton, in welchem sie den wirklichen Brief beantwortet. Dagegen weiß sie mit feinem Blick das wirklich Gefährlichste herauszufinden, welches Pestalozzi nicht berührt hat: „Aber darf ich, schätzbarer Freund, Ihnen etwas sagen, und darf ich mir Ihre Anerbietung ein wenig zu Nutze machen, daß Sie mir nicht übel nehmen wollen, wenn ich gerade heraus rede? Warum schweigen Sie ganz von einem Fehler, der nur Ihnen eigen zu sein scheint — viele übertriebene Projekte?“ Ferner fällt ihr sein Eigensinn auf, den er jedoch nicht an sich kommen lassen will; und es ist ihr nicht recht, daß er sich nicht „angenehm“ zu machen versteht. Pestalozzi giebt darüber folgenden merkwürdigen Aufschluß:

„Es ist ein Fehler, daß ich es nicht bin. Ich bin früh, ach zu früh in eine Laufbahn hineingetreten, der ich noch nicht gewachsen war. Die Jahre meiner Jugend, die dem Vergnügen heilig zu sein schienen, sind mir im Streit mit bösen, recht bösen Menschen vorbeigegangen. Fast wäre ich erlegen. Was wäre ich, wenn Menalk nicht gelebt hätte – in den Tagen, wo die glücklichere Jugend voll munterer Unschuld jedem Vergnügen nachhängt, und Mädchen und Jünglinge sich zu gefallen nach jeder Anmuth gierig haschen: ach! da zankte ich mit grauen Kabalisten und sah kein Mädchen und war nicht munter, ich war nicht glücklich. In dieser Zeit war es nicht möglich, mich ganz zu bilden." Der nächste Brief lautet auch gar nicht von der Art, als wenn Pestalozzi im vorigen großartige Wahrheit und feste Lebensbestrebungen ausgesprochen hätte. Vielmehr nahm er die Gegenbemerkungen der Geliebten mit einiger Beschämung auf und schließt ganz bescheiden: „Wie kann ich die Freude ausdrücken, daß Sie sogar meine verworrenen politischen Seiten kennen und billigen."

Wie unschuldig und allgemein, wie jugendlich sentimental damals noch Pestalozzi's Patriotismus war, vernehmen wir aus dieser weitern Stelle: „Freundin, ich freue mich, daß Sie es für wahr finden, daß die Stadt nicht der Ort zu einer Auferziehung nach unsern Absichten. Entschlossen soll meine Hütte diesem Zusammenfluß des Lasters und des Elends fern sein. In dieser einsamen Hütte soll dann das Vaterland mehr als im Getümmel der Stadt mich beschäftigen. Wenn ich einst auf dem

Land bin und einen Sohn eines Mitbürgers sehe, der eine große Seele verspricht und der kein Brot hat, so führ' ich ihn an meiner Hand und bild' ihn zum Bürger; und er arbeitet und ißt Brot und Milch und ist glücklich. Und wenn der Jüngling eine edle That thut und den Haß seiner menschenfürchtenden Familie auf sich lad't, so soll er bei mir Brot finden, so lange ich habe! Ja mit Lust, Geliebte, tränke ich dann Wasser, und gäbe die Milch, die ich liebe, dem Edlen, daß er sehe, wie ich ihn schütze. Geliebte, dann würde ich Ihnen gefallen, wenn Sie mich so Wasser trinken sähen! Wirklich, Geliebte, wollen wir unsere Bedürfnisse, unsern Mitbürgern zu dienen, so viel einschränken, als Anstand und Geschmack es dulden werden. Wie vieles, Geliebte, könnte ich noch schwatzen von dem Angenehmen dieser Tage, von dem Glück künftiger Kinder, von den angenehmen Ueberraschungen meiner Freunde — aber ich schweige und sage Ihnen nur noch dieses, daß Umstände möglich, die mich in späten Jahren ab diesem Landsitz abrufen: ich werde immer das thun, was ich als ein redlicher Bürger meinem Vaterlande schuldig bin: und, Freundin, Ihnen ist die Erfüllung einer jeden Pflicht angenehm."

Während Pestalozzi so von der Zukunft träumte, galt es indessen die Erledigung eines sehr nahe liegenden Punktes in Betreff seines künftigen Berufes und Lebensunterhaltes. Um die Geliebte zu beruhigen, bedurfte es wenig, da ihr Herz an Pestalozzi's Eigenschaften, sie glücklich zu machen, nicht zweifelte. Allein desto mehr erfor-

derte es, ihre eigene Familie für eine Verbindung günstig zu stimmen. Denn selbst der mit Pestalozzi nahe befreundete Bruder Kaspar, als eine nähere Beziehung zu seiner Schwester unverkennbar war, bemerkte Beiden vernehmbar: „C'est encor un enfant!“ Es hielt jedoch der Schwester nicht schwer, ihren Bruder für den Freund zu gewinnen, so daß er der freundliche Mittler ihrer geheimen Zusammenkünfte und Mittheilungen wurde Endlich wagte Anna, ihrem Freunde das Gelübde ewiger Treue im Gebet vor Gott abzulegen, welches aber die Menschen noch nicht wissen sollen, und bewilligte ihm von nun an das Du. Von Pestalozzi's Hand ist dieser Brief bezeichnet: „den 26. Augst 67.“

Das gegenseitige Verhältniß der Liebenden erhielt durch das Geheimniß, in welches sie sich hüllen mußten, einen höhern Zauber. Da ihre Liebe bei der strengen praktischen Mutter Anna's keine Gnade fand, wurden sie in ihren Zusammenkünften erfinderisch und kühn. Sie fanden sich bisweilen schon am frühsten Morgen zusammen, wenn Pestalozzi zum Großvater nach Höngg wanderte; oder der Mond begleitete sie auf der Straße nach Altstätten. Eine verwandte Frau Heß auf dem Rathhause wußte den Freunden in der Rathsstube ein ungestörtes Asyl zu öffnen, wo sie oft zusammen glücklich waren. Als Pestalozzi sich auf eine längere Abwesenheit gefaßt machen mußte, durfte er im Vertrauen auf den reinen Sinn Beider seiner Geliebten schreiben: „Noch eine Nacht, eine ganze Nacht wollen wir in Wollishofen wachen und weinen, ehe wir

scheiden. Wir wollen, wo wir müssen, unsere Wünsche der Pflicht aufopfern: aber keinen Augenblick, wo wir, ohne diese zu verletzen, uns sehen können, wollen wir versäumen.“ In Wollishofen hatte nämlich die Familie Schultheß ein Landhaus und Gütchen. Jene in unschuldiger Seligkeit verlebten Stunden waren für die Geschiedenen noch lange eine tröstliche Erinnerung.

Als der Sohn endlich der längere Zeit abwesenden, ins Vaterhaus zurückkehrenden Mutter sein Glück eröffnen durfte, berichtet er der Geliebten, gerührt von der Freude der Mutter über ihre künftige Tochter: „Dieß ist die größte Scene, die ich erlebt.“ Und wieder spricht er sein Entzücken aus, als er vom Fenster herab sieht, wie Mutter und Anna, aus der Kirche kommend, vor dem Hause sich gegenseitig still freudig begrüßen.

Pestalozzi's Berufswahl.

Es war ausgemacht, daß Pestalozzi seines künftigen häuslichen Glückes sich auf dem Lande freuen wolle; allein noch ganz unklar lag vor ihm, wie er sich daselbst beschäftigen und seinen Unterhalt erwerben solle. Seines eigenen Ungeschicks bewußt, wollte er auch da seine Zuflucht zu den bewährten Freunden nehmen, wobei ihm die erwünschte Gelegenheit zu Theil ward, die Geliebte zu bitten, ihr Geheimniß diesen Freunden eröffnen zu dürfen. Nachdem dieß geschehen war, durfte er seiner Anna be-

richten: „Meine theuren Freunde Lavater und Füßli billigen alle meine Wünsche und freuen sich meiner Hoffnungen. Wie angenehm war der Anblick dieser sich wundernden Freunde! Wie ängstlich sie sich über die Möglichkeit, meine Absichten erringen zu können, bekümmerten. Lavater wünschet Ihnen Geduld. Als Lavater Füßli sah — Errathe, in welches Mädchen Pestalozzi verliebt ist? — Er rieth's. — So hat es auch den gegeben! Es wird noch mehrere geben von den stoischen Jünglingen! — Füßli rathet mir, keinen Augenblick zu versäumen, den Landbau zu studieren.“ Der rath- und thatkräftige Lavater wußte auch hier Auskunft und empfahl Pestalozzi an den damals berühmten Berner Landwirth Tschiffeli, Ehegerichtschreiber in Bern, welcher in Kirchberg mit gepriesenem Erfolge ein Gut bewirthschaftete.

Man kann sich denken, daß Pestalozzi den schrecklichen Tag der Trennung sich zum Voraus in mancherlei Farben und Scenen ausmalte, allein nicht ermangeln ließ, dahinter eine hoffnungsreiche Zukunft in Aussicht zu stellen. Bevor Pestalozzi sein landwirthschaftliches Lehrjahr antrat, malte der liebevolle Lavater die Bildnisse der beiden Liebenden mit eigener Hand. Auf der Reise nach dem Kanton Bern hält der Getreue das Bild seiner Anna unabläßig in der Hand und erregt bei der Reisegesellschaft eine laut sich kundgebende Heiterkeit.

Am Orte seiner Bestimmung angekommen, schreibt er in der Nacht: „Nun bin ich da, und habe mein Glück über alle Erwartung groß gefunden — die glücklichste

Haushaltung, die Du Dir vorstellen kannst. Tschiffeli ist der beste Vater, der große Landwirth. Ich werde den Feldbau in seiner größten Ausdehnung und in allen Arten ganz lernen; ich werde gewiß unabhängig von der ganzen Welt werden." Dieser erste Eindruck findet im Verfolg seines Aufenthaltes alle Bestätigung, daher Pestalozzi schreiben kann: „Tschiffeli ersetzt mir alle meine Freunde. Ich habe jetzt einen Beruf, der uns reichliche Unterhaltswege zeigen wird, Tschiffeli bereichert sich wirklich mit seinem Landbau sehr. Ich lerne ihn ganz aus dem Grund verstehen und bin der Sicherheit, mich so etablieren zu können, ganz gewiß."

Pestalozzi verlebt also ein glückliches Jahr bei Vater Tschiffeli, macht alle Arbeiten mit, und ist stolz darauf, besuchenden Bekannten sich mit seinem sonnenverbrannten Gesichte und seinen rauhen Händen vorzustellen. Acht herrliche Tage bringt er im Emmenthal bei einem ungenannten Berner „Kleinjogg" zu, mit dem er gleich auf „Du" ist. Allein mitten in dieser Arbeitszeit bot sich ihm die erste Gelegenheit zur Bethätigung seiner rettenden Menschenliebe dar. Er schreibt seiner Braut: „Ich muß morgen eilend auf Biel. Lavater *) ist ein unglücklicher, verlorner Mensch. Ich habe heute eine entsetzliche Nachricht von seinem Bruder erhalten: seine Ausschweifungen bringen ihn noch zur Verzweiflung. Ich bin in der ganzen

*) Wir wissen nicht, ob dieser Lavater ein früh verstorbener Bruder des Pfarrers war.

Welt der Einzige, der etwas über seine Seele vermag. Ich bleibe, so es nöthig, ein, zwei Monate dort: Niemand soll wissen, daß ich in Biel bin, und noch weniger den Grund meines dortigen Aufenthaltes. Es ist ein großes Opfer, das ich meinem Freunde thue; aber eine Gefahr von der Art läßt uns nur nicht überlegen, ob ich nicht dahin muß." Allein bald wird dem Opferwilligen der Aufenthalt in Biel zum Schmerz und zur Qual, weil sein treues Bemühen vergeblich ist.

Unterdessen that sich den Liebenden ein besonderes Glück auf. Anna's Bruder Kaspar, nachmals deutscher Pfarrer in Neuenburg, hatte daselbst eine Braut, und die Schwester benutzte diese Gelegenheit, ihn dahin zu einem längern Aufenthalte zu begleiten. Pestalozzi hatte die Freude, seine Geliebte im Hause Tschiffeli zu empfangen, und war glücklich im Wohlgefallen, welches sie bei den Gliedern dieser Familie fand. So sehr sein Beruf ihn fesselte, so fand er doch Zeit, seiner Braut nach Neuenburg und nach dem Val Travers zu folgen. Anna Schultheß, gewandt im Ausdruck der französischen Sprache und in den französischen Umgangsformen, hätte gar zu gerne mit ihrem geistreichen Geliebten bei den Welschen ebenfalls Ehre eingelegt. Er mußte daher versuchen, sein Licht in französischen Briefen leuchten zu lassen, und noch lieber hätte sie im Kreise ihrer Bekannten seinen französischen Ausdruck vernommen; sie wußte ihm daher das Geschick des unvergeßlichen Bluntschli zu rühmen. Aber der Arme spielte immer und immer wieder eine schlechte Figur, so

daß er endlich verdrießlich erklärte: „Nein, ich rede nicht französisch.“

Was ihm auf französischem Boden nicht gelungen, das sollte er bei seinen deutschen Freunden in Bern wieder gut machen. Anna schreibt ihm daher: „Ich will nicht, daß Du um eines armen Aufzugs willen die Anlässe versäumest, die Freunde in Bern zu sehen. Schaffe Dir ein Kleid nach Deinem Gout an. Ich dächte, die braune Farbe das ganze Kleid gehet Dir am besten. Sorge nicht für die Bezahlung Dieß ist eine Sache, die höchst nothwendig ist; ich erwarte keinen Abschlag.“

Inzwischen war Anna wieder nach Zürich zurückgekehrt, und Pestalozzi's Lehrjahr neigte sich zum Ende. Die Familie Schultheß aber beharrte in ihren Bedenken und in ihrem Unglauben am guten Fortkommen des angehenden Landwirths. Dieser jedoch schwamm im Glück über die Aussichten der Zukunft. Es galt daher die Aufgabe, nicht nur die das Beste hoffende Geliebte, sondern auch ihre Eltern vom Gelingen seiner Unternehmung und seines künftigen Berufes zu überzeugen. In einem ostensiblen Briefe legt er nun weitläufig und anschaulich, alle Umstände erwägend, mit der Beredsamkeit treuer Liebe, seinen Plan auseinander.

Die landwirthschaftlichen Pläne.

Wir theilen den merkwürdigen Brief vollständig mit, zunächst als Bild der sonderbaren, innerlich ausgeklügelten Ansichten Pestalozzi's über die Landwirthschaft, sodann als Muster seiner beschreibenden Darstellung, und endlich als erstes Beispiel jener Reihe verhängnißvoller Täuschungen, in Folge welcher er die Ausgeburt seiner Gedanken nie in fruchtbare Verbindung mit den bestehenden Verhältnissen zu bringen verstand. *)

„Unschätzbare Freundin! Es ist sehr natürlich, daß die allgemeinen Ausdrücke, mit denen ich in meinem letzten Brief von der Sicherheit meines Berufs geredet, nicht genugsam sind, Sie wegen der ganzen Zukunft zu beruhigen. Ich kenne den Grad der Sorgfalt, der in einer Sache von dieser Art erfordert wird, und gewiß ist niemand, der mehr wünscht, nicht unvorsichtig zu handeln, als ich. Nein, Freundin, meine Leidenschaft führt mich nicht dahin, Ihnen und mich Gefahren, deren Folgen auch auf das moralische Leben ich erkenne, bloßzugeben. Ich weiß, daß die Bestreitung meiner Haushaltung für mich unfehlbar sicher sein muß, wenn ich Sie um Ihre Hand bitten darf, wenn Sie glücklich sein sollen; und gewiß, Freundin, würde ich meine Wünsche lieber in meinem

*) In diesem Briefe wie in allen übrigen gebrauchen wir die gewöhnliche Orthographie. Denn die bekannte Orthographie Pestalozzi's war durchaus keine absichtliche Eigenthümlichkeit, sondern bloße Nachlässigkeit. Dagegen ändern wir nichts am Styl.

Herzen unterdrücken, als Ihre Hand, wenn Sie selbige mir auch anbieten würden, annehmen, wenn ich voraussehen würde, daß unsere Verbindung Sie Sorgen und Kummer von dieser Art bloßstellen würde. — Ich will Ihnen zeigen, daß dieses nicht ist; ich will in den ganzen Detail meiner künftigen Einrichtungen eingehen, und Ihnen die Sicherheit eines Etablissements von der Art so deutlich zeigen, als ich es selbst denke· c'est une affaire de calcul, und Sie können rechnen, untersuchen Sie Alles."

„Meine ganze Kultur wird sich auf Garance- und Gartenzucht einschränken. Von dem Abtrag der Grappkultur habe ich jetzt nicht nöthig zu reden. Der Mann, dem ich das ganze Glück der äußern Umstände meines zukünftigen Lebens danke, mein Lehrer und Vater Tschiffeli hat vor einigen Tagen einen Brief an Dr. Sulzer über den Abtrag dieser Kultur geschrieben, welchen ich Ihnen in Abschrift sende.*) Sie sehen daraus, daß Tschiffeli künftiges Jahr 1000 Centner auf 15 Juchart auszumachen gedenkt. Sie kennen den Werth der Wurzel und sehen die ganze Größe der Einträglichkeit dieser Kultur, die nichts als Erfahrung glaubwürdig macht. 16 Monate muß sie wachsen, ehe sie in unserm Land reif ist, sie kann aber übers Jahr bis 40 Monate ohne Gefahr im Boden bleiben. Sie wissen bestimmt, wie groß die Bearbeitungskosten, die bei uns nicht größer, als in Kirchberg; Alles das sagt Ihnen Tschiffeli: ich thue nichts hinzu, als dieses,

*) Auch dieser Brief an eine unbetheiligte dritte Person sollte ein Treffer zu Gunsten Pestalozzi's an die Familie Schultheß seyn.

das Zürichgebiet ist weit besser zu dieser Pflanzung als die Gegend um Kirchberg; die Pflanze fordert ein warmes Klima, die beste wächst in Cypern, und diese Gegend um Kirchberg ist noch weit winterichter als die Gegenden am Zürichsee und an der Limmat, wo ich aus Gründen, die ich Ihnen sagen werde, wohnen muß."

„Ich werde meine Grappkultur im Anfang auf etwa 15 Juchart Land, die ich schlecht kaufe und in einem Jahr in Stand stelle, einschränken Rechnen Sie jetzt den Ankauf von etwa 20 Juchart vernachlässigten Landes, darin ich im Anfang des dritten Jahres einer völligen Grappernte sicher bin, und sagen Sie nun, ob nicht die erste Ernte den Besitzer erhalten und das gekaufte Land bezahlen werde. Nach der ersten Ernte folgt dann die zweite in 16 Monaten und so forthin. Die erste Ernte ist, wo man guten, vorbereiteten Boden kauft, auch im Anfang des zweiten Jahres; wo man aber vernachlässigtes Land kauft, muß man selbiges zuerst mit minder kostbaren Produkten zur Grappkultur vorbereiten. Ich muß also, da ich den Abtrag des Grapps zwei Jahre abwarten muß, diese zwei Jahre auf andern Produkten meinen Unterhalt suchen."

„Den größten Produkt, den man im ersten Jahr ab einem Gut erhalten kann, ist das Jardinage. Dieses giebt seinen Abtrag gerade in dem Jahr, darin man selbiges pflanzet, und wo man Bau aus der Stadt per Schiff haben kann, ist jeder Boden bald in Ordnung gebracht. Sie wissen, wie man das Jardinage in Zürich bezahlt.

Aller der Theure desselben ungeachtet, ist die Kultur davon noch völlig schlecht: man pflanzt nur die gemeinsten Kohlarten, und von diesen weiß man nicht einmal die Arten, so am meisten abtragen. Ich pflanze etliche Juchart Land. Setzen Sie, ich pflanze nur von dem gemeinen Kohl 30,000 Stück. Setzen Sie das Stück à 1½ Schilling und rechnen Sie, was dieß für ein Abtrag im Großen sein müsse Setzen Sie dann noch dazu, daß ich durch eine geschickte Besorgung, durch den neuerfundenen kleinen Gartenpflug Tschiffelis und durch den Gebrauch der besten, in Zürich noch unbekannten Saamenarten, durch den Aufkauf in Zürich noch ganz unbekannter und folglich sehr wohlfeiler Düngungsarten — diese Pflanzen ganz gewiß zu einer außerordentlichen Größe bringen werde. Rechnen Sie, wenn ich jedes Stück Kohl nur 6 oder 3 Heller höher bringe, als man sie sonst kauft, was dieß in so viel tausend für einen Unterschied auf einen jährlichen Abtrag machen müsse. Das ist noch nicht Alles. Berechnen Sie den Abtrag der feinern Gartengewächse, die in Zürich noch Niemand versteht: ich pflanze eben so im Großen Artischocken, Kardiviol, Spargel, Brocoli u. s. w. Setzen Sie z. E. nur eine Juchart Kardiviol. Die Juchart enthält 30,000 Quadrat-Schuhe. Die Pflanze fordert 4 Q.-Sch. zum völligen Wachsthum. Ich pflanze also gegen 8000 Stück auf eine Juchart. Setzen Sie, sie tragen nur gemeine Blumen (da ich doch wegen meiner Einrichtung sicher bin, daß sie ganz außerordentlich groß werden); aber setzen Sie nur gemeine und berechnen Sie den Abtrag,

da deren Besorgung mit aller Sorgfalt und mit allem Bau, so ich darauf kaufen werde, mich nicht über 40 Kronen kommen wird. Von der Spargelkultur, die äußerst abträglich, weiß man in Zürich auch noch nicht viel, und dennoch wird alljahr für viel 100 fl. gekauft, das auf etlichen Mistbeeten von sehr kleiner Etendue kann erzwungen werden. Setzen Sie in der Berechnung des Abtrags des Lands den Werth der feinern und der gemeinen Kohlarten nur so wie es am wohlfeilsten, damit wir die Rechnung in keiner Art nur in den Tag hinein machen. Ich aber verkaufe selbiges nicht zu einer solchen Zeit: ich habe hier die Manier, sowohl das gemeine als das kostbare Jardinage den Winter über in Gruben auf das Frühjahr aufzubehalten, gelernt: Sie wissen selbst, daß es sich dann mit doppeltem Abtrag verkauft. Ich habe hier den Vortheil, einen Gärtner, der dieß alles in Deutschland praktizirt, bei mir zu haben, von dem ich viel Nutzen ziehe."

„Auf diese zwei Kulturen schränke ich mich ganz ein: ich will keine Wiesen, keine Aecker, keine Reben, wenig Vieh, nichts als eine Grappplantage und die Gartenkultur. Ich habe mich hier noch nicht genug ausgedehnt. Diese Abandonnirung der Wiesen und des Viehs ist einer der größten Vortheile der Einrichtung meiner Oekonomie. Zuerst erspare ich dadurch ein Kapital, das den Werth des ganzen Guts, das ich kaufe, übersteigt. Wieswachs ist entsetzlich theuer; und ein Gut ohne Wiesen ist mehr als halb wohlfeiler. Zweitens riskiere ich nichts beim Kauf des Viehs, das sehr kostbar. Drittens brauche ich kein

Heu und kein Stroh, das jährlich eine entsetzliche Depense. Anstatt alles dieses kaufe ich nur Mist, der in der Stadt sehr wohlfeil, und mich, wenn ich Vieh hätte, viel theurer anliegen würde. Zudem sind Hornspäne, Leder, die Schuster und Sattler unbrauchbaren kleinen Lederriemli, wollene Lumpen in Zürich ganz unbekannte Düngungsarten. Der Mangel des Viehs ist bei Garance- und Garten-Kultur gar kein Schaden: da das Land am besten durch Menschen zu diesen Produkten bearbeitet wird. Alles Vieh, so nothwendig, sind etliche kleine Steinesel zu dem kleinen Pflug; und die Bearbeitung eines kleinen Guts von der Art ist nicht kostbarer als die Umarbeitung desselben mit Zugvieh. Das sagt Tschiffeli, der Erfahrung davon hat Den Bau, den ich in ziemlichem Maß brauchen werde, bekomme ich am wohlfeilsten aus der Stadt. Aus diesem Grund muß meine Wohnung an der Limmat oder an dem See sein. Dieß ist auch nothwendig, damit man das Jardinage leicht nach der Stadt führen könne, und wegen der Ausfuhr des Grapps nach Basel &c."

„Das ist der Plan meiner Einrichtung, den ich Tschiffeli danke. Ich will Sie jetzt noch, theure Freundin, über die Möglichkeit der Ausführung desselben beruhigen. Das Land, so ich im Anfang brauche, ist etwas über 20 Juchart. Ich will vernachläßigtes Land kaufen, dieses ist an der Limmat sehr wohlfeil. Ein größeres Gut kaufe ich nur in dem Fall, wo ich sicher bin, das mir Ueberflüssige mit merklichem Vortheil wieder loszukommen. Man kann oft solche Güter kaufen, daß

die besondern Stücke, die man davon wieder verkauft, den Werth des Ganzen bezahlen. Das ist aber ein bloßer Gedanke, und ein Zufall, auf den man nicht zählen kann; und ich werde in keinem Fall einen Kauf, den man Wagstück heißt, versuchen Ich will viel lieber, wenn ich ein kleines vernachläßigtes Gütchen bekommen kann. Der dritte sicherste Weg vor Allem ist dieser: ein Haus mit etwa 20 Juchart Land für 20 und mehr Jahr in Zins zu nehmen; aber dieses hat in andern Absichten seine Schwierigkeiten. Die Umstände, die sich von selbst zeigen, und auf die ich jetzt achten muß, bestimmen allein, welches in einem besondern Fall das Beste: ich werde immer mit Sorgfalt und Bedachtsamkeit handeln "

„In Absicht auf die Summe, ein solches Gütchen zu kaufen, darf ich auf einige meiner Verwandten mit Sicherheit zählen. Weber von Leipzig **(dieß sage ich aber Ihnen allein)** wird mir gewiß an die Hand gehen. Darauf können Sie zählen, daß ich in keinem Fall Ihren Eltern beschwerlich fallen würde: ich bin meiner Unternehmung in allweg so sicher, daß ich des kleinen Vorschusses, den ich nöthig habe, mich ein paar Jahre zu soutenieren, immer gewiß bin. Ich habe Eltern, ich habe Verwandte, ich habe Freunde, die aus dem Detail meiner Unternehmung leicht sehen werden, daß ich mich leicht durch mich selbst erschwingen werde und daß es nur um eine kleine Hülfe von ein paar Jahren zu thun ist."

„Dieß sind meine Haupt-Vues, die ich nach und nach ins Größere ausdehnen werde und a f die ich mich ganz

borniere. Einige kleine Spekulationen ausgenommen, die nicht gar große Besorgung brauchen und keinen Risken haben Eine Spekulation von der Art ist z. E. in einem guten Jahr Obst kaufen und selbiges den Winter über konservieren. Tschiffeli hat hiermit verschiedene Proben gemacht, er kennt die Art, selbiges zu erhalten, vortrefflich: ich jetzt auch. Es ist gewiß, daß man aus Obst, so man in einem wohlfeilen Jahrgang à 100 fl. im Herbst gekauft, im Maien darauf, aus dem, was noch übrig, wenn man die Kunst, es zu erhalten, versteht, weit über 200 fl. einnehmen würde. Dergleichen Arten Commerce hat es auf dem Land, wo fast Niemand den Verstand und die Kunst hat, zu spekulieren, verschiedene. Auch die Ausfuhr von gedörrtem Obst und Kirschwasser nach Italien und etwa nach Holland ist ein Punkt, der oft wichtig ist. Das sind aber Sachen, die nicht auf den Hauptplan meiner Einrichtung hineingehören."

„Sie sehen, Freundin, daß meine ganze Seele in meinen Beruf eingehüllt ist. Es ist den ganzen Tag mein einziger Gedanke, meine einzige Beschäftigung, mich ganz zu dem Beruf, den ich gewählt, tüchtig zu machen. Freundin, ist er nicht voll von großen, fernen Aussichten? und die Gegenwart selbst hat schon alle Reize der Zukunft. Ich bin glücklich, in der Zukunft, wie jetzt: ich danke Gott und meinem Lehrer Tschiffeli. Ich habe Ihnen nun den Plan meines Lebens, den ich so oft mit diesem erhabenen Landwirth überlegt, vorgelegt. Finden Sie, daß ich richtig

urtheile, wenn ich sage, da ich alle meine Kräfte und allen meinen Verstand mit ganzem Eifer auf die sorgfältige Ausübung dieser zwei einfachen Landkulturen wenden werde, glaube ich gewiß zu sein, darin genügsamen Unterhalt für eine Familie, die mäßig auf dem Lande, meistens von dem, was sie selbst pflanzen wird, leben wird, zu finden? Ich und mein Lehrer glauben mehr in diesem Plan zu finden; wir glauben, daß die Simplicität des Plans die Richtigkeit des Urtheils augenscheinlich mache, daß ich nämlich durch die Ausführung desselben nicht nur Unterhalt, sondern Aussichten, meine Familie durch mich selbst in glückliche Umstände zu setzen, gefunden habe. Die Ausdehnung der Gartenkultur sowohl als des Grappcommerce sind in Zürich dermalen infaillible Handlungsspeculationen. Wie angenehm ist es nun, meine Freundin, auf Ihren Befehl Ihnen die glücklichen Aussichten meines Lebens zu zeigen; wie eilte ich, zu schreiben, wenn ich nur in diesem Eilen auch Alles gesagt habe, was Sie meines Glücks in Absicht auf die ganze Zukunft sicher stellen kann. Urtheilen Sie jetzt, Freundin, mit aller Sorgfalt, ob Sie meine Erklärung über diese Sache richtig und heiter finden. Ich weiß, Sie finden, daß die Einsicht und Erfahrung des großen Landwirths Tschiffeli mich in diesem ganzen Plan geleitet. Möchte er Ihnen ganz gefallen, möchten Sie, möchten Ihre geehrtesten Eltern durch denselben ganz beruhigt sein: wie glücklich wäre ich dann. Antworten Sie mir einmal

bald: das weiß ich gewiß, daß Sie sorgfältige Untersuchung und ernsthafte Ueberlegung in diesem Brief nicht verkennen werden: ich weiß, daß Sie finden werden und daß Sie schon wissen, daß ich nicht kindisch genug bin, zu glauben, daß die Liebe den Menschen zu essen gebe. Nein, ich weiß die Pflichten des Hausvaters: ich weiß die Pflichten des Jünglings, der eine Tochter um ihre Hand anfleht; und Sie wissen, daß ich mein Herz, wo es um die Erfüllung einer Pflicht zu thun ist, nicht gewohnt bin einzuschläfern. Nein, wenn mein Kalkul unrichtig, wenn ich finden würde, daß ich nicht im Stande wäre, meine Umstände in Ordnung zu bringen, so ist mein Herz gewiß groß genug, eine Leidenschaft zu bekämpfen, um nicht eine Tochter, die ich liebe und hochachte, unglücklich zu machen. Aber er ist richtig, und ich danke Gott, der mir Tschiffeli gezeigt und mir einen Beruf gezeigt, der das Glück meiner Familie machen wird."

„Ich werde dem Befehl Ihrer geehrtesten Eltern, Ihnen noch nicht zu schreiben, mit allem Gehorsam nachkommen *): ich traure ob diesem Befehl, meine liebe Freundin, von Herzen. Ich weiß wohl, ich bin nicht im Stande, Ihnen im Anfang gewisse Vortheile zu versprechen, die Sie in andern Verbindungen vielleicht haben könnten: aber dennoch sollte Ihnen wohl bei mir sein: wenn schon nicht Reichthum, sollten Sie doch viele, viele Annehmlichkeiten bei mir haben: und gewiß, gewiß würden Ihre Eltern Sie auch glücklich finden, und auch mich lieben.

*) Der Briefwechsel war längst im vollsten Gang.

danken Sie Ihnen tausendmal für die Erlaubniß, uns unter einander zu schreiben. Sie sind gütig — ich bin zufrieden und erwarte die Erlaubniß, mich an Sie zu wenden, mit aller Geduld. Empfehlen Sie mich Ihnen, liebe Freundin, und Ihrem ganzen Hause. Ich verharre mit aller Hochachtung

ganz Ihr

Pestalouz."

Pestalozzi's Landgut.

Pestalozzi kehrte im Sommer 1768 nach Zürich zurück, voll glühenden Verlangens, nun seine Kenntnisse in Anwendung zu bringen. Allein sein Glück leidet eine tiefe Störung, daß die Eltern der Anna Schultheß seinen glänzenden landwirthschaftlichen Aussichten nach wie vor keinen Glauben schenken, von seinen Bewerbungen nichts wissen und ihm den freien Zutritt zu der Geliebten nicht gestatten wollen. Mit doppelter Theilnahme nehmen sich indessen die Freunde des Gekränkten an und verschaffen ihm durch ihre Empfehlung Aussicht auf die pachtweise Uebernahme eines der schönen Güter des Johanniter-Ordens, Bubikon oder Heitersheim. Allein Pestalozzi hofft, daß diese Pläne nicht gerathen, weil er sich auf keinen weitschichtigen Betrieb einlassen will, wobei er bemerkt: „Die Pfaffen werden vor der Ernennung Geschenke fordern, welche ich dann gewiß abschlage."

Unterdessen hat sich die Gelegenheit gezeigt, im schönen Aargau, in der Nähe von Habsburg und Königsfelden, ein wohlfeiles Gut zu kaufen Freudigen Muthes ruft daher Pestalozzi aus: „Mich soll kein filziger Orden beherrschen. Nein, diese Woche noch eile ich nach Gebistorf. Da such' ich mir eine Wohnung' in ihrer Nähe fließen sanft murmelnde Flüsse vorbei.“ Das Birrfeld ist eine weite Ebene, damals unbebaute Schafweide: bescheidener und wohlfeiler hätte sich der junge Landwirth nicht niederlassen können. Gleichwohl nimmt er keinen Anstand, an den Vater der Geliebten zu schreiben: „Ich kann Ihnen mit Ueberzeugung meines Gewissens die vergnügtesten Nachrichten von den schönsten Aussichten für meinen Beruf geben. Ich habe 15 Juchart von gutem Land um 230 fl. gekauft. Sie können hieraus den außerordentlich niedern Werth des Landes und die Leichtigkeit, mit meiner Entreprise zu reußiren, richtig beurtheilen; auch kommt mir der Taglohn nicht über 5 Batzen. Auch dürfen Sie versichert sein, daß Wohnung und alle Einrichtungen sehr anständig, und daß gewiß meine Freundin in keiner Absicht in unangenehme Situationen kommen wird.“ Etwas kleinlaut schrieb er dagegen an Anna: „Ich habe für 40 fl. Haus, Scheune, Stall und Garten gemiethet.“

Er befördert nun seinen Einzug in die neue Heimath. Seine wenigen Habseligkeiten wurden die Limmat hinab und die Reuß hinauf geschifft und nach Mühligen gebracht, — so heißt sein Wohnort. Nun eröffnet sich ein anmuthiger Verkehr, indem Pestalozzi den Rath und die

Hülfe seiner Braut für seine kleinen häuslichen Einrichtungen in Anspruch nimmt, und nicht ermangelt, ihr Vorhänge, Betttücher und selbst einen schönen Spiegel in Aussicht zu stellen. Anna sendet ihm unter der Hand auch allerlei kleine Beiträge zu; und zugleich kann Pestalozzi von den liebevollen Anstrengungen seiner Mutter sprechen: — „Wenn Du ihre Einschränkung siehest und ihre Großmuth und Alles, was sie für uns von Höngg leidet" —. Als jedoch der Einfache und Genügsame allmälig auf seinem Gütchen eingehaust ist, so werden die Farben, in welchen er sein Besitzthum ansieht, immer heller, so daß er folgende zufriedene Beschreibung macht:

„Der Ort meines Aufenthaltes hat gewiß viele Reize. Meine Zimmer alle sind neu, Wände und Dielen gipst: angenehm, zu meinen jetzigen Umständen genugsam. Die Lage geht von der Straße ab, einsam, still. Wir haben in drei Zimmern abwechselnd Abends und Mittags Sonne; alle Morgen ein Gewirre von den schönsten Singvögeln, gerade vor unsern Zimmern. Wasser so reines, daß man behauptet, in zehn Stunden von hier kein so reines zu finden; die gesundeste Luft, die man haben kann. Wir liegen an dem Fuß eines Hügels, etwa von der Höhe des Lindenhofs. Wenn man auf dieser Höhe, so hat man ein ebenes Feld im Aug', dessen Größe sechs Stunden in sich faßt. Waldung, Spaziergänge, Alles sehr angenehm in der Nähe; die Reuß, die zum Transport der Garance außerordentlich wichtig, hart an unserm Dorf; und ein angenehmer Garten an unserm Haus; schattichte

Bäume selbst in unserm Hof; Vieh, Hühner, Enten, Alles in Menge, aber nicht unser. Das ist das Angenehme. Aber noch wichtiger ist die vortheilhafte Lage der Sachen für meine Entreprise, die Leichtigkeit, Wieswachs anzulegen, und die Wohlfeile des besten Bodens, Garance anzupflanzen. Das ganze Dorf, ja die ganze Gegend um mich her ist außerordentlich arm, folglich der Taglohn äußerst nieder. Ich habe in allen Absichten einen großen Vorsprung vor Tschiffeli. Von meinen Nachbarn genieße ich alle mögliche Freundschaft, und meine Sorgen, die ich die ersten Tage meiner Ankunft hatte, sind völlig verschwunden. Es war nur Widerwille gegen einige Vorgesetzte, die meine Parthei nahmen, und nicht gegen mich, daß sie im Anfang mich nicht annehmen wollten. Zwei Tage darnach waren Alle einhellig zufrieden, und ich mußte ihnen für ihre Zufriedenheit einen Trunk bezahlen."

Die nackte Sachlage dieser Verhältnisse war nicht geeignet, Anna's Mutter zu beruhigen, sie fuhr daher in ihrer mütterlichen Besorgniß scharf in die poetischen Vertröstungen hinein, indem sie die Tochter immer wieder erinnerte: „Du giebst keine Bäuerin, bist an Bequemlichkeiten gewöhnt." Allein gegen den zu dürftigen Geschäftsbetrieb wußten auch da wieder die einflußreichen Freunde Rath. Johannes Schultheß, der Verehrer Rousseau's, welchen einst Bodmer unter des St. Gallers Wegelin Geleit an den Genfer Philosophen empfohlen und gleichsam abgeordnet hatte, gewann seinen Vater für den geistreichen

Schüler Rousseau's, welcher seine landwirthschaftlichen Pläne mit der Beredsamkeit des Meisters darzulegen verstand. Das Bankier-Haus Schultheß zum rothen Thurm ging mit Pestalozzi eine Association ein, vermöge welcher dasselbe sich zu einem Einsatze bis auf 15,000 fl. verpflichtete. Allein auch diese unerwartete Beihülfe vermehrte das Zutrauen nicht, da selbst die Braut aus den Vertragsbestimmungen herausrechnen zu können meinte, daß auf den jungen Landwirth nur große Verantwortung und Verpflichtung, aber kein Gewinn falle. Und Pestalozzi selbst mußte gestehen, daß für den Anfang des Haushaltes kaum mehr als ein Jahresüberschuß von etwa 150 fl. in Aussicht stehe. So änderte diese Association in Anna's Familie wieder nichts zu Gunsten der Liebenden.

Pestalozzi aber ertrug seine Einsamkeit in Mühligen immer schwerer und ungeduldiger. Zwar auch hier leistete ihm seine Mutter liebevolle Hülfe und besorgte die Hauseinrichtung. Allein die Hülfsbedürftigkeit des Großvaters in Höngg zog sie immer wieder dort hin. Das alte Babeli, die Magd des Elternhauses, scheint nicht mehr im Fall gewesen zu sein, in die neue Wirthschaft einzugreifen; denn es bleibt in Zürich. Alle aber vereinigten sich in dankbarer Liebe für diese treue Gehülfin des Hauses. Indem die Mutter Babelis rühmend bei Anna gedenkt, fügt sie hinzu: „— Es ist schon 21 Jahre bei mir. Sie können denken, daß es ehrlich sein muß; in der Zeit lernt man einander schon kennen.“ Anna verspricht über diese Getreue an den Geliebten: „Auch das ehrliche Babeli

will ich nicht als Magd, sondern als Freundin ansehen: Deine Empfehlung ist mächtig genug. Unser Beider Hauptsorge soll sein, dieser würdigen Person ein ruhiges Alter zu verschaffen." Und ein ander Mal: „Ich sprach da über eine Stunde mit Babeli. Es ist erstaunend, wie sehr diese Person sorgfältig auf Alles ist und mit Verstand regiert! Wir machten einen Besuch zu Großpapa aus." — Hinwieder ist Anna nach sorgfältiger Auswahl so glücklich, für ihren Geliebten eine Magd zu finden, welche sogleich mit Verstand die Arbeit begann, in der Noth die beste Stütze des Hauses war und bis in späte Jahre unverdrossen aushielt: daher Pestalozzi auch dieser im Schwanengesang ein rührendes Zeugniß der Dankbarkeit niedergelegt hat. Indem Anna die Magd ihrem Freunde empfiehlt, zeichnet sie dieselbe also: „Sie scheint mir bescheiden, verständig, stark, und verspricht allen Fleiß. Sie ist 22 Jahr alt und trägt meinen Ehrennamen. Sie war Braut." Leider wählte Pestalozzi seine männlichen Arbeitsgehülfen nicht mit dieser Besonnenheit und Einsicht. Diese Magd aber begann einen Nebenverdienst in den knappen Haushalt zu bringen, indem sie das Baumwollenspinnen in Angriff nahm, welches Pestalozzi bald auf die armen Leute seiner Umgebung ausdehnte. Dieses Geschäft wurde nun wirklich von der Familie der Braut mit Theilnahme unterstützt: sie lieferte dem sich versuchenden Gewerbsmann einen Theil der zu verarbeitenden Baumwolle, und es handelte sich um die Geschäftsverbindung mit einem der Brüder Schultheß. Mit Freude und Hoffnung

betrieb Pestalozzi diesen neuen Geschäftszweig, freilich ohne Ahnung der Uebelstände seiner Unerfahrenheit und seines Ungeschicks. Diese eifrige Thätigkeit gab jedoch den unkundigen Freunden die besten Aussichten, so daß Georg Schultheß von seinen öftern Besuchen in Mühligen der Braut erfreuliche Berichte brachte, und Pfenninger sagen durfte, sie komme in ein wahres „Paradies".

Alle diese Beruhigungen verscheuchten die Sorgen Anna's, und es öffnete sich ihr heiteres Gemüth dem Verlangen, daß es ihrem künftigen Haushalte an geschmackvoller Einrichtung und anständiger Zierlichkeit nicht fehlen möchte. Sie schreibt daher u. a. an ihren Geliebten: „Ich habe auch noch gehört, mein lieber Herr Pestaluz! Sie seien immer so traurig und unordentlich im Aufputz. Es gehet doch in einer Mühe zu, ordentlich und sauber zu gehen, und der Herr versprach mir solches so oft, und der Herr hat doch auch Gout." Allein der Gute ist darüber keineswegs ungehalten, er anerkennt vielmehr Anna's bessere Eigenschaft und ihren Geschmack, und freut sich ihrer geselligen Gaben mit der Ermunterung: „Ja, mein Kind, bilde Dir nur etwas auf Dein Zulebenwissen ein. Im Ernst, die Lebensart wird einst unsere Familie auch in den Augen der von dem Anstand verblendeten Menschen respektabel machen." Um in dieser Beziehung seiner Geliebten und dem künftigen Ansehen seines Hauses ein Genüge zu thun, sah er sich bei den angesehenen Familien seiner Nachbarschaft um und fand u. a. wohlwollenden Empfang bei Herrn von Effinger auf Wildegg und beim

Hofmeister in Königsfelden, welcher sich des jungen Zürchers besonders annahm, und u. a. einen Bauer, welcher Pestalozzi grob begegnet war, zur Abbitte nöthigte.

Nachdem der junge Landwirth und Geschäftsmann sich nun festgesetzt, hatte er die Freude, seine Braut einige Tage in der Nähe zu haben, indem dieselbe Bekannte in Brugg besuchte. Allein auf Mühligen wagte sie sich nicht: sie fürchtete gewissermaßen einen Besuch daselbst, bevor sie entschieden an diese Heimat gebunden wäre. Auch Pestalozzi selbst wünschte ihren Besuch nicht, weil ihn nach demselben sein Alleinsein um so tiefer geschmerzt hätte. Denn ein längeres Zuwarten war ihm unerträglich, und ein weiteres Zweifeln an seinen Erfolgen nahm er als Ungerechtigkeit und Beleidigung auf. Er verlangte daher immer entschiedener und ungestümer, daß Anna mit dem Elternhause breche und zu ihm komme.

Die Hochzeit.

Um den langen Widerstand der Eltern zu brechen, nahmen Lavater und Füßli sich des Leidenden mit aller Entschiedenheit an; Dr. Hotz und selbst Bürgermeister Heidegger machten die letzten Versuche bei den Eltern. Die Einwilligung war von der Mutter nicht zu erhalten. Nun entschließt sich endlich die Tochter mit schwerem Herzen zum entscheidenden Schritte, welchem sich die Eltern mit Gewalt nicht widersetzen wollen. Sie setzte für den

Bräutigam den Brief auf, welchen er zur Auswirkung ihrer Entlassung aus dem Elternhause schreiben soll, mit beigefügter Bitte um ihre Kleider und einigen Hausrath. In Beziehung auf die Hochzeit wünscht sie in Demuth olgende Anordnungen: „Die Kirche soll Gebistorf sein; dies schickt sich am Besten. Rede noch mit Pfarrer daselbst; und dann gingen wir gerade in unsere liebe Heimath zum Mittag-Essen, und morgen darauf reiseten unsere Gäste wieder ab, deren nebst unserm Jörgli noch einer meiner Brüder vielleicht sein werden.“ Die Hochzeit ging in aller Stille vor sich. Ohne Abschied und ohne Dank holte Pestalozzi seine Anna aus dem Hause ihrer Eltern nach dem Hause seiner Mutter hinüber, man verabfolgte ihr ihre Kleider, ihr Klavier und den „Sparhafen“. Die Mutter entließ die Tochter mit der Warnung: „Du wirst mit Wasser und Brot zufrieden sein müssen.“

Der Hausstand.

Die Anspruchlosigkeit und stille Heiterkeit der jungen Frau, die Treue und der Erfindungsgeist ihres Gatten, und der Reichthum und die Tiefe des Gemüthes Beider schienen das harte Wort der Mutter zu widerlegen. Glücklicher Weise finden sich entschiedene Zeugnisse, daß die Vereinigung ihnen, wenigstens dem Herzen nach, das verhoffte Glück wirklich in vollem Maße gegeben hat. Es liegt bei den Brautbriefen ein Blättchen mit der Ueberschrift:

— „Einige Tage vor meiner Entbindung 1769“ — worin Anna, wofern sie bei der Geburt ihres Kindes sterbe, den Eltern ihren Dank ausspricht und sie um Verzeihung bittet. Wir theilen daraus den Anfang und das Ende mit. „Es wäre mir eine Bürde, die ich mit ins Grab nehmen würde, wenn ich nicht noch einige Zeilen an meine getreuen, liebsten Eltern zurücklassen würde. Diese Zeilen sollen zeugen von dem aufrichtigen Dank, den ich allezeit gegen Euch gehabt; allein niemals so stark und überzeugend empfand ich ihn, als in der Zeit, wo ich mit meinem geliebten Gatten gelebt. Meine lieben Eltern, es ist gewiß, ich habe die glücklichsten Tage in meinem Leben bei ihm genossen.“ — — — „Mit häufigen Thränen nehme ich den zärtlichsten Abschied von Euch, meine herzgeliebten Eltern, — Gott vergelte alle Euere Treue. Lebet mein theures Pfand unserer Liebe, so anbefehle ich es Euch in Euere Liebe — nebst seinem würdigen Vater — nehmet Beide von nun an als die Eurigen auf. — Mein Freund verdient gewiß Euere Liebe — lasset ihm Euern Rath und Hülfe so wenig fehlen, als Ihr gethan hättet, wenn meinen Leib noch kein finsteres Grab bedeckt hätte. Euere dankbare Nanne.“ — In gleicher Absicht richtet sie auch ein Abschiedswort an ihren Gatten, wo es u. a. heißt: „Du hast ein redliches Herz — ach! redlicher als das meine war. Du weißt, wie manchen Kampf ich deswegen hatte. Dieses Herz übergieb Gott ganz und gar, und seinem Sohn, unserm Erlöser, werde von der Gewißheit der evangelischen Verheißungen überzeugt. Du

bist nicht für diese Welt geschaffen, mein Theurer! Laß sie, wenn Du ferner noch beunruhigt werden solltest, und sorge für Deinen unsterblichen Geist."

Durch stilles Dulden und Tragen, Kämpfen und Entbehren rangen sich die Bewohner des „Neuhofs" bis gegen Ende des Jahres 1775 hindurch, indem fortwährend neben der Landwirthschaft das Baumwollen-Spinnen und Weben betrieben wurde Aus anderweitigen Familienpapieren ergiebt sich, daß zu jener Zeit die Schulden Pestalozzi's auf 15,000 Zürich-Gulden herangewachsen waren und ihn daher zu erdrücken drohten. So unwillig die Schwäger Schultheß über Pestalozzi's Unordnung und Unbelehrbarkeit waren, so hatten sie doch wieder theils Mitleiden mit der Noth ihrer Schwester, theils wollten sie, um der Ehre des eigenen Hauses willen, den Schwager nicht fallen lassen. Jakob und Heinrich, jener Arzt, dieser Kaufmann, nahmen es mit dem Geschäftsunkundigen scharf; Kaspar dagegen vermittelte. Die hingebende Frau unterhandelte daher mit den Kreditoren und bewog sie zu einem Accommodement, in Folge dessen sich dieselben mit 36 pCt. begnügen wollten. Das Haus Schultheß zum Pflug und Pestalozzi's treue Mutter halfen dem Schwager und Sohn mit 4000 fl. zur Bezahlung der Kreditoren. Um diesen neuen Verpflichtungen ein Genüge zu thun, begann Pestalozzi seine Armenschule. Auch diese mißlang und die Noth wurde noch größer Mitten in dieser Noth raffte sich Pestalozzi zur Abfassung von Leonhard und Gertrud auf.

Wie ungestört in all diesen Prüfungen die Liebe und der Friede des Hauses blieb, geht aus dem ersten Briefe an den einzigen Sohn hervor, nachdem dieser, dreizehn Jahre alt, das Elternhaus verlassen hatte, und in das Pfeffel'sche Institut versorgt worden war.

„Erster Brief, den 16. Jenner 1783.

„Nun lieber Jaqueli —

Hier hast Du, was wir parat hatten — über acht Tage Mehreres. Wir sind gar nicht unruhig, daß Du fort bist; denn Mama und ich bitten nur Gott, daß Du aller der Güte und Liebe würdig werdest, die Du genießest.

Um Gottes willen, Jaqueli,

Bet und arbeit — sei still, fleißig, bedächtlich, reinlich und gehorsam — gewöhne Dir die Unordnungen und Unanständigkeiten der bäurischen Sitten ab — und lerne in allen Dingen mit Anständigkeit handeln. Du hast jetzt den Anlaß, wie er Dir in Deinem Leben nicht wieder kommen wird, wenn Du diesen nicht nutzest. Aber ich hoffe zu Gott, Du werdest mir das Unglück nicht zuziehen, daß Du diejenigen Menschen mit Ungehorsam betrübst, denen ich und Du so viel zu danken haben.

Mein Kind! Du bist auf Erden mein Alles — um Deinetwillen freut mich mein Leben, um Deinetwillen ist mir jede Arbeit leicht, um Deinetwillen habe ich mehr gelitten, als ich fast habe tragen mögen. Es steht jetzt an Dir, mich zu belohnen, mit Freud und Wonne zu belohnen für Alles, was ich an Dir gethan — oder aber

mein Leben unwiederbringlich elend zu machen. Denn das wird gewiß geschehen, wenn Du nicht mit Eifer und Fleiß Dich zu einem ordentlichen Beruf vorbereiten und zeigen wirst, daß meine Güte und die Schonung, die Du die Zeit Deiner Jugend genossen, nicht vergeblich gewesen, sondern daß Du ein bräverer Junge bist, als diejenigen werden, welche in der Jugend mehr geplagt werden."

Aus den spätern Tagen des Glücks.

Glücklicher Weise haben sich in der gleichen Sammlung auch Brieffragmente von Frau Anna Pestalozzi aus ihres Mannes besser Zeit erhalten. Sie befand sich im Anfang des Jahres 1805 bei den Ihrigen in Zürich, wo sie längere Zeit unwohl gewesen war. Nachdem die Schwäger Pestalozzi in der Noth Hülfe geleistet, scheinen dieselben auf den Neuhof ein aufmerksames Auge gerichtet, und nach der Uebersiedlung Pestalozzi's nach Burgdorf und Ifferten das Gut in unmittelbare Verwaltung genommen zu haben. Denn wir werden aus einem folgenden Briefe sehen, wie Vater Schultheß und sein jüngster Sohn daselbst gestorben. So wurde durch die wohlwollende Theilnahme der Brüder Anna's Pestalozzi im Neuhof eine Altersruhe für seine späteste Zeit aufbewahrt, nachdem der früher unerwartete Ruhm des Schwagers auch für jene eine süße Ermunterung geworden. Niemand aber war dankbarer für diese glückliche Wendung der Dinge als die treue Anna.

Sie schreibt daher in dieser Zeit aus dem Vaterhause: „Hier ist Alles nur gut und sehr freundschaftlich. Aber wir haben nun gut — weil wir nicht mehr von den alten Sachen reden — und die — lasse ich nun gerne liegen.“ Bald darauf versetzt uns Anna in einem zweiten Briefe mitten in ihre Verhältnisse und läßt uns in die unergründliche Tiefe einer Liebe schauen, die Alles trägt, Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet.

— — — „Ich weiß nicht, ob ich die erste bin, die Dir den Tod unsers l. Bruders Leonhard ankündet. — — So ist der, der der Jüngste von uns war, auch vorangegangen, der schwache aber gute Lieny. Es ist eine Beruhigung; und auch hier danken sie uns, daß er noch seine letzten Tage bei uns zugebracht und bei den Gebeinen seines und unsers Vaters ruhet. Custer*) betrug sich ausnehmend sorgsam und liebreich gegen ihn. Er hat gewiß sein Gutes, obschon er ein wunderlicher Heiliger ist. Ach! wer ist nicht eigen — und wer schauet nicht auf sein eigen Interesse — Niemand — als Du, Guter! Wenn man Dir auch nur dafür dankte. Dein letzter Brief ist so müde und traurig, daß ich weinen mußte. — Mit Buß war es mir nicht unerwartet — sein Charakter war nie offen — dankbar aber ist's ja nicht. Ich komme bis jetzt nicht daraus, wie Du es im Institut anfangen willst. Ich sage nur: Sorge auch einmal für Dich selbst und uns und leihe Dein Ohr beiden klagenden Partheien. Nur zuerst thue Alles,

*) Der zweite Gatte von Pestalozzi's Schwiegertochter

damit Dein angefangenes Werk nicht wanke, sondern im Flor bleibe. Kann meine Wenigkeit viel oder wenig leisten, so weist Du, daß ich es für meine erste Pflicht achte. — Und was lebt Gottlieb?*) Küsse mir ihn — was hoffest Du von ihm? Ziehe ihn doch wozu er fähig ist, Lieber! nur zur Ordnung und einem sichern Broterwerb, wäre es eine Handarbeit."

Es ist bekannt, mit welcher Liebe und Verehrung alle Glieder des Institutes an Frau Pestalozzi biengen. So lange ihm dieser klare Verstand, dieser heitere Muth, diese hingebende und fromme Treue zur Seite stand, wich der Segen nicht von seinem Haus und seinem Werk. Sie hatte immer wieder den Frieden Gottes in das stürmende und zweifelnde Herz zurückgeführt, und die Leidenschaft und den Unmuth durch Glauben und Hoffen beschwichtigt. Als Anna starb, da wußte Pestalozzi, daß sein Haus in seinen Grundfesten erschüttert sei. Sein liebster Gang in seinen Kämpfen und Schmerzen war unter die Bäume, wo sie im Grabe ruhte.

*) Der Enkel

Nachwort.

Der Begründer des Zürcherischen Taschenbuches beschäftigte sich noch in seiner letzten Krankheit so angelegentlich mit der Fortsetzung desselben, daß er u. a. dem Verfasser obstehender Skizze den Wunsch zugehen ließ, er möchte noch einen kurzen Lebensabriß Pestalozzi's beifügen. Was dieser aus sich selbst nicht thun zu sollen glaubte, ward ihm durch den Wunsch des theuren Mannes zur Pflicht, und somit versucht er, dem Gedächtniß eines Theils der Leser mit einer Uebersicht der wichtigsten Punkte aus dem Leben Pestalozzi's zu Hülfe zu kommen.

Joh. Heinrich Pestalozzi war in Zürich geboren den 12. Juni 1746. Der früh verwittweten, besorgten Mutter half das treue Babeli in der häuslich ehrbaren Erziehung der Kinder. Da der Verwandten in der Stadt wenige waren, so wuchsen die Kinder in großer Zurückgezogenheit auf, was den ältern Knaben Heinrich bei seiner in sich gekehrten Art um so mehr scheu und unbeholfen machte, daher die Knaben ihm den Uebernamen „Heiri Wunderli von Thorliken“ anhängten. Indem die Mutter einer angesehenen Familie vom See angehörte, welche darum die Zurücksetzung der Landbevölkerung von Seite der Stadt um so tiefer empfand, schloß der oft in Richtersweil sich aufhaltende junge Pestalozzi mit seinen Sympathien sich dem Lande an und sog so frühe eine tiefe Abneigung gegen die Vorrechte der Stadt ein. Diese mehrte sich, als der heranreifende Jüngling in Wort und Schrift eine glühende Freiheitsliebe kund that und darum schon frühe Anstoß gab

und von oben herab als verdächtig angesehen wurde. Wohlwollenden ältern Freunden that es leid, daß sich der Jüngling gleich anfangs die Wahl des Berufes, da alle seine Wünsche auf Wirksamkeit im Staat giengen, erschwerte und sich die politische Laufbahn bald völlig verschloß. Daß des sterbenden Freundes Wort die Mahnungen der ältern Gönner bestätigte, war wohl der Grund, daß der Jüngling in dem neuen Lebensstadium, womit sich unsere Erzählung befaßte, mit politischen Gedanken so zurückhaltend war. Im Sommer des Jahres 1768 bezog er sein Gütchen im Aargau. Den 24. Juni 1769 führte er seine junge Frau in sein ländliches Haus ein. Der anfängliche Anschein seines Gelingens in der Landwirthschaft veranlaßte ihn zu weiterem Ankauf wohlfeiler Aecker und zum Bau eines theuren Hauses, seines „Neuhofs." Bekanntes Ungeschick, wozu ein Geschäftsführer kam, dem er sich zu sehr anvertraute, führte ihn nach wenigen Jahren an den Rand des Verderbens. Aus diesem sollte ihn ein neues Projekt, die Armenschule, retten. Allein so treu und tief und unermüdlich die Liebe war, die er für diese herrliche Schöpfung einsetzte, und so freudig edle Menschenfreunde dieses Unternehmen begrüßten und unterstützten, so machte doch die Ueberzahl der zur Mithülfe heibeigezogenen Leute den ökonomischen Erfolg unmöglich, und das hoffnungsreich Begonnene nahm bald wieder ein trauriges Ende.

Von der Welt als ein unbrauchbarer Träumer verachtet, von wenigen Freunden erkannt, und nur von seiner Anna unwandelbar geliebt, giengen ihm mehrere Jahre unglücklich in Schmerz und Unruhe dahin, bis J. Caspar Füßli ihn im Jahre 1781 zur Abfassung von „Lienhard und Gertrud" veranlaßte, welches der Basler Iselin ins Publikum einführte. Mit freudigem Erstaunen begrüßte sein Vaterland und so weit die deutsche Zunge reicht, dieses Buch und seine das Volk mit wunderbarer Liebe umfas-

senden Gedanken. Pestalozzi's Name wurde fortan mit Ehren genannt und es eröffneten sich ihm neue, glänzende Aussichten. Allein er war der Alte, wenn es galt, seine Entwürfe irgendwo ins Leben einzuführen. Es giengen zwanzig Jahre eines kümmerlichen Daseins dahin, welche er auf seinem geliebten, aber unfruchtbaren Neuhof verlebte, der seiner kleinen Haushaltung nicht den nöthigen Unterhalt bot, so daß die treue Anna oft lange Zeit von ihm entfernt bei Verwandten und Freunden zubringen mußte.

Endlich schien mit der französischen Revolution die Zeit gekommen zu sein, wo dem warmen Volks- und Freiheitsfreund mit seinen Ideen für die Gestaltung der Zukunft sich eine neue Laufbahn erschließen sollte. Was man von ihm erwartete, ist daraus zu ersehen, daß die französische Nation ihm das Bürgerrecht schenkte und ihn zur Mitarbeit für die Volkserziehung nach Paris rief. Er traute diesem Ruf und sich selber nicht; aber dem neu zu gestaltenden Vaterlande hätte er gerne sein Leben gewidmet. Die Freunde der Freiheit mißbrauchten den edeln Schwärmer und veranlaßten ihn zu politischen Kundgebungen, welche die Anhänger der alten Schweiz empörten, die Freunde betrübten, und den Parteigenossen die Möglichkeit benahmen, ihm ein öffentliches Amt zu verschaffen. An der Gränze des Greisenalters der letzten Hoffnung beraubt, thätig in die Begründung und Entwicklung eines neuen Staats- und Volkslebens einzugreifen, richtete sich Pestalozzi aus tiefster Erniedrigung erst jetzt an dem Gedanken auf: „Ich will Schulmeister werden!“

Dieser Entschluß führte ihn im Jahre 1798 in die Mitte der Waisen von Stanz, deren Eltern im Kampf für ihr Vaterland gegen die Franzosen gefallen waren. Bald verscheuchten ihn die Franzosen wieder von seinen Kindern weg; aber das selige Gefühl, das seine Seele erfüllte, während er als Vater und Erzieher diese armen Kinder um sich versammelt hatte, gab nun seinem ganzen

künftigen Leben Kraft und Freudigkeit Nun war es ihm nicht zu wenig, in einer Hintersassenschule in Burgdorf mit dem niedrigsten Schuldienste von vorn anzufangen. Pestalozzi war hier und sein ganzes Leben lang ein ungeschickter Lehrer. Aber sein heiliger Eifer, seine aufopfernde Liebe und die seelenvolle Wehmuth, die in seinem Wesen lag, fesselte die Kinder an den häßlichen und unordentlichen Mann. In dieser Winkelschule erkannte ein tieferes Auge den Werth des Mannes in diesem neuen Beruf, und die Begeisterung, mit der Pestalozzi von der neu zu gründenden Volksschule sprach, machte ihn schnell zum Manne des öffentlichen Vertrauens. Mit der Beihülfe treuer und hingebender Mitarbeiter gelang ihm die Gründung eines Instituts im Schlosse zu Burgdorf im Jahre 1800. Der in der Anstalt waltende Geist der Liebe und der Eintracht erweckte das Erstaunen und Entzücken der Besucher, und die helvetische Regierung erklärte das Institut als eine öffentliche Nationalanstalt. Im Jahre 1804 siedelte das Institut nach Ifferten hinüber und gelangte bald zu europäischem Rufe — Frau Pestalozzi, durch langes Mißgeschick verschüchtert, an äußere Bethätigung und energisches Eingreifen nie gewöhnt, nahm an den pädagogischen Bestrebungen wenig Antheil. Während Pestalozzi's Aufenthalt in Burgdorf war sie ferne. In Ifferten lebte sie zurückgezogen auf ihrem Zimmer; aber sie stand in ihrer Würde und heitern Milde bei Jedermann in hohem Ansehen, und an ihren Tisch geladen zu werden, rechneten sich Lehrer wie Zöglinge zur besondern Ehre an. Dagegen die Frau des früh verstorbenen Sohnes, die nachherige Frau Custer, durch Leiden gestärkt und gereift, griff kräftig ein und unterzog sich als liebende Tochter allen Sorgen und Mühen des Haushaltes.

Der Mann, welcher weder gehörig deutsch noch französisch sprach, keine Zeile orthographisch schrieb, in keinem Fache schulgerechten Unterricht ertheilen konnte, mit allem wissenschaftlichen

Studium und zunächst mit der Pädagogik früherer Zeit ganz unbekannt war, bildete gleichwohl durch die Großartigkeit seines Geistes und seiner Gesinnung, durch die heilige Glut seines Eifers und durch den Zauber einer sich selbst vergessenden Liebe — den Mittelpunkt einer Anstalt, wo eine Elite edler Menschen und geistiger, durch spätere bedeutende Leistungen bewährter Kräfte sich um ihn schaarte, und wo aus allen europäischen Ländern und selbst aus fernen Welttheilen Zöglinge durch den Ruhm seines Namens herbeiströmten. Mit geheimer Besorgniß schaute indessen Frau Pestalozzi von ihrem stillen Thurmstübchen in diese bewegte Welt und ihr mannigfaltiges Getriebe hinein, und sie konnte sich der Zweifel und Einwürfe gegen ihren Gatten, bald im Scherz und bald im Ernste, nicht erwehren. Allein sie war es vorzüglich, welche durch eine gewisse stille Hoheit die Eintracht unter den gährenden Geistern aufrecht erhielt. Nach ihrem im Jahr 1815 erfolgten Tode brach dann der lange verhaltene Zwiespalt desto heftiger und unhaltbarer los und bereitete dem edeln Greise traurige Jahre und dem Institut den Untergang.

Pestalozzi selbst fühlte den Zerfall seiner Schöpfung weniger, weil er in den letzten Jahren alle Liebe und Kraft auf die Gründung einer Armenschule gewendet hatte. Leider entsprach auch diese eben so wenig seinem eigenen Vorbilde als den öffentlichen Erwartungen und löste sich auf.

Erschüttert von so vielen gescheiterten Versuchen und gebeugt von der Menge schmerzlicher Erfahrungen kehrte Pestalozzi im Jahre 1825 auf den Neuhof zurück; allein auch jetzt noch voll unerschöpflicher Liebe und großer Gedanken zum Besten der Menschheit. Seine letzte Kraft an Gut und Geist wollte er einer auf seinem Besitzthum zu gründenden Anstalt widmen. Sein „Schwanengesang“ ist der Beweis seiner Geistesfrische im höchsten Alter.

Er starb den 15. Hornung 1827 und ruht unter einem bescheidenen Denkmal auf dem Kirchhofe zu Birr.

Sein hundertjähriges Geburtsfest im Jahre 1846 wurde in der Schweiz und in Deutschland in einer Ausdehnung und mit einer Theilnahme als wahres Volksfest begangen, daß darin ein Zeugniß für die Größe des Mannes und die nachhaltige Wirksamkeit seiner Bestrebungen liegt.

Die Zürcherische Kirche

zur Zeit

der Helvetischen Republik.

Von

G. Finsler.



An der Spitze der Zürcherischen Kirche stand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der — oder wie man gewöhnlich zu sagen pflegte das — Examinatorkonvent, die Herren Examinatoren beider Stände. Zur Zeit der Reformation war ein kleiner Examinatorkonvent, bestehend aus zwei Rathsherren, zwei Pfarrern und zwei Professoren zur Prüfung der für eine vakante Pfründe sich anmeldenden Kandidaten und zur Bildung eines Wahlvorschlages zu Handen der Regierung aufgestellt worden. Neben diesem Konvente, in welchem der oberste Pfarrer (Antistes) den Vorsitz führte, bildete die Stadtgeistlichkeit, etwa auch mit Zuzug anderer Pfarrer, eine Art Kirchenrath, indem sie bald als Organ der Synode dem Rathe die Begehren und Beschwerden der letzteren vortrug, bald auf Begehren des Rathes selbst demselben ihr Gutachten einreichte. Bisweilen war es auch der Antistes allein, welcher in dergleichen Angelegenheiten im Namen der Geistlichkeit handelte Nach und nach entwickelte sich aus diesen verschiedenen Elementen eine ständige Behörde unter dem Namen Examinatorkonvent. Dieser Konvent nahm (seit 1628) ganz die Stellung eines Kirchenrathes ein. Er prüfte und ordinierte die Kandidaten und machte für vakante Pfarrpfründen dem Kleinen

Rathe Vorschläge. Er war überhaupt die vorberathende Behörde des Rathes in allen kirchlichen Angelegenheiten, und beaufsichtigte die Pfarrer und Kandidaten in ihren Funktionen und ihrem Wandel. Außerdem stand ihm die Oberaufsicht über die Landschulen und die Wahl der Landschullehrer zu. Die Komposition des Examinatorkonventes entsprach ganz dem städtisch-aristokratischen Charakter des politischen Regimentes. Unter dem Präsidium des Antistes bestand er aus je zwei Mitgliedern des Kleinen und des Großen Rathes und aus den Mitgliedern des Stifts zum Großen Münster, d. h. dem Verwalter des Stifts, den beiden Archidiakonen, den beiden Professoren der Theologie, den Professoren der Philosophie, der griechischen Sprache und der Physik, ferner dem Ludimoderator (Rektor) des Karolinums und dem Pfarrer an der Predigerkirche. Außer diesen waren noch die Pfarrer bei St. Peter und am Fraumünster und der Inspektor des Kollegiums der Alumnen Beisitzer.

Neben dem Examinatorkonvent stand die Synode, deren Bedeutung aber eine sehr geringe war. Seitdem die gegenseitige Censur zu einer bloßen Form geworden war, beschränkte sich ihre Thätigkeit fast ausschließlich darauf, daß sie die in der Synodalproposition zur Sprache gebrachten Wünsche und Beschwerden behandelte und sie der Regierung „zu näherer Erdaurung und Remedur" überwies.

Wenige Jahre vor dem Ausbruch der Revolution war der damalige Diakon Heß zum Antistes gewählt worden,

ein Mann, der wie Keiner sonst geeignet war, in den stürmischen Zeiten, die jetzt hereinbrachen, das Steuer der kirchlichen Angelegenheiten zu führen. Mit einer seltenen Ruhe verband er eine Festigkeit, die sich durch nichts einschüchtern ließ. Nie gab er sich eine Blöße, indem er sich zu falschem Eifer hätte hinreißen lassen; das Maßvolle seines ganzen Wirkens sicherte ihm auch die Achtung der Gegner. Wie er während des Bombardements von Zürich ruhig an einer wissenschaftlichen Arbeit fortschrieb, so gieng er durch die ganze Revolution hindurch seinen ruhigen, gemessenen Gang; und wie jene Eigenschaften ihn selbst vor persönlicher Anfeindung fast gänzlich bewahrten, so setzten sie ihn auch in den Stand, der Kirche alle diejenigen Dienste zu leisten, deren sie in einer solchen Zeit bedurfte. Unter seiner Leitung nahm denn auch der Examinatorkonvent in dieser Zeit eine Stellung ein, der Niemand seine Anerkennung wird versagen können.

Gleich beim Beginn der Revolution erhob sich in manchen Gemeinden ein Sturm gegen die Geistlichen. Der großen Mehrzahl nach Stadtbürger, durch Gesinnung nicht nur, sondern auch durch die ganze bisherige Stellung des geistlichen Amtes zu dem politischen Regimente mit der alten Ordnung der Dinge eng verbunden, waren sie begreiflicher Weise in einer sehr schwierigen Lage Die Leiter der Revolution in den Kantonen wie in den Gemeinden betrachteten jetzt vielfach die religiösen und kirchlichen Ordnungen als etwas, das mit der bisherigen politischen Ordnung gefallen sei, und hielten sich für vollkommen

berechtigt, die Geistlichen, soweit sie sich nicht unbedingt zu Lobrednern des Neuen hergaben, zu verfolgen. Herrschte früher in kirchlichen Dingen vielfach ein gesetzliches, äußeres Wesen vor, so hatte jetzt an manchen Orten die reine Willkür die Oberhand: die äußere Gesetzlichkeit hatte in Zügellosigkeit umgeschlagen. Nicht wenig trug dazu auch die Art bei, wie sich die Verfassung der helvetischen Republik über die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten aussprach. Die Gewissensfreiheit war in derselben für uneingeschränkt erklärt, „jedoch muß die öffentliche Aeußerung von Religionsmeinungen die Eintracht und Ruhe nicht stören. Jede Art von Gottesdienst ist erlaubt, wenn er die öffentliche Ordnung nicht stört und nicht Herrschaft oder Vorzug verlangt. Jeder Gottesdienst steht unter der Aufsicht der Polizei, welche das Recht hat, sich die Lehren und Pflichten, welche gepredigt werden, vorlegen zu lassen." Wie unendlich leicht konnte da jeder Dorfagent, jede Municipalität als Repräsentant der „Polizei" irgend eine mißbeliebige Aeußerung eines Pfarrers als Störung der öffentlichen Ordnung erklären und den Pfarrer zur Verantwortung ziehen; wie leicht ließ sich aus diesen Bestimmungen die gänzliche Unterordnung des geistlichen Amtes unter die Polizei oder doch unter die politische Gewalt ableiten, um so mehr, als die Geistlichen durch die Verfassung aller bürgerlichen Rechte beraubt waren. Dazu kam, daß die höchsten helvetischen Behörden in den kirchlichen Dingen mehr nach der Eingebung des Augenblicks als nach bestimmten Principien handelten, im Ganzen

aber der Kirche und ihren Dienern sich höchst ungünstig zeigten und die letztern durch die einfache Aufhebung der Zehnten auch ökonomisch in eine wahrhaft verzweifelte Lage versetzten. Allerdings fehlte es auch manchen Geistlichen an Takt und Klugheit; aber ist es sich zu verwundern, daß in einer solchen Zeit nicht jeder seiner Aufgabe gewachsen war? Es handelte sich ja im Grunde für sie nicht darum, sich in eine neue Stellung zu finden, sondern sich erst wieder eine Stellung zu machen. Ein ähnliches Loos wie die Geistlichen hatten an vielen Orten auch die Lehrer. Wo irgend eine alte oder neue Klage war, da sollten Geistliche und Lehrer sofort das Feld räumen; die Gemeinden wollten die Souveränität nicht bloß theoretisch verstanden wissen.

Jetzt schon zeigte der Examinatorkonvent weise Mäßigung. Zwar wünschte er, daß die Dekane im Thurgau, welche wegen der Schwierigkeit der Situation die Visitationen einstellen wollten, dieselben in den minder schwierigen Gemeinden abhalten, damit die Episkopalrechte Zürichs im Thurgau gewahrt bleiben; aber schon im März des Jahres 1798, als von einem Zürcherischen Dekane ein gleiches Begehren an den Konvent gelangte, wurden die Visitationen überhaupt eingestellt. Indessen ließ man es bei dem Aufgeben bisheriger Ordnungen nicht bewenden; man suchte im Gegentheil die Volkssouveränität in kirchlichen Dingen in ein geordnetes Geleise zu leiten. Anfangs April schlug der Konvent der Kantonsversammlung, welche ihm zur Berathung des fraglichen Gegenstandes

zwei ihrer Mitglieder beigegeben hatte, vor: es solle den Gemeinden das Recht, ihre Geistlichen aus Stadt- und Landbürgern zu wählen, eingeräumt werden, so zwar, daß der Konvent denselben einen sechs- bis achtfachen Wahlvorschlag mache, oder die auf die Stelle sich Anmeldenden wenigstens ein Zeugniß des Konventes vorweisen sollen. Klagen gegen fehlbare Geistliche sollen bei dem Konvente angebracht werden, damit die Gemeinden in Zukunft ihre Geistlichen nicht mehr ohne Weiteres entlassen.

Inzwischen trat die neue Verfassung der Helvetischen Republik (vom 12. April 1798) in Kraft, und in Folge derselben übernahm die Verwaltungskammer die Regierung des Kantons. Von Prüfung und Einführung jener so überaus zweckmäßigen Vorschläge war jetzt keine Rede mehr. Die Unordnungen in den Gemeinden wurden immer ärger. Mehrere Geistliche wurden genöthigt, ihre Entlassung zu nehmen. Thaten sie es nicht sofort, so sahen sie sich in endlose Streitigkeiten mit ihren Gemeinden verwickelt. So gieng es dem Pfarrer von Thalweil, dem man unter Anderm den Vorwurf machte, er habe neun Sonntage nach einander in der Kinderlehre die Kinder des ins Zuchthaus gesetzten Distriktsstatthalters gefragt: Was hat denn der Mensch seiner Sünden halber zu erwarten? — was doch in dieser Weise kaum glaublich ist. Trotz aller Ausgleichungsversuche des Examinatorkonventes mußte der Pfarrer zuletzt seine Resignation erklären. Nur selten gelang es einem Geistlichen, sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen so zu rechtfertigen, daß man ihn nachher

wieder in Ruhe ließ. Auf dem Gebiete der Schule gieng es fast noch schlimmer zu. Willkürlich wurden Lehrer abgesetzt und andere an ihre Stelle gewählt, sei es, daß die Gewählten gar keine Prüfung bestanden oder daß die Gemeinden selbst eine solche mit ihnen vorgenommen hatten. Auch einige Pfarrwahlen wurden ohne alle Formalität durch Akklamation vorgenommen und von der Verwaltungskammer genehmigt.

Ueber alle diese Vorfälle beklagte sich der Examinatorkonvent bei der Verwaltungskammer und begehrte Abhülfe. Die Kammer erwiederte: sie mißbillige die Irregularitäten, allein im gegenwärtigen Augenblicke habe sie nicht energisch einschreiten können; Gährung und Spannung würden durch solches Einschreiten nur vermehrt werden und man müsse Alles thun, um sie zu verhüten.

Eine förmliche Anarchie in Sachen der Kirche und Schule wollte übrigens auch die Verwaltungskammer nicht. Sie bestätigte vielmehr den Examinatorkonvent in allen seinen Funktionen, bis der Gesetzgeber eine neue Einrichtung getroffen habe — unter Belobung der Treue, Erfahrung und Sachkenntniß, die der Konvent an den Tag gelegt habe. Dem Konvente sollten zwei Mitglieder der Verwaltungskammer beigeordnet werden, um seinen Beschlüssen den gebührenden Nachdruck zu sichern. Betreffend die Pfarrwahlen wurde folgender Modus aufgestellt: Der Examinatorkonvent macht einen sechsfachen Vorschlag mit Berücksichtigung der Wünsche der Gemeinden, aber ohne Rücksicht darauf, ob die sich Meldenden

Kantonsbürger seien oder nicht; die Verwaltungskammer verfügt sodann, wann die Probepredigten gehalten werden und die Wahl durch die Gemeinde stattfinden soll. Schulmeisterwahlen sollen ohne Vorschlag stattfinden, aber nur solche Aspiranten wahlfähig sein, die der Konvent zuvor geprüft habe. Der Justizminister der helvetischen Regierung in Aarau, dem die Verwaltungskammer diese Verfügungen zur Genehmigung vorlegte, ertheilte diese Genehmigung im Allgemeinen, gab jedoch auf die Frage betreffend Anordnung der Pfarrer- und Lehrerwahlen keine Antwort; dagegen wurde manchen einzelnen Gemeinden, die sich an die Regierung in Aarau wandten, von derselben ganz freie Wahl gestattet.

Der Examinatorkonvent seinerseits wurde nicht müde, gegen die immer neuen Willkürlichkeiten, welche sich die Gemeinden herausnahmen, den Schutz der Verwaltungskammer anzurufen; aber unerwartet schien seine eigene Stunde geschlagen zu haben. Am 28. Juni 1798 verfügte das Vollziehungsdirektorium, daß die kantonalen Administrationskammern vorläufig an die Stelle derjenigen Gewalten treten sollten, welche bei der alten Ordnung der Dinge der Kirchenpolizei vorgesetzt waren, und daß ihnen demgemäß auch die Aufsicht über die Geistlichen und ihre Verrichtungen übertragen sei. Die Wiederbesetzung von Pfründen soll nach Form der in jedem Kanton bestehenden Gesetze oder alten Gebräuche statthaben, und die Verwaltungskammern sollen auch in diesem Betracht an die Stelle der vormaligen Gewalten treten. Es war in der That zu

begreifen, daß die Verwaltungskammer in Zürich im Hinblick auf den oben angeführten Verfassungsartikel und bei ihrer immer mehr zu Tage tretenden Neigung, auch die kirchliche Gewalt zu üben, glaubte, durch diese Verordnung sei der Examinatorkonvent als kirchliche Oberbehörde aufgehoben und es bleibe ihm nur noch die Prüfung der Schulmeister. Sie fragte daher sofort in Aarau an, ob diese Auslegung die richtige sei, und wer in diesem Falle die Vorschläge bei Pfarrwahlen zu machen habe. Gleichzeitig und ohne die Antwort abzuwarten forderte sie mit Hinweisung auf das Dekret den Examinatorkonvent auf, die Weisungen und Gutachten, die er gegen die eingerissenen Mißbräuche in Bereitschaft habe, ihr zu übersenden, da sie jetzt an seine Stelle getreten sei. Aber der Examinatorkonvent ließ sich nicht einschüchtern. Er reklamierte bei der Verwaltungskammer, welche etwas gereizt erwiederte, sie habe ja beim Minister bloß angefragt, wie das Dekret zu verstehen sei — und wendete sich zugleich mit einer Beschwerde nach Aarau.

Offenbar geschah es durch Stapfer's, des Ministers der Künste und Wissenschaften, Einfluß, daß das Direktorium unterm 26. Juli eine Auslegung des Dekretes gab, welche einer Zurücknahme desselben ziemlich gleich kam. Den Verwaltungskammern wurde aufgetragen, daß sie die akademischen und Kirchenräthe einladen sollten, ihre Funktionen unter der Oberaufsicht der Verwaltungskammern vorläufig fortzusetzen. Die letzteren sollten einen Kommissär aus ihrer Mitte ernennen, welcher den Verhandlungen jener

Behörden beiwohne, damit dieselben die Grenzen ihrer Aufgabe nicht überschreiten, ihre Pflichten im Geiste der Konstitution beobachten, und über ihre Untergebenen keinen mit den Rechten der Bürger unverträglichen scholastischen oder kirchlichen Despotismus ausüben. Dieser Kommissär — hieß es weiter — wird das Stimmrecht haben und kann alle Schlußnahmen, die ihm den republikanischen Grundsätzen und dem allgemeinen Nutzen zuwider zu sein scheinen möchten, vor die Verwaltungskammer ziehen.

Privatim schrieb Stapfer an den Antistes Heß: „Der Wunsch, diese Räthe einstweilen beizubehalten und in ihrer Thätigkeit zu schützen, ist ebenso lebhaft und die Furcht vor den Folgen ihrer Abschaffung ebenso groß als meine Hochachtung gegen die Männer, die in Ihrem Konsistorio sitzen. Sich und den Staat des Einflusses und der Mitwirkung von Gelehrten und Religionslehrern berauben, welche die Zierde unserer Nation und Lehrer nicht nur einer Kirchgemeinde, sondern des aufgeklärten Publikums sind, das wäre ein Verbrechen der beleidigten Aufklärung und ein Vandalismus, dessen sich gewiß die helvetische Regierung nie schuldig machen wird."

So war nun der Examinatorkonvent neuerdings in seine Rechte eingesetzt. Worin aber diese Rechte bestehen, darüber konnten sich die Verwaltungskammer und der Konvent nicht einigen. Die Tendenz der Kammer gieng dahin, die Kompetenz des Konventes im Wesentlichen auf die Vorschläge bei Pfarrwahlen zu beschränken. Wirklich wurden nun diese Wahlen wieder nach dem althergebrachten

Modus vorgenommen. Der Examinatorkonvent machte der Verwaltungskammer einen Vorschlag, und diese wählte einen der Vorgeschlagenen. Als zu Anfang 1799 alle Patronatsrechte aufgehoben wurden, fielen den Verwaltungskammern auch die Wahlen für diese Stellen zu. Eine Aenderung des früheren Modus trat zunächst nur dadurch ein, daß durch ein Dekret des Direktoriums vom 13. August 1798 alle reformierten Geistlichen Helvetiens auf alle reformierten Pfarrstellen wählbar erklärt wurden, was die Kammer schon vorher von sich aus hatte einführen wollen. Demgemäß wurden nun auch die erledigten Zürcherischen Pfarrstellen in den Blättern aller Kantone ausgeschrieben.

Was hingegen die kirchliche Verwaltung im Allgemeinen und die Aufsicht über die Geistlichen im Besonderen, namentlich auch die Behandlung und Erledigung von Streitigkeiten zwischen Pfarrern und Gemeinden betraf, so suchte die Verwaltungskammer das alles in ihren Bereich zu ziehen, und machte dem Konvente, der auch in dieser Hinsicht seine althergebrachten Rechte mit aller Energie wahrte, dieselben beständig streitig. Auch manche Gemeinden wollten den Konvent nicht als konstituierte Behörde anerkennen. Zur Besorgung der Schulsachen wurde auf den dringenden Wunsch des Konventes selbst bald nachher ein besonderer Erziehungsrath aufgestellt.

Ganz die gleiche Stellung, wie sie die Verwaltungskammer in kirchlichen Dingen einzunehmen suchte, nahmen die Municipalitäten in den Gemeinden ein und diese noch mit besserem Erfolg. Die Stillstände (Kirchenvorsteher-

schaften) waren zwar nicht förmlich aufgehoben, aber als mit der alten Ordnung der Dinge zusammenhangend (wie in der ganzen Schweiz) fast überall beseitigt worden. Nur in Zürich und Winterthur bestanden sie, von den Municipalitäten anerkannt und unterstützt, fort. In den meisten Landgemeinden waren die Municipalitäten an ihre Stelle getreten, verfügten über Kirchen- und Armengüter, gerierten sich auch in dem oben angedeuteten Sinne als eine Art Kirchengerichte, forderten dem Pfarrer Predigten ab, citierten denselben vor ihr Forum und leiteten eine allfällige Absetzung desselben ein. An einzelnen Orten wurden zwar die Pfarrer zu den Berathungen der Municipalitäten über Armensachen zugezogen, in einer großen Zahl von Gemeinden aber geschah dieß nicht. „Alldieweil Sie, schrieb ein Agent seinem Ortspfarrer, von allen vorhandenen Verrichtungen (der Municipalität) keine Verantwortung von der Gemeind zu gewärtigen haben, so findet man, daß Ihre Person sich davon auch ausschließlich machen sollte. Im Fall es nöthig wäre, daß Sie beiwohnen sollten, so thäte man Sie hierüber avisieren." Der Examinatorkonvent suchte auch in diesem Punkte die Interessen der Kirche zu wahren; denn es handelte sich dabei nicht etwa um eine Ehrensache, sondern an den meisten Orten um die stiftungsgemäße Verwendung der Kirchen- und Armengüter, mit denen die Municipalitäten mitunter übel wirthschafteten. Der Regierungsstatthalter, an den sich der Konvent zuerst wendete, erklärte sich bereit, der Regierung in Aarau die Klage mitzutheilen, da er selbst nichts hinsichtlich derselben

verfügen könne; für einmal — rieth er — sollen sich die Pfarrer mit schriftlichen Gutachten begnügen. Bald nachher verfügte der Minister des Innern, die Pfarrer sollen für einmal von den Municipalitäten, sofern dieselben Kirchen- und Armensachen behandeln, nicht ausgeschlossen sein, bis das Gesetz entschieden haben werde. Der Examinatorkonvent bat den Regierungsstatthalter, das Dekret durch die Unterstatthalter in den Gemeinden bekannt zu machen: es scheint aber nicht geschehen zu sein; denn als im Jahr 1801 zum ersten Mal seit der Revolution wieder eine Synode abgehalten wurde, klagten mehrere Geistliche, daß jenes Dekret in ihren Gemeinden nicht bekannt geworden sei.

Der Sieg der Oesterreicher unter Erzherzog Karl über die Französischen Truppen bei Zürich am 6. Juni 1799 hatte die Errichtung einer Interimsregierung zur Folge, und auch die kirchlichen Angelegenheiten traten jetzt in ein Interim ein. Die Interimsregierung bestellte zu Besorgung des Kirchen-, Schul- und Armenwesens ein besonderes Departement und ordnete ein Mitglied desselben als Beisitzer des Examinatorkonventes ab. Sie setzte die Stillstände auf der Landschaft wieder ein und übertrug ihnen dieselben Kompetenzen, die sie früher besessen hatten, namentlich auch in Ehesachen, die seit dem Beginn der Revolution so ausschließlich den Gerichten zugewiesen worden waren, daß die Ehen von diesen ohne irgend welche Dazwischenkunft kirchlicher Behörden geschieden wurden und sehr häufig die Pfarrer von den Ehescheidungsurtheilen gar keine Kenntniß erhielten. Diese Wiederherstellung der

Stillstände gieng aber nicht so leicht von Statten; an mehreren Orten wollte sich Niemand wählen lassen. Die Regierung verfügte daher, daß in allen Gemeinden die Amtskommissarien, Richter und Waibel Mitglieder des Stillstands sein sollen. Wo noch Stillstände bestehen, sollen ihre Mitglieder ebenfalls zu der neuen Behörde zugezogen werden; wo dieß nicht der Fall sei, können die Pfarrer in Verbindung mit den genannten officiellen Mitgliedern noch andere beiziehen — Alles bis zum Erlaß einer bestimmten Verordnung. Die Vorschläge für Pfarrstellen wurden wieder auf die Zürcherischen Geistlichen beschränkt, und zwar, was die Kandidaten betraf, nach alter Uebung auf die zwanzig ältesten unter ihnen, sofern seit ihrer Ordination drei Jahre verflossen seien. Der Erziehungsrath wurde aufgehoben und seine Funktionen dem Examinatorkonvente neuerdings übertragen.

Aber der gewaltige Strom der Ereignisse riß das ganze Interim schnell wieder mit sich fort. Schon wenige Monate später, am 26. September 1799, nahmen die Fränkischen Truppen neuerdings Zürich in Besitz; mit ihrem Einzug war die Rückkehr Zürichs unter die Herrschaft der Helvetischen Regierung entschieden und die alten Zustände traten jetzt wieder ein.

War schon früher das Verhältniß zwischen der Verwaltungskammer und dem Examinatorkonvente kein besonders herzliches gewesen, so gab es jetzt vollends allerlei Reibungen. Ein interessantes Belege hiefür bildet die Geschichte der Pfarrwahl von Wädensweil. Die Verwal-

tungskammer hatte die erledigte Pfarrstelle in Wädensweil in den Blättern aller Kantone zur Wiederbesetzung ausgeschrieben, und der Präsident derselben, der Bürger Egg, stellte die eingegangenen Anmeldungen — wie gewöhnlich — dem Antistes zur Berücksichtigung beim Vorschlage zu. Unter den sich Meldenden befanden sich drei Helvetische Bürger, welche nicht dem Kanton Zürich angehörten: Eckenstein von Basel, Peter Lütscher, Pfarrer der deutsch-reformierten Kirche in Genf, welcher in Luzern als Helvetischer Bürger angenommen und als Bürger von Chur durch die Vereinigung Bündens mit Helvetien es nochmals geworden war, und Paulus, Pfarrer in Gais. Zwei von diesen wurden in den Vorschlag aufgenommen; jedoch beschloß der Konvent, der Verwaltungskammer anzuzeigen, daß, wenn je Fremde auf hiesige Pfründen sollen konkurrieren können, sie ihre Ordinationsscheine und Atteſtate vorweisen und sich überhaupt den bestehenden Gesetzen unterziehen müssen. Am Schluß der Sitzung trat der Bürger Egg ein, der auch zur Sitzung eingeladen worden, aber nicht erschienen war, und zeigte an, es habe sich auch noch der Bürger Bruch, bisher Pfarrer zu Netstal, für die vakante Stelle angemeldet, der, obwohl kein Helvetischer Bürger, dennoch gute Zeugnisse habe und von einem namhaften Theil der Gemeinde zum Pfarrer gewünscht werde; er verlange also, daß dieser Bürger, den die Verwaltungskammer von sich aus bereits zum Vikar in Wädensweil ernannt hatte, dem Vorschlag noch möchte beigefügt werden. Allein der Examinatorkonvent fand für

gut, theils wegen der unschicklichen Verspätung dieser Anzeige, theils weil ihm die Atteste des Bürger Bruch auch jetzt nicht vorgelegt worden, theils besonders weil derselbe kein Helvetischer Bürger sei, den Bürger Egg mit seinem Begehren abzuweisen, bei dem Vorschlag, wie er abgefaßt worden, zu verbleiben, und dem Minister das Vorgefallene mitzutheilen. In dem diesfälligen Schreiben an Stapfer hob der Konvent neben dem bereits Angeführten namentlich noch das hervor, daß nach dem Direktorialbeschlusse vom 26. Juli 1798 bei Anfertigung des Vorschlages nichts anderes als die Verdienste und Fähigkeiten eines Kandidaten berücksichtigt werden sollen, daher auf die Wünsche einer Gemeinde nur so weit Rücksicht genommen werden könne als jene Requisite vorhanden seien. Der von der Verwaltungskammer vorgeschobene Grund, daß Bruch als Fränkischer Bürger (Elsaßer) für eine Stelle, welche nicht das Aktivbürgerrecht, sondern nur wissenschaftliche Kenntnisse erfordere, wahlfähig erklärt werden könne, sei ganz unstichhaltig. Endlich sei es höchst unschicklich, daß die Verwaltungskammer ohne alle Zurathbeziehung des Konventes, ohne rechte Kenntniß des Mannes und ohne Berücksichtigung der Gesetze, Bruch zum Vikar in Wädensweil ernannt habe.

Auch die Verwaltungskammer wollte höhere Weisungen einholen und fand mit ihrer Ansicht Eingang. Das Direktorium erklärte Bruch für wahlfähig, da er wegen seiner Dienste in Netstal und wegen der Leistung des Eides als Helvetischer Bürger angesehen werden könne. Stapfer

war auf der Seite des Konventes; er äußerte sich in einem Privatbriefe, daß es hart sei, bei so sehr verminderten Hülfsquellen der Helvetischen Geistlichkeit nun noch Fremden den Zugang zu den Pfarreien zu gestatten; er fand es unpolitisch und für die Volksbildung nachtheilig, daß Fremde, denen die Landesmundart, Sitten, Charakter, Lokalbedürfnisse fremd seien, als Seelsorger angestellt werden, und erklärte ziemlich unverholen, daß die vollziehende Gewalt ihre Kompetenz überschritten, indem sie das Stillschweigen der Konstitution über diesen Punkt gegen die noch in Kraft bestehenden Verordnungen zu Gunsten der Fremden ausbeute.

Ohne dem Examinatorkonvente von dem Beschlusse des Direktoriums Kenntniß zu geben, und ohne denselben auf Grundlage dieses Beschlusses zu einem andern Vorschlage zu veranlassen, wählte die Verwaltungskammer Bruch zum Pfarrer von Wädensweil. —

Wie schon früher, so kam es auch jetzt wieder an manchen Orten zu argen Auftritten; offenbar hatte die Zeit, während welcher die Oesterreicher und Russen den Kanton besetzt hielten, den Zündstoff wieder gehäuft. Da und dort mochten die Pfarrer ihre Freude über diesen Gang der Dinge nur schlecht oder gar nicht verhehlt haben, oder sie waren doch wenigstens dem Verdachte ausgesetzt, die Oesterreicher als Befreier betrachtet zu haben. Der Pfarrer in Wald, der sich — wahrscheinlich noch vor Annahme der Helvetischen Konstitution — zum Präsidenten der Municipalität hatte wählen lassen, wurde (Oktober 1799) an-

geklagt, daß er an der Entwaffnung der Gemeinde durch die kaiserlichen Truppen und an der Arrestation von acht Bürgern Schuld sei — und in einer Gemeindsversammlung, vor die er citiert worden, aufs schrecklichste bedroht. Er wandte sich durch einen benachbarten Pfarrer an den Examinatorkonvent; dieser mußte sich aber, da die Sache bereits beim Regierungsstatthalter anhängig gemacht war, darauf beschränken, ihm einen Vikar zu schicken. Der Zustand wurde immer ärger. Der Pfarrer durfte das Haus nicht verlassen; ein Vikar, welcher der Gemeinde nicht genehm gewesen war, hatte sich wieder entfernen müssen, und als nun eine Dysenterie in der Gemeinde ausbrach, war Niemand da, der die Kranken besuchte, weil blos am Sonntag ein Vikar von Zürich kam. Die pfarramtlichen Bücher und Register wurden bald dahin, bald dorthin geholt; bald dieser, bald jener schrieb in dieselben, bis endlich in Folge der daraus entstandenen Unordnung der Regierungsstatthalter befahl, daß die Bücher nicht aus dem Pfarrhaus weggeholt werden dürfen. Nach anderthalb Jahren nahm der Pfarrer seine Entlassung.

Mehrfach spielten bei diesen Zwistigkeiten auch die ökonomischen Fragen mit. Die gesetzgebenden Behörden hatten zwar eine Entschädigungspflicht für die aufgehobenen Zehnten, namentlich auch den Geistlichen gegenüber, anerkannt; aber von dieser Anerkennung konnten die Geistlichen nicht leben, und gerade in der Zeit, in der sie aller Hülfsmittel beraubt waren, lag auch noch die Einquartierungslast schwer auf ihnen. An einigen Orten scheinen

die Gemeinden etwas für ihre Geistlichen gethan zu haben. So wurden dem Pfarrer in Niederweningen, welcher neben den bei ihm einquartierten Officieren auch noch andere freiwillig beherbergt hatte, 18 Mütt Kernen als Entschädigung angeboten; er lehnte aber das Anerbieten ab, weil er keine Liebessteuer wollte, und verlangte einen Vorschuß von 50 Mütt, welchen nach seiner Ansicht der Staat später der Gemeinde wieder vergüten werde. Darüber entstanden Mißhelligkeiten; die Gegner des Pfarrers behaupteten, er habe mit Exekutionstruppen gedroht, falls man seinem Verlangen nicht entspreche, und es kamen auch noch einige andere Mißverständnisse hinzu. Ein großer Theil der Gemeinde wehrte sich zwar für den Pfarrer, und der Französische Eskadronschef Guitton stellte ihm das Zeugniß eines braven Mannes und guten Republikaners aus. Der Regierungsstatthalter aber suspendierte den Pfarrer in Folge der eingegangenen Klagen, und der Examinatorkonvent sandte auf erhaltene Anzeige einen Vikar in die Gemeinde, durch welchen der Pfarrer erst die Nachricht von seiner Suspension erhielt. In Verbindung mit einem Abgeordneten der Verwaltungskammer veranstaltete hierauf der Regierungsstatthalter eine Besprechung zwischen den Klägern und dem Beklagten, und da der Handel sich nicht gleich beilegen ließ, so forderte er den Pfarrer zur Resignation auf und bezeichnete denselben gleich nachher in einem an ihn gerichteten Schreiben kurzweg als „alt Pfarrer" von Niederweningen.

Auch gegen den Pfarrer von Weißlingen wurden Klagen

erhoben, ohne daß es auch hier Jemandem in den Sinn kam, sie bei der kirchlichen Oberbehörde anhängig zu machen. Die von der Municipalität erhobenen Klagen lauteten ungefähr so: „Der Pfarrer scheint anfänglich ein guter Bürger gewesen zu sein; er nahm Alles, was neu war, willig an, erklärte wöchentlich das Volksblatt, kurz es gefiel ihm Alles. Weil er so zu Werke gegangen, hat man ihn willig leiden mögen; aber beim Einmarsch der Oesterreichischen war er ganz umgekehrt, lästerte und schmälte wieder ganz erbärmlich, und lehrte: wer an der Revolution oder an der neuen Ordnung der Dinge Theil genommen, wisse nicht, welches Todes er sterben werde oder zu sterben verdient habe. Allen guten Bürgern wurde er feind und richtete Predigten und Psalmen wieder trotzig ein. Aber nicht nur im Predigtamt ist er sehr schlecht, sondern auch in der Kinderlehre ist es erbärmlich, ein Zuhörer zu sein Auch in der Schul ist er kein Nutzen; er ist dem Schulmeister zur Last und den Kindern zum Spott, weil er kein gutes Gesicht hat und wenig oder nichts siehet." Diese Klagepunkte wurden der Verwaltungskammer eingereicht. Der Distriktsstatthalter citierte den Pfarrer und die Municipalität ins Schulhaus und man suchte den erstern zur Resignation zu nöthigen. Dieser aber behauptete, man habe der Gemeinde nicht die gleichen Klagepunkte vorgelesen, welche man der Verwaltungskammer eingereicht, und vertheidigte sich im Uebrigen nicht ohne Bitterkeit. Es zeigte sich, daß auch hier der Zehnten eine Rolle spielte. Die Interimsregierung hatte den Geistlichen

den Zehnten wieder angewiesen, und der Pfarrer in W. wollte denselben der Gemeinde gegen billige Entschädigung überlassen; diese weigerte sich aber, etwas zu bezahlen, so daß der Pfarrer sich mehrmals an die Regierung wenden mußte. Außerdem gab man ihm Schuld, daß er der Regierung verschiedene Personen denunciert habe, welche gefangen gesetzt worden wären, wenn nicht die Oesterreicher wieder hätten abziehen müssen. Der Pfarrer wandte sich in seiner Noth an den Examinatorkonvent; daß er aber nicht immer mit dem nöthigen Takt verfahren, ergibt sich aus folgender Stelle seines Schreibens: „Ich soll einmal, da die Frage (im Katechismus) zu erklären war: Warum setzt er dazu (zu dem Wort: Vater, im Unser Vater) Unser? und die Antwort lautete: Darum, daß er mich mahnete an die Liebe und Brüderschaft gegen meinen Nächsten, für den ich ebensowohl als für mich selbst bitten soll — ein Kind gefragt haben: Wer sind deine Brüder? Sind es nur die, welche bei dir am gleichen Orte wohnen und die gleiche Religion haben? Sind andere Völker oder Menschen von anderer Religion nicht auch deine Brüder? Was hat es jetzt für Völker im Land? (es waren damals just Oesterreicher und Russen im Land.) Es nannte dieselben. Sind sie auch deine Brüder? Es sagte: Ja. Darüber wurde von meinen Gegnern die weise Bemerkung gemacht: Ich habe die Franken vergessen, darum sei ich ein Feind der Franken." Der Streit wurde hier vorläufig von dem Gerichte entschieden (December 1799), und zwar dahin: „Es solle der Bürger Pfarrer N. in seiner Amtswürde

als Pfarrer und Seelsorger wie vor diesem anerkennt, in allen seinen Ehren geschützt und geschirmt und alle gegen ihn vermeintlichen und würklichen geflossenen unguten Reden von Oberkeits wegen aufgehebt sein. Damit aber der große Zweck der Wiedervereinigung besser erreicht werde, sollen beide Parteien die Proceßkosten gemeinschaftlich tragen, also Bürger Pfarrer N. die Hälfte als 12 Frkn. und dem Gerichtsabwart 1 Frkn." Erledigt war aber damit die Sache noch lange nicht.

Der Examinatorkonvent konnte der Willkür, mit der diese Streitigkeiten behandelt wurden, nicht gleichgültig zusehen. Er erließ daher zu Ende des Jahres 1799 eine von dem Antistes Heß verfaßte, ebenso würdige als entschiedene Adresse an die Verwaltungskammer, um sich über die regellose und willkürliche Art, wie die kirchlichen oder ins Pastorale einschlagenden Angelegenheiten seit einiger Zeit behandelt werden, namentlich über die Vermischung des Civilen und Pastoralen, deren Grenze längst auseinandergesetzt und leicht zu finden sei, zu beschweren. Das Pastorale gehöre wenigstens in erster Instanz vor Pastoralbehörden. „Unser Staat kann und darf die Kirche aus ihren Rechten und Verhältnissen, die in ihrer Natur gegründet und durch uralte, noch nie aufgehobene Konventionen sanktioniert sind, nicht herausheben noch verdrängen." Im Besondern verlangte der Konvent Aufhebung der Suspension des Pfarrers von Niederweningen, Ausscheidung der civilen und kirchlichen Klagen gegen den Pfarrer von Weißlingen und Einschreiten gegen Excesse, wie sie in Wald

vorgekommen seien, und drohte für den Fall, daß den Begehren nicht entsprochen würde, mit Berufung an die höchste Behörde.

Inzwischen wurde (im Januar 1800) das Helvetische Direktorium gestürzt; an seine Stelle trat provisorisch bis zur Einführung einer neuen Verfassung ein Vollziehungsausschuß. Manche Hoffnungen auf bessere Gestaltung der kirchlichen Angelegenheiten knüpften sich an diesen Regierungswechsel, die begreiflicher Weise nicht mit einem Male in Erfüllung gehen konnten; doch trat im Ganzen allerdings eine etwelche Aenderung der Dinge ein. Der Examinatorkonvent, der ungefähr um diese Zeit den Namen Kirchenrath annahm, benutzte sofort den geeigneten Zeitpunkt, um sich (am 20. Januar) bei dem Minister Stapfer darüber zu beschweren, daß seit einiger Zeit die Verwaltungskammer, nachdem sie schon seit 1798 sich als unmittelbar kirchliche Oberbehörde betrachtet und nur mühsam von ihrer Ansicht habe zurückgebracht werden können, Alles, was wenigstens in erster Instanz vor die Dekane und sodann vor den Kirchenrath gehöre, an sich ziehe und entweder durch hiezu ganz untüchtige Municipalitäten oder durch Kommissionen aus ihrer eignen Mitte besorgen lasse. Dadurch werden die Irregularitäten in den Gemeinden eher begünstigt als beigelegt, und die Verwaltungskammer selbst könne die Streitigkeiten bei dem Gewirr der ihr vorliegenden Geschäfte nur regellos und verkehrt behandeln. Ferner beklagte sich der Kirchenrath über die Willkür der Kammer bei den Pfarrwahlen; indem sie nicht nur Vor-

schläge zurückgewiesen, in welche nicht alle bei ihr Angemeldeten aufgenommen waren, sondern auch den Bürger Bruch auf so unregelmäßige Weise zum Pfarrer gewählt habe.

Umgehend (23. Januar) antwortete Stapfer, diesen gerechten Klagen werde schleunigst abgeholfen werden. „Ich habe jetzt, schrieb er, in der Regierung Männer vor mir, die mich verstehen, die meine Grundsätze billigen, die mich nicht einen Fanatiker schelten und mir in die Haare zu fahren drohen oder mich bespötteln und mit Sarkasmen abspeisen, wenn ich die Kirche Jesu Christi vertheidige. Meine grenzenlose Muthlosigkeit verschwindet und ich bringe nach und nach alle meine dem Vollziehungsdirektorium vorgelegten Arbeiten über Sittengerichte, Besoldung der Geistlichen, Kirchenzucht, Pfarrwahlen zum Vorschein und finde Gehör. Nur ein wenig Geduld; Sie werden nächstens einen Beschluß über die Pfarrbesetzungen erhalten, der Ihren Kirchenrath in sein altes Ansehen und Recht wieder einsetzen wird."

Wirklich hatte der Minister schon einige Tage vorher (18. Januar) auf die Klagen des Pfarrers von Weißlingen der Verwaltungskammer geschrieben, daß ihr ganzes Verfahren gegen denselben aufgehoben und sie angewiesen sei, das Gutachten des Kirchenrathes einzuholen. Zugleich wurde der Kammer bemerkt, die vielen Klagen, welche seit Kurzem eingegangen seien, daß einige Municipalitäten zum Theil nicht ohne Beistimmung der Verwaltungskammer sich herausnahmen, ihre Pfarrer vorzurufen, zu verhören und auf gewisse Zeit zu suspendieren, können von der Re-

gierung nicht mit Gleichgültigkeit angesehen werden. Bald nachher (5. Februar) erschien ein Beschluß des Vollziehungsausschusses, durch welchen derselbe gänzlich die Vorbeigehung der kirchlichen Behörden und die übereilten Maßregeln von Suspension, Pfarrvikariatsbestellungen und Zumuthungen von Resignation in der Streitigkeitssache der Gemeinden Niederweningen und Weißlingen gegen ihre Pfarrer mißbilligte, und die Verwaltungskammer anwies, in Zukunft den den alten Uebungen angemessenen Weg in Pfarrstreitigkeiten zu befolgen. „Diese Mißfallensbezeugung, bemerkte Stapfer in einem Briefe an Heß, ist kein kleiner Verweis, besonders von einer Regierung, die sich jetzt so mesuriert ausdrückt.“

Stapfer's Vorhersagung erfüllte sich auch noch in anderer Hinsicht. Der Vollziehungsausschuß erließ nämlich unterm 22. Januar einen Beschluß, durch welchen die alte Kirchenzucht, ihre Polizei und ihre Gebräuche, sowohl diejenigen, welche auf die Wiederbesetzung der Pfarreien und Beneficien Bezug haben, als auch andere, soweit sie nicht durch ausdrückliche Gesetze abgeschafft seien oder den Grundsätzen der Konstitution widersprechen, als in Kraft bestehend erklärt wurden. Die Verwaltungskammern, welchen die Rechte der früheren Regierungen übertragen bleiben, an deren Stelle sie getreten sind, haben in wichtigeren Fällen das Gutachten der Klassen, Synoden, Kollegien und Kirchenräthe einzuholen. Als das Dekret in Zürich anlangte, fragte die Verwaltungskammer beim Kirchenrathe an, worin die Rechte der Behörden der alten Ord-

nung bestanden haben. Im Kirchenrath fand man die Anfrage sonderbar, und meinte, die Verwaltungskammer sollte nicht nur ihren Rechten, sondern auch ihren Pflichten nachfragen; auch stehe sie wegen ihrer Abhängigkeit vom Vollziehungsausschusse nicht in der gleichen Stellung wie die frühere Regierung Indessen wurde der Entwurf einer Antwort zwar vorgelegt, aber nicht abgegeben: war ja doch auch die Anfrage im Grunde nur eine kleine Malice gewesen.

Die günstiger gewordenen Konstellationen veranlaßten den Kirchenrath, beim Vollziehungsausschuß nun auch gegen die Pfarrwahl in Wädensweil zu reklamieren. Bruch war zwar bereits installiert, jedoch bloß durch einen Repräsentanten der Regierung, weil der Kirchenrath dem Dekan die Theilnahme an dem Akte untersagt hatte; nichts desto weniger kassierte der Vollziehungsausschuß die Wahl und ordnete eine neue Wahl und Installation an. Natürlich konnte die Kammer einen solchen Beschluß, „unter welchem ihr Ansehen allzu sehr litte und der auch in der Gemeinde große Mißstimmung hervorbrächte", nicht hinnehmen, ohne für Aufhebung desselben Alles zu thun. Gegen eine nachträgliche Präsentation durch den Dekan hatte sie zwar nichts einzuwenden, beauftragte vielmehr denselben, eine solche nach der ihm vom Kirchenrathe mitzutheilenden gesetzlichen Form vorzunehmen. Dagegen wendete sie sich mit einem dringenden Gesuche um Zurücknahme des Beschlusses betreffend eine neue Wahl an den Vollziehungsausschuß, stellte den Verlauf der Angelegen-

heit in dem für sie günstigsten Lichte dar, und bemerkte in ihrer Zuschrift im Weitern: „Die Verwaltungskammer wird es sich übrigens jeder Zeit zur ernsten Pflicht machen, jedes ihr bekannt werdende Gesetz in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten pünktlich zu befolgen. Aber bisher hat sie dem Esprit de Corps des hiesigen Examinatorkonventes, welcher seine Rechte immer wie unter der alten Zürcherischen Regierung zu behaupten sucht, sich nur leidend zu unterziehen weder in ihrer Stellung, noch den ersten Grundsätzen der jetzt noch nicht abgeänderten Konstitution angemessen befunden." Der Vollziehungsausschuß fand nun selbst wieder, er sei etwas zu weit gegangen und könne die Verwaltungskammer nicht allzu sehr bloß stellen.

Stapfer schrieb an die Kammer: „Der Vollziehungsausschuß hat mit mir gefunden, daß Ihnen als unverdrossenen und angesehenen Bürgern eine neue Wahl nicht zugemuthet werden könne." Dagegen empfahl er der Kammer Schonung und Achtung der durch den bisherigen Gang der Revolution gekränkten und zurückgesetzten Geistlichkeit, da den gerechten Entschädigungsforderungen derselben noch nicht entsprochen werden könne und diese unentbehrlichen Werkzeuge der Volksversittlichung von allen Arten von Hindernissen umringt seien — und verlangte genaue Beobachtung des Beschlusses vom 22. Januar. Den Kirchenrath begütigte Stapfer mit der Bemerkung: „Dieses sollte einigermaßen eine Vergoldung der bitteren Pille sein, welche der Beschluß wegen Niederweningen und Weißlingen für die Verwaltungskammer enthielt." Billiger

Weise wurde nun auch dem Begehren des Kirchenrathes entsprochen, daß die Sache ganz in statu quo belassen werde, indem er sich nicht entschließen könne, eine Wahl, die von Anfang bis zu Ende ein Gemisch von lauter Irregularitäten gewesen, auch noch kirchlich bestätigen zu lassen.

Auch sonst fand ein freundschaftlicher Verkehr zwischen dem Kirchenrath und dem Vollziehungsausschusse statt. Am 1. März richtete jener an diesen eine warme Dankadresse. Wenn unter den Helvetischen Kirchenräthen, welche gleich nach dem Regierungsantritte des Ausschusses demselben ihre frohen Erwartungen aussprachen, der Kirchenrath von Zürich einer der letzten sei, so rühre dieß einzig daher, daß er so viel als vernichtet war und, für jede wichtigere Einwirkung gelähmt, nur willkürliche Zumuthungen abweisen mußte. „Nun aber wird weder unsere noch irgend eine Helvetische Kirche mehr zu fürchten haben, aus einer freien Trägerin zur Sklavin entwürdigt zu werden — gerade zu der Zeit, wo von nichts als Freiheit und Volksveredlung die Rede war.“ Der Ausschuß verdankte diese Zuschrift und versicherte in lebhaften Ausdrücken sein Wohlwollen für die Kirche.

Allmälig kamen auch wirklich die kirchlichen Angelegenheiten in ein ruhigeres Geleise. Der Eifer in den Gemeinden Weißlingen und Niederweningen legte sich nach und nach. Zwar hatte sich die Municipalität von W. bei der Verwaltungskammer über den Beschluß des Vollziehungsausschusses, der ohne vorheriges Verhör ergangen sei, beschwert: „Wir lassen uns gewiß nicht so

kurz abspeisen; wir glauben Gründe genug zu haben, wenn wir nur um Religionsverbesserung und um das Glück der ganzen Gemeinde sorgen wollen." Sie hatte sogar mit „schlechten Austritten" gedroht, wenn man der Gemeinde nicht über Ostern einen andern Pfarrer gebe. Dennoch beruhigte sich die Gemeinde, da der Pfarrer auf den Rath des Antistes und des Regierungsstatthalters freiwillig einen der Gemeinde genehmen Vikar anstellte.

So wohlwollend aber jetzt im Allgemeinen die verschiedenen, rasch auf einander folgenden Helvetischen Behörden gegen die Kirche gesinnt waren, so gab es doch noch mancherlei Zuckungen und Schwankungen. Als die Gemeinde Langnau im Jahr 1800 einen Studenten, der noch anderthalb Jahre vom Examen entfernt war, zum Pfarrer begehrte, bewilligte der Vollziehungsausschuß den Abgeordneten der Gemeinde leichthin einen Wahlaufschub, und es bedurfte vielen Hin- und Herschreibens, bis endlich das Gesuch entschieden abgewiesen wurde. Im Oktober 1801 sollte der Vorschlag auf die erledigte Pfarrstelle Hittnau gemacht werden. Da erschien von Bern die Anzeige, daß der Vollziehungsrath, wie er damals hieß, beschlossen habe, dem Pfarrer Müller von Amrisweil, welcher von der Thurgauischen Verwaltungskammer der öffentlichen Ruhestörung zu Weinfelden angeklagt und dessen Versetzung an eine andere Stelle verlangt worden war, eine andere Pfarrstelle zu übergeben, und daß der Minister beauftragt sei, diesen Beschluß zu vollziehen. Da nun der Minister — jetzt der Bürger Mohr — vernommen, daß die Pfarrstelle

Hittnau erledigt sei, so befehle er der Verwaltungskammer, den Pfarrer Müller dahin zu ernennen. Die Kammer reklamierte gegen diesen Eingriff in ihre Kompetenz, und bemerkte, wie unschicklich es sei, einen als Ruhestörer qualificierten Mann in den Kanton Zürich zu versetzen, wo man dessen eben nicht bedürfe; ohnedieß wünsche die Gemeinde Hittnau einen andern Geistlichen zu erhalten Die Antwort war, daß der Vollziehungsrath selbst Müller zum Pfarrer nach Hittnau wählte, in Erwägung, daß die Uebertragung eines vom Staate auszuübenden Rechtes an die Verwaltungsbehörden für die gewöhnlichen Fälle keine Verzichtleistung der Regierung auf die Ausübung desselben Rechtes bei besonderen „Polizeiveranlassungen“ sei. „Schwerlich, meinte Heß, hätte man sich gegen die katholische Kirche so etwas erlaubt.“ Die Verwaltungskammer mußte den Distriktsstatthalter zur Installation auffordern; der Kirchenrath aber machte Miene, den Dekan an dem Akte nicht Theil nehmen zu lassen Der Gemeinde Hittnau selbst gelang es, durch eine Abordnung nach Bern zu bewirken, daß die Vollstreckung des Beschlusses einstweilen aufgeschoben wurde. Einige Wochen später zeigte der Minister der Verwaltungskammer an, daß Müller in seiner Pfründe bestätigt worden sei und daß daher die Kammer die Pfarrstelle in gewohnter Weise besetzen könne.

Hie und da gab sich auch noch ein gewisses Mißtrauen kund. Eine Versammlung der ascetischen Gesellschaft im September 1800 veranlaßte — wie es scheint — den Minister, das Verlangen zu stellen, daß den weltlichen Ober-

behörden von den gehaltenen oder zu haltenden Synoden Kenntniß gegeben werde. Der Kirchenrath antwortete, daß leider seit der Revolution keine Synode habe stattfinden können. Sollte wieder einmal eine solche gehalten werden können, so würde der Kirchenrath zum Voraus pflichtgemäße Anzeige davon machen; die ascetische Gesellschaft aber, wenn diese gemeint sein sollte, gehöre ebenso wenig in die Kategorie der Synoden, als die Versammlungen anderer literarischer, physikalischer oder sonst gemeinnütziger Gesellschaften. Als dann im Mai 1801 wieder eine Synode gehalten werden konnte, sprach der Kirchenrath wirklich den Wunsch aus, daß nach bisheriger Uebung ein Repräsentant der Regierung als Beisitzer möchte bezeichnet werden. Seinerseits antwortete der Regierungsstatthalter auf die Mittheilung der Beschwerden und Wünsche der Synode betreffend den Ausschluß der Pfarrer von der Besorgung des Armenwesens, betreffend die willkürliche, ganz außerkirchliche Behandlung der Ehesachen und die Nichtbeachtung noch bestehender Satzungen, wie denn z. B. die Ehen sogleich einen oder zwei Tage nach der Promulgation eingesegnet werden: er habe die Beschwerden dem Minister mitgetheilt und werde in einem ernsten Schreiben den Unterstatthaltern zu Handen der Agenten und Municipalitäten die nöthigen Weisungen zukommen lassen. Der Erfolg war indessen ein „sehr partieller“, und der Kirchenrath erneuerte daher seine Begehren, so oft sich dazu Veranlassung bot, bei der Verwaltungskammer. Es war sich übrigens nicht zu verwundern, daß der Strom, der alle

Ufer bisheriger Ordnung so sehr überfluthet hatte, sich nicht so leichthin wieder wollte eindämmen lassen. Die „alte Kirchenzucht" war zwar durch das Dekret vom 22 Januar 1800 wieder hergestellt worden; aber zur Ausführung desselben bedurfte es noch besonderer Verfügungen, und zu diesen hatten die Helvetischen Vollziehungsbehörden bei den unaufhörlichen politischen Veränderungen, welche alle geordnete Thätigkeit unmöglich machten, keine Zeit. So blieb auch das dringende und vortrefflich motivierte Gesuch, das der Kirchenrath im Oktober 1800 auf Veranlaßung des Stillstandes Winterthur für Wiederherstellung der Sittengerichte oder Stillstände an den Vollziehungsausschuß richtete, unbeachtet, und der Kirchenrath mußte sich, wie wir gesehen haben, darauf beschränken, der gänzlichen Ausschließung der Geistlichen von allen kirchlichen Gemeindeangelegenheiten zu wehren, ohne daß auch dieses Bestreben einen durchgreifenden Erfolg gehabt hätte. Wie sich übrigens jede Gemeinde diese Sachen zurecht legte und wie bei gutem Willen immer noch ganz ordentliche Verhältnisse möglich waren, das zeigt uns folgendes Beispiel. Im März 1800 fragte der Pfarrer von Dietlikon „im Namen des Stillstandes" beim Kirchenrathe an, ob er die Gemeinde auffordern dürfe, einen (besonderen) Stillstand zu wählen. „Schon seit Anfang der Revolution veränderte sich unser Stillstand bald jeden zweiten Monat, indem angenommen wurde, daß die Gemeindsverwalter und Municipalbeamten den Stillstand bilden sollten, welcher dermalen außer dem Pfarrer aus zehn Mitgliedern besteht.

Da nun diese häufig wechseln, so bekommt also jener allzu oft eine andere Gestalt. Nun finden unsere Stillständer, es sei am zweckmäßigsten, wenn wir einen Stillstand haben, dessen Glieder wenigstens einige Jahre an ihren Stellen bleiben, und nicht, wie es seit einiger Zeit wirklich geschah, so oft eine Veränderung bei der Municipalität oder Gemeindsverwaltung erfolgte, auch unser Stillstand wieder verändert würde." Auf dieses treuherzige Schreiben erwiederte der Kirchenrath, daß, da kein bestehendes Gesetz dieses hindere, die Gemeinde wohl, mit Vorbehalt dessen, was allenfalls im Allgemeinen hierüber verfügt werden möchte, auf die vorgeschlagene Art einen Stillstand wählen möge.

In Winterthur nahm sich auch die Municipalität der kirchlichen Angelegenheiten an. Im Jahr 1798 war daselbst beim Absterben des zweiten Diakons die Stelle desselben und die mit der Stelle verbundene Kinderlehre durch Beschluß des Vollziehungsdirektoriums aufgehoben worden. Im Oktober 1800 aber wandte sich die Municipalität an den Kirchenrath mit der Bitte um Wiederherstellung einer Katechisation, jedoch nur für die älteren Schüler und mit Weglassung der Gedächtnißaufgaben, für welche in den Schulen schon gesorgt sei. „Ferner wünschen wir, heißt es in dem Schreiben, aus Gründen, die wir Ihnen wohl nicht erst nennen dürfen, anstatt des Zürcherischen Katechismus, der übrigens in unseren Schulen immer noch behandelt wird, das liebe Neue Testament selbst zum Grunde zu legen, dessen Evangelien die ganze christliche Glaubens-

und Sittenlehre so vollständig enthalten, daß es wohl nicht schwer sein kann, sich aus demselben einen Plan zu entwerfen, nach welchem binnen einer gewissen Zeit, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein ganzer Kurs in der christlichen Religion gemacht werden könnte." An den Festtagen würde wie früher wieder eine dritte Predigt gehalten werden. Der Kirchenrath genehmigte den „vortrefflichen Plan" und sprach die Hoffnung aus, diese Reformvorschläge möchten Anlaß geben, daß auch an andern Orten diese Uebungen auf ähnliche Art neu belebt und den Zeitumständen gemäß eingerichtet werden.

Auch in Knonau beschäftigte sich die Municipalität mit der Kinderlehre, hier durch den Beschluß, daß die Konfirmierten nicht mehr wie bisher drei Jahre, sondern nur noch ein Jahr lang in der Kinderlehre antworten sollten. Der Pfarrer widersetzte sich diesem Beschlusse und sprach die Hülfe des Kirchenrathes zur Aufrechthaltung der alten Uebung an. Mit unendlicher Mühe brachte es dieser dahin, daß die widerspänstigen Bursche, welche beim Aufruf sitzen geblieben oder gar nicht in der Kirche erschienen waren, Abbitte leisteten, rieth jedoch dem Pfarrer, die Verpflichtung zum Antworten auf etwa anderthalb Jahre zu beschränken. Allein die Jugend in Knonau fand den Beschluß der Municipalität noch angemessener als diesen Mittelweg, und so mußte sich der Kirchenrath am Ende herbeilassen, den Pfarrer anzuweisen, daß er den ihm mitgetheilten Beschluß nach Umständen und nach den Fähig-

keiten der jungen Leute modificiere — wie denn das überhaupt einer der Fälle war, in denen die Klugheit zum Nachgeben gleich von Anfang an rathen mußte.

Seit die kirchlichen Behörden bei der obersten Vollziehungsbehörde wieder besser angesehen waren, wurden die kirchlichen Ordnungen im Allgemeinen wieder etwas mehr beachtet. Es kam jetzt nicht mehr vor, daß die Verwaltungskammer — was sie früher mehrmals gethan hatte — von sich aus einen Geistlichen bezeichnete, welcher in Verbindung mit dem Distriktsstatthalter einen andern Geistlichen installieren sollte; dagegen widersetzte sich bei der Einsetzung des Pfarrers von Langnau der Statthalter der Handauflegung, wenn der installierende Geistliche keinen besondern Befehl dafür vorweisen konne, worauf sie dann auch unterblieb. Umgekehrt verlangte in Seen die Gemeinde ausdrücklich den alten Ritus.

Es lag übrigens in der Natur der Sache und in den bisherigen Erfahrungen, daß die Geistlichkeit von dem föderalistischen Principe mehr Heil erwartete als von der Centralität Als daher im Oktober 1801 die allgemeine Helvetische Tagsatzung von dem gesetzgebenden Rathe aufgelöst wurde, begrüßte auch der Kirchenrath von Zürich den neugewählten Senat, in welchem die Föderalisten die Oberhand hatten, in einer Adresse. Hatte doch der Senat in der Proklamation, in der er dem Volke seine Konstituierung anzeigte, erklärt, daß er besonders die Religion der Väter, Tugend und Rechtschaffenheit, diese Grundpfeiler unsers vormaligen Nationalglückes, ehren, Kirchen- und

Schullehrer beschützen und die Rückkehr der gesunkenen Sittlichkeit auf jede Weise befördern werde. „Von einem Senate, schrieb der Kirchenrath, der gleich in seiner ersten Proklamation seine Achtung für die Religion unserer Väter so unzweideutig zu Tage legt, dürfen wir uns geneigte Aufnahme einer Zuschrift versprechen, welche nichts Anderes zur Absicht hat, als Miteinstimmung in den Dank und in die frohen Erwartungen, womit der Kern des Schweizervolkes Euch als Väter des Vaterlandes bewillkommt und segnet.“ Der Kleine Rath (die Helvetische Regierung) rescribierte dem Regierungsstatthalter Reinhard zu Handen des Kirchenrathes, daß der Senat die Zuschrift desselben mit ausgezeichnetem Wohlgefallen aufgenommen, und gerührt von dieser ächt vaterländischen Gesinnung ehrenvolle Meldung darüber in seinem Protokoll beschlossen habe. Das Volk war in diesem Zeitpunkte noch vielfach dem Einheitssystem zugethan; dennoch kam es jetzt zu keinen Mißhelligkeiten zwischen den Pfarrern und den Gemeinden. Nur der Pfarrer in Benken bekam bei dieser Gelegenheit Streit mit dem Schulmeister. Er hatte in der Freude über den neuen Regierungsstatthalter die Proklamation desselben an das Zürcherische Volk selbst vorgelesen, während dieß sonst Sache des Schulmeisters war. Ueber diesen Eingriff in seine Rechte war der Schulmeister so erzürnt, daß er nun auch die Proklamation des Senates nicht vorlas, zugleich mit aus dem Grunde, weil der Pfarrer die neue Regierung himmelhoch erhoben habe, wie wenn noch nie eine solche existiert hätte. Der Schulmeister schickte

daher die Regierungsproklamation dem Pfarrer durch seinen Jungen zu mit dem Bedeuten, er möge nun auch diese vorlesen. So geringfügig die Sache war, so hatten doch Kirchenrath und Dekan große Mühe, sie wieder auszugleichen.

Dagegen brach noch einmal im Herbste des Jahres 1802 in einer Reihe von Gemeinden ein Sturm gegen die Geistlichen los. Nachdem nämlich im April die Einheitsfreunde in der Helvetischen Regierung wieder die Oberhand gewonnen hatten, waren in Folge dessen eine Reihe von Kantonen von der Einheitsregierung abgefallen; Zürich hatte sich der Aufnahme der Helvetischen Truppen, die es besetzen wollten, um einen Halt gegen die inneren Kantone zu haben, mit Erfolg widersetzt (Zürcher Taschenbuch 1858. S. 63 ff.), und der Abzug dieser Truppen hatte die Errichtung einer provisorischen Regierung und die Beschickung der antihelvetischen Tagsatzung in Schwyz zur Folge. Die Helvetische Regierung mußte sich flüchten und es kam zum Bürgerkrieg, dem der erste Konsul schnell ein Ende machte, indem er durch seine Truppen die Helvetische Regierung nach Bern zurückführte und vorläufig wieder in ihre Rechte einsetzte.

Schon zu Anfang des Jahres findet sich in den Akten der Visitation, die zwar nur durch schriftliche Beantwortung vorgelegter Fragen von Seite der Geistlichen stattfand, die Bemerkung zweier Dekane, daß „den eint und anderen" Kapitularen etwas mehr Vorsicht im Reden zu empfehlen sein möchte. Dieser Mangel an pastoraler Klugheit mochte gerade jetzt bei der Wendung der Dinge zu einer

mehr aristokratischen Gestaltung bei manchen Geistlichen zu Tage treten; aber auch die Wogen des politischen Kampfes giengen wieder höher als seit einiger Zeit, und die Leidenschaften waren wieder gewaltig erregt.

Der Pfarrer in Wiesendangen wurde angeklagt, daß er an den Excessen Fränkischer und Helvetischer Dragoner in seiner Gemeinde Schuld sei, konnte aber seine Unschuld beweisen. Der Pfarrer in Dürnten sollte die Einquartierung einiger Truppen veranlaßt haben, und resignierte, um einem weitläufigen Processe zu entgehen. Während der Pfarrer in Stäfa sich immer mit musterhafter Klugheit benommen hatte, sah er sich jetzt allerlei Insulten ausgesetzt und es wurden Unterschriften für seine Wegmehrung gesammelt. In einer andern Gemeinde am See rief bei einer Gemeindsversammlung, welche über Beibehaltung oder Absetzung des Dorfwächters verhandelte, ein Bürger, man solle auch noch gleich über Beibehaltung oder Absetzung des geistlichen Wächters debattieren, ohne daß es jedoch hier zu etwas Weiterem kam. Auch in Weißlingen fieng der alte Streit von Neuem an. Das Wichtigste fiel aber in Hirzel vor. Der Pfarrer wurde beschuldigt, er habe in einer Predigt an dem Sonntage, an welchem die Proklamation der provisorischen Regierung zu verlesen war, die Handlungsweise der Helvetischen Regierung gegen Zürich eine tyrannische genannt und sich heftig gegen diejenigen ausgesprochen, welche mit den Helvetischen Truppen gegen Zürich gezogen seien. Das letztere stellte er in Abrede; das erstere gab er insoweit zu, als er die in der Proklamation

selbst gebrauchten Ausdrücke auch in der Predigt angewendet habe. Ein großer Theil der Gemeinde begehrte, daß ihm das Predigen untersagt werde, und hinderte ihn inzwischen selbst mehrmal gewaltsam und unter Androhung des Todes am Predigen. Eine Klageschrift wurde an die Regierung nach Bern abgeschickt, welche unter anderm folgenden Passus enthielt: „Wenn je eine Bürgerklasse der nicht geringen unaufgeklärten menschlichen Gesellschaft in Helvetien gefährlich ist und sie zu feindseligen Gesinnungen und thätiger Beihülfe die Republik und die gute Sache zu zerstören antreibt, von welcher sich die ehemaligen Regierungen (jetzt meistens Feinde der bestehenden Ordnung) immer und jetzt noch zu diesem Zwecke bedienen, so muß es gewiß meistens die so sich nennende Religions-lehrer-Klasse oder müssen es die öffentlichen Kanzelbesteiger sein.“ Die Klage blieb zwar ohne Erfolg, weil über alle Ereignisse des September und Oktober Amnestie ausgesprochen worden war; doch wurde der Pfarrer mit Ernst zu einem ruhigeren und seiner Stellung als Religionslehrer angemessenen Betragen ermahnt. Die Feinde des Pfarrers gaben sich aber damit nicht zufrieden. Bald wurde das Pfarrhaus von Nachtbuben umschwärmt und dem Pfarrer alle Schmähworte zugerufen, bald wurden ihm die Fenster eingeworfen; dann wieder wurde ein Versuch gemacht, ihm die Scheune anzuzünden; seine Hühner wurden vergiftet, und er erhielt Briefe, in denen ihm mit Mord gedroht wurde, wenn er nicht resigniere. Endlich organisierte die Gemeinde eine Tag- und Nachtwache; da

aber auch diese nicht allen Unfug zu verhüten vermochte, so schickte der Französische General Barbou von Zürich aus Exekutionstruppen, welche die Gemeinde längere Zeit besetzt hielten. Inzwischen hatten die Gegner des Pfarrers die Sache vor Gericht gezogen; aber das Urtheil des Gerichtes in Horgen, durch welches der Haupträdelsführer ernstlich gestraft wurde, erbitterte diese Leute noch mehr. Erst als das Obergericht das Urtheil bestätigte, den Kläger gefangen setzte, ihm bis auf besseres Verhalten das Aktivbürgerrecht entzog und ihm nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse eine Kaution von 800 Frkn auflegte, nahm der Streit ein Ende.

Der Kirchenrath hatte nicht ermangelt, sich in Bern für den schwer verfolgten Geistlichen zu verwenden und wirklich waren die weltlichen Behörden willfährig, denselben zu schützen; indessen wurde von Bern aus auch gegen den Kirchenrath die Erwartung ausgesprochen, daß er seinen Einfluß bei der ihm untergeordneten Geistlichkeit dahin verwenden werde, dieselbe zu einem ruhigen und ihrem Charakter angemessenen Verhalten zu ermahnen. Der damalige Regierungsstatthalter Koller, führte dieß in einem Schreiben an den Kirchenrath noch weiter aus, da es ihm bekannt sei, daß in mehreren Gemeinden die Pfarrer durch ihre öffentlichen Aeußerungen über die politischen Ereignisse im September und Oktober die Zuneigung und Liebe ihrer Kirchangehörigen verscherzt haben. „Wo bleibt nun der edle Zweck ihres Amtes, wenn bei Ungleichheit politischer Meinungen in ihren Gemeinden sie Partei ergreifen,

in ihren Kanzelreden Anspielungen auf Regenten und Regierungssachen beimischen und dadurch einen Theil ihrer Zuhörer für Religions- und Tugendlehren unempfänglich machen? Beinahe keine Gemeinde ist, in welcher der Pfarrer durch öffentliche Unterstützung der einen Meinung sich nicht gegen die andere Meinung und ihre Anhänger verstößt und letztere zu Unwillen und Mißvergnügen reizt. Ein günstiger Erfolg bei den einen ist also ungewiß, der ungünstige aber bei den andern ist fast unausbleiblich. Ich glaube daher keinen gewagten Satz zu äußern, wenn ich behaupte, daß der Geistliche auf der Kanzel gar keine politische Meinung haben, im gesellschaftlichen Cirkel aber die seinige nur mit Mäßigung und Anstand eröffnen sollte. — Wenn es auch bei ruhigen Zeiten keine edlere und erhabnere Bestimmung giebt als die eines Geistlichen, der sein Leben dazu verwendet, um Liebe, Eintracht und Wohlwollen um sich herum zu verbreiten, in welch glänzenderem Lichte muß sie nicht in einer revolutionären Epoche erscheinen, wo dieser Stand durch ausschließliche Leidenschaftslosigkeit die Macht in den Händen hätte, auf Alle zu wirken und der einzige Vereinigungspunkt aller Parteien zu werden!"

Gewiß liegt viel Wahres in diesen Worten. Es gab auch Geistliche, die sich auf diesen Standpunkt stellten. Aber wie schwer war es, denselben festzuhalten in einer Zeit, in welcher — wie Heß sagt — „immer mehrere, auch vorsichtig-freimüthige Prediger sich nicht etwa nur durch höhere Regierungsglieder, sondern auch selbst durch Unterbeamte, die nun mit einem Male ein mehr als bischöf-

liches Ansehen über kirchliche Sachen und Personen sich anmaßten, gehemmt, gedrückt und zur Verantwortung gezogen sahen", in einer Zeit, in der sich so viele Anmaßungen erhoben, „die nicht etwa nur auf Einschränkung des Rechtes der Freimüthigkeit der Religionslehrer, sondern auf Herabwürdigung religiöser Lehr- und Uebungsanstalten selbst abzielten, welche von den neuen Staatsgewalten das eine Mal mit verachtsamem Seitenblicke angeschielt, das andere Mal als gänzlich von ihrer Willkür abhangend behandelt oder zu gewissen Versuchen, mittelst der Prediger auch politisch tiefer auf das Volk einzuwirken, gebraucht wurden." Vergessen wir auch nicht, daß weder der feurige Lavater, noch der weise, gemäßigte Heß jenen Standpunkt absoluter Neutralität in ihren Predigten inne hielten, sondern jeder in seiner Weise eine sehr entschiedene Kritik der politischen Ereignisse übten. Darum entgieng auch Heß dem Vorwurf nicht, „es sei doch auch bald keine Predigt, worin nicht auf etwas die Revolution und ihre Folgen Berührendes ein Ausfall gethan werde," und ebenfalls er bezeugt es, daß damals eine einfache, aber ernste Bußpredigt leicht als Anreizung zum Aufruhr taxiert werden konnte. Und so sehr es manchen Geistlichen an der rechten Weisheit und Mäßigung mangelte, so sehr viele eine bestimmte politische Richtung als die mit dem Christenthum allein vereinbare faßten, so war es doch auch keineswegs eine Stellung über den Parteien, was die Führer der Revolution von den Geistlichen verlangten, sondern vielmehr ein positives Wirken für dieselbe.

Zu einer erschöpfenden Ausführung unsers Gegenstandes würde nun freilich eine eingehendere Darlegung der Predigtweise der bedeutenderen Zürcherischen Geistlichen, namentlich eines Heß, Lavater, Geßner u. A. gehören; es müßte die bedeutende Wirksamkeit, welche Lavater auch neben der Kanzel von kirchlich-patriotischem Standpunkte aus entfaltete, wenigstens in ihren Grundzügen entwickelt werden; es müßte endlich auch der unermüdlichen Uebung christlicher Liebesthätigkeit, wie sie in Zürich in diesen bewegten Zeiten sich kund gab, gedacht werden; denn mit Recht sagt Heß im Hinblick auf die reichen für Unterwalden geflossenen Steuern: „Billig zählen wir es mit zu dem Segen, den die Prüfungen dieser jetzigen Tage mit sich führen, daß, anstatt den Sinn der christlichen Gutthätigkeit zu schwächen oder zu ermüden, sie denselben vielmehr aufregen und in Thätigkeit erhalten." Allein das würde uns über den dieser Skizze zugewiesenen Raum weit hinausführen.

Die Mediationsverfassung brachte auch der Kirche die erwünschte Ruhe wieder. In ihrer äußeren Gestaltung blieb sie sich ungefähr gleich; doch wurde jetzt der Kirchenrath in einen größeren und einen kleineren Konvent getheilt. Aus dem letzteren fielen der zweite Archidiakon, der Ludimoderator und der Inspektor der Alumnen weg; statt ihrer traten drei von der Synode frei gewählte Geistliche ein. Der größere Konvent bestand aus allen Mitgliedern des kleinen, aus den sämmtlichen Dekanen und vier von der Synode frei gewählten Pfarrern vom Lande.

Dem Gegensatz von Stadt und Land, der sich hie und da während der Revolutionszeit in einem gewissen Mißtrauen gegen den im Namen Aller handelnden Kirchenrath von Seite einer Anzahl Landgeistlicher geäußert hatte, sollte damit einige Rechnung getragen werden. Die Grundform der Kirchenverfassung blieb indessen die aristokratische, und aus diesem Grunde wurden auch die höchst beschränkten Kompetenzen der Synode in der neuen Synodalordnung nicht erweitert. Die Kirchenvorsteherschaften wurden jetzt wieder hergestellt.

Auch in anderer Beziehung, in Absicht auf Pfarrwahlen u. dergl. blieb es beim Alten. Es lag dieß im natürlichen Gange der Dinge, wenngleich der Kirchenrath sich bei den Gutachten, die er namentlich im Jahr 1801 zuerst der Kantonaltagsatzung und dann der allgemeinen Helvetischen Tagsatzung eingereicht, sich „unter vernünftigen Einschränkungen“ für eine Mitbetheiligung der Gemeinden bei der Wahl der Geistlichen und Lehrer oder auch für Ueberlassung der Wahl selbst aus einem Vorschlage ausgesprochen hatte.

Der Grundgedanke der Helvetischen Republik, die Schweiz unter einer einheitlichen Verfassung zu vereinigen, war — wie wir gesehen haben — auf dem kirchlichen Gebiete nur in höchst unvollkommener Weise zur Darstellung gekommen, nur so, daß die politische Centralgewalt sich auch als oberste kirchliche Autorität gerierte mit einstweiliger Beibehaltung der bisherigen kirchlichen Kantonalbehörden, die indessen hinsichtlich ihrer Kompe-

tenzen mit den kantonalen Verwaltungsbehörden in beständigem Kampfe standen. Der Gedanke einer dem Staate gegenüber irgend welche Selbständigkeit beanspruchenden kirchlichen Organisation lag auch den damaligen Machthabern durchaus fern. „Ich habe Gelegenheit gehabt, schrieb der freisinnige Dekan Ith von Bern an Heß, mich mit den aufgeklärtesten und bestgesinnten Deputierten zu unterhalten; aber nirgends habe ich auch nur die schwächste Ahnung bemerkt, daß es ein protestantisches Kirchenrecht geben könne, daß der Staat nicht unumschränkte Vollmacht haben sollte, in Kirchensachen zu verfügen."

Aber gerade die ersten Vorsteher der Kirche ließen sich durch den schlimmen Gang, den das politische Einheitssystem nahm, nicht abhalten, den Gedanken einer kirchlichen Vereinigung zu pflegen. Der treffliche Heß stand auch hier in der ersten Reihe. Als es sich nach dem Sturz des Direktoriums im Januar 1800 um eine neue Verfassung handelte, arbeitete er ein Memorial aus „über die Rechte der Kirche und derselben freie Ausübung in unserm Staate", das von den ersten Kirchenvorstehern in Basel, Bern, St. Gallen, Schaffhausen und der Waadt mit unterzeichnet wurde. Der Hauptzweck der Arbeit ist die Wahrung der Rechte der Kirche und der Geistlichkeit. Ueber die Administration der Kirche aber bemerkte das Memorial, die Einführung einer Nationalsynode für die ganze reformierte Schweiz möchte für einmal wenigstens noch zu viele Schwierigkeiten darbieten; jedenfalls müßte ein solches Band nicht stringent sein; es möchte leicht eine

der Freiheit selbst zu nahe tretende hierarchische Generaldirektion aufkommen und alles Charakteristische oder Eigenthümliche der einen oder andern Einzelkirche wegfallen. Aber eine nähere Verbindung zwischen den Kantonalkirchen durch Korrespondenzen, Konsultationen, Zusammentritt von Abgeordneten der Kirchenräthe wäre höchst wünschbar, und das brüderliche Band zwischen den helvetisch-protestantischen Kirchen, das schon zur Zeit der Reformation geknüpft ward, hätte längst wieder einer festeren Zusammenziehung bedurft.

Nach langen und schweren Kämpfen hat die neue Bundesverfassung das Samenkorn zur Reife gebracht, das als ein gutes in der Schale der „Helvetik" verborgen lag. Während die Helvetische Republik alle geschichtlich gegebenen Verhältnisse abschnitt und eine abstrakte, in der Luft schwebende Einheit erkünstelte, bildet die neue Bundesverfassung einen organischen Fortschritt auf dem Boden unserer geschichtlichen Entwicklung. Auch der Gedanke einer engeren Verbindung der Schweizerischen Kirchen, der in Heß' Denkschrift ausgesprochen war, hat sich als ein Samenkorn erwiesen, das jetzt aufgehen will. Die evangelische Konferenz, welche im April 1858 in Zürich zum ersten Mal zusammentrat, von allen evangelischen und paritätischen Kantonen beschickt, will jenen Gedanken, der damals noch keinen günstigen Boden fand, verwirklichen: freie Einigung auf dem Grunde voller Anerkennung des individuell kirchlichen Lebens in den einzelnen Kantonalkirchen!

Rudolf Collins

Schilderung seines Lebens.

Verdeutscht
von
Salomon Vögelin.



Vorwort.

Es haben geneigte Leser des vorigen Jahrgangs mehrfach den Wunsch geäußert, es möchte die ganze Lebensgeschichte Pellicans, aus welcher dort einige größere Bruchstücke mitgetheilt waren, wenigstens in einer Uebersicht veröffentlicht werden. Allein das Interesse an dem Manne dürfte wirklich mit jenen Partien seines Lebens erschöpft sein. Seine weitern Reisen zeigen wenig Merkwürdiges, sein Zerfall mit seinem Orden ist die allgemeine Geschichte jener Zeit, und namentlich seit der Franciscaner zum Professor an der Stift geworden, gieng sein Leben ganz in der treuen Erfüllung seines Studienberufes auf, und seine „Chronik" berichtet nur noch von den von Bibliander und ihm erklärten Büchern und etwa noch von seinen Einkünften und Badenfahrten.

Dagegen hoffen wir in der folgenden kurzen Selbstschilderung Collins ein anderes anziehendes Gemälde aus jener vielbewegten Zeit dem Leser vorzulegen. Zwar ist das Lateinische Original, das wir hier verdeutscht haben, gedruckt in Ulrich's*) Miscellanea Tigurina (I. 1—29.) — die Handschrift gelang uns leider nicht zu entdecken — und die bezeichnendsten Züge der Erzählung sind sowol in zwei ältern Neujahrsstücken der Chorherrngesellschaft auf 1792 (von Prof. nachher Decan Schinz) und 1797 (von Pfr. L. Wirz)

---

*) J. J. Ulrich, geb. 1683, gest. 1731, Pfarrer am Waisenhaus und Professor, vorzüglich als Prediger geschätzt, gab neben den erwähnten Miscellanea, drei Theile, 1721—24, eine Reihe ascetischer Schriften heraus.

angeführt, als auch von J. J. Hottinger in dem schon für Pellican erwähnten Neujahrstück der Hülfsgesellschaft auf 1844 zu einem lebendigen Bilde vereinigt. Allein wir wissen, daß Neujahrstücke bald aus dem Gedächtnisse der Leser verschwinden, jene ältern Darstellungen aber verwischen nach der Weise ihrer Zeit zu sehr den Eindruck des Originals durch eigene Zuthat. Wir haben dagegen so viel als möglich auch die Form des Verfassers beizubehalten gesucht. Doch wird bei der Verdeutschung die überaus naive Wirkung immerhin etwas geschwächt, welche die Einschiebung Deutscher Worte und Abschnitte in das klassische, mit gelehrten Zierraten versehene Latein hervorbringt. Wir haben wenigstens solche Stellen in ihrer alterthümlichen Sprache und Schreibart durch Anführungszeichen herausgehoben. Die Noten, durch welche wir die vorkommenden Personen und Sachen dem Leser anschaulicher zu machen gesucht haben, machen, bekannten Büchern enthoben, keinen wissenschaftlichen Anspruch, und seien samt dem Texte der geneigten Aufnahme des Lesers empfohlen.

Epigramm Rudolff Collins,

das sein Leben enthält.

1. Gundenlingen entstammt, 2. Studierender, 3. Seiler, 4. und Krieger,
5. Bürger von Zürich sodann, 6. ward ich Professer zuletzt:
7. Jetzt auch am Ziele der Bahn, welch Loos mich immer erwarte,
Ruht dieß Loos doch Dir, gütiger Gott, in der Hand.

Des Epigramms Erklärung.

1. Gundenlingen entstammt.

Gundenlingen ist ein Dorf [1]) im Luzerner Gebiet, der Grafschaft Rothenburg, in der Mitte des Weges zwischen Luzern und Beromünster. Es kam unter die Herrschaft von Luzern zugleich mit dem Schlosse Rothenburg, welches von den Luzernern erobert worden im Jahr 1385, am

[1]) Ein kleines Dörfchen, zum Pfarrdorf Römersweil gehörig. (s. unten S. 183) im ehemaligen Amte Rothenburg. Das Geschlecht der Edlen von Gundoldingen zu Luzern, berühmt namentlich durch den bei Sempach gefallenen Schultheiß Petermann, wird von einer hier gelegenen Burg abgeleitet.

Tage der Unschuldigen Kindlein[2]): da der Graf von Rothenburg selber in seiner Pfarrkirche, die außerhalb dem Schloß und dem Städtlein[3]) in der Nähe gelegen ist, dem Gottesdienst beiwohnte, und als er sein Schloß im vollen Brande hinter sich sah, gleich aus der Kirche fliehen mußte und alle seine Habe verlassen und verlieren.

Darauf ein Jahr vor der Schlacht bei Sempach[4]) ward Gundenlingen von den Oesterreichern durch Feuer gänzlich zerstört Da flohen die Einwohner zum nächsten Wald gegen Luzern zu, und setzten sich dort mit Vieh und Leuten. Und auf dem Hügel, der noch heißt „Z'huben" (das ist „zum Buel") hatten sie eine Warte: von der schauten sie ins Land, und kamen die Haufen der Feinde heran, so gab man mit dem Horn ein Zeichen und dann liefen die Leute aus den Feldern, die sie bewaffnet bestellen mußten, zusammen, und schlugen die Feinde zurück.

---

[2]) 28. Dec. 1384, indem das Jahr damals mit Weihnachten anfieng. Das Städtchen und die Herrschaft Rothenburg waren von den Herren von Rothenburg am Ende des dreizehnten Jahrhunderts an die Herzoge von Oestreich verkauft worden, welche sie nachmals an die Edlen von Grünenberg verpfändeten diese hatten durch einen Zoll die ohnehin den Oestreichischen Herren feindselige Bürgerschaft gereizt, und darauf geschah in einem Zug ohne Wissen der Obrigkeit die im Text erwähnte Zerstörung des Schlosses, auch die Ringmauern des Städtchens wurden gebrochen, doch die Bürger verschont Luzern aber behielt die Herrschaft, bezahlte, als 1394 der Friede von 1389 bestätigt ward, die Pfandsumme an Hemmann von Grünenberg und machte Rothenburg zu einer Landvogtei (Leu.)

[3]) Wie gewöhnlich im Mittelalter die Pfarrkirchen, jetzt die Kapelle von Rueggeringen. (Leu.)

[4]) 9. Juli 1386.

Eben von diesem Hügel haben meine Vorfahren ihren Namen erhalten, daß sie „Zum Buel“ oder „Am Buel“ oder auch Buelmannen heißen. Denn diese Namen tragen sie jetzt ohne Unterschied. Ich habe mich in der Jugend Clivanus von clivus, dann Collinus von collis (beides Hügel oder Buel) genannt.

Meine Eltern waren Bauersleute, von guter Herkunft und wohlhabend, denn nur aus des Vaters Vermögen ist mir freigebig mein Unterhalt gereicht worden. Mein Vater hieß gemeiniglich „der Althans von Gundenlingen“, meine Mutter hieß „Elsbeth Kellerin von Seesatt“. Es ist aber Seesatt ein vorzügliches Gut am Sempacher See, das meine Brudersöhne annoch besitzen.

Die heilige Taufe habe ich empfangen im Dorfe „Nüwdorff“ nahe bei Beromünster. Denn der Pfarrer in „Römerschwil“, wohin die Gundenlinger zur Kirche und Begräbniß gehören, war über Land verreist. So war gleich von Mutterleib an zu reisen mein Schicksal. Mein Taufpathe war „Rudolff Kauffmann“, Bürger in Sempach, ein vorzüglicher Thierarzt. Meine Taufpathinn war eine Hausfrau in „Oberbuchen“, welches Dorf an der Grenze meines väterlichen Gutes gelegen ist. Diese gute Frau pflegte ein Andenken an die Taufe meinen Eltern alle Jahre zu schicken, auch da ich in der Fremde war und den Studien oblag. Dieß Geschenklein heißt bei den Gundelingern „die Osteren“, bei den Zürchern „der Zimpeltag“.

Meinen Geburtstag konnte meine Mutter nicht bestimmt angeben, sondern sagte nur, ich sei zur Welt gekommen in

der Osterwoche im Jahr 1490, da der Schwabenkrieg im Gang war und mein Vater im Felde lag am Rhein im Dorfe „Kobeltz“, d. i. Confluentia (Koblenz), wo die Schweizer einen Posten gegen die Schwaben über dem Rheine hatten.[5])

---

2. Studierender.

Zuerst in meinem achten Altersjahr wurde ich von meinem Vater nach Beromünster[6]) gebracht, wo mein Lehrer Hr. Magister Andreas Erni, ein ausgezeichneter Musiker, mein Hauswirth Hr. Jakob von Zell, ein achtzigjähriger frommer Priester, war. Ich blieb zwei Jahre dort und mein Lehrer und Hauswirth hatten große Hoffnung von mir und rühmten mich sehr bei meinen Eltern.

Zum zweiten ward ich nach Luzern versetzt, und in das Haus Hrn. Johannes Buchholzer, Propst von Luzern, aufgenommen, der mein Großoheim war. Bei diesem verblieb ich fünf Jahre und hatte verschiedene Lehrer, brave Leute, die aber nichts verstanden als zu singen; und ich wäre sehr in den Studien zurückgekommen, oder vielmehr es wäre nie etwas rechtes aus mir geworden, wenn nicht

---

[5]) Nach Beschluß der Tagsatzung vom 4. März · 500 Mann waren in die Grafschaft Baden verlegt. (Glutz-Blotzheim S 88.)

[6]) Auch Münster im Aargau genannt, gestiftet im neunten Jahrhundert von einem Grafen Bero, erst Benediktinerkloster, dann weltliches Chorherrenstift Für geistige Bildung an diesem Orte sprechen die bekannten ersten Schweizerdrucke des Chorherrn Elias Eliä von Laufen.

Hr. Magister Johannes Xylotectus (Zimmermann) mir für sich den Vergilius [7]) vorgetragen hätte, ein Chorherr zu Luzern und Beromünster, von vornehmem Geschlechte (der nachmals im Jahr 1526 am 8. August zu Basel an der Pest gestorben, aus der Heimat verbannt wegen der Religion, während er der Heimat und der Religion höchste Zierde gewesen) [8]). Dieser erklärte mir nach seiner großen Freundlichkeit die erste Ecloge (Hirtengedicht) des Vergilius, die ich auch begierig auffaßte und alsbald auf eigne Faust eine Ecloge schrieb: das erfreute den trefflichen Mann und er trug mir die übrigen Eclogen und die vier Bücher der Georgica (vom Landbau), auch drei Bücher der Aeneide vor: und da er zum letzten Vers des dritten Buches gekommen, der so lautet: Schloß nun endlich den Mund, macht' End und begab sich zur Ruhe, so wandte er diesen Vers auf sich an, als wolle er selbst nun den Mund schließen, ein Ende machen und sich zur Ruhe begeben Darauf ermahnte er mich, ich sollte nun mit eigener Kraft die Dichter lesen, was ich auch mit Fleiß und Glück gethan, so daß ich sechs ganze Bücher der Aeneide, ferner die Georgica und alle Eclogen vollkommen auswendig lernte und ohne allen Anstoß hersagen konnte. So unter der Leitung des Hrn. Xylotectus ein ganzer Vergilianer geworden, waren mir die übrigen Dichter, die von anderem

---

[7]) Schreibung Collins.

[8]) Er zog sich nach Myconius und des Chorherrn Kilchmeyers Vertreibung als der letzte Freund der Reformation von Luzern nach Münster zurück, wo er noch 1524 verweilte.

Schlage waren, leicht zu verstehen oder dann ohne Geschmack für mich.

Zum dritten ward ich von Hrn. Xylotectus selber nach Basel gebracht und in die Schule und Wohnung Hrn. Heinrich Glareanus, des allertreusten Lehrers, aufgenommen. Bei diesem lebte ich ein Halbjahr lang und erlernte die Anfangsgründe der Mathematik, ich hätte auch großen Fortschritt in den Studien gemacht, wenn ich länger seinen Unterricht und seine Erziehung hätte genießen können. Aber da Hr. Glareanus nach Paris reiste, mußte auch ich meinen Studienort vertauschen. [9])

Zum vierten begab ich mich nach Wien, vom Studium der Poetik angezogen: daselbst angekommen ward ich von den jungen Schweizern aufs freundlichste empfangen, besonders von Konrad Grebel [10]), und in die Wohnung auf-

---

[9]) Ueber diesen vorzüglichen Gelehrten, Jugendfreund Zwinglis, nachmals aber Gegner der Reformation, geb. 1488, gest 1563, siehe das Neujahrstück der Musikgesellschaft auf 1855, S. 14–21, und seine vollständige Biographie von Heinrich Schreiber, Freiburg, 1837

[10]) Konrad Grebel, Sohn des angesehenen Rathsherrn Jakob Grebel, geistreich und wissenschaftlich gebildet, aber frühe, gerade in Wien, durch Ausschweifungen verdorben, zu denen ihm der Vater aus seinen fremden Pensionen (um deren willen er selbst im October 1526 enthauptet ward) bald reichliche Mittel verschaffte, bald ihn zu verstoßen drohte (Den Unsegen des Hauses schildern seine Briefe bei Wirz Helvet. Kirchengeschichte, IV. 73 ff) Bekannt ist sein Auftreten schon in dem zweiten Religionsgespräch zu Zürich im October 1523, dann im Gespräch mit den Wiedertäufern im Großmünster im Januar 1526, sein schwärmerisches und wüstes Treiben in St Gallen, unter den Augen Vadians, des Gemahls seiner Schwester Im März 1526 mit den übrigen Häuptern der Widertäufer ins Gefängniß gelegt, entkam er mit den mehreren derselben und scheint bald darauf verloren und unbekannt gestorben zu sein.

genommen: Hr. Dr. Joachim Vadianus [11]) war da mein Gönner und Lehrer. Aber ich ward in meiner Hoffnung betrogen und fand lauter barbarisches Wesen. Die poetischen Vorlesungen, um deren willen ich mich dahin begeben, kamen mir ganz kindisch vor, da ich an den Vergilius schon zu Luzern unter Hrn. Xylotectus mich gewöhnt hatte. Doch sah ich daselbst viele herrliche Werke und besonders das gar prachtvolle Leichenbegängniß Kaiser Maximilians. [12]) Und nicht nur die Vorlesungen, auch die Sitten der Leute, der Weltlichen wie der Studierenden, mißfielen mir, da sie fast alle von unlöblicher Trunksucht verdorben waren. Ich einmal, der zu Beromünster und Luzern die Kunst und Uebung der Musik ziemlich erlernt hatte, gab wegen der maßlosen Trunkenheit der Sänger dergestalt der Musik und dem Singen den Abschied, daß ich mich nachher nie mehr zu diesem löblichen Studium wandte. Als daher Hr. Dr. Vadianus in sein Vaterland verreiste, mochte

---

[11]) Joachim von Watt, geb. 31. Dec. 1484, aus vornehmem und reichem Geschlechte zu St. Gallen, kam im achtzehnten Jahre nach Wien, erst als Studierender der Medicin, später selbst Professor, von Kaiser Maximilian hochgeehrt und der Leiter vieler Schweizer in ihren Studien, ebenso später in Paris. Seit 1518 nach St. Gallen zurückgekehrt, seit 1526 Bürgermeister daselbst, war er der hauptsächlichste Reformator seiner Vaterstadt und ihrer Umgegend, und auch in der übrigen Schweiz eine Hauptstütze der Reformation. So war er unter den Vorsitzern der Disputation zu Zürich 1523 und zu Bern 1528, und der Urheber einer Synode zu St. Gallen 1530. Er starb 1551

[12]) Im Januar 1519: der Kaiser war am 12. zu Wels in Oberösterreich gestorben. So lange blieb Collin also noch in Wien.

auch ich nicht länger dort verbleiben, obwol nicht wegen Mangel im Beutel, sondern kehrte, nachdem zwei Jahre verflossen, ins Vaterland zurück.

„Italien, Italien! so ruft zuerst Achates.“ [13])

Zum fünften, im Jahr 1519, als die Pest durch Frankreich und ganz Deutschland herrschte und ich mich den Sommer über in Zürich aufhielt, verabredeten Johann Jakob Ammann [14]), der aus Frankreich gekommen war, und ich mit einander, Italien zu besuchen und nach Bologna zu gehen; und auf diese Abrede verließen wir einander, indem ich in meine Heimat Gundenlingen zurückkehrte und Ammann zu Zürich blieb. Inzwischen trat Ammann die Reise nach Italien an, da sich folgende Gelegenheit ergeben hatte. Der löbliche Rath von Zürich schickte seine Bauherrn von Rath und Zünften nach Mailand, damit sie von den Thürmen an der Burg zu Mailand ein Muster nehmen sollten, um nach eben dieser Gestalt einen Thurm zu Zürich bauen zu lassen, was nachmals auch geschah, indem der neue runde Thurm „am Rennwäg“ erbaut wurde.[15]) Mit diesen Gesandten der Zürcher kam Ammann nach Mailand, und fand diese Stadt, welche damals Franz I., der König

---

[13]) Vergilius Aeneide III. 523.

[14]) J. J. Ammann war geboren 1500 und hatte ebenfalls 1518 und 1519 in Paris bei Glarean studiert. Er ward 1521 Professor in Zürich, seit 1534 Schulherr, starb 1573.

[15]) Im Jahr 1529, wie noch heute die Jahrzahl auf der rechten innern Seite zeigt.

der Franzosen, inne hatte,[16]) geziert mit hochgelehrten Männern; Bologna dagegen, hörte er, blühe in keiner Gelehrsamkeit als im kanonischen Rechte. Daher ließ er sich zu Mailand nieder und rief auch mich dahin zu kommen. So langte ich am 1. Januar 1520 zu Mailand an und fand dort alles wie ich es nur wünschen konnte.

Von Ammann ward ich brüderlich empfangen und zu den gemeinsamen Studien und zum Zusammenleben als Hausgenosse aufgenommen.[17]) Wir hatten als Lehrer im Hause Hrn. Antonius Thylesius,[18]) einen gar frommen Mann, der Griechischen und Lateinischen Sprache überaus kundig und öffentlicher Professor der Geschichte. Dieser treffliche Mann pflegte, wenn ich alle Nacht beim Schlafengehen ihn grüßte, mit diesem Wunsche mir zu antworten: Leb wohl, mein Sohn, und bete, bete. Ferner hatten wir zum Lehrer Stephanus Niger, öffentlichen Professor der Griechischen Literatur, dessen Uebersetzungen auch jetzt noch von den größten Gelehrten sehr geschätzt werden.

---

[16]) Der nach der Schlacht von Marignano am 13. und 14. Sept. 1515 das Herzogthum Mailand dem Herzog Maximilian Sforza entrissen hatte.

[17]) Noch ist ein Brief Collens an Zwingli aus Mailand vorhanden (Schuler und Schultheß, Bd. VII. S. 144.), aus welchem die große Verehrung und Liebe hervorgeht, welche er schon damals dem Zürcherischen Reformator widmete, gewiß durch Ammann bei jenem eingeführt, denn Ammann war Zwinglin wie ein Sohn vertraut und ergeben

[18]) Von Cosenza, und nur durch einige Lateinische Gedichte nud Abhandlungen bekannt, welche Konrad Geßner, als das Werk des Lehrers seiner Lehrer Ammann und Collin, 1545 zu Basel herausgab. (S. dessen Epistola nuncupatoria Pag. 7.)

Ferner Ludovicus Coelius (Rhodiginus)[19], noch jetzt Professor beider Sprachen, sehr berühmt wegen seiner Arbeit der Lectiones Antiquae. Dieser Männer Vorlesungen und Umgang konnten wir täglich genießen, und wir ließen es auch an unserer Leistung in Ehrbarkeit des Lebens und Fleiß in den Studien nicht fehlen. So geschah es, daß wir bei den Häuptern der Schweizer, die nach Mailand kamen, gar sehr gelobt wurden, sowohl von unsern Lehrern als von andern hochedeln Bürgern, unter denen auch Johann Jakob Trivulzio und Renatus Virago, unsere Mitschüler bei Hrn. Thylesius, waren. Davon will ich ein Beispiel auf Deutsch anführen.

„Herr Wernher von Meggen, Ritter und hernach Schultheß zu Lucern, hat einmal zu Meyland mich heimgsucht,[20]) und von mir großes Lob ghort, dann ich wärd was 2c., weliches er hernach zu Lucern vßgspreitet dermassen, daß fill Rhadtsherren minen Vatter gern bekent hetend 2c. Deßhalb hat einmal der N. Pfiffer (ein Rhadtsherr), welicher minen Vatter wol bekent, inn (minen Vatter) vff der Rüßbrugg fründlich angeredt, vnd vffenthalten, vnd zu den Herren, so herumb waren, gesprochen: Lieben Herren, das ist der Bur, der ein so gelerten Sun

---

[19]) Eigentlich Richieri, von Rovigo, geb. 1450, gest. 1520 (?), an verschiedenen Orten Professor. Die Lectiones Antiquae sind eine Sammlung vermischter Bemerkungen über alle Gegenstände der Alterthumskunde.

[20]) Er war Anführer in dem Soldnerheere, das Franz I. durch das Bündniß vom 5. Mai 1521 von den Eidgenossen (außer Zürich) erlangt hatte. S. Hottinger Gesch. d. Eidg. I. S. 71. Note 119.

zu Meyland hat. Welliches min Vatter gar wol gfröuwt, und es miner Mutter daheimb mit großen Freuden gseitt hat.“ [21])

Als wir mitten im Lauf unserer Studien waren, entstand der Mailändische Krieg, in welchem Mailand wieder in die Hände des Kaisers kam.[22]) Da giengen sowohl die Studien der edlen Wissenschaft als die übrigen Zierden jener Stadt zu Grunde, nach dem Sprüchwort das die Mailänder selbst zu brauchen pflegen, indem sie sagen: Mailand sei unter dem Könige der Franzosen eine Stadt, unter dem Kaiser ein Dorf. So mußten wir denn nach anderthalb Jahren in die Heimat zurückkehren. Ich habe auf dem Rückwege den Ammann über den St. Gotthardsberg gezogen und getragen.

Zum sechsten, wieder aus Italien zurückgekehrt, mochte ich nicht müssig zu Lucern die Brücken und Gassen auf und ab spazieren, oder auf des Vaters Gut unter den arbeitenden Landbauern unthätig dasitzen: so packte ich meine besten Bücher und die am leichtesten zu tragen waren zusammen und beschloß nach Basel zu reisen und dort eine literarische Stelle zu suchen: und auf diesem

---

[21]) S. das Bild des erwähnten Neujahrstückes von der Chorherrnstube auf 1792.

[22]) Am 19. Nov. 1521, vornämlich mit Hülfe der Schweizer, die der Cardinal Schinner (mit Ausnahme der Zürcher) zum Kriege gewonnen. Die Geschichte zeigt übrigens, daß auch das Joch der Franzosen gerade damals schwer auf Mailand gelastet hatte. S. Hottinger Geschichte der Eidgenossen, Buch 1. Kap. 3.

Wege, im Begleit einiger Pfaffen, guter Gesellen, kehrte ich im Kloster St. Urbans ein Da war Melchior Macrinus (einst mein Tischgenosse zu Basel bei Hrn. Glareanus) Schullehrer gewesen, jetzt war er in seine Heimat Solothurn als Rathsschreiber berufen.[23]) In dessen Stelle konnte ich eintreten, erhielt so eine gar bequeme Gelegenheit zu den Studien und ward ebenda zum Schullehrer ernannt, wo ich denn mehr als zwei Jahre verblieb.

Und da ich mein Amt mit guten Treuen und bescheidentlich verrichtete, so war ich dem Hrn. Abt Erhard Kastler von „Keiserstul", einem Manne von edler Herkunft, und den übrigen Mönchen lieb und werth Denn ich lag nicht nur den Wissenschaften ob, sondern nahm auch zuweilen an Jagden und Reisen Theil, und mochte mich ihrem Belieben, unbeschadet des Anstandes und meines Amtes Erfüllung, gern anbequemen. So geschah es, daß sie mich liebten und hochschätzten und nicht nach Beromünster ziehen ließen; wiewol ich während meines Aufenthaltes bei

[23]) Melchior Macrinus, eigentlich Dürr, von Solothurn, gieng 1522 nach Basel zu dem Buchdrucker Cratander, kam aber bald nach Hause zurück und mußte dort eine Schullehrerstelle annehmen er war dann, nebst dem Leutpriester Philipp Groß der einzige Beförderer der Reformation in Solothurn, aber ohne Erfolg. (Vgl. die Darstellung von Glutz-Blotzheim, Schweizerisches Museum 1816, S 766 ff.) Er schreibt unterm 30. Sept. 1522 an Zwingli (Schuler und Schultheß Bd. VII. S. 227): Jetzt habe ich mich, Dank Dir und den Dir Aehnlichen, das heißt den Unterrichteten, zum Evangelium gewendet, dabei genieße ich, wie früher im Lateinischen und Griechischen, der Hülfe Rudolf Collins, des nie genug zu lobenden Jünglings, bei dem ich, als ich ihn kürzlich besuchte, Deine Scholien zur Iliade des Homer gefunden.

ihnen eine Chorherrnpfründe zu Beromünster erlangt hatte, auf welche ich schon lange Warter (wie es heißt) geworden war, was aus folgendem Brief ersichtlich ist.

„Copy von der Wart zu Münster.

Wir Schultheß vnd Rhadt der Statt Lucern thun kund allermenklichem vnd bekennend offentlich mit diesem Brieff, daß vf siner Date, als wir in Rhadtswyß by einandern versampt, for vns erschinnen ist der Erwirdig Wolglert Herr Johann Buchholtzer, Bropst des Wirdigen Stiffts Sancti Leodigarii ze Lucern vff dem Hoff, vnser günstiger lieber Herr, vnd batt vns ernstlich, daß wir sinem angebornen Vetter, Rudolff zum Büel, gnediklich geruchen vnd verlichen ein Wart vff ein Chorherrenpfrund ze Münster im Ergöw, als wir dann deß wol Macht hettend. Also haben wir angsehen sin flissig Bitt, ouch guten vnd getrüwen Dienst, so sin Erwirde vns erzeigt vnd bewisen hat vnd noch thun mag, vnd daruff demselben Rudolffen zum Büel ein Wart gelichen vnd gnediklich zugeseitt haben, lyhend vnd versprechend imm die in Krafft diß Brieffs, also wann fürhin ein Chorherr ze Münster abstirbt vnd ein Pfrund ledig wird, daß denn derselb gemelt Rudolff zum Büel als ein ander Warter nach Sitt vnd Gewonheit, derselben Stifft angan (soll). Doch daß er sich fromklich vnd erbarlich halten vnd zu priesterlicher Wirde schicken (soll), ouch, daß die Zyt erhöuscht, Priester werde. Vnd wo er sölichs nit thäte, über kurz oder lang, daß dann sölchs vnser Lähen und Gnad krafftlos, hin und ab sin

soll: ouch vorbehalten, daß alle die, so for dem gemelten Rudolffen zum Büel mit Warten begabet sind, Innhalt irer Brieffen vorgan söllend, bis daß es nach Vßwysung vnsers Lächenbuchs, darinn die Warten geschriben stand, an inn kompt. Vnd deß zu Vrkund haben wir disen Brieff mit vnser Statt Secretinsigel besiglet vnd gäben vff Frytag an St Oßwalds Tag, als man zalt nach der Geburt Christi Fünffzehen Hundert vnd im Vierzehenden Jar."

Zu dieser Zeit war die Reihe unter den Wartern an mich gekommen und die Chorherrnpfründe mir anheimgefallen, wie hervorgeht aus folgendem Briefe.

„Copy von der verfallnen Chorherren Pfrund.

Den erwirdigen geistlichen vnd wolgelerten Herren Propst vnd Capitel der wirdigen Gstifft ze Münster im Ergöw, minen insonders günstigen lieben Herren, embüt ich Jakob von Hertenstein, diser Zyt Schultheß ze Lucern, min früntlich Dienst vnd alles das ich liebs vnd guts vermag zefor. Nachdem dann der wirdig vnd geistlich Herr Niclauß von Winkel, wyland Chorherr ze Münster im Ergow, mit Tod abgegangen, vnd dieselbig Pfrund dadurch ledig worden ist, welicher Pfrund min gnädig Herren vnd Rhädt der Statt Lucern rächte Nominatores vnd Lähenherren sind, habend dieselben min gnädig Herren den Ersamen Rudolffen zum Büel, voran vmb Gottes, ouch sin vnd siner Fründen flißig Bitt vnd Dienst willen, sunderlich angsehen die vererrt Wart, so er in Gschrifft inn verschinnen Jaaren vor minen gnedigen Herren gegäben —

mit obgemelter Chorherrenpfrund begabet, wie dann sie forhar anderen ouch gethan haben. Das ich üch in genanter miner gnedigen Herren Namen sölcher Gstalt verkünden; vnd so aber die Form vnd Billikeit vff imm hat, sölich als geistlich von üwer Erwird, oder densenen si söllichs befilcht, ze vollstrecken vnd investieren ze verenden: so präsentieren vnd übersenden ich den forgenanten Rudolffen zum Büel, innwie recht ist, mit Bit vnd Begär, ir wöllind inn vff forgemelte Pfrund an des gedachten Statt, investieren vnd bestetigen, vnd alles das ze thun so wyter darzu ghört vnd notürfftig ist; als ich in Namen miner gnedigen Herren obgemelt deß gwüßlich zu üch versich vnd getruw. Zu Vrkund so hab ich min eigen Insigel ghenkt an disen Brieff, der geben ist vff Frytag Sant Ambrosius Tag, nach Christi Geburt vnsers Behalters (fünfzehnhundert) Zwentzig vnd Zwei Jar."

Um diese Zeit ward ich zu Beromünster eingesetzt mit großer Feierlichkeit und unter den gewohnten Ceremonien. Da wurde mir das Diplom ausgestellt, vom Hrn. Probst Magister Ulrich Marti, durch welches mir die Chorherrnstelle gesetzlich und fest bestätigt wurde. Obgleich ich nun Chorherr war und zu Beromünster in allem Behagen und Wohlsein hätte leben können, so blieb ich doch zu St. Urban und verschob die Residenz (wie man es nennt) von Tag zu Tage, wobei der Hr. Abt für mich auftrat und das Bedürfniß seiner Schule geltend machte.

Endlich als mein Vater gestorben war und der Hr. Abt schwer erkrankt den Aerzten nachgieng und zu Winterthur

bei einem Juden liegen blieb, da ward ein Sturm wegen des Lutherischen Wesens von einem Mönch, des „Schultheiß Hugen“ [24]) Bruder, erregt, in Folge dessen Rathsherrn von Lucern herkamen Sobald sie angelangt, hielten sie eine Untersuchung wegen dieses Lutherischen Wesens, und besahen alle Bücher bei allen Brüdern. Als sie nun die meinigen besehen hatten, die mit Griechischen Buchstaben gedruckt waren, da rief der Rathsherr „Hans Glestig“: „Das sind Lutherische Bücher“; als ich aber widersprach, so sagte er: „Was Kritzis Kretzis ist das, das ist Lutherisch.“ So packten sie meine Griechischen Bücher zusammen und ließen sie nach Lucern bringen, damit ich dort vor dem Rath meine Sache führen und meine Bücher zurückbegehren sollte. Es waren nach St. Urban aus beiden Räthen etwa zwanzig Mitglieder gesandt worden, an deren Spitze standen „Hanß Hug, Schultheiß, Rudolff Hünenberg, Hanß Glestig,“ welche damals für die wohlberedtesten aller Luzerner Rathsherren galten. Als ich nach Luzern gekommen, ward der Rath außerordentlich besammelt im Kloster der Franciskaner, um meinetwillen. Da ließ ich durch Werner Buchholzer, Chorherr und Custos am Stift zu Luzern, der mir verwandt war, meine Sache führen: die Rathsherrn gaben mir gar milden Bescheid durch den andern Schultheiß (Golder, meine ich) und ließen mich

---

[24]) Der Schultheiß Hans Hug war bei allen Gelegenheiten, bei der Verurtheilung der Stammheimer in Baden (1524), bei der Disputation daselbst (1526), im ersten und zweiten Kappeler Krieg einer der heftigsten aber auch gewandtesten Gegner der Reformation.

alle meine Bücher wieder zu mir nehmen, baten mich aber und ermahnten mich mit vielen Worten, ich möchte doch nichts neues gegen die alte wahre und ungezweifelte Religion anfangen, sondern meinen Vorfahren nachahmen und fortfahren ein guter Christ und Luzerner zu sein. Da sprach Schultheiß Hug laut und trotzig: „Ob er wölle, gange er gen Zürich, luge ob im der Zwingli ein Chorherrenpfrund gebe.“ Dieß Wort kam mir damals sehr hart vor, nachmals habe ich durch die That erfahren, daß es eine glückliche Weissagung war.

---

3. Seiler.

Die Ursachen anzuführen, die mich zu der Seilerei bewogen, unterlasse ich, und will nur den Hergang selber, wie ich ihn einst aufgeschrieben, hieher setzen.

Am 14. Februar des Jahres 1524 verließ ich meine Heimat, kam gegen Abend nach Zürich und kehrte in Herrn Myconius[25]) Hause ein, wo mir etwas Artiges begegnete.

---

[25]) Oswald Geißhäusler, von Erasmus Myconius genannt; zu Luzern 1488 geboren, war Schullehrer, erst in Basel seit 1516, in Zürich am Stift, vom Ende 1519 an der Stiftschule zu Luzern. Als er wegen seiner Liebe zur Reformation seine Vaterstadt verlassen mußte, kam er erst 1523 durch den Administrator Geroldseck nach Einsiedeln, aber schon nach einem halben Jahre wieder nach Zürich als Lehrer an der Schule beim Fraumünster. Nach Zwinglis Tode gieng er 1532 wieder nach Basel, wo er erst zum Diacon zu St. Alban, bald darauf zum obersten Schulaufseher und Professor des Neuen Testamentes, endlich an Oecolampads Stelle zum obersten Pfarrer am Münster erwählt wurde, und 1552 an der Pest verstarb. Er schrieb 1532 die erste Biographie Zwinglis.

„Es war an der alten Faßnacht," und der Tisch stand mit den besten Speisen und vollen Bechern besetzt in der Stube, daran saß oder stand aber niemand, die Hausthüre war offen. Das kam daher, weil alle Tischgenossen auf die Mauern ausgeflogen waren, um „die Faßnacht- oder Merzenfeur" zu sehen. Herr Myconius wohnte nämlich damals in einem Hause nahe bei dem Zeughause.[26]) Als ich mit Verwunderung in die leere Stube getreten, setzte ich mich an den Tisch, nahm Herrn Myconius Platz ein und wartete bis die Leute kamen. Als die Feuer verlöscht waren, kam die ganze Schaar zurück; da fanden sie mich am Tische sitzen, ich reichte ihnen, als wären sie Fremde, die Becher dar, alle erstaunten, darauf rief ich: Herr Myconius, ich bin zu guter Stunde zu lustigem Leben gekommen; Herr Myconius aber ward gar fröhlich und nahm mich aufs freundlichste auf.[27]) Ich blieb eine Zeit lang Herrn Myconius Gast, zugleich mit einem französischen Ritter Aremund, und schickte an meinen Verwandten Herrn Wernher Buchholzer und dessen Schwester nach Luzern jenes Diplom zurück, welches mir vom Herrn Propst zu Beromünster zur Bestätigung meiner Chorherrnpfründe übergeben worden war, und gab die Pfründe selbst auf, freiwillig und aus eignem Antrieb, während alle meine Freunde und Bekannten, die damals in Zürich waren, es mir mißriethen.

---

[26]) In Gassen.

[27]) Auch diese anmuthige Scene ist im Neujahrkupfer auf 1797 abgebildet, von M. Usteri gezeichnet, der schon in den Costümen und Ornamenten erkannt wird.

Meine Verwandten bat ich schriftlich, sie möchten dem Rathe zu Luzern danken, weil ich nach Wien, nicht nach Constanz gehen würde. Ich war nämlich von ihnen mit der Erwartung und Abrede weggegangen, als wollte ich die ganze Zeit der Fasten zu Constanz bleiben und mir nach der Ordnung die heiligen Weihen ertheilen lassen.

Nach einigen Tagen berief mich Herr Heinrich Buchter [28]) nach Kilchperg zu gemeinschaftlichem Griechischem Studium. Da ward ich zufällig von meinem Verwandten Hr. Wernher Buchholzer gefunden, der mich zu Constanz und Zürich gesucht hatte und im Rückweg von der Landstraße verirrt und nach Kilchperg gekommen war.

Um den Anfang Mai brauchte ich das Heilbad in Vrdorff: [29]) nachdem ich dort mich gepflegt und mir die Glieder erwärmt hatte, kehrte ich nach Zürich zurück und

---

[28]) Heinrich Buchter, Pfarrer zu Kilchberg, ward 1530 Pfarrer zu Zurzach, 1532 zu Meilen, 1545 Archidiacon zum Großmünster, starb 1547.

[29]) Das seit mehr als hundert Jahren außer Gebrauch gekommene Bad in Ober-Urdorf soll 1526 von Hans Steiner von Zug, Bürger von Zürich, entdeckt worden sein, und war in früherer Zeit, zumal im sechs- und siebzehnten Jahrhundert überaus beliebt und nicht nur von Zürchern, sondern auch von Fremden vielfach besucht, deren Andenken noch durch gemalte Fensterscheiben erhalten wurde. Eine solche von 1542 zeigte Antistes Bullingers und Pellicans, eine von 1582 Professer und Pfarrer Wolfs Namen und Wappen. Dr. Ziegler schrieb 1676 „von dem köstlichen Bad in Vrdorf," mit Abbildung; eine Beschreibung des Dr. Salomon Hottinger nahm J. J. Scheuchzer in den zweiten Theil seiner Naturgeschichte des Schweizerlandes auf, Dr Johannes von Muralt gab 1702 heraus: Neues Bethesda oder Gründliche Beschreibung u. s. w. u. s. w. des in unsern Landen fürtrefflichen u. s. w. u s w. Heilbronnens in Vrdorf.

fieng am 23. Mai im Namen des Herrn Jesu Christi an das Seilerhandwerk zu betreiben, bei Heinrich Ostertag, einem ehrsamen Seiler und des Raths. Diesem habe ich zum Lohn für die Kunst versprochen und alsobald ausgezahlt 18 Goldgulden. Und in Kurzem machte ich so gute Fortschritte in der Seilerlehre, Dank dem treuen Unterricht meines Meisters, daß ich nicht leicht einem Seiler an Geschicklichkeit und Rüstigkeit nachstand.

„O der Sterblichen Treiben!“ [30])

---

4. Und Krieger.

Im selben Jahr 1524 am 3. Oktober zog ich mit einem Fähnlein von Bürgern von Zürich nach „Waltzhut“ zur Unterstützung dieser Stadt [31]) und versah den Posten eines Kriegers und Schreibers, denn ich schrieb zweimal an den Rath zu Zürich. Zuerst aus dem Dorfe „Dielstorff.“ Da fand uns ein Läufer von Zürich beim Mittagessen, und fragte uns im Namen des Raths, wohin wir ziehen wollten und was anfangen? Die Krieger waren erschrocken, wußten nicht was sie antworten sollten, und brachten allerlei Meinungen vor. Die wies der Läufer ab und sagte: Ihr habet

---

[30]) Sophokles Philoktet Vs. 176.

[31]) Die Stadt Waldshut hatte durch ihren Pfarrer Balthasar Hubmeier, einen heftigen, durch Thomas Münzer zur widertäuferischen Schwärmerei hingerissenen Prediger, den Unwillen ihrer Oestreichischen Regierung erregt, und als diese die umsonst verlangte Entfernung Hubmeiers mit Waffengewalt erzwingen wollte, bereiteten die Waldshuter sich zum Widerstand und suchten Hülfe

hier einen Schreiber (und zeigte auf mich), dem traget auf, daß er eure Meinung schreibe; denn ich will schriftlich, nicht mündlich dem Rath Antwort bringen. Da baten mich die Krieger inständig und erlangten es von mir, daß ich schriebe. Nachdem ich denn einiges nach Angabe der Krieger, anderes von mir aus geschrieben, sprang ich auf eine Bank, machte auf Soldatenweise Stille und las meinen Brief vor: als sie ihn vernommen, wurden alle so entflammt, daß sie lieber den Tod leiden als nach Zürich heimkehren wollten. Und als man diesen Brief im Rath gelesen, machte er auf die Rathsherren solchen Eindruck, daß einige sich sogar nicht der Thränen enthielten und antrugen, alsobald Volk aufzubieten, das uns beobachten, und wenn es nöthig wäre, frischweg unterstützen sollte. Andere aber wollten Gesandte vom Rathe an uns schicken, welche dann den Befund der Sache zur Entscheidung dem Rathe vorlegen möchten. Diese Meinung erhielt das Mehr: es wurden abgeschickt aus den Zunftmeistern „M. Hans Wägman, ein Gerwer, M. Thoman Meyer, ein Schumacher." Da schrieb ich zum zweiten Mal an den Rath zu Zürich, nach einer offenen Gemeinde, die im Rathhaus zu Walzhut von uns gehalten worden. Wir kamen spät in der Nacht in die Stadt und kehrten bei „Junghansen Schaller" ein, der uns aus Zürich geführt hatte. Am achten Tage, da nichts der Mühe Werthes geschafft ward und ein großer Zusammenlauf von Soldaten stattfand, nahm ich von unsern Leuten, mit denen ich von Zürich ausgezogen war, vom Rath zu Walzhut und unserm

Wirthe Abschied, kehrte nach Zürich zurück und ließ mich weder von dem Hauptmann „Clausen Keller von Bülach" noch von dem Fändrich „Hansen Habersaat" von Zürich überreden, unter den Waffen zu bleiben.[32]) So kam ich wieder zu meinem Seil zurück. Ich war aber doch in vieler Bekanntschaft und Freundschaft wegen jener beiden Schreiben gekommen. Und meine Gönner, ohne deren Wissen ich in den Kriegsdienst getreten war und deren Unwillen ich fürchtete, waren mir noch mit größerer Zuneigung als vorher zugethan.

Am 1. Januar 1525 unternahm ich die Reise zum Herzog Ulrich von Wirtenberg,[33]) den ich zu Mömpelgard suchen wollte, ich fand aber zu Walzhut seinen Gesandten Herrn Johannes Fuchssteiner, der dasselbe verhandelte, was ich an den Herzog berichten wollte. Zu Solothurn kam ich mit dem Herzog zusammen und redete mit ihm, nach den Rathschlägen die mir anvertraut worden waren,

---

[32]) Auch die übrigen Zürcher kehrten auf die Ermahnung der Obrigkeit zurück, und nur die Schwärmer und Abenteurer blieben um Hubmeier, dessen Thun nun in offenen Unfug übergegangen war. S. das Nähere bei Hottinger II. 42.

[33]) Herzog Ulrich von Würtemberg, geb. 1487, schon seit Antritt seiner Regierung (1500) den Eidgenossen befreundet, hatte, als er 1519 durch den Schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben ward, sich bereits um Hülfe aus der Schweiz umgesehen und solche durch unbefugten Zuzug eines Heeres von Reisläufern empfangen. Seitdem flüchtig, suchte er 1525 aufs neue Hülfe, dießmal hauptsächlich in Zürich, wo er bei Vielen, auch bei Zwingli, großer Gunst und Achtung genoß: aber auch gegen ihn erhielt Zwingli das Verbot allen fremden Kriegsdienstes aufrecht. Nur heimlich zogen auch jetzt mehrere Anhänger ihm zu.

über die Wiedererlangung seines Herzogthums. Auf dieser Reise erwarb ich mir den Kanzler des Herzogs Hrn. Johannes Frumentarius (Korner) zum vertrautesten Freunde, der mir von da an immer treu verbunden blieb.

Nicht lange nachher gieng ich nach Schafhausen und überbrachte dem Herzog Rathschläge über den Anfang des Krieges, über die Wahl von Hauptleuten, über Anstellung eines öffentlichen Redners

Am 13. Februar nahm ich die Waffen, trat in des Herzogs Dienst, ward an den Hof aufgenommen und hielt mich zu Schafhausen auf. Nach Zürich brachte ich zu Pferde zweihundert Goldgulden welche der Herzog von dem Metzger „Zur Eich" geliehen erhalten hatte, ferner gab ich acht Goldgulden dem Buchdrucker Johannes Hager für den Druck des Briefes an die Reichsstädte. Uebrigens wollte ich von dem Kriegszug, der unter der Bürgerschaft sollte angehoben werden, nichts verhandeln, weil zu Zürich ein Verbot dagegen ausgegangen war. Ehe ich in des Herzogs Dienste trat, war ich von meinem Seilermeister entlassen worden, indem ich dafür sorgte, daß ich von seinem Dienst und jeder Handleistung frei, wohin ich wollte, gehen könnte, ohne an eine Verpflichtung gebunden zu sein, und daß mir in Zukunft dieser Kriegsdienst nicht zum Nachtheil gereichte, wenn ich einmal das Bürgerrecht kaufen wollte.

Ehe ich zum Kriege abgieng, stieg ich mit den Hofherrn auf die Burg „Hochentwiel" und blieb daselbst einige Tage. Endlich gieng ich bewaffnet zu den Schweizersoldaten in das Dorf „Hültzingen" herab. Zuerst hatte ich bei denen,

die das Geschütz bedienten, dann bei den Trabanten, der Leibwache des Herzogs, endlich bei den Rittern und vornehmen Hofherrn mein Quartier. Zuerst ward die Stadt Balingen durch Uebergabe eingenommen,[34] da erhielt ich Quartier bei einer alten Frau, deren häusliche Vorräthe nach der Soldaten Weise vergeudet wurden. Als diese meine Bescheidenheit beachtete, rief sie mich an ihr Bette, wo sie von Krankheit und Alter schwer geplagt darniederlag, und grüßte mich gar freundlich in solcher Weise: „Biß mir willkomm min werder Gast." Darauf gab sie mir einige fromme und gottesfürchtige Anweisungen, die ich werde in treuem Herzen bewahren.[35]

Nicht weit von Balingen ward ein Theil der Krieger, ein Haufe der aus Bauern aus dem Schwarzwald bestand und ziemlich weit von den Schweizern sein Lager hatte, von den feindlichen Reitern erschlagen.

Bei Balingen verließ ein Theil der Krieger schimpflich und schmählich den Herzog,[36] der größere Theil jedoch blieb im Dienste und zog mit dem Herzog auf Herrenberg zu. Nicht weit von da erschien der Feinde Fußvolk und Reiterei, und beide Heere zogen in Schlachtordnung zum Treffen. Die Reiterei hatte uns von hinten umgangen; aber da das Fußvolk dem Kampfe auswich, zogen sich auch die Reiter wieder zurück, und so kam es nicht zur

---

[34] Am Aschermittwoch hatte das Heer hier die Würtembergische Grenze erreicht, nachdem es in etwa acht Tagen das Hegau durchzogen.

[35] Lucretius II 582.

[36] Weil er ihnen den Sold nicht geben konnte.

Schlacht. Dort im Vorspiel der Schlacht ward das Pferd eines edlen Herrn N. von „Sperwerseck“ von einer Kugel getroffen und stürzte vor dem Herzog und mir zu Boden.

Jetzt rückte der Herzog mit aller Macht vor die Hauptstadt Stutgard und brachte die Vorstadt in seine Gewalt. Daselbst nahm ich mit eigner Hand einen Mörder gefangen und beraubte ihn seiner Waffen, der Büchse und des Schwertes: er entkam jedoch in der nächsten Nacht durch die Trunkenheit und Sorglosigkeit der Wache. Die Büchse brachte ich als gute Beute nach Zürich und habe sie lange gebraucht.

Als die Eroberung von Stutgard schon soviel als sicher war und das Wirtenberger Volk von allen Seiten dem Herzog zuströmte und sich freiwillig ihm unterwarf, da wurde jetzt, es ist schmählich zu sagen, ein Abfall, vielmehr ein Verrath, wie der Herzog selbst es öffentlich nannte, vollführt. Dessen Anstifter war Onophrius Setzstab:[37]) den hörte ich in offener Kriegsgemeinde, die durch

---

[37]) Weinschenk zum Elsasser. Sein plötzlich erwachter Eifer für den Gehorsam schützte ihn nicht vor dem Contumazurtheil zum Wellenberg, das im October die sämmtlichen Zürcherischen Führer traf. Er kam gleichwohl später wieder nach Zürich, entgieng auch bei dem großen Gerichte gegen die Reisläufer und Bezieher fremder Jahrgelder im October 1526, als der Rathsherr Grebel (Note 10) enthauptet ward, durch seine Zungenfertigkeit dem Todesurtheil und wurde nur des Landes verwiesen. Später begegnet man ihm noch einmal zu Mellingen auf Zwinglis Reise zur Disputation nach Bern im Januar 1528 Die Scene zeichnet den Mann so lebendig, daß wir uns erlauben, sie aus Bullinger (Reformationsgeschichte I 427) hieherzusetzen. „Von dem rat Zürich warend ratsbotten geben, mitzufaren vf (d') disputaz, H. Diethelm Röust burgermeister,

Trommel und Ausrufer zusammengerufen worden, mit meinen Ohren zum Abfall und zur Flucht rathen, aus zwei Ursachen, deren eine war der Mangel an Sold, der andre der Heimruf der Eidgenossen. Er sagte nämlich, ja verkündigte, sie seien alle zusammen betrogen durch leere Versprechen und unbillige Soldentziehung, ferner sie werden alle zusammen nach Hause gerufen durch die gemeine Tagsatzung der Eidgenossen; [39]) und wenn sie der nicht

---

H. doctor Mangold stattschryber, M. Vly Funk, vnd M. Johans Jäckli. Die warend mit dem gleitsherren von Bern sampt Zwingli zu Mellingen gefert zum hirzen in des Faßbinden hus. Da was ouch die zunft zu den zimmerlüten in irem harnesch sampt irem zunftmeister M. Vlrichen Stollen zugenampt Sebach. In allem vnbiß kumpt daher Onufrius Setzstab, der (!) Zürych, wiewol er dannen pürtig, und etwan zum Elsasser in der statt Zürych wonhuß gesässen war, iezund aber da nit guten luft hatt und sich unter den Fünforten enthielt, gadt zum tisch an dem M. Vlrich Zwingli saß, grüßt inn, vnd wil imm die hand bieten. Als inn aber Zwingli nit grad kannt, vnd von M. Jäckli hort, es wäre Onufrius Setzstab, antwortet Zwingli worum sölt ich dir die hand bieten, diewyl du geredt, ich hab zu Paris, dahin ich doch min leptag nie kam, 20 gl vnd ein (silber-) beschlagnen löffel gestolen? Sagt Setzstab, ich habs nit erdacht, M. Heinrich von Allikon der stattschryber zu Luzern hat es geredt. Sagt Zwingli kannst du dann mir sagen, das er sömlichs geredt, so sag imm du hinwiderum, daß er vil gewüsser zwenzig tusend Eidgenossen verkoufft habe. Damit ward es ein vnruw vnd wuschend die zimmerlüt vonn tischen vf, der wirt aber erwutscht Setzstaben vnd zart inn zu der türen hinuß: so wurdent die zimmerlüt durch iren zunftmeister gestillet. Man achtet aber, er der Setzstab wäre von den Fünforten, vnder welchen er domalen sich enthielt, angericht, sömlichs zu tun, vnd zu besähen, ob doch der Zwingli da wäre Vnd habe vilicht ein gewett ggulten. Etliche hattend andere rechnungen."

[39]) Dieß war allerdings der Fall: die Tagsatzung zu Luzern hatte am 4. März die Boten von Zürich, Luzern, Zug und Schafhausen mit dem

folgten, so würden sie in der Fremde mit Verbannung belegt, und zu Hause würde das gemeinsame Vaterland von seinen Erbfeinden den Oestreichern mit blutigem Kriege heimgesucht werden: demnach müßten sie für sich und das Vaterland Sorge tragen. Dazu fügte er noch andre gar harte Reden, mit denen er die Krieger zum Abfall beredete.

Als so die Krieger zum Abfall beredet waren und ohne Ordnung sich zur Flucht rüsteten, da mußte der Herzog auch daselbe thun Und noch in tiefer Nacht begab er sich auf die Flucht und ich hielt zu Fuß mit dem Lauf seines Pferdes Schritt, in solcher Weise: „Als hefftig der Herzog ritt, als hefftig luff ich: Diser gestalt: Ich hatt min Hand vf des Herzogen Stägreiff." Der Herzog ließ mich so thun, und so folgte ich leicht dem Lauf seines Pferdes, auf einen guten Theil des Tages.

Nach der Flucht von Stutgard kam ich mit dem Herzog nach Rotwil; als ich da nach dem Mittagessen in des Herzogs Zimmer trat, ward ich von ihm freundlich angeredet: „Mein Rudolff, wie stehts?" Ich antwortete keck: „Wol Gnädiger Herr." Da erwiderte er: „Es steht tausfig Teuffel." Denn er rüstete sich aufs neue zur Flucht, um in einen Wald zu entweichen, bis die Soldaten sich zerstreut hätten, die mit Gewalt den Sold haben wollten.

Von Rotwil begleitete ich den Herzog nach Schafhausen, dann begab ich mich auf sein Geheiß, da er mir

Befehl augenblicklicher Rückkehr abgesandt, doch giengen die Schafhauser nicht mit. Wohl mit Recht erinnert Hottinger (I 232) auch an den Eindruck der Schreckensbotschaft von der Niederlage bei Pavia am 24. Februar.

ein Geschäft übergab, nach Zürich: von da verreiste ich nach Graubünden zu meinem Verwandten Hrn. Jodocus Kirchmeyer,[39]) und bei meiner Rückkehr nach Zürich fand ich einen Brief, in dem ich zum Schlosse Hohentwiel berufen wurde. Dort brachte ich einige Monate lang unter der Besatzung der Burg die Zeit zu, ward des Hof- und Kriegslebens überdrüssig, und fand einen Anlaß den Kriegsdienst aufzugeben in dem Krieg der Bauern, welche überall in Deutschland unheilvolle Verschwörungen bildeten und zu denen der Herzog ziehen und ein Bündniß mit ihnen schließen wollte.[40]) Ich also erhielt guten Abschied, kehrte nach Zürich zurück, und begann mit den Seilen und den Seilerwerkzeugen meinen Krieg den ich fleißig und tüchtig führte.

Süß der Krieg dem der ihn nicht erfahren.[41])

---

[39]) Jodocus Kilchmeier, aus geachteter Familie zu Luzern Chorherr am dortigen Münster, hatte 1522 die Supplication an den Bischof von Constanz für die Priesterehe mit unterschrieben und schon dadurch sich verhaßt gemacht am Ende desselben Jahres mußte er, heimlich verheuratet, von Luzern auswandern und kam erst nach Zürich und Bern, 1530 als Pfarrer nach Mels, 1534 nach Rappersweil. Als aber dort im November die Reformation wieder gebrochen ward (s. die Schilderung bei Bullinger III. 258—261.), entfloh er nach Zürich und ward an des zu Kappel gefallenen Comthur Schmids Stelle Prädicant zu Küßnach, endlich ward er 1546 als Prediger nach Bern berufen, wo er 1552 starb.

[40]) Erst im Jahre 1534 kam Herzog Ulrich, durch Philipp von Hessen und Frankreich unterstützt, wieder in den Besitz seines Landes, das er nun nach den harten Erfahrungen seiner Jugend weiser regierte, bis er 1550 starb.

[41]) Pindar Fragm. Hyporch 6. Titel einer kleinen Schrift von Erasmus in den Adagien, Imperitia 1.

Weil aber Gesandschaften und Reisen viel Mühe und Gefahr bringen, so kann man sie zur Rubrik des Kriegsdienstes zählen. Darum will ich die vorzüglichern Reisen, die ich auf Geheiß des Rathes unternommen, anführen und dabei wenigstens die Zeit bezeichnen, die Verhandlungen aber übergehen, die ein eigenes Buch brauchen würden.

Im Jahr 1528 am 2. Januar gieng ich nach Bern, zum Begleiter und Diener Hrn. Zwinglis erwählt über die ganze Berner Disputation; am 1. Februar kehrte ich zurück.

Im Jahr 1529 am 2. Februar ward ich nach „Feldkirch" geschickt, um die Rathschläge der Fünf Orte und Ferdinands (Königs von Ungarn) zu erkundigen, welche dort damals unter jenen zum Verderben der Christenheit gepflogen wurden.[42])

Im Jahr 1529 am 3. September reiste ich zu der Marpurger Disputation[43]) mit Hrn. Zwingli: ich kam zurück am 19. Oktober.

---

[42]) Abgeordnete der Fünf Orte trafen dort, unter dem Schein eines Ehrengeleits der verlobten Schwester Jakob Medicis des Castellans von Musso, mit den Mitgliedern der Oestreichischen Provincialregierung zusammen und anerboten dem Erzherzog das Eingehen eines Bündnisses dessen Artikel er selbst stellen möge. Die Fruchtlosigkeit von Zürichs Abmahnung und die Verbrennung des Pfarrers Kaiser in Schwyz brachten den ersten Kappelerkrieg zum Ausbruch. Vgl. Hottinger II. 229 ff.

[43]) Das bekannte fruchtlose Gespräch, durch welches Landgraf Philipp von Hessen den Streit der Lutheraner gegen die Reformierten aufzuheben hoffte. S dessen Geschichte bei Bullinger Ref. G. II. 223 ff.

Im Jahr 1529 am 11. December ward ich als Abgesandter zum Senat und Dogen von Venedig geschickt.[44]) Auf dieser Reise ward ich von zwei Räubern auf der Ebene von Brescia („auf der Preßler Heid“) überfallen und schlug den einen von vorn mit gezognem Schwerte darnieder, dem andern kehrte ich den Rücken und entgieng ihm durch die Schnelligkeit meines Pferdes: ich kehrte am 19. Januar 1530 zurück.

Im Jahr 1531 am 29. August ward ich als Gesandter zum Französischen König Franz geschickt,[45]) um die Sache und das Geschäft des Herzogs von Wirtenberg bei dem Könige zu betreiben. Die Sache ward in Frankreich glücklich vollendet am eilften October. Aber zu Hause ward am selben Tage die unglückliche Schlacht von Kappel geschlagen, da Macht wie Männer zugleich raubte der einzige Tag. Ich kam zurück am 27. Tag des Octobers.

---

5. Bürger von Zürich sodann.

Am 6. Januar 1526 gieng ich nach Gundelingen, zum ersten Mal nach meiner Abreise am 4. Febr. 1524. Da begrüßte ich meine geliebte Mutter und ward von ihr mit

---

[44]) Um ein Bündniß gegen den Kaiser zu suchen, mit welchem aber Venedig schon selbst in Verbindung getreten war. Collins Bericht über diese Sendung nebst Zwinglis Zusätzen ist abgedruckt bei Escher und Hottinger, Archiv für Schweizerische Geschichte und Landeskunde, I. 273 ff.

[45]) Noch früher, im April 1531, ward Collin an den Französischen Gesandten Maigret in Solothurn abgesandt, da man von König Franz ein Bündniß mit dem Kaiser befürchtete. S. Hottinger II 322.

vielen Thränen und vielen Umarmungen aufgenommen. Darauf als ich sie verließ, habe ich 40 Gulden und wieder bald darauf am 1. Tag Aprils 60 Gulden empfangen, welche Summe hundert Gulden macht: die brauchte ich um das Bürgerrecht zu kaufen und die übrigen nöthigen Sachen anzuschaffen.

Zuerst im Jahr 1526 kaufte ich das Bürgerrecht von Zürich um zehn Gulden am 14. Januar, dann am folgenden Tag, am 15. Januar leistete ich den Eid, mich als einen nützlichen und braven Bürger des Staates zu halten.

Zweitens erkaufte ich die Seilerzunft, welche die Seiler mit den Fischern und Schiffleuten gemeinsam haben, um 12 Gulden: zu der ich auch von da an bis auf den heutigen Tag mich gehalten und von meinen Mitzünftern besondre Ehre empfangen habe. Denn außer dem Stubenmeister- und Bauamt und den andern Zunftstellen dieser Art haben sie mich auch mit gemeinsamer Wahl der gesammten Zunft mit dem „Pflägerampt" (welches die oberste Stelle nach der des Zunftmeisters ist) beehrt, was weder vor noch nach mir einem geschehen, der nicht vom Rath gewesen: das habe ich 12 Jahre verwaltet, es dann freiwillig abgegeben und durch meine Stimme und Verwendung bewirkt, daß mein Gevatter Rudolff Lochmann [46]) mein Nachfolger wurde. Ueberdas war ich lange Schreiber und Leser an den Zunftverhandlungen, bis ich durch meinen

[46]) Ein Lochmann ward Zunftmeister zur Schiffleuten 1554, starb 1557. Der Taufpathe Rudolf Collin ward geboren 1532.

Rath an meine Stelle den Hrn. Gevatter Johannes Wolf [47]) brachte.

Zum dritten kaufte ich die Werkzeuge, die zum Seiler-Handwerk gehören, von Johannes Lochmann dem Seiler um 15 Gulden, am 8. Tag des Hornung.

Zum vierten am 23. Hornung bot ich öffentlich meine Seile feil mit gut Glück, in dem Laden unter dem Haus zum Schnabel [48]) an der Schifflände.

Zum fünften fieng ich an für mein Hauswesen zu sorgen am 12 Tag des Merzen im Haus genannt „zur Gilgen in der Nüwstadt;“ [49]) aus welchem ich nachmals am 8. Tag Weinmonats in das Haus an der Schifflände gezogen („jetz dem Thurnhüter zugeeignet“) das mir und Ammann gemeinschaftlich zugesagt worden wegen unsrer Professur. In dieses Haus, sage ich, zog ich mit meiner Frau [50]) die todkrank war und mit allem Hausrath innert der Zeit von anderthalb Stunden: denn
Des Codrus ganzes Haus hat Platz auf Einem Wagen. [51])

---

[47]) Johannes Wolf, geb. 1521, gest. 1572, Pfarrer am Prediger und Fraumünster, Pathe der beiden 1548 und 1563 gebornen Hans Collin. S. Wolfs Schilderung in Rudolf Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz, Zürich 1858 (einer Fundgrube anziehender Angaben) S. 44 f.

[48]) Neben dem Thurnhaus und Finken, später nicht mehr genannt.

[49]) Nr 162 an der ersten Gasse.

[50]) Verena Zimmermann, nach ihrem Tode heurathete Collin 1549 Dorothea Mütschle, die 1570 starb.

[51]) Erasmus Adagien, Paupertas 3, nach Juvenalis 3, 40 und 203 ff.

„Copy eines Brieffs, so min Mannrecht syn sollt.

Ich Hanß im Holtz, der Zyt geschworner Richter vnd Weibel zu Rotenburg, bekenn offentlich mit diesem Brieff, daß vf siner Date, als ich daselbst offentlich zu Gricht saß, an Statt vnd im Namen des Frommen Fürnemen vnd Wysen Herren Hanß Hasen, des Rhadts zu Lucern vnd der Zyt Vogt zu Rotenburg, mines lieben Herren, — for mir in Gricht erschinnen ist der Ersam Bartlimee zum Büel, hie zu Rotenburg wonende, vnd ließ durch sin erlaupten Fürsprechen in Recht offnen: Nachdem vnd dann sin Bruder Rudolff zum Büel, jetzmal zu Zürich wonende, vergangens Zyts hie hinnen gescheiden sige syner Geschäfften vnd Fürnemmens halb; vnd aber villicht demselben sinem Bruder Rudolffen etwas Fürzugs geschehen, vff die Meinung daß er von hinnen von Rotenburg mit Vneeren vnd mit keinem Glimpff noch Fug gescheiden sin sölle, das sich doch nimmermehr erfinden mog: begärt er vff vns an als geschwornen Richter vnd Vrtelsprächer, mit sampt anderen vill frommer Amptsleuten von Rotenburg, daß wir imm Kundtschafft der Warheit durch der Gerechtigkeit willen mittheilen vnd gäben wöltend. Vnd so man Kundtschafft der Warheit niemandt zu versagen sunder das Recht zu furderen sich gebürt, so haben wir verhört gmeinlich vill frummer erlicher Amptsleuth, vnd wir geschwornen Weibel Richter vnd Fürsprecher deß all gut Wüssen tragen, daß obgenanter Rudolff zum Büel hiehinnen von Rotenburg frumklich vnd erlich gescheiden ist

vnd mit keinen Vneeren Argem noch Vnglimpff ienen verlümdet, vnd er vnd sin Bruder Bartlimee vnd alt ir Fründtschafft von je Wälten har by vns für frum biderb Leuth geschetzt vnd geachtet. Diser Kundtschafft vnd Vrtheil, so mit gschwornen Eiden bestätet, begärt Bartlimee zum Büel eines Vrkundes: das imm mit Mächt zu gäben erkennt ward, vnder des obgemelten mines Herrn Vogts von Rotenburg vffgedruckten Insigel, ime vnd sinen Erben one Schaden, vff Mitwuchen vor des heiligen Creutzes Tag zu Herpst, nach der Geburt Christi gezelt Fünfzehen Hundert Zwentzig vnd Fünf Jar, Vnd warend hieby Gezügen Vly Sigerist, Hanß Graser, Heini Hiltbrand, vnd Rutschmann zum Büel, alle der Zyt des Grichts zu Rotenburg geschwornen Fürsprechen, vnd ander genug ꝛc.

Erklärung des Briefs vnd Handels.

Als ich von minen Gnädigen Herren von Zürich das Burgrecht ze kauffen willen was, schreib ich minem Bruder Bartlimee, er sölte mir vor dem Gricht zu Rotenburg min Mannrecht erwerben vnd zuschicken Da verstund er min Meinung nit recht, vermeint, ich werde zu Zürich an minen Eeren geschulten, vnd erlangt von eim Gricht zu Rotenburg disen forgeschribnen Brief, welicher anfangt: Ich Hanß im Holz ꝛc. Als ich nun um das Burgrecht bat, leit ich disen Brieff vor minen Gnädigen Herren an Statt eines Mannrechts; welichen sie mine Gnädigen Herren für gut vffnamend, als wäre er ein recht geformt Mannrecht, ließend mir durch Herren Vnderschreiber Junker

Burkhart Wirtzen sägen, sie mine Gnädigen Herren werind wol zufriden, vnd wöltend mir das Burgrecht gern gäben han, wann ich schon kein Brieff ingleit hätte. Also gab ich zehen Gulden Herren Seckelmeister M. Jacob Werdmüller, vnd schreib mich Herr Vnderschreiber in das Burgerbuch mit Nammen Rudolff zum Büel (wiewol ich jetzunder genempt wird Collinus, oder Rudolff am Büel), laß mir den Burger-Eid vor, gab mir ein Brieffli an mine Meister zu den Schiffleuthen, welche mir ir Zunfft ze kauffen gabendt, wie forgemelt, ꝛc."

6. War ich Professor zuletzt.

Ich wurde zum Professor der Griechischen Sprache nach der Ordnung ernannt von den Hrn. Schulherrn denen vom Rath und den Geistlichen, und darauf vom Rath zu Zürich bestätigt, da Hr Zwingli und Ammann inzwischen die Sache mit gemeinsamem Eifer betrieben, indeß ich gar nichts davon wußte noch an solch etwas dachte, auch nicht darnach strebte, sondern unter den Seilen und dem Werg und Hanfstaub mein Wesen trieb Daher kann ich kaum eine bestimmte Zeit angeben, doch wird sich das aus den Jahrbüchern der Stift und der Geschichte der Reformation mit Bestimmtheit ersehen lassen [52])

Da das Einkommen sehr gering war, so mußte ich mit den Wissenschaften und den Seilen zugleich zu thun haben

---

[52]) Es war im Jahr 1526, nach dem frühen Tode Jakob Ceporinus (Wisendangers), der Hebräisch und Griechisch zugleich gelehrt hatte in der erstern Sprache war Pellican sein Nachfolger

drei ganze Jahre lang. Und das Seilerwerk gieng mir trefflich von Statten. Ich hatte nämlich drei Laden, einen zu Zürich, meinen eignen, den zweiten zu Wesen, den Jos Hartmann Seiler daselbst, den dritten zu Walenstad, den Hanß Wildhaber Pfister daselbst, in meinem Namen besorgte. Nachmals als mein Einkommen größer geworden, gab ich den Seilen den Abschied und legte mich allein auf die Wissenschaft, wo ich meinem Berufe (wie ich hoffe) genug gethan habe, nach meinen Kräften.

Im Jahr 1526 am 8. Tag Augstmonats fieng ich an den Homer zu erklären in ordentlicher Lection. Welche Schriftsteller ich darauf und in welcher Ordnung erklärt habe, kann ich nicht aufzählen: auch lohnt es sich nicht sie der Zahl nach anzuführen.

---

7. Jetzt auch am Ende der Bahn, welch Loos mich immer erwarte,
Ruht dies Loos nur dir, gütiger Gott, in der Hand.

Im 30. Psalm steht geschrieben: In deinen Händen sind meine Loose. Dieses Wort war viele Jahre lang mein Wahlspruch: dasselbe habe ich schon vorlängst so wiedergegeben:

Dir übergeb ich mich gern, du nimm mich in deine Besorgung:
Ist mein Loos doch dir, gütiger Gott, in der Hand.

Amen.

1576. Neujahr.

Der Herausgeber der Miscellanea fügt dieser Autobiographie noch mehrere Epigramme Collins bei, darunter auch eines auf den Tod seines großen Schülers Konrad Gesner; wir begnügen uns, folgende ebenfalls dort angeführte Stelle aus Thomas Platers Leben nach dem Abdruck des Originals (herausg. von D. A. Fechter, Basel, 1840) hier wieder zu geben.

„Do kam ein finer glerter junger man von Lucären (nach Zürich), hieß Rudolphus Collinus, der solt gan Costentz uff die wichen (weihen); beredt in Zwinglius und Myconius, daß er mit dem gelt das seiler handwerch lärnet. Als derselb wibet und meister ward, bad ich in, er solt mich ouch das seilerhandwerch leren. Sprach, er hette nit hanff. Do was mier von miner muter sälig etwas zu erb worden, do kouft ich dem meister ein centner hanff und lernet darby als vill miglich, und hatt doch alle zyt ein lust zu studieren. Wan der meister wond (wähnte), ich schliefe, stund ich heimlich uff, entschlug ein liecht, und hatt ein Homerum und heimlich mins meisters versionem, doruß glosiert ich min Homerum, wenn ich dem handwerch nachwandlete, den Homerum mit mir triege. Do der meister dessen innen ward, sprach er: Platere! Pluribus intentus minor est ad singula sensus (Wer den Sinn auf vieles richt, hat ihn für das Eine nicht); studier eintwäders oder trib das handwerch. Einest als

wir znacht assen by dem wasserkrug, sprach er: Platere, wie facht Pindarus an? Sagt ich: ἄριστον μὲν τὸ ὕδωρ [53]) (Das beste der Dinge ist das Wasser). Lachet er und sprach. So wellen wir dem Pindaro folgen, und so wier nit win hand, wasser trinken."

Collin starb — nachdem er, heißt es, während fünfzig Jahren keine Lektion wegen Krankheit hatte aussetzen müssen — den 9. März 1578.

---

[53]) Eigentlich poetisch und nach dem Versmaß nur ὕδωρ ohne Artikel. Daß übrigens der Spruch aus der Naturlehre genommen ist und nicht das Wasser bei Tisch dem Wein vorziehen will, wußte auch Collin gar wohl.

Die Knabengesellschaft

in Zürich

in den Jahren 1809—1813.

Von

Wilhelm Meyer.



Vorwort.

Diese von dem seligen Gerold Meyer von Knonau beabsichtigte und mit Liebe vorbereitete Schilderung konnte leider von ihm nicht mehr ausgeführt werden. Auch reicht das vorhandene schriftliche Material, so unermüdlich und sorgfältig er auch im Sammeln war, nicht aus, die Arbeit in demjenigen Umfang und der Vollendung zu geben, auf welche nach seinen Notizen zu schließen dieselbe berechnet war. Das beste Material hatte er, wie es sein muß, im Kopfe, und das ist nun verloren. Dennoch wird von einem seiner Freunde, dessen er eben mit Beziehung auf diese kleine Arbeit noch auf dem Sterbebette freundlich gedachte, der Versuch unternommen, dieselbe in kleinerm Umfang durchzuführen. Eine wesentliche Veränderung erleidet diese Schilderung nothwendigerweise dadurch, daß der jetzige Verfasser selbst Mitglied der gefeierten Gesellschaft war. In den angeführten Umständen mag auch die Flüchtigkeit der Arbeit bei dem geneigten Leser ihre Entschuldigung finden.

Um die Neujahrszeit von 1809 erhob sich während einer Schulstunde in der vierten Klasse der damaligen Bürgerschule (Realschule) in den vordern Reihen ein Geflüster: „Es gibt eine Knabengesellschaft und ich und du, und der A und B u. s. f. kommen dazu, es sind sechszehn und dann kommen jedesmal zwei Herren oder Lehrer" — „Was, Lehrer?" warf einer bedenklich dazwischen. „Ja, aber es ist nur zum Lustigmachen." Wie man dann die Neuigkeit nach Hause brachte, so war man verwundert, sie bei den Eltern bereits bekannt zu finden. Von wem die Sache ausgegangen war, das bekümmerte uns wenig. Wir begnügten uns mit der Thatsache, daß man am nächsten Donnerstag Abends vier Uhr auf der Safran zusammenkomme und dann wieder je nach vierzehn Tagen. So fand man sich also ein, und es erschienen Herr Pfarrer Ludwig Meyer, damals französischer Prediger (in späterer Zeit Leutpriester am großen Münster) und Herr Helfer Heß, der noch lebende Pfarrer zu Predigern. Die erste Arbeit war, daß man sich um den Tisch setzte und daß jedem seine Portion Aepfel und Brod ausgetheilt ward. Die Herren selbst genossen nichts, für sie waren nur weiße Pfeifen bereit, aus welchen sie ihren eigenen Tabak rauchten. Dann wurden verschiedene zum Theil uns neue Spiele vorgenommen, als:

Seht alle auf den Tisch
Und nicht auf mich,
Der Lunzi kommt, der Lunzi kommt,
Er wird euch schon belauern, belauern,
Hau zu, wer ihn hat!

Dazwischen wurde geruhet und man las uns eine schöne und lustige Geschichte vor. Und ehe wir es ahnten schlug es acht Uhr und waren wir entlassen. Wir konnten den zweiten Donnerstag kaum erwarten und verwunderten uns, daß man uns nicht alle acht Tage zusammenkommen lasse, denn daß das Vergnügen für die Herren mindestens so groß sei als für uns, schien uns selbstverständlich. Endlich kam der ersehnte Abend und dießmal leiteten unsere Spiele, unter andern die mit großem Beifall von uns aufgenommenen Pantomimen, die Herren Hottinger, der noch lebende Professor, und Heinrich Schultheß, der verstorbene Lehrer am Waisenhause. So gingen nun die Versammlungen regelmäßig fort. Einmal setzte uns das Erscheinen eines ältern Mannes in Verwunderung, des Herrn Salomon Pestalozzi zum Steinbock. Von unsern Vorstehern wurde derselbe ehrerbietig empfangen und wir Knaben sämmtlich diesem Herrn vorgestellt, welcher dann jedem von uns ein freundliches oder neckendes Wort sagte. Dieses Ereigniß ließ uns ahnen, daß über unsern „Herren" noch höhere im Hintergrunde stehen. Da trat der Frühling ein, am Sechseläuten rückten wir bewaffnet aus und schieden uns in zwei Theile. Der eine Theil vertheidigte den Paß zwischen dem Sihlkanal und der Brandschenke,

welcher vom Feind erstürmt wurde. Von da zog man auf das Malergütli (an dessen Stelle jetzt das Landhaus zum Freudenberg steht), bei dessen Belagerung Herr Pfarrer Meyer als Parlamentair von einem mit den Kriegsgebräuchen unbekannten Neuling einen Schuß hinter die Ohren bekam, so daß ihm zu unser Aller Entsetzen einige Blutstropfen über die Wange liefen. Der herzgute Mann hatte aber nichts eiligeres zu thun, als sich für den Pardon des Sünders zu verwenden, welcher auch nach zwei Minuten Arrest sich wieder in Reih und Glied am Tisch bei Wurst und Wein einstellen durfte. In der Wiese wurde ein Feuer angezündet, und einer der „Herren" sprang über dasselbe unter allgemeiner Bewunderung der Zuschauer. Den Sommer hindurch wurden die Gesellschaftsabende ebenfalls inne gehalten, bei gutem Wetter zog man nach dem Zürichberg oder dem ehemaligen botanischen Garten, oder auf irgend einen der Lehenhöfe des Spitals oder des Staats in der Umgegend, wo man bei dem Lehenmann Milch und Brot, oder auch Most, und nur, wenn nichts anderes zu haben war, Wein auftischen ließ.

In der Sommerszeit trat im Personal unserer freundlichen Aufseher ein größerer Wechsel ein. Neben den bisher von uns gekannten erschienen zuweilen Doktor Römer († 1819), Dr. Schinz, der nachmalige Oberamtsschreiber Köchlin (†), Pfarrer Hs. Jakob Meyer, Pfarrer Germann u. a. m., besonders aber Herr Henri Meyer (Bruder des Pfarrer Ludwig), welcher dem Kaufmannsstand angehörte. Diese beiden Brüder und Herr Hot-

tinger waren in unsern Augen die wahren Träger der Gesellschaft.

Es ist zum Bewundern, welche Mannigfaltigkeit unsere Vorsteher in die Spiele zu bringen wußten. Selten vergieng ein Abend, da nicht irgend etwas neues oder eine Abwechslung eintrat. Einmal bildeten wir zwei mit leichten Ruthen bewaffnete Parteien, von denen die eine das Sihlhölzchen vertheidigen, die andere dasselbe angreifen sollte. Schon in der Stadt giengen die erstern voraus, um ihre Stellung einzunehmen. Das thaten sie, sandten Patrouillen aus, umsonst, kein Feind war sichtbar Diesen führte inzwischen Herr Hottinger über die Brandschenke und den steinernen Tisch an den Sihlkanal. Daselbst hatte nämlich Herr Hottinger früher einen Laufsteg für Arbeiter entdeckt, welcher zu dem Rechenhag hinüberführte, der damals den Kanal von der wilden Sihl trennte. Auf diesem aus horizontal liegenden Brettern gebildeten Hag konnte man seitwärts schreitend ohne Gefahr an die obere Landspitze des Sihlhölzchens gelangen und erschien so ganz unerwartet im Rücken der feindlichen Stellung.

Bei den größern Spaziergängen im Sommer kamen wir im Gespräche mit unsern Herren allmälig auf die Spur, woher eigentlich unsere Gesellschaft entstanden und was ihre Bestimmung sei. Es habe nämlich schon vor der Revolution in den Achtziger-Jahren, für uns junge Zuhörer im Jahr 1809 gleich bedeutend mit einer uralten Zeit, schon eine solche Knabengesellschaft bestanden und am Bächtelitag sei von dieser ein vaterländisches Schauspiel

aufgeführt worden, wie Karl von Burgund oder Hans von Landenberg, in welchen unser Lehrer Herr Kaspar Hardmeyer herrlich gespielt habe (woran niemand zweifeln wird, der sich des schönen ernsten Mannes erinnert). Aber schon vor der Revolution sei jene ältere Knabengesellschaft untergegangen.

Nun bestehe seit längerer Zeit eine respektable Gesellschaft, welche im Stillen viel Gutes thue, und welcher das Platanengütchen gehöre. Sie heiße die „moralische Gesellschaft“ und es seien dabei verschiedene ältere Herren. Diesen haben wir die Herstellung der Knabengesellschaft zu verdanken und wenn wir uns artig betragen, so werde es nach ein Paar Jahren vielleicht möglich werden, auch durch uns ein vaterländisches Schauspiel aufführen zu lassen. Jetzt war uns die Sache klar: Unsere Bestimmung ist Komödie zu spielen, und unsern Ursprung verdanken wir der moralischen Gesellschaft.

Schon im folgenden Winter hofften wir auf eine solche Komödie und wurden auch auf eine eingeübt. Dieselbe befindet sich in Weiße's Briefwechsel des Kinderfreundes, enthält lauter Knabenrollen und war sonst in jeder Hinsicht für uns passend. Der Gegenstand ist die Züchtigung eines Großsprechers. — Es traten aber der Aufführung dieses Stückes Hindernisse entgegen, oder man fand uns noch nicht tüchtig genug, kurz, sie unterblieb. Aber schon die Einübung hatte uns viel Freude gemacht. Einigen mußte man noch erklären, daß sie die eingeklammerten Worte „für sich“ oder „geht ab“ nicht hersagen müssen.

Im Spätjahr 1810 erschien Hottingers Winkelried und wurde in Zug von der Schuljugend aufgeführt. Dieß gab die Veranlassung zu der ersten Reise unserer Gesellschaft nach Zug über den Albis und zurück über Horgen. Die Pracht dieser Aufführung, bei welcher eine eidgenössische Armee von etwa vierzig Mann auf der Bühne erschien, ist uns noch in lebhaftem Andenken, und besonders gefiel uns, daß die Panner der vier Orte alle so steife Vierecke waren, wie sie in den alten Kupferstichen vorkommen. Hingegen fiel uns auf, daß man sagte, die Hauptrolle sei Sauter der Sänger. Und doch heißt das Stück Winkelried, und dieser ist der Held und hat für das Vaterland das Leben eingebüßt, und soll jetzt nicht die Hauptrolle sein. Das blieb uns unbegreiflich.

Bald entstand eine zweite jüngere Klasse der Knabengesellschaft, welche jeden andern Donnerstag als den unserigen zusammenkam. Am Sechseläuten und an dem Nachmittag des Knabenschießen stießen für die militärischen Ausflüge beide Klassen zusammen und wurden auch noch durch andere Zugezogene verstärkt, so daß wir mit 15 bis 20 Köpfen auf jeder Seite ganz artige Plänklergefechte ausführen konnten. Hier wurde dann die Aufsicht verdoppelt, und mehrere unserer damaligen Artillerieoffiziere, Finsler, Heidegger, Nüscheler u. a. betheiligten sich bei derselben. Auf drei Knaben war wohl ein Aufseher und diese ermahnten sich gegenseitig, auf die Gewehrläufe Acht zu haben, ob nie ein Ladstock beim Anschlagen

herausschaue oder beim Stoßen der Ladung zu hoch hervorstehe. Aller Vorsicht ungeachtet gieng doch etwa einmal ein Ladstock verloren, so dem Schreiber dieses, dem er aber, wie er damals meinte, wahrscheinlich beim Fliehen aus — der Hand fiel. Jedenfalls durfte man sich glücklich schätzen, daß die Sache stets ohne Unfall ablief, besonders da die Gewehre zum Theil von bedenklicher Beschaffenheit waren. Zuweilen gab es zum Schlusse noch ein kleines Feuerwerk.

Abermals war im folgenden Winter von einer Komödie die Rede, und wir begannen einzelne Partien des Winkelried einzuüben. Das darin vorkommende Lied sangen wir einstweilen nach der Weise· Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd.

Im Herbst 1811 machten wir eine Fußreise nach Schaffhausen und kamen am ersten Tage über Winterthur nach Andelfingen. Unterweges sagte man uns, es müsse jeder eine Reisebeschreibung machen. Deßwegen kauften einige in Andelfingen beim Schulmeister Bleistifte. Er hatte englische um 4 Schillinge, halbenglische um 2 Schillinge und ordinäre um 1 Schilling Am zweiten Tage sahen wir den Rheinfall und die Merkwürdigkeiten Schaffhausens und am dritten fuhren wir auf dem Rhein über Rheinau, wo wir das Kloster besichtigten, nach Eglisau und von da zogen wir, nicht ohne in Kloten eingekehrt zu haben, nach Hause. Die meist sehr kurz gefaßten Reisebeschreibungen boten hernach auch Stoff zur Unterhaltung dar. Mit besonderer Sorgfalt waren von Einigen die

Aushängschilder aller Wirthshäuser aufgezeichnet worden, so daß ihre Reisebeschreibung dem Verzeichniß einer Menagerie nicht unähnlich war.

Jetzt aber ward es mit der Komödie einmal Ernst. Die beiden Klassen der Knabengesellschaft und einige der Zuzüger, so hießen diejenigen, welche am Sechseläuten, Knabenschießen und auf den Reisen die Gesellschaft verstärkten, wurden für diesen Zweck vereinigt und die Rollen wie folgt vertheilt

---

Ein Zürcherscher Theaterzedel
vom Bächtelitag 1812.

Arnold Winkelried,

ein vaterländisches Schauspiel von Jakob Hottinger,
aufgeführt von der Knabengesellschaft in Zürich
den 30. Dezember 1811 und den 2. Januar 1812.

Prolog gesprochen von Heinrich Ulrich † 1817.

Personen.

Leopold, Herzog von Oesterreich	Heinrich Blaß.
Ochsenstein (österreichische Edle)	Caspar Schultheß † 1841.
Mülinen (österreichische Edle)	Ferdinand Meyer † 1840.
Hasenburg (österreichische Edle)	Wilhelm Ott.
Sternach (österreichische Edle)	Caspar Hirzel.
Gundoldingen, Schultheiß von Luzern	David Schultheß † 1824.
Winkelried	Jakob Findler.
Silinen	Jakob Schultheß † 1854

Eppo, sein Enkel	Mathias Schinz.
Der Schultheiß von Sempach	Jakob Cramer.
Sauter	Heinrich Ulrich †.
Dürr, Hauptmann der Zürcher	Conrad Wyß jünger.
Gottfried Müller	Johannes Pestaluz † 1847.
Grüninger } Zürich	Friedrich Meyer.
Stagel } Zürich	Wilhelm Meyer.

Im ersten Akte:

Bürger	Caspar Schinz † 1832 Friedrich Keller.

Im zweiten Akte:

Bürger	Leonhard Hirzel † 1832. Felix Orell

Im dritten Akte:

Schildwachen	Caspar Schinz †. Wilhelm Meyer.
Soldat	Hans Ziegler.

Im vierten Akte:

Schweizer im vierten Auftritt	Leonhard Hirzel †.
Schweizer im neunten Auftritt	Georg Finsler.

Nachspiel:

Die Ueberraschungen.

Gerlach, Amtmann	Jakob Finsler.
August, sein Sohn	Adolf Heß † 1826.
Ernst	Caspar Ott.
Hiller, Amtsschreiber	Heinrich Ulrich †.
Peter, Bedienter	Wilhelm Meyer.

Dieser Theaterzedel, der hier zum ersten Mal gedruckt erscheint, gehörte schon damals als Manuscript zu den Seltenheiten, aber nicht gerade zu den gesuchten, da das Publikum alle diese Akteurs, obschon sie zum ersten Male auftraten, leicht erkannte, oder wenn man im ungewissen war, auf die Frage: Wer ist der? vom Nachbar rechts oder links oder vorne oder hinten mit vernehmlicher Stimme den Aufschluß erhielt: Einer aus dem grünen Schloß, oder: einer ab dem Rain, oder: einer von Stadelhofen u. s. f. Und so wird es auch unsern Lesern nicht schwer fallen, die noch am Leben befindlichen in ihrer jetzigen Gestalt zu erkennen. Den Verstorbenen haben wir ein † beigesetzt und dabei die Entdeckung gemacht, daß von dem ganzen Rudel Jungen gerade die, welche von unsern verehrten Leitern als die Nichtsnutzigen bezeichnet wurden, es nun bereits auf das sechzigste Lebensjahr gebracht haben und jetzt als ehrbare und, wo es noch angeht, gestrenge alte Herren florieren. Der Hingeschiedenen sei noch mit einem kurzen Worte gedacht. Heinrich Ulrich, Sohn des frühern Taubstummenlehrers und nachmaligen Oberrichters Johann Conrad Ulrich, verband mit ausgezeichneten Talenten einen so liebenswürdigen Charakter, daß sich keiner seiner Jugendfreunde erinnern dürfte, mit ihm je in Zwiespalt gerathen zu sein. So wurde er auch, wenn es unter den Andern Streitigkeiten gab, in der Regel als Schiedsrichter angerufen. Von Kindheit auf an das Geberdenspiel mit Taubstummen gewöhnt und mit einer lebhaften Phantasie begabt, war er schon als Knabe im deklamatorischen

Vortrag ausgezeichnet. Obschon sein Aeußeres eben nicht vortheilhaft war, so verliehen ihm doch der Ausdruck des Auges und das Freundliche der Sprache etwas Gewinnendes. Ins Jünglingsalter tretend, warf er sich mit Feuereifer auf Studien aller Art, allein kaum 20 Jahre alt starb er an der Schwindsucht. Ein eben so sanfter und liebenswürdiger Charakter, obschon mehr stillen Liebhabereien im Künstlergebiet zugethan, war Adolf Heß, welcher nach kaum vollendeten Studien aus Deutschland zurückgekehrt, seinen Freunden durch den Tod entrissen wurde. Sehr früh starb auch David Schultheß (Sohn des beim Bombardement 1802 ums Leben gekommenen Diakons). Dieser war als Knabe für sein Alter lange Zeit sehr klein und hatte eine merkwürdig tiefe Stimme, daher er ganz gut den alten Mann spielen konnte. Nächst Ulrich galt er unter uns für den besten Deklamator. In der Schule der Noth aufgewachsen, hatte er trotz seiner angebornen muntern Laune mit den Eindrücken der Außenwelt oft schwere Kämpfe zu bestehen. In Leipzig, wo er eine Anstellung als Geistlicher gefunden, trafen wir ihn im Dezember 1823 in heiterer Stimmung und wenige Wochen später vernahmen wir seinen Hinschied. Das mittlere Mannesalter haben erreicht Caspar Schultheß und Johannes Pestaluz, beide Kaufleute und beide dem schönen Kreis der von Oberst Salomon Hirzel aufgezogenen Artillerie-Offiziere angehörend, beide auch von liebenswürdigem Charakter und mit vielen schönen Kenntnissen geziert. Jakob Schultheß ist als Pfarrer im Kanton Aargau gestorben; von Ferdinand

Meyer, dem im Jahr 1840 verstorbenen Regierungsrath, hat ein Neujahrsblatt den Nekrolog gegeben; Leonhard Hirzel, Doktor der Medizin und Prosektor der Anatomie, starb nach kurzer Bekleidung dieser Stelle, wenn wir nicht irren, als Opfer seiner Berufstreue; Caspar Schinz ist der nachmalige Historienmaler und Kupferstecher, als Knabe unser Zeichner, Anordner von Verkleidungen und Verfertiger von Luftballons, voll munterer Einschläge und daher eine unserer Hauptpersonen im Rathe der Vertrauten.

Es wären aber noch andere Mitspielende anzuführen, deren Rolle, wenn sie auch nicht auf dem Zedel stand, so wichtig war als diejenige der Genannten, namentlich der Tambour und der Pfeifer, noch lebende geistliche und gelehrte Herren, und die tapfern Mannschaften, welche wegen Mangel an Volk nach Umständen im eigenen oder feindlichen Heere dienten, wie dieß schon an einigen der Genannten beim Lesen jenes Schauspiels bemerklich sein wird.

Das Theater.

Dasselbe war aufgeschlagen in dem großen Saale der Safranzunft; die Bühne, welche den hintern Raum des Saales einnahm, gieng bis zum zweiten Seitenfenster vor; von der Thüre lief um den Ofen herum und der Seite nach zur Bühne ein schmaler Zugang für die Spielenden, dieser war von dem Parterre mit einer dünnen Latte oder einem Seil geschieden und diente zugleich als Ruhe- und Sammelplatz für die Spielenden, da der Raum hinter den

Koulissen für sie zu beschränkt war. Dem Publikum war dadurch Gelegenheit gegeben, die Kleidung der Spielenden in der Nähe zu sehen und sich mit ihnen zu unterhalten. Den übrigen Theil des Saales nahmen die Plätze für das kleine Orchester und die Zuschauer ein, deren nahe an dreihundert waren Das muß eine schöne Auswahl von Publikum gewesen sein, mag mancher Leser jetzt denken, wenn er sich die Atmosphäre in einem so beschränkten Raume vergegenwärtiget. Ja gewiß war es ein ausgewähltes Publikum, wenn auch kein verwöhntes. Da sah man geistliche und weltliche Standespersonen, Mitglieder der hohen Regierung und des ehrwürdigen Stifts, auch viele vornehme Frauenzimmer, von denen wir aber nicht besonders Notiz nahmen. Billets, obschon sie mit 30 Schilling bezahlt wurden, konnte Niemand leicht erlangen, der nicht mit den Leitern der Sache oder den Spielenden verwandt oder sonst nahe befreundet war. Freiplätze erhielten neben solchen Personen, welche zur Sache mitgewirkt hatten, auch die Waisenhauskinder.

Das Orchester bestand ebenfalls aus einer Knabengesellschaft, welche der Musiklehrer Hr. Zeugheer in den Winterabenden mit uneigennützigem Eifer unterrichtete. Im Sommer bildete dieselbe den Kern der damaligen Kadettenmusik. Dieses Orchester paßte vollkommen zu dem übrigen Knabenspiel, die Tonmasse war dem Raume des Saales entsprechend und wurde von dem Geplauder des Publikums nicht mehr oder minder gedämpft als in einem großen Theater.

Die Dekorationen waren von Maler Brechbühl, und das alte Rathhaus in Zürich im ersten Akt fand allgemeinen Beifall. Jedermann hatte die Ueberzeugung, es sei „kanntlich" gemalt. Die Trachten der Spielenden waren der Natur des Schauspiels zufolge meist kriegerische, Helme und Panzer von Pappdeckel für die Ritter, für die Schweizer bloße Bruststücke, runde Hütchen oder auch Helme Ein gebrechlicher, mit Papparbeit sich beschäftigender Mann, Hr. Nüscheler, verfertigte diese Rüstungen Für die Beinkleider behalf man sich derjenigen der Gegenwart. Eine in vielen Häusern als Frau „Nägel" bekannte Näherin stand hinter den Kulissen mit Nadel und Zwirn bewaffnet, um nöthige Ausbesserungen zu besorgen. Diese sowohl als einen alten Diener, der mit der Lichtputze operierte, und unsere Vorsteher selbst, wie sie das Spiel leiteten und mitunter die Disciplin handhabten, konnten diejenigen Zuschauer, deren Plätze nicht gerade in der Mitte des Saales waren, mit Muße betrachten, und umgekehrt war es den hinter den Kulissen stehenden eine Kurzweil, einen Theil der Zuschauer zu mustern.

Auch der Souffleur fehlte nicht. Er machte aber nicht den infamen Lärm, wie es wohl auf großen Theatern geschieht, sondern folgte aufmerksam dem Spiel und half nur nach, wo es nothwendig war. Auch bliesen wir uns selbst ein. Einmal saß der kleine Doktor Köchlin in dem engen Loche und da hatten die Spielenden Mühe, des Lachens sich zu erwehren.

In Summa, es gieng alles vortrefflich von Statten,

und wenn auch das Publikum da, wo es hätte weinen sollen, eher zum Lachen geneigt war, so endigte doch das Ganze mit allgemeiner Zufriedenheit. Am meisten sprach die ältern Leute das Lied an: „Was funkeln die Helme u. s. f.“, welches nun nach einer von Liste componirten Weise, auf die er selbst uns eingeübt hatte, gesungen ward.

Im Nachspiel wird der Sohn eines Beamten, der mit seinem Freunde die Schulkameraden im Dorfe in den Waffen übte, von dem Vater am Geburtstage mit der Uniformierung des kleinen Corps überrascht Vom Verfasser sind in diesem Stück verschiedene Ansichten über das Erziehungswesen ausgesprochen, welche sich wenigstens theilweise seitdem Geltung verschafft haben und welche auch jetzt noch Anerkennung verdienen

Wer die Kosten bestritt, darnach fragten wir nicht, und wenn etwa bei einem Rechner eine solche Frage laut wurde mit dem Bedenken, daß das Geld für die Billets nicht ausreiche, so kam man auf die geheimnißvolle Macht, unter deren Schutz wir standen, die moralische Gesellschaft zurück. Die müsse einen großen Fond haben, da ihr das Platanengütli gehöre.

Im folgenden Sommer machte die Knabengesellschaft eine kleine Bergreise nach Engelberg, von welcher wir höchst vergnügt zurückkehrten. Auf der Ueberfahrt von Winkel nach Stansstad, für die wir in zwei Kähne vertheilt waren, drohte den Einen große Gefahr. Ein Windstoß riß auf der einen Seite des Kahns die Decke los, und wie der Kahn nach der andern Seite hieng, warf sich die er-

schrockene Schiffsgesellschaft eben dahin; da fuhr Pfarrer Meyer rasch dazwischen, stellte das Gleichgewicht her und rief: „Ein Messer, haut die Schnur ab.“ Worauf Caspar Schultheß sein Taschenmesser hervorzog, die Decke schnell ablöste und so das Umschlagen des Kahns verhütete. Man begegnete uns allenthalben sehr freundlich. Als wir auf der Rückkehr bei einbrechender Dämmerung ein Schweizerlied singend in Stanz an der Mezg vorüberzogen und ein Hund Laut gab, versetzte ihm ein Mezger einen Streich auf die Schnauze, und beim Nachtessen erzählte der Wirth, unser Gesang habe „der Burgerschaft“ viel Freude gemacht.

Bereits war ein zweites Knaben-Schauspiel von Hrn. Hottinger erschienen: Rüdger Maneß, und wir begannen einen Akt desselben einzuüben. Allein dieses Stück wollte uns nicht recht einleuchten, weil keine Schlacht darin vorkommt und uns das Ganze wegen Bürgermeister Bruns Verrath nicht ansprach. Wir sehnten uns nach dem Karl von Burgund, wo geschossen und gedonnert wird, und konnten es nicht begreifen, als man uns erwiderte, er sei für uns zu schwer. Dagegen entgegneten wir, es bringe für diesen und jenen eher weniger auswendig zu lernen als beim Winkelried. Unsere guten Vorsteher lächelten über der heiligen Einfalt, die sich in dieser Aeußerung kundgab, und sagten freundlich zu.

———

Karl von Burgund,
ein Schauspiel.

(von dem Professor und Chorherrn Joh. Jakob Hottinger.)

Personen:

Karl, Herzog von Burgund	Heinrich Ulrich.
Graf Campobasso, des Herzogs Günstling	Caspar Schultheß.
Contay, Feldherr der Burgunder	David Schultheß.
Graf Romont von Savoyen	Heinrich Blaß.
Grimaldo, ein Edelknabe	Jakob Meyer.
Glorieux, Hofnarr	Wilhelm Meyer.
Niklaus von Scharnachthal, Schultheiß von Bern	Conrad Wyß älter.
Hans von Hallwyl	Caspar Hirzel.
Adrian von Bubenberg	Conrad Wyß jünger.
Hans } Maurerjungen	Hans Ziegler.
Peter } Maurerjungen	Ferdinand Meyer.
Cifron, ein provencalischer Edelmann	Johannes Pestaluz.
Herzog Renat von Lothringen.	
Ritter Johannes Waldmann.	
u. s. f.	

Wir haben keinen vollständigen Zedel vor uns, sondern die Namen aus Erinnerungen und Erkundigungen zusammengetragen. Ein Nachspiel, „die Heimkehr," dessen Schauplatz der Platz vor dem Rathhause in Zürich ist, beschreibt die Freuden, welche den heimkehrenden Sieger erwarten.

Diese Aufführung war schon etwas vornehmer als die vorjährige, es wurde etwas mehr auf die Kleidung verwendet, wenn sie auch bei weitem nicht so glänzend ausfiel als sie in den Zeichnungen angegeben ist, welche man sich zum Muster nahm und von welchen einige dem Leser hier vorgeführt werden. Es sind dieselben schon in den 90er Jahren von Martin Usteri für die Aufführungen der damaligen Knabengesellschaft verfertigt worden. Herzog Karl von Burgund ist in dem Augenblicke dargestellt, wo er seinem Hofling Campobasso, welcher ihn für den Verdruß über die Niederlage von Grandson mit der Aussicht auf die Gelegenheit zur Rache zu trosten sucht, erwiedert: „O eine schreckliche Rache! In Strömen von Blut will ich den Flecken auswaschen, den sie (die Schweizer) meinem Kriegsruhme angehängt haben.“ Contay, der alte Feldherr Karl's, unwillig über die Prahlereien Campobasso's, und besorgt wegen des Herzogs großer Zuversicht, welcher auf seine Warnungen hin die Frage an ihn richtet: ob er sich fürchte, erklärt diesem: an der Spitze der Schweizer würde er sich getrauen, die große Armee der Burgunder zu allen bösen Geistern zu jagen; „und das weiß ich,“ fügt er hinzu, „daß ich als Feldherr der Burgunder, es komme, wie es wolle, meine weißen Haare nicht schänden werde.“ Grimaldo, der Edelknabe, spielt mit des Herzogs Degen, und redet eine auf dem Tische stehende Flasche, welche er sich als einen Schweizer denkt, mit den Worten an: „Willst du mein Unterthan sein?“ — Die beiden Maurerjungen, welche am Thore der Stadt Mur-

ten eine Lücke in der Mauer ausbessern, singen das artige Liedchen: „Sag' an, was giebt in Schlachten Dem Krieger Löwenmuth?" Die einfache ansprechende Sangweise war, wenn wir nicht irren, von Nägeli. Dieses war die Lieblingsscene des Publikums, und mehr als das ganze Schauspiel erfreute zu unserm großen Erstaunen die ältern Leute das bloße Absingen eines Schweizerliedes, wozu wir Spielende sämmtlich nach beendigter Vorstellung noch auf die Bühne traten. Dasselbe fängt man mit den Worten:

„Die Zeitung flog von Land zu Land,
Vor Murten liegt Burgund u. s. w."

Auch dießmal gieng alles vortrefflich von Statten. Der Stier von Uri brüllte durch das Mittel einer großen Meerschnecke in Tönen denjenigen des Feuerhorns ähnlich; der Schuß, mit welchem ein übermüthiger Unterhändler der Burgunder abgefertigt wird, hatte einen eigenthümlichen Knall. Um kein Schießpulver anwenden zu müssen, half man sich mit Zertreten einer aufgetriebenen Schweinsblase. Für den Donner genügte eine Kanonenkugel, welche zwei Herren sich gegenseitig zurollten.

Diese Aufführung am Bächtelitag 1813 fiel mit dem Beginnen eines Direktorialjahres für Zürich zusammen. Zwei Tage zuvor hatte der Landammann der Schweiz seinen feierlichen Einzug gehalten. Dieses Ereigniß feierten wir am Bächtelitag, nach beendigtem Schauspiel und dem darauf folgenden Nachtessen, mit einem Umzug durch die Straßen, wobei von jedem eine Papierlampe mit den Farben eines der 19 Cantone getragen und im Zuge diejenige

Reihenfolge beobachtet wurde, welche man an der Eröffnungsfeier der eidgenössischen Tagsatzung zu sehen gewohnt war.

Die Bergreise im folgenden Sommer gieng durch Obwalden über den Brünig, die Scheidegg, die Wengernalp nach Thun und durchs Entlibuch über Luzern wieder zurück. Nebst den beiden Herren Meyer und Herrn Hottinger begleiteten uns die Herren Doktor Schinz, Leonhard Pestalozzi und Martin Usteri (vom Neuenhof), auch hatte sich ein Deutscher Gelehrter schon in Zürich an die Gesellschaft angeschlossen, Hofrath Kuhn von Dessau, ein freundlicher Mann. Wir waren vom Wetter begünstigt. Den Eiger, die Jungfrau u. s. w. sahen wir in ihrer vollen Pracht.

Da es damals bei jungen Leuten nicht schicklich war, ältere Personen nach den Taufnamen zu unterscheiden und Hrn. Pfarrer Meyer's Bruder keinen besondern Titel hatte, so wußten wir ihn nicht anders zu bezeichnen als mit „der andere Herr Meyer." Auf einer der Reisen hatten wir nun entdeckt, daß er beim Eintragen seines Namens in die Wirthshausbücher demselben die Bezeichnung nachsetzte: „Negt." Das veranlaßte uns, ihn unter uns halb scherzweise mit „Herr Meyer Negociant" zu bezeichnen, eine damals in Zürich ganz fremde Art der Betitlung. Wie nun diese einmal einem von uns in Gegenwart der Vorsteher entwischte und man uns solches verweisen wollte, sagte er lachend: „Ach, laßt ihnen doch die Freude" und so wurde nun bei uns allen diese Bezeichnung die offizielle.

In Luzern lasen wir in der Bürkli'schen Zeitung die Nachricht von der Schlacht bei Vittoria, und als einige von uns unsere Freude aussprachen über den Sieg der Engländer, sagte uns Hr. Meyer Negociant: „Wenn die Engländer wieder einmal auf dem Continent zugelassen werden, dann hat die Freude mit den Schweizerreisechen ein Ende. Die Engländer werden alles vertheuern, und mit ihrem Geldstolz und Hochmuth es bescheidenen Leuten unmöglich machen, neben ihnen Platz zu finden." Denn damals fanden wir in allen Wirthshäusern artige Gesellschaft, alles aß mit einander an der Wirthstafel, niemand scheute sich seinen ehrlichen Namen anzugeben, sondern jeder sagte weß Landes er sei und wie es ihm bei uns gefalle.

Bald nach dieser Reise oder schon früher, gerieth eines Abends unsere Gesellschaft in große Aufregung, als uns Herr Hottinger von seiner neuen Jugendschrift: „Die Knabengesellschaft" in Kenntniß setzte und uns auch ein Stück daraus vorlas. Da in dem uns mitgetheilten Bruchstücke unser Thun und Treiben zum Theil nach wirklich Erlebtem geschildert war, so besorgte mancher, es dürfte ihm dieses oder jenes ausgebracht werden, allein nachdem unter uns selbst die lebhaftesten Widersprüche sich erhoben hatten, welcher von uns unter dem Philipp, Ludwig, August u. s. f. gemeint sei, so ertheilten wir dem Buche auch in unserm Innern unbedenklich das Imprimatur, und alle lasen es später mit Vergnügen.

Im Herbst 1813, als der Krieg sich gegen unsere Gren-

zen zu bewegen schien, forschten wir unsere Vorsteher über ihre politische Gesinnung und ihre Erwartungen aus. Wir, Jungen alle hielten es mit den Kosaken und Preußen gegen Napoleon und die Franzosen, nahmen aber die Schweizerische Neutralität als etwas selbstverständliches an. Mit unserer Anschauung harmonierte zunächst diejenige des Hrn. Hottinger, welcher für den Aufschwung der Völker begeistert war, aber auch einsah, daß, wenn in der Schweiz die Eintracht und damit auch die Unabhängigkeit gesichert bleiben soll, wir uns aller fremden Händel enthalten müssen. Zugleich aber bedeutete er uns, daß es nicht genüge, die Neutralität zu erklären, sondern es handle sich auch darum, sie zu behaupten und sich dafür nöthigenfalls zu schlagen selbst gegen die größte Uebermacht. Herrn Pfarrer Meyers Ansicht wich von derjenigen Herrn Hottingers nur in soweit ab, daß er für die Welt auch von den verbündeten Monarchen keine bessern Zustände als die damaligen erwartete. Dem Papstthum und allem geistlichen Zelotenwesen von Herzen abhold, besorgte er dessen Wiederaufkommen mit dem Sturze der Napoleonischen Weltherrschaft. Mögen sich also die großen Herren draußen unter einander schlagen, wie die Mähren im Stall, so könne uns das gleichgültig sein. Wir besetzen die Grenze, aber, fügte er leiser hinzu, wenn unsere Helden wieder so nach Hause springen, wie sie es 1799 gethan, so wird bei der Grenzbesetzung nicht viel herauskommen. Herr Meyer Negociant war als Anhänger Napoleons natürlich ganz für die Neutralität, er ließ der Tapferkeit der Preußen und ihrer Vater-

landsliebe alle Gerechtigkeit widerfahren, glaubte aber, die großen Herren werden eben wieder, wie früher, ein jeder nur für sich sorgen und dann „der Kleine“ doch wieder Meister werden. Alle drei genannten Vorsteher aber äußerten sich mit richtigem Takt nur dann über diese Angelegenheiten, wenn wir sie darüber fragten, und sobald einzelne von uns ihre eigene Weisheit auftischen wollten, so wurden sie gebührend abgetrümpft und dem Gespräche eine andere Wendung gegeben.

Für den Bächtelitag von 1814 war die Aufführung von Hottingers „Heldensinn und Heldenstärke“ (die Schlacht bei St. Jakob an der Birs) bestimmt. Den Knabenschuhen waren wir nun bereits soweit entwachsen, daß wir die Bedeutung dieses Stücks in jener Zeit erkannten, allein schon zu Anfang Dezembers 1813 hieß es, die Aufführung werde jedenfalls nicht eher stattfinden, als nachdem unsere an der Grenze stehenden Truppen ehrenvoll ihre Aufgabe gelöst haben. Man hielt es für möglich, daß gerade bei St. Jakob an der Birs die Schweizer Gelegenheit finden dürften zu zeigen, ob sie noch der Väter Heldensinn beseele. Die Sache kam aber anders, und anstatt in der Weihnachtswoche auf der Bühne die Oesterreicher zu bekämpfen, sahen wir sie festen Trittes durch unsere Thore einziehen. Die darauf folgenden innern Zerwürfnisse im Vaterlande ließen uns vollends empfinden, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, sich mit dem Schweizerthum zu brüsten.

Die ältere Klasse der Gesellschaft nahm nun überhaupt

einen andern Charakter an. Wir waren jetzt eben keine Knaben mehr. Einigen von uns fiel diese Veränderung, welche sich in der Gesellschaft dadurch ankündigte, daß uns unsere Vorsteher nicht mehr mit Du anredeten, schwer auf's Herz, andere nahmen diesen Ueberschritt günstiger auf. Natürlich änderte sich nun auch die Art der Unterhaltung. Wir selbst wurden nun eingeladen zu derselben mittelst kleiner historischer oder belletristischer Aufsätze beizutragen. Noch besuchten wir im Sommer das Platanengütchen und vergnügten uns bei einem Glase Wein mit Kegelschieben u. dgl.

Am Sechseläuten und Knabenschießen theilten wir noch die Freuden der Jüngern, indem einige von uns eine kleine Kanone bedienten. Wir waren von einem Artillerieoffizier (dem spätern Oberst Reinacher) seit längerer Zeit darauf eingeübt worden. Es war der erste Versuch eines Artillerie-Cadettencorps

Im Winter von 1814—15, als in der Schweiz allgemeine Zwietracht herrschte, dachte Niemand daran Komödie zu spielen. Erst im Spätsommer 1815, als unsere Gesellschaft in heiterer Stimmung bei einem kleinen Abendessen im Platanengütli versammelt war und frohe Lieder sang, meinten einige, jetzt, da in der Schweiz wieder Ruhe sei und sie sich auch wacker im Felde gezeigt habe, namentlich bei der Belagerung von Hüningen, dürften wir es wohl wagen, das Schauspiel · Heldensinn und Heldenstärke aufzuführen, und auf einmal erhob sich ein Jubel: „Am Bächtelitag wollen wir noch einmal spielen!“ Einige

der Vorsteher schüttelten die Köpfe, aber sie willigten endlich ein.

Es war dieses die letzte Aufführung und sie trug einen ziemlich veränderten Charakter gegen den frühern. Statt Knaben waren es „junge Herren“ oder „Studenten,“ welche jetzt spielten. Auch das Publikum war ein Anderes: die ehrwürdigen Chorherrn und andere alte Leute waren nicht mehr zu sehen. Viele ältere Brüder, Schwestern blieben weg: „Als ihr klein waret, hörte man sie sagen, machte uns euer Spiel Freude, jetzt seid ihr für dergleichen zu groß.“ Wir selbst waren, die jüngern ausgenommen, in unserm Spiel bei weitem nicht mehr so unbefangen, wie die frühern Male. Damals spielten wir für unser Vergnügen, jetzt meinten wir für das Publikum zu spielen. Die Sache lief indessen noch ordentlich ab, aber es blieb die letzte Aufführung.

Bald nachher gieng die ältere Klasse der Gesellschaft ein, auch von den Vorstehern traten einige zurück. Nach einigen Jahren übernahmen jüngere Männer die Leitung der Knabengesellschaft, und so bestand sie noch bis in die Zwanziger Jahre hinein. Damals ist sie gänzlich erloschen.

Nachdem wir diese Knabengesellschaften so geschildert haben, wie wir sie mit unsern damaligen Augen betrachteten, halten wir uns doch verpflichtet, mit einem Wort über deren Bedeutung zu schließen.

Das Einreißen Französischer Unsitte in den höhern Ständen unserer Vaterstadt und das Ersterben vaterländischen

Sinnes über dem kaufmännischen Treiben in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts hatte einige vaterländisch gesinnte Männer, von denen wir voraus den Chorherr Dr. Rahn genannt finden, auf den Gedanken gebracht, der Jugend mittelst geeigneter Unterhaltung in ihren Mußestunden eine bessere Denkweise beizubringen. So stifteten sie eine in mehrere Abtheilungen zerfallende Knabengesellschaft, welche sich in ähnlicher Weise belustigte, wie es hier von der spätern erzählt worden ist. Zu ihren Leitern gehörte vorzüglich der Pfarrer Rudolf Maurer und Hs Conrad Escher (der nachmalige Linth-Escher). Die vaterländischen Schauspiele Karl von Burgund, Wilhelm Tell, Hans von Landenberg, die Mordnacht von Luzern u. a. m., welche sie im Schützenhause, späterhin, wie man uns sagt, im Pörtlerschopf aufführten, sollten ebenfalls zur Belebung vaterländischen Sinnes beitragen. Allein die Revolutions- und Kriegsjahre machten der Gesellschaft ein Ende und im Pörtlerschopf wurden nun von Französischen Comödianten Vorstellungen gegeben, unter nicht minderm Zulauf des Zürcherischen Publikums.

Nach dem Wiedereintritt ruhiger Zeiten erschien die Herstellung einer solchen Bildungsanstalt für die männliche Jugend keineswegs überflüssig. Die abhängige Stellung, in welcher die Schweiz zu Frankreich gerathen war, erstickte bei vielen jungen Leuten jeden Sinn für Vaterland, Ehre und Freiheit. Bei einigen hatte die Kriegeszeit einen verderblichen Einfluß hinterlassen, andere wurden von den ängstlichen Eltern, aus Besorgniß für ihre

Sittlichkeit, vom Umgang mit den Altersgenossen zurückgehalten und dadurch ihre körperliche Entwicklung vernachlässigt. Die Idee, mit dem öffentlichen Schulunterricht Leibesübungen zu verbinden, fand keinen Eingang. Die Herstellung jener frühern Knabengesellschaft zeigte ein Mittel, einigen dieser Uebelstände im damaligen Erziehungswesen zu begegnen und eine achtungswürdige Gesellschaft (den Namen der „moralischen“ hatte sie sich, wenn wir nicht irren, nicht selbst gegeben) übernahm das Protektorat der neuen Schöpfung.

Ob die Aufgabe, welche sich die Stifter gestellt, in ihrem ganzen Umfang glücklich gelöset worden sei, darüber ein Urtheil zu fällen, wäre eine schwierige und jedenfalls unfruchtbare Arbeit. Zeiten und Verhältnisse haben seitdem eine so gewaltige Veränderung erlitten, daß von einer Nutzanwendung auf die Gegenwart kaum die Rede sein kann. „Gewiß,“ so schreibt einer unserer Jugendgenossen, „war die Knabengesellschaft ein ganz vortreffliches Institut, in welchem die Knaben nicht nur zu ungezwungener aber anständiger Fröhlichkeit angeleitet wurden, sondern auch mannigfache Belehrung und viele gute und bleibende Eindrücke empfiengen. Aber Alles hieng von den sie leitenden Persönlichkeiten ab, und zu meiner Zeit stand sie unter vorzüglicher Leitung. Vor allem sind Leutpriester Meyer mit seinem wohlwollenden, treuherzigen, lebhaften, mittheilsamen und wahrhaften Wesen, und der damals schon treffliche und jetzt so ehrwürdige Hottinger mit seinem auf das Ideale gerichteten und dafür die Jugend begeisternden

Sinn zu nennen, aber auch die Herren Meyer Negociant, Helfer (jetzt Chorherr) Heß, Schultheß beim grauen Wind (s. v. a. Windspiel), Heidegger, Köchlin u. a. m. waren uns Knaben werthe Erscheinungen. Die Schrift von Hottinger: Die Knabengesellschaft, Winterthur 1812, idealisiert zwar etwas, wir Buben sprachen kaum so klug, aber über Geist und Ton der Gesellschaft kann sie den besten Aufschluß geben. Manche Personen und Vorgänge sind mit wenig Abänderungen treu nach dem Leben gezeichnet." — „Diese Gesellschaft," schreibt er ferner, „gehört zu meinen erfreulichsten und liebsten Jugenderinnerungen", und wenn wohl die meisten der noch lebenden Genossen diese Empfindung mit ihm theilen, so haben Stifter und Leiter doch Eines Lohnes sich zu erfreuen: der treuen Anhänglichkeit ihrer Zöglinge bis zum spätesten Lebensabend und, so Gott will, noch hinaus über das Grab.

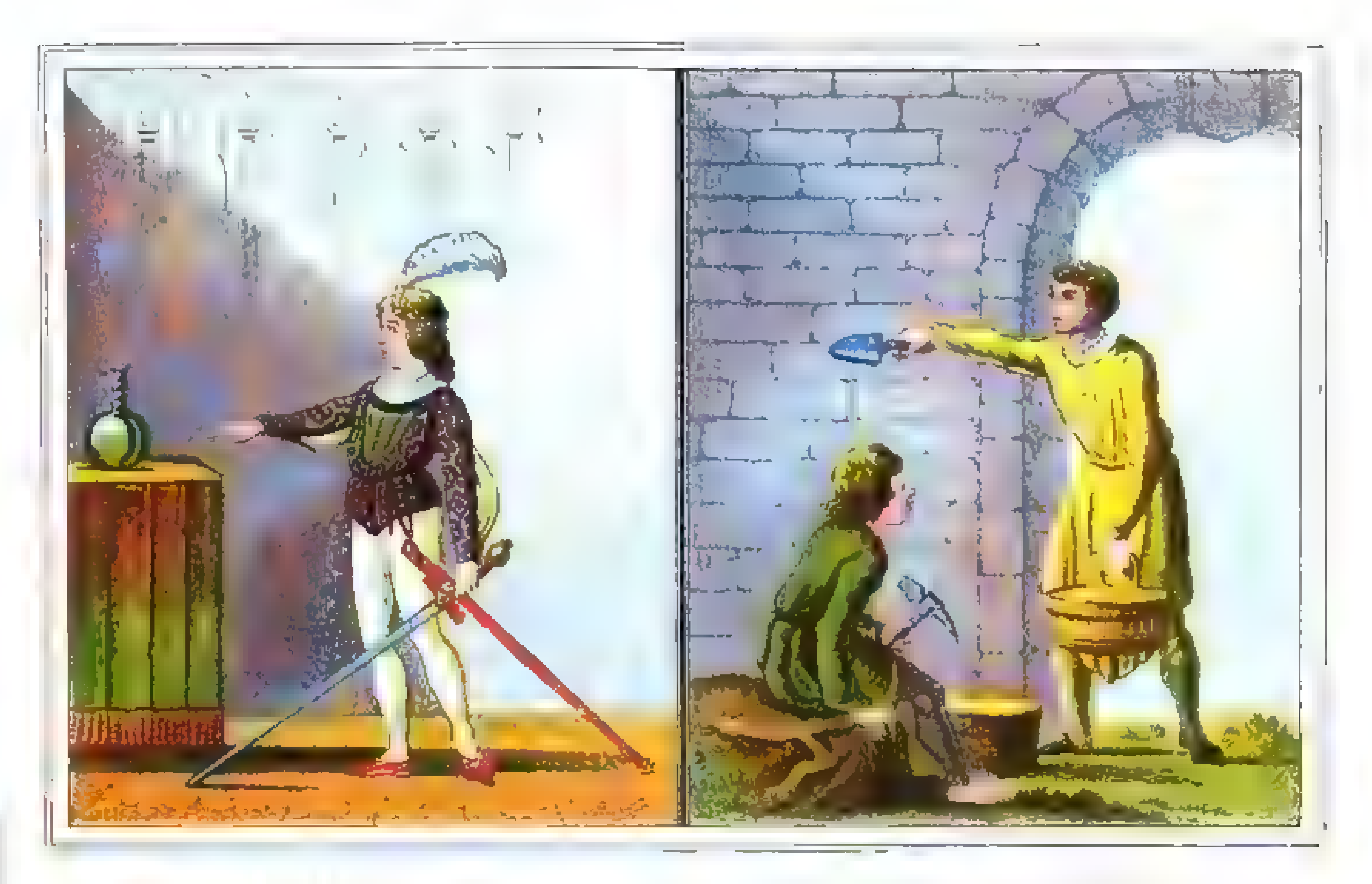




CONTAY

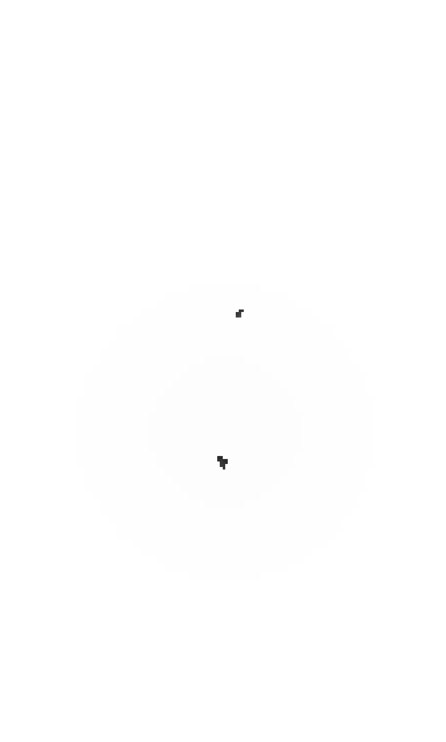
CARL von BURGUND





GRIMALDO

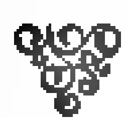
HANS [illegible] PETER



Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1862.







Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1862.

Herausgegeben

von

Salomon Vögelin.

Dritter Jahrgang.

Zürich,
Druck und Verlag von Orell, Füßli und Comp.
1862.

Vorwort.

Die öftere Nachfrage mancher Freunde nach dem Zürcherischen Taschenbuch hat den allein gebliebenen Herausgeber ermuthigt, nach der unfreiwilligen Unterbrechung zweier Jahre einen neuen Jahrgang folgen zu lassen, und ihm ist durch werthvolle Beiträge die Unterstützung geworden, ohne welche die Ausführung seines Wunsches nicht möglich gewesen wäre.

Möge nun auch die Gunst eines weitern Kreises das Büchlein empfangen! Gerne werden unsere Leser dem bekannten Bilde wieder begegnen, das der Vater des Begründers dieses Taschenbuches von sich selbst entworfen, zumal da es in diesem Abschnitte mit Ereignissen umgeben ist, die für unser Vaterland, ja für die größere Geschichte stets wichtig bleiben werden. Die darauf folgende Lebensbeschreibung des Generals Escher und die Briefe Salomon Geßners führen uns in eine noch etwas fernere Vergangenheit zurück; wenn

jene auf kriegs-, diese auf bücherkundige Leser insbesondere Anziehung üben mögen, so hoffen wir, auch Andern werden die sehr anschaulichen Ausschnitte aus jener Zeit willkommen sein, und wenigstens das früher einmalvernommene Bedenken entfernen, als sollte hier das Alte und Vergangene ausschließlich gerühmt werden. Wenn dann wie in frühern Malen eine Erscheinung aus der großen Reformationszeit dem Leser entgegentritt, und endlich eine dichterische Darstellung aus der lebendigen Gegenwart, ja in der Sprache des Landes, das Ganze abschließt, so erfreut sich wohl das Büchlein auch der wünschbaren Mannigfaltigkeit. Und so sei es denn einer freundlichen Aufnahme bestens empfohlen!

Inhalt.

Seite

Selbstbiographie

Ludwig Meyers von Knonau.

Jahre 1797—1802.



Mediation in St. Gallen.

Im Sommer 1797 fiel mir eine nicht ganz unwichtige diplomatische Sendung zu. Der St. Gallische Fürstabt Beda Angehrn hatte bereits viele Jahre lang als guter Mann und milder Regent über sein Volk geherrscht, und war den Eidgenossen, den Schirmständen des Klosters (Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus) und namentlich auch dem Stande Zürich werther als viele seiner Vorfahren; denn nur zu oft waren vom Kloster St. Gallen her Veranlaßungen zur Zwietracht unter den Eidgenossen ausgegangen. Aber auch er war nicht im Stande, den verjährten Uebelständen im Stifte abzuhelfen. Die Einkünfte reichten nicht hin; die Ausgaben hatten sich durch Ankäufe, Anlegung von Straßen und Aufführung von Gebäuden, die nicht immer ganz nothwendig waren, vermehrt. Die Rathgeber des Fürsten glaubten, das Verfahren auswärtiger Staaten nachahmen zu sollen, und vermochten ihn, die alten Abgaben des Lehenwesens zu erhöhen und einzelne neue Auflagen einzuführen. Ankäufe von Grundstücken, die das Kloster machte, beunruhigten als Erwerbungen in todte Hand, und das Volk sah von Zeit zu Zeit einzelne seiner Rechte angetastet. Die äußerst schlecht besoldeten Beamten des Fürsten suchten auf ungesetzlichen Wegen eine Vermehrung ihres

Einkommens, und ihre Obern waren genöthigt, die Augen darüber zuzudrücken. Man erzählte, ein Pfalzrath beziehe neben der Wohnung und dem freien Tisch jährlich nur 100 Reichsgulden und einige Zulagen.

Die Bezahlung der Kosten für die Zuzüge nach Basel gaben den unmittelbaren Anstoß zu Aufregung und Unwillen, vornämlich der alten Landschaft.*) Die Zeit, wo man sich den Forderungen der Regierungen unbedingt unterwerfen zu müssen glaubte, war vorübergegangen, und bereits hatte man angefangen, die Rechtmäßigkeit des Hergebrachten zu prüfen. Endlich brachten fiscalische Maßregeln gegen eine erledigte Erbschaft zu Goßau die gährende Unzufriedenheit zu lauten Aeußerungen. Ungeachtet des fürstlichen Verbotes hielt die Gemeinde Goßau im Anfange des Jahres 1795 Versammlungen und faßte einstimmig eine Klageschrift an den Abt über verschiedene Beschwerdepunkte ab. Andere Gemeinden vereinigten sich mit Goßau; man wählte Ausschüsse aus verschiedenen Gegenden der Landschaft, die sich über die Gegenstände der Beschwerden beriethen. Die Hauptperson dabei war der Fleischer Künzli von Goßau, ein Mann, der viel natürlichen Verstand, Volksberedsamkeit, aber keine eigentliche Bildung besaß; neben ihm zeichneten sich später noch Major Müller, Hauptmann Heer und einige Andere aus. Der gutmüthige Abt Beda empfand

*) Die Gegend von Rorschach bis Wyl führte, als die ältere Besitzung des Klosters, im Gegensatze zum Toggenburg diesen Namen.

stärker als sein Convent die Rechtmäßigkeit von mehr als einer Klage; das Volk dagegen mochte fühlen, daß jetzt mehr gewagt und daß die Schirmorte weniger gefürchtet werden dürften als in den Zeiten der Stetigkeit. Zürich war bereits in seinem Lande beschäftigt; in Luzern waren die thätigen jüngern Regierungsglieder dem Zeitgeiste zugethan und lähmten den Widerstand der ältern; in Glarus war das Uebergewicht der Demokraten noch entschiedener, und in Schwyz wollten die Führer sich nicht aussprechen.

Auch im Toggenburg äußerten sich beunruhigende Bewegungen, und der Abt Beda nahm, ungeachtet in dem Convente selbst eine beharrlich widerstrebende Opposition sich erhoben hatte, eine so feste Sprache an, daß jene es nicht wagte, seinem Entschluße, mit den Unzufriedenen sich einzuverstehen, offenbar zu widerstreben. Am 23. November 1795 kam er mit seinem Volke auf einer Landsgemeinde überein. Der Decan und ein Theil des Capitels stimmten ihm bei; der Subprior und die Mehrheit des Conventes dagegen brachten ihre Beschwerden über den Vertrag und über die zunächst abzuhaltende Landsgemeinde an Zürich und Luzern. Die Opponenten wurden ermahnt,*) keine Trennung zu veranlaßen; aber der Convent gab nichtsdestoweniger eine Verwahrung gegen den Vertrag ein. Alter und Bekümmerniß legten

*) Die damalige Zürcherische Kanzlei nannte solche Abmahnungsschreiben „Adhortatorien".

1796 den guten Beda in seine Ruhestätte, und das Capitel erhob seinen heftigsten Gegner, den auch nachher in der Mediations- und Restaurationsperiode mit allen alten Ansprüchen auftretenden Pankraz Forster von Wyl auf den Fürstensitz, dem sein Geburtsort, Neapel, auch ein schneller wallendes Blut und einen welschen Charakter gegeben zu haben schien. Fest widerstrebte er den Forderungen, welche die Landschaft zufolge des Vertrages machen zu können glaubte, und die Erklärung, welche er mehrern Artikeln desselben gab, verursachte neue Uneinigkeiten. Zürich, Luzern und Schwyz neigten sich auf die Seite des Herrschers; bei Glarus fanden dagegen die Führer des Volkes Aufnahme und Beifall. Im Toggenburg zeigten sich wieder Gährungen; doch mehr als jedes andere Ereigniß gab die allen Nachbarn drohende Stellung der Französischen Republik und die Siege Bonaparte's den nach Freiheit Strebenden Muth und Beharrlichkeit. Endlich riefen beide Theile die Entscheidung der vier Schirmorte an. Diese fiel am 18. April 1797 zu Frauenfeld zum Nachtheile des Volkes und seiner Führer aus. Künzli und sechs andere Anführer wurden zu Bezahlung von 9000 Gulden an die Kosten, Goßau und noch eilf Gemeinden zu einer Buße von 7000 Gulden verurtheilt; doch erklärte der Fürst, er werde nach seiner Milde die Hälfte der letztern Summe auf sich nehmen. Durch dieses Urtheil wurden die Volksführer nur noch mehr angereizt. Neue Bewegungen entstanden; die Par-

teien griffen zu den Waffen, wobei die Fürstlichgesinnten sogleich der Ueberlegenheit weichen mußten.

Noch einmal traten die Abgeordneten der vier Schirmorte zusammen, jetzt in der Stadt St. Gallen selbst, und ich wurde dem Zürcherischen Repräsentanten, dem Seckelmeister Conrad v. Escher, als Secretär beigegeben, was mich, weil Zürich die Direction hatte, auch zum Secretär der gesammten Repräsentantschaft machte. Der nachherige Helvetische Justizminister, Franz Bernhard Meyer von Schauensee, damals entschiedener Demokrat, begleitete als Secretär den Rathsherren Balthasar von Luzern, der unter dem Namen des schönen Balthasar bekannt war. Aus Schwyz erschien zuerst der Landammann Weber, des heil. römischen Reiches Graf, ein Mann nicht ohne Gewandtheit und mit allen denjenigen Eigenschaften ausgestattet, welche die Magistrate der Länder in jener Zeit charakterisierten. Als er auf die Tagsatzung nach Frauenfeld gieng, folgte ihm der Landammann Ludwig Weber, ein gutmüthiger, sehr bedächtlicher Mann. Den Kanton Glarus vertrat der Rathsherr, nachher Helvetische Senator, noch später St. Gallische Regierungsrath Kubli. Dieser Mann verband mit vielen natürlichen Anlagen und Geschäftserfahrung, die er als Kanzleibeamter in seiner Heimat erworben hatte, Volksberedsamkeit, Dreistigkeit und die Gabe, sich, ohne die Schmeichlerrolle zu spielen, beim Volke beliebt zu machen. Seine Kleidung und sein Aeußeres waren diejenigen eines angesehenen Bauern, und er nahm auch den Ton eines solchen in

Geschäften und selbst in der Gesellschaft an, weil er in dieser Gestalt Manches freier und treffender sagen konnte, als dieß aus dem Munde eines abgemessenen Diplomaten möglich gewesen wäre. Er genoß das größte Vertrauen des St. Gallischen Volkes. Wenn wir spazierten, sah man mit Fingern auf ihn weisen und hörte oft die Worte: „Der ist der Glarner!"

Die Mediation dauerte von Mitte Juni bis Ende August, und es bot sich dem aufmerksamen Beobachter auf diesem kleinen Schauplatze manche Erfahrung dar, die er in weit größern diplomatischen Verhältnissen sich nutzbar machen konnte. Merkwürdig war diese Revolution im Kleinen sowohl in Hinsicht der Zeitverhältnisse als der Handlungsweise der Betheiligten. In Zürich, Bern, Wallis und Schaffhausen waren die revolutionären Aufstrebungen unterdrückt worden; in Genf eine Umwälzung nur zu Stande gekommen, weil die bewaffnete Macht der Berner und Zürcher der weit größern Kraft Frankreichs das Feld hatte überlassen müssen; und im St. Gallischen gab jetzt Fürst Pankraz mit Wissen und Zustimmung der Schirmorte seinem Volke nach, mußte mithin, ungeachtet seiner diplomatischen Künste, der beharrlich und auf ein bestimmtes Ziel hinwirkenden, wenn schon nicht bedeutenden Kraft des Volkes und seiner Führer weichen.

Es kostete Mühe, den Fürsten, dessen Aeußerungen stets unbestimmt und abwechselnd blieben und der sich nach Rorschach zurückgezogen hatte, zur Heimkehr nach

St. Gallen zu vermögen. Als er und seine Rathgeber fühlten, daß die Berufung auf eine ihm zugethane Bevölkerung grundlos, und eine fürstliche Partei außer dem Städtchen Wyl und dessen nächster Umgebung nur einzeln vorhanden sei, verbargen sie sich hinter das in seiner Mehrheit entschiedene und beharrliche Capitel, hinsichtlich dessen jedoch die Stellung des Fürsten nicht leicht und um so schwieriger war, als man sich des Tones, den er gegen seinen Vorgänger geführt hatte, noch wohl erinnerte. Das Capitel selbst war für die Repräsentanten nicht sichtbar und bezog sich noch überdieß auf ein General-Capitel, d. h. auf eine Zusammenkunft aller auch außer dem Kloster angestellten Conventualen. Mündliche Zusicherungen des Fürsten, die bereits dem Volke bekannt geworden waren, wurden oft wieder anders ausgelegt, und die drohende Bedeutung, die man einer vorübergehenden Zusammenziehung Oesterreichischer Truppen in der Nähe des Bodensee's gab, reizte statt zu erschrecken und mußte widrig auf jeden biedern Eigenossen wirken.

Diese Zögerungen und Schwankungen brachten das Volk in immer größere Gährung. Einige Male kamen Schaaren, die zwei bis dreitausend Mann und noch mehr betragen mochten, in der Stadt und im Hofe des Klosters zusammen, von denen ein großer Theil wegen der Eile, mit der sie sich auf den Weg gemacht, ohne Röcke war. Auf das heftigste äußerte sich die Erbitterung, und ich selbst hörte im Klosterhofe die Worte: „A dem Boom mueß de Pankrazi hange“, ohne daß auch nur Einer

der zahlreichen Zuhörer die Drohung mißbilligt hätte.*) Am 17. Juli wogte wieder eine große Volksmenge durch die Straßen der Stadt und sammelte sich im Klosterhofe. Deputationen fanden sich bei den Repräsentanten ein. Als des Nachmittags der Genuß des Weines sich fühlbar zu machen begann, drangen ganze Schaaren in das Kloster und giengen durch Treppen und Gänge, jedoch ohne etwas zu schädigen oder Gewalt zu üben. Dem Fürsten wurde bange und er ließ um Schutz bitten; aber die Volksführer oder Abgeordneten, die bisher sich nie geweigert hatten, den Volkshaufen entgegen zu treten, getrauten sich nicht mehr, dasselbe zu beruhigen. Von dem Secretär der Glarnerischen Gesandtschaft und den vier Weibeln oder, wie sie damals hießen, Standesreutern, in den Mänteln begleitet, wurde ich abgeschickt, um das Volk zur Mäßigung zu ermahnen und sogleich zu berichten, wenn etwas Gewaltsames unternommen werden sollte. Ich wandte mich an einen Vorsteher und forderte ihn auf, ungesetzliche Schritte zu verhüten. Sogleich umgab uns die Menge. Viele wandten sich an mich und beschwerten sich, daß die Repräsentanten nicht kräftiger und thätiger einschritten. Ich mußte antworten. Der Kreis wurde immer dichter; aus den hintern Reihen ertönte der Ruf: „Wir verstehen

---

*) Damals äußerten ein Präsident Künzli, ein Major Müller von St. Georgen, ein Hauptmann Herr und Andere: „Wir müssen in unserm Lande oder in unsern Gemeinden einen Freihafen eröffnen, geschickte und fähige Leute unter uns aufnehmen, um uns zur Selbständigkeit zu erheben.“

ihn nicht! Hebt ihn in die Höhe!" Nach kurzer Berathung mit den mich zunächst Umstehenden beschloß ich, den Haufen so viel wie möglich von der Klosterpforte zu entfernen. Wir arbeiteten uns, so gut es gehen wollte, auf den zunächst an das Kloster grenzenden, der Stadt zugehörenden Platz hinaus, und auf einem Wehrstein an der Kirche zu St. Lorenz stehend, unterstützt von einem kräftigen Appenzeller auf der linken und einem ebenso rüstigen Fürstenländer auf der rechten Seite, hielt ich eine Standrede an die Menge, die wenigstens so viel wirkte, daß sie sich zerstreute. Es war das erste Mal, daß ich mich handelnd in einer so großen, starkbewegten Menschenmasse befand; das Volk und seine Sprache hingegen waren mir von Kindheit her bekannt gewesen, und obgleich ich es hier um mehrere Grade roher fand, als dasjenige der Heimat, so hatte dennoch das empörende Benehmen des Abts und seiner Rathgeber mich mit der Sache des Volkes befreundet, wenn ich es gleich gegen dasselbe nicht merken lassen durfte.

In der Diplomatik verstößt man indeß leicht, denn nun entstand bei mehreren Magistraten der Stadt starke Unzufriedenheit. Sie glaubten, ich hätte durch das Herausziehen des Volkes aus dem Klosterhofe die Neutralität der Stadt, wie ihr Gebiet verletzt; allein die verständige städtische Bevölkerung war auf meiner Seite, weil sie sich überzeugt hatte, daß ein längeres Verbleiben der Menge in den Räumen des Klosters Unfugen zur Folge gehabt hätte, und die nämlichen Volksmassen ja

schon vorher durch die Stadt gezogen waren. Keine Klage erfolgte gegen mich; doch bereitete die Lage der Dinge und die peinliche Bewachung der Neutralität den ängstlichen alten Magistraten von St. Gallen stets neue Verlegenheiten. So hatten sie u. a. es dem Stifte verweigert, Zeugen vorgegangener Thätlichkeiten und einer Beleidigung, die der Hofkanzler von erbitterten Landleuten erfahren hatte, einzuvernehmen, was vielfache Unterhandlungen verursachte. Höchst possierlich war eine andere Scene. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, das Kloster werde an einem Abend oder bei einbrechender Nacht von den Landleuten überfallen werden, und in Folge dessen flüchteten mehrere weltliche Beamte des Klosters und viele Bedienstete desselben ihre Habe in Körben, Zeinen und Säcken zu ihren Bekannten in der Stadt. Dieß erfuhren die Herren Geheimen (der Geheimerath), und um ihre Stadt vor Unglück zu bewahren, beschlossen sie in ihrer Weisheit, diese Gegenstände sollen wieder aus den Häusern entfernt und in das Kloster zurückgebracht werden. Mittlerweile war das Klosterthor vertragsmäßig geschlossen worden und die Gegenstände wurden nun auf den freien Platz zunächst vor demselben zusammengetragen. Auf Leitern stehend, machten die betreffenden Klosterbewohner jammernd über die Mauer ihre Vorstellungen, und als dieselben auf die Stadtbehörde nicht wirkten, brachten einige aus ihnen, die durch das hintere Thor des Klosters hinaus und durch das Stadtthor nach unserm Quartier geeilt, ihre

Klage vor die Repräsentanten. Meyer von Schauensee und ich wurden nun zu den noch versammelten Geheimen hingesandt. Diese waren voll Bedenklichkeiten; allein als muntere junge Leute hielten wir solche Reden an sie, daß sie endlich sich erklärten, die Verfügung den Herrn Repräsentanten überlassen zu wollen. Das Klosterthor durfte demnach gegen Mitternacht geöffnet und die Effecten zurückgetragen werden, und während dieser Verhandlungen lag die Bevölkerung der Landschaft, deren Andringen man im Kloster und auf dem Rathhause befürchtet hatte, längst in ruhigem Schlafe.

Der Fürst schien sich endlich zur Nachgiebigkeit zu entschließen. Abweichend von den großen Förmlichkeiten, die bisher stattgefunden hatten, indem bald die Repräsentanten in vier Wagen in das Kloster abgeholt, bald die Abgeordneten desselben mit Feierlichkeit in unserer Wohnung empfangen wurden, kam Fürst Pankraz einst des Morgens zu Fuß in unser Quartier und blieb den ganzen Tag hindurch bei den Verhandlungen und auch zur Mittagstafel. Dieß war eine so unerhörte Sache, daß, als der Fürst Abends von den Repräsentanten begleitet in das Kloster zurückkehrte, ein großer Theil der Bevölkerung St. Gallens in mehreren zusammenhängenden Reihen hinter einander sich aufgestellt hatte, um das Schauspiel anzusehen. Dieses Entgegenkommen des Fürsten war aber nur Blendwerk; denn zur nämlichen Zeit wurden Kostbarkeiten, Kirchengeräthschaften und die wichtigsten Archivalien des Klosters heimlich über den

Rhein gebracht. Plötzlich erfuhr man, der Fürst habe sich in die Benedictinerabtei Mehrerau bei Bregenz begeben, auch eine Anzahl Conventualen sich entfernt. Später gieng er nach Neuravensburg; allein die Hoffnung auf fremde Unterstützung, mit der er sich geschmeichelt haben soll, blieb erfolglos. Seine in St. Gallen gebliebenen Anhänger im Convente schlossen sich dem milder gesinnten Theile des Capitels an und die Verhandlungen wurden fortgesetzt. Ein Vertrag kam zu Stande, dem der Fürst endlich seine Zustimmung gab, doch ohne zurückzukehren; im Gegentheil reiste er vollends nach Ebringen bei Freiburg.

Die Vertragspunkte bestanden in dem Loskaufe der Leibeigenschaft und einiger anderer Feudalrechte, der Aufhebung verschiedener, in neuerer Zeit eingeführter Abgaben, der Verzichtung des Klosters auf neue Ankäufe, der Ueberlassung einiger Wahlrechte an die Gemeinden, vornämlich aber in der Aufstellung eines von dem Volke gewählten Landrathes von 51 Gliedern. — Noch vor dem Abschlusse veranlaßten wiederholte Zögerungen einen neuen Volkstumult. Schon ward ich in das Kloster gesandt, um dem Volkshaufen eine Proclamation vorzulesen, als ich bemerkte, daß er sich aufzulösen begann. Ich behielt also meinen Auftrag in der Tasche, um nicht ein neues Zusammenströmen zu veranlaßen und am folgenden Morgen konnte man die Auskündigung angeheftet lesen.

Ich führe noch zwei Zwischenspiele an. Ein eifriges

Begehren des Volkes bestand in der Erwerbung eigener Gerichtssiegel. Nur sehr ungern willigte das Kloster ein. Sein größtes Bedenken dabei beruhte auf den Emblemen, und es wollte nur den St. Gallischen Bären in denselben sehen. Dieser reichte dem Volke nicht hin; es verlangte dem Bären noch etwas beizusetzen. Einige Gemeinden wählten unbedenklich die Wappen ihrer ehemaligen adelichen Herren; Goßau den hl. Fridolin, seinen Schutzpatron, der aber auch der Schutzheilige des hochgeschätzten Kanton Glarus war, und die Goßauer verlangten überdieß, der Heilige solle den Bären an einem Bande führen. Dieß war nun dem Kloster zuviel; der Heilige durfte über dem Bären keinen Vorzug haben, sondern beide mußten frei neben einander einherschreiten. — Als an einem erübrigten Tage die Repräsentantschaft einen Ausflug nach Gais machte, und wir an einem schönen Sommermorgen uns Trogen näherten, stellten sich mehrere Appenzeller, nach Landessitte den Daumen in die Armöffnung des Camisols gesteckt, an die Straße. Lächelnd erwiederten diese warmen Theilnehmer an der Sache des St. Gallischen Volkes die Frage der beiden vorausgehenden Repräsentanten: „Ist dieß der rechte Weg nach Gais?“ mit den Worten: „Alles dem Galgen zu, das ist euer Weg!“ Wirklich war die Straße nach dem Hochgerichte hin die richtige; nichts desto weniger sprach sich in der Antwort derbe Appenzeller Laune aus, die den alten Staatsmännern etwas schwer auffiel. Nach diesen Anekdoten mag noch erwähnt werden, daß ich in

der Klosterbibliothek in der Zahl der verbotenen, vergittert vorhandenen Bücher auch Filangieri's Werke fand.

Gerne kehrten wir nach Vollendung des Friedenswerkes, das indeß schon vor dem nächsten Frühling in der Helvetischen Republik sich auflöste, wieder nach Hause. Freude und Jubel erfüllten das St. Gallische Volk und aller Orten erwarteten militärische Ehrenbezeugungen die Repräsentantschaft. Nicht übel fiel die aufgestellte Infanterie in die Augen; aber höchst komisch war der Anblick der Reiterei. Sie trug lederne Koller, die vielleicht schon vor anderthalbhundert Jahren auf denjenigen Bauerngütern, die einen Reiter stellen mußten, waren angeschafft worden. Dieß hatte die Folge, daß hier ein großer Mann sein Koller wie ein Husarenmäntelchen trug, und einem kleinern Reiter das seinige auf dem Sattel ruhte und die Schultern in die Höhe drängte. So oft diese Reiter eine Schwenkung unternahmen, trieb die Bewegung die äußersten einzeln auf den nahen Acker oder auf die Wiese hinaus, von wo sie nur nach einer oder zwei Minuten den Rückweg in Reih und Glied fanden.

Schon zu St. Gallen hatte ich vernommen, meine Berichte hätten einigemal bei den ernst gesinnten und allem Neuen abholden Gliedern des Kleinen und des Großen Rathes unangenehme Empfindungen veranlaßt. Dieß konnte mich nicht bewegen, meine Sprache zu ändern; aber es nöthigte mich hin und wieder die Farben etwas zu mildern. Man ärgerte sich, daß ich da, wo

mich die Repräsentantschaft und mein Prinzipal nicht ungern selbst sprechen ließen, die Verhandlungen nach Kräften vertheidigte, und ich hatte es nur der Zufriedenheit, die man meinen übrigen Verrichtungen schenkte, zu danken, daß ich nicht finsterer angesehen wurde. Aus einem Briefe, den ich am 8. August an meine Gattinn schrieb, hebe ich Folgendes heraus: „Mit dem ganzen Repräsentationspersonal stehe ich sehr gut. — Balthasar ist der Liebenswürdigste, Weber der Seltsamste, Kubli der Merkwürdigste, Meyer von Schauensee der Tiefsinnigste, N. . . . der Pfiffigste. Von unserm lieben Zürcherischen Gesandten, den du kennst, spreche ich nicht. Meyer von Schauensee benimmt sich auf eine Weise, die ich nie erwartet hätte. Wenn ich meine officiellen Schreiben ausfertige, so kommt er, um sie abzuschreiben, ohne daß er das geringste darauf einzuwirken verlangt."

Am Tage nach dem Friedensschlusse von Campo Formio, dessen Folgen das Eidgenössische Staatsgebäude umstürzten, und dadurch die Verhältnisse meiner Familie und die damit verbundenen Prärogative schwer berührten, wurde mir mein erstes Kind geboren. — Man sah am politischen Horizonte die Gewitterwolken sich schwärzen und höher aufthürmen als je vorher; aber man hatte seit fünf Jahren sich so oft bedroht und die Stürme ohne Schaden vorbeigehen gesehen, daß nur Wenige eine gänzliche Staatsveränderung befürchteten. Die Grundeigenthum Besitzenden

und die meisten Leute, die irgend eine Art von Handelschaft trieben, waren reicher geworden, weil die neutrale Schweiz der Stapelplatz des Handels der benachbarten großen Staaten geworden war, und beinahe alle Erzeugnisse der Landwirthschaft auf den nahen Kriegsschauplätzen in hohen Preisen standen. Mancher Bauer hatte so viel Thaler im Hause liegen, als man jetzt daselbst kaum Batzen finden würde. Viele aus den regierenden Kreisen, unter ihnen erfahrene und geschickte Männer, gaben sich ihren Hoffnungen hin, besorgten nichts und rechneten entweder auf ein Aufraffen und Zusammenwirken der Europäischen noch nicht revolutionierten Mächte oder auf eine Gegenrevolution in Frankreich. Wie noch mehrere jüngere Leute, glaubte ich nicht an diese letztern Erscheinungen, und verbarg mir keineswegs, welche Schläge mich treffen würden; aber ich war tief überzeugt, daß das bei uns bestehende Zwangs- und Bevormundungssystem nicht länger bestehen könne und daß unser Volk berechtigt sei, dessen Aufhebung und zugleich politische Rechte zu fordern. Daß bei dem Widerstande der Freunde des Alten, bei der gegenseitigen Aufreizung und der großen Erbitterung der zahlreichen Bestraften und Gekränkten in unserm Kanton der Gegenstoß sehr heftig sein würde, konnte kein Denkender sich verhehlen.

Immer noch arbeitete ich oft auf der Staatskanzlei. Aus meiner Feder gieng die Beglückwünschung des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen und die letzte lateinische Zuschrift der alten Eidgenossenschaft an Großbrittannien hervor.

Congreß zu Rastatt.

Am 19. November hatte das Französische Direktorium die Einverleibung der zur Schweiz gehörenden Theile der bischof-baselschen Lande mit der Fränkischen Republik beschlossen, und am 13. December wurden durch den General St Cyr das Münsterthal und das Erguel besetzt. Berns Begehren, eine Schweizerische Gesandtschaft auf den zu Rastatt eröffneten Friedenscongreß zu senden, wollte Zürich zuerst nicht beistimmen, weil der Friedensschluß zu Campo Formio der Schweiz keinen Zutritt dahin öffnete. Endlich gab es nach, und Bern schickte den Professor Tscharner als Gesandten, beglaubigt von Zürich, Bern, Solothurn und Biel auf den Rastatter Congreß Ihm war der nachher als Restaurator berühmt gewordene Carl Ludwig von Haller als Secretär beigegeben. Eine eidgenössische Tagsatzung trat nach Weihnacht in Aarau zusammen, um sich über die kritische Lage der Schweiz zu berathen, und sie beschloß, die bisherige Abordnung nach Rastatt zu einer gemeineidgenössischen zu erheben. Der Rathsherr Pestaluz oder Pestalozzi von Zürich wurde zum ersten Gesandten ernannt, und ich demselben als Secretär zugegeben. Wir verreisten am 2. Januar 1798. Zu Aarau wurde mit den einflußreichsten Gliedern der Tagsatzung, vornämlich mit den Gesandten von Zürich Rücksprache genommen, und dann der Weg nach Basel eingeschlagen. In dieser Stadt trafen wir im Gasthofe mit dem Französischen Abgeordneten bei der Eidgenossenschaft, Bürger Mengaud,

so zusammen, daß seine Zimmerthüre der unsrigen gegenüberstand. Als ich ihm unsre Ankunft anzeigte und er mir entgegentrat, waren seine Strümpfe bis auf die Schuhe heruntergefallen, und die untern Schenkel des sehr großen Mannes, der noch kurze Beinkleider trug, standen ganz bloß. Er und seine Secretäre saßen auf hölzernen Stühlen (Sidelen), dem Gesandten und mir stellte man gewöhnliche Stühle hin. Das Merkwürdigste, was er für unsre damaligen Verhältnisse zu uns sprach, waren die Worte: «Le congrès de Rastatt n'est qu'un formulaire.»

Schon hier, wie nachher auf der Reise und später in Rastatt selbst, waren wir von bedrohenden Gerüchten umgeben. Frankreich habe der Schweiz den Krieg angekündigt und Bonaparte sei mit einem Heer in das Waadtland eingerückt, war die Volkssage. — Der Weg bis Rastatt zeigte die Spuren des lebhaften Kriegsschauplatzes nur in geringem Maße. Am meisten zeugten die Straßen davon, und so wie man sich der Gegend von Kehl näherte, wohin die Belagerung des Brückenkopfes das schwere Geschütz geführt hatte, waren sie so abscheulich ausgefahren, daß Jedermann bezeugte, ähnliches nie gesehen zu haben. Unfern von Lahr war der früher gute Hochweg so zu Grunde gerichtet, daß wir in einer halben Stunde bei drei großen Frachtwagen vorüberfuhren, denen die Räder in die Höhe standen. Man getraute sich bloß bei hellem Tage und im Schritt zu fahren. Nur von einzelnen Einwohnern hörte man republikanische Aeußerungen, häufiger hingegen Klagen über Bedrückungen und

Erpressungen des Französischen Militärs. Zu Offenburg, wo General Augereau sein Hauptquartier hatte, standen keine Schildwachen an den Thoren, und man hörte keinen Trommelschlag. In zwei Dörfern wurden uns dagegen von den Wachposten die Pässe abgefordert.

In Rastatt wurden wir von der Bernerischen Abordnung, vornehmlich von dem offenen Tscharner, sehr freundschaftlich empfangen, und wohnten mit derselben zusammen. Das kleine, sonst schwach bevölkerte Städtchen war mit Fremdlingen so angefüllt, daß mit demselben eine gänzliche Umgestaltung vorgieng Die geringsten und schlechtesten Räume wurden in Wohnzimmer umgeschaffen und mit eisernen Ofen versehen, die in dem äußerst milden Winter zur Erwärmung ausreichten. Die Wände waren eilends tapezirt worden, ebenso die Decken, wo sie ganz schwarz gewesen sein mochten, während die Fußboden, wo oft Gruben und Erhöhungen wechselten, verriethen, daß hier eine Werkstätte, ein Behälter und drgl gewesen war. Diese Bekleisterungen und das Uebertünchen, das hin und wieder stattgefunden hatte, brachten eine der Gesundheit sehr nachtheilige Feuchtigkeit hervor, die mir einen heftigen Husten veranlaßte, der desto hartnäckiger wurde, weil ich früher schon oft von demselben war heimgesucht worden. Für die gesellschaftliche Unterhaltung der anwesenden diplomatischen Personen waren durch mehrere Häuser sieben Zimmer durchgebrochen. In einem derselben fand man Zeitungsblätter, in andern wurde mit Karten oder auf dem Billard gespielt, noch andere dienten zur

Unterhaltung und zum Genusse von Erfrischungen. Der bloße Eintritt kostete monatlich für eine Person 4 Dukaten, und diese Einrichtung führte den pomphaften Namen „Vauxhall“. — Im östlichen Theile des Schlosses wohnten die kaiserliche und die Oesterreichische Gesandtschaft, ganz auf der Westseite die Französische.

Die Aufgabe der Eidgenössischen Gesandtschaft war die Beibehaltung der Verhältnisse der Kantone Bern und Solothurn wie der Stadt Biel zu den neulich von den Franzosen besetzten bischof-baselschen Landestheilen zu fordern und auf die Räumung der letztern zu dringen; auf alles was zu Rastatt in Beziehung auf eidgenössische Verhältnisse zur Sprache kommen könnte, aufmerksam zu achten; gegen jede Beeinträchtigung der Eidgenössischen Neutralität oder derjenigen einzelner Stände kräftig zu wirken; in keinerlei Vorschläge sich einzulassen, sondern davon, sowie von eingezogenen Erkundigungen, dem Vororte zu Handen der Eidgenossenschaft beförderliche Nachricht zu ertheilen.

Von dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen Metternich, und von dem Oesterreichischen Hausgesandten, dem Grafen von Lehrbach, wurde die Gesandtschaft sehr gefällig, ich möchte sagen freundschaftlich aufgenommen. Der erstere, Vater des seit vielen Jahren auf die großen Europäischen Angelegenheiten einwirkenden Fürsten Metternich, der damals als munterer Jüngling den Vater begleitete, zeigte sich als bedächtiger Staatsmann, der aber zu verstehen gab, gegenwärtig sei von andern als von

Reichsangelegenheiten hier wenig die Rede. Sehr offen war der Graf von Lehrbach. Als ich ihm sagte, die Schweizerische Tagsatzung hoffe auf die Unterstützung Oesterreichs, antwortete er: „Erwarten Sie da nicht viel. Wir haben den Krieg geführt, bis unser letzter Kreuzer weg war und unsre Armee nichts mehr taugte. Man hat uns stecken lassen: was sollen wir jetzt!" — Von den Preußischen Gesandten, dem alten Grafen Görz, dem Freiherrn Jakob von Klöst und dem als Schriftsteller bekannten Herrn von Dohm, hörte man mehr als Eine leise Klage über die Lage Europa's. Wie wenig die Oesterreichischen und die Preußischen Gesandten auf diesem wichtigen Schauplatze mit den Begebenheiten des Tages vertraut waren, ergibt sich daraus, daß beide noch am 8 und 9. Januar fragten, ob nicht in den letzten Tagen des Decembers dreitausend Franzosen unbewaffnet in Basel eingerückt seien. Zur Tafel gebeten, hörte man von den Grafen Metternich und Görz eine trauliche Sprache, die aber nicht über diejenige des Beileids hinausgieng. Beinahe alle zum Deutschen Reiche gehörenden Gesandtschaften näherten sich der Schweizerischen, meist ehe diese sich ihnen genähert hatte. Man sah uns als eine diplomatische Seltenheit an und betrachtete uns ungefähr so, wie fühlende Reisende die Bewohner der nächsten Umgebungen des Vesuv's ansehen, wenn aus dessen Krater dichte Rauchwolken aufsteigen. Fragen, Bedauern, gute Wünsche und dergl wechselten, allein dieß war Alles. Ein großer Theil von ihnen klagte selbst. „Wer vermag etwas

gegen den Koloß?“ „Was hat man noch von dem Koloß zu erwarten?“ waren Ausdrücke, die man häufig hörte und die zugleich bewiesen, wie hoch man Frankreichs Macht berechnete Der päpstliche Gesandte, Graf Turreozzi, ein angenehmer Gesellschafter, wurde als unser Seitenstück betrachtet und befand sich in einer der unsrigen gleichen Lage. Tscharner, der, sobald Aerger und Mißmuth ihn nicht überwältigten, launig und scherzhaft war, nannte ihn den „armen Papst“. Er wurde durchaus nicht als eine hochstehende Person behandelt, und mir selbst fiel es auf, als ich an der Tafel des Grafen Metternich neben ihn zu sitzen kam. Nicht alle Gesandte waren gleich gelassen. Aus einigen sprachen laut die bittersten Gefühle, so z. B. aus dem Grafen Stadion, dem Würzburgischen Gesandten und Mitgliede der Reichsdeputation. Kam man auf die allgemeinen und auf die Congreßangelegenheiten selbst zu sprechen, so hörte man nicht selten sagen: „Wir sind hier alle wie verkauft!“ und man fühlte bald, daß die Worte Mengauds, die er zu Basel über den Congreß ausgesprochen hatte, sehr passend waren. Es dauerte bis in die ersten Tage des Februars, ehe Gesandte, die Glieder der Reichsdeputation waren, den Inhalt der geheimern Verhandlungen von Campo Formio auch nur oberflächlich kannten, und die Preußische Gesandtschaft versicherte noch am 17. Januar, diese geheimen Artikel seien dem Preußischen Cabinete bisher unbekannt geblieben. Noch um die Mitte des Januars bezweifelte Mancher, daß Oesterreich das linke Rheinufer wirklich gegen Frank-

reich aufgegeben habe, und als die Franzosen, nachdem die Reichsdeputation dessen Abtretung verweigert hatte, die Rheinschanze bei Mannheim mit Gewalt nahmen, hofften Viele, dieß werde die Oesterreicher wieder ins Feld rufen und das Reich mit dem Kaiser verbinden. Ein steter Gegenstand der Neugierde war es, ob der General Bonaparte ankommen werde oder nicht, weil man von seiner Ankunft einen schnellen Friedensschluß erwartete, sein Ausbleiben hingegen als die Anzeige vorhandener Verwickelungen betrachtete. Beinahe täglich wechselten die Gerüchte in dieser Hinsicht, und einmal versicherte der Französische Gesandtschaftssecretär Perret, er habe bestimmte Nachricht erhalten, der General werde nächstens, von seiner Gemahlinn begleitet, in Rastatt eintreffen. Der Grund dieser beständigen Widersprüche lag weniger in einer berechneten Täuschung von Seite der Französischen Diplomatik als in den Ränken, die das damalige Französische Directorium hin und her bewegten, wie dieß mit jedem aus gemeinen Intriguanten zusammengesetzten Cabinet geschieht Bonaparte war schon damals von Ehrgeiz durchdrungen, und was ihm die glänzendste Laufbahn zeigte, war ihm am willkommensten, während die Mehrheit der Directoren den Feldherrn, der sie weit überstrahlte, fürchtete, und jeder derselben nur suchte, sich und seinen Einfluß für den Augenblick zu befestigen. — An der Tafel des ersten Preußischen Gesandten hörte ich einen seiner Secretäre sagen: „Wir können im Frühling noch hier sein“, und die Mehrheit der Anwesenden war der Mei-

nung, so lange könnten die Sachen unmöglich unentschieden bleiben. An die weit längere Dauer des Congresses dachte damals kaum Jemand.

Nur gegen die Französische Gesandtschaft war unser Verhältniß abgemessen und gespannt. Zwar als ich gemeinschaftlich mit Herrn von Haller den ersten Besuch machte, welcher bezweckte, für die Eidgenössische Deputation um eine Audienz anzufragen, empfieng uns der Bürger Treilhard mit Höflichkeit. Er schien den kurzen Vortrag sehr aufmerksam anzuhören, nahm das Empfehlungsschreiben sogleich an, las die Aufschrift bedächtlich, fragte dann, von welcher Behörde das Schreiben ausgefertigt sei, und antwortete zuletzt, sein College sei ausgegangen, und er könne, ohne mit jenem gesprochen zu haben, den Eidgenössischen Abgeordneten keine Stunde bestimmen, bat sich aber unsre Namen mit der Anzeige unsrer Wohnung aus. Mit leiser Stimme und in abgerissenen Sätzen setzte er noch hinzu, die Ernennung des Herrn von Tscharner zum Eidgenössischen Abgeordneten könne der Französischen Gesandtschaft nicht gleichgültig sein; man kenne seine Gesinnungen gegen die Republik Am späten Abend erhielten die Deputierten ein Billet ohne Unterschrift, folgenden Inhalts: Les Ministres plénipotentiaires de la république française au congrès de Rastatt auront l'honneur de recevoir Messieurs les envoyés des députés des treize cantons et états assemblés a la diette d'Aarau, demain 21 Nivose à sept heures du soir, etc. Eine diplomatische Beglaubigung erhielt das Billet nur durch das Gesandtschafts-

siegel. Ueber das Weglassen der Unterschriften durften indeß die Schweizerischen Abgeordneten sich nicht beschweren, weil die Schweizer selbst, unter sich und gegen das Ausland, damals noch den Briefen keine Unterschrift beifügten, und alle Schreiben des Vororts unterzeichnet waren: „Bürgermeister, Klein und Große Räthe" oder „und Rath des Standes und Vorortes Zürich" oder „Bürgermeister, Schultheiß, Landammann und Räthe u. s. f." Nur das Siegel des Standes Zürich drückte den Schreiben einen diplomatischen Charakter auf. Auch unser gesandtschaftliches Creditiv war mit keiner Namensunterschrift versehen.

Zur bestimmten Zeit fand sich die Deputation im Schlosse ein. Treilhard machte sie in einem Halbkreis ums Kamin her sitzen. Graf Melzi, der cisalpinische Gesandte, nachmalige Vicepräsident der Italienischen Republik, der sich schon im Zimmer befand, setzte sich mit uns, aber der zweite Französische Botschafter, Bonier, gab ihm einen Wink. Der Grand von Spanien entfernte sich sogleich, und man erkannte auch hierin die strenge Disciplin der Mutter-Republik über ihre Töchter. Der Zürcherische Deputierte als Wortführer eröffnete mit Beziehung auf das abgegebene Schreiben, es sei der Wunsch der löbl. Eidgenossenschaft, so zu bleiben, wie sie sich gegenwärtig befinde, mit allen ihren Nachbarn in fortgesetzter, ununterbrochener Harmonie zu leben, und fügte bei, in ihrem Wunsche liege es auch hauptsächlich, daß die Französischen Truppen aus den besetzten, mit der Eidgenossen-

schaft in Verbindung stehenden bischöflich-baselschen Landschaften Erguel und Münsterthal wieder zurückgezogen würden und die Sache zu einer Unterhandlung eingeleitet werden möchte, wodurch sowohl die Ansprüche der interessierten Staaten als besonders der Punkt der Ehrenberechtigungen und Einkünfte des Bischofs von Basel zu allseitiger Zufriedenheit ausgeglichen werden könnte, u. s. f. Treilhard antwortete zunächst mit verbindlichen Aeußerungen über die Zuschrift der Tagsatzung und die in derselben ausgedrückten Gesinnungen, und verband damit einige ähnliche Worte gegen die Deputation selbst. Ueber das Begehren wegen der vormaligen bischofbaselschen Landschaften seien er und sein College nicht ermächtigt einzutreten, weil der Friede von Campo Formio ausdrücklich enthalte, daß der Congreß zu Rastatt nur für die Reichsangelegenheiten bestimmt sei. Wenn mithin dießfalls etwas von Seite der Eidgenossenschaft verlangt werde, so müsse sie sich an die Französische Regierung wenden, u. s. f. Treilhard schloß die Unterredung mit der Bemerkung, wenn die Schweiz sich an das Französische Directorium wende und dieses seinen Botschaftern Aufträge ertheile, werden sie bereit sein, über jeden Punkt auch hier einzutreten. Am Schlusse fragte er den Abgesandten von Zürich, wie lange er sich schon hier befinde, und den Bernerischen ob er sich nicht auch schon bei den Deutschen Gesandtschaften gemeldet habe, worauf dieser antwortete, er habe viele Bekanntschaften in Deutschland. Treilhard begleitete hierauf die Deputierten bis zu der Thüre

des Vorzimmers; Bonier sprach während der ganzen Zeit nicht Eine Sylbe. Der höfliche Treilhard war früher Advocat gewesen; der starre Bonier d'Arco hatte die Präsidentschaft am Parlament von Toulouse bekleidet und entstammte einer angesehenen Familie. Ich führe diese Notizen ausführlicher an, weil sie in die Zeit der Französischen Republik gehören, und aus diesem Grunde nehme ich auch zwei spätere Unterredungen auf.

Haller hatte seinem Gesandten erklärt, er könne sich mit dem hiesigen Getreibe nicht mehr beschäftigen. Er war anderweitig thätig, schrieb unter seinem Namen einen Aufruf*) an die Einwohner des Waadtlandes, und entwarf Pläne für die Tagsatzung. Tscharner dispensierte ihn und er kehrte vor uns nach Hause zurück. Tscharner sagte mehrere Male: „Hätten ihn die Franzosen, denen er zugethan war, als er im Spätjahre zu Paris eintraf, besser empfangen, er würde jetzt nicht so eifrig sein.“ Die Folge dieses Zurückziehens war, daß von da an die Verrichtungen des Legationssecretärs mir allein oblagen.

Bald nachher wurde ich wieder mit einem Auftrage an Treilhard abgesandt. Es sah um ihn her aus, wie bei dem Lever eines großen Fürsten; viele Personen waren im Zimmer wartend. Bald wandte sich Treilhard gegen mich, schritt in eine Fensteröffnung und in einer Minute fanden wir uns in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Ueberzeugt, daß jedes Zurückhalten am unrechten Orte

---

*) Ch. L. Haller aux habitans du Pays de Vaud.

wäre, und durchdrungen von dem Gefühle, es sei Pflicht eines Jeden, auch wenn keine Hoffnung zum Gelingen vorhanden sei, alles zu versuchen, um die Schweiz vor dem Raubzuge eines Französischen Heeres zu bewahren, sprach ich eine offene Sprache, wie sie die Diplomatik nur selten hört. Wir waren auf die Stimmung der verschiedenen Kantone zu sprechen gekommen, und ich sagte, ein Theil derselben werde auch ohne Französische Bajonette die Freiheit zu erringen und zu behaupten wissen; die sämmtlichen ganz demokratischen Gegenden hingegen und ein Theil der übrigen katholischen Bevölkerung, ohne Zweifel auch ein großer Theil des deutschen Landes des Kantons Bern, werde nur durch großes Blutvergießen zur Anerkennung der neuern Grundsätze und zu einer Verfassung, ähnlich derjenigen der Französischen Repubiik, gebracht werden können. Er hörte mit Aufmerksamkeit zu, bemerkte, die Französische Regierung sei ganz anders berichtet, er wünsche aber, daß das, was ich ihm gesagt habe, derselben auch bekannt gemacht werde (fût mis sous les yeux du gouvernement) u. s. f. Ich erwiederte, durch Niemand könnte dieß besser geschehen, als durch ihn selbst. — Noch auffallender war der letzte Besuch bei der Französischen Großbotschaft. Ich sollte bei Bonier eine Anfrage machen. An einem dunkeln Januarabend kam ich in das Schloß. Nicht ein Licht brannte in den langen Gängen des Französischen Flügels, und kein Thürsteher war zu hören noch zu sehen. Ich pochte am Vorzimmer. Ein bei einem sterbenden Licht halb einge-

schlafener Bedienter raffte sich auf, und führte mich in das Zimmer zu Bonier, der beschäftigt war, einen Abgeordneten der Deutschen Ritterschaft anszuhudeln. Als dieser nach einigen Minuten abgetreten war, näherte sich mir der Botschafter und richtete die Frage an mich: «Qui êtes-vous?» — «Je suis le secrétaire de la députation suisse.» Mit halb aufgehobener Hand und in einem gekünstelten Ton erwiederte er nun: «Dites à ceux qui vous ont envoyé, que la république française ne connait point de députation suisse au congrès de Rastatt!» — «Est-ce que cela est tout ce que vous avez à me dire, citoyen ministre?» war die einfache Gegenrede, die mir in jenem Augenblicke einfiel, und ich sprach sie mit kräftiger Stimme aus. Er stand einige Augenblicke und sprach dann in pathetischem Ton: «Oui!» Ich drehte mich um, verließ das Zimmer und berichtete meinen Vorgesetzten, was ich gehört und gesprochen. Der bedächtliche Pestaluz war nicht geradezu überrascht, aber doch bewegt; der lebhafte Tscharner, mit dem ich sehr gut einverstanden war, sprang auf und sprach mit bitterem Lachen: „Saget mir doch alles, was der verfluchte Kerl gesprochen und wie er sich geberdet hat", und in der nämlichen Minute faßte er den Bericht an seinen geheimen Rath ab, der wahrscheinlich noch im Archive zu Bern liegt. Auch nachher sahen und sprachen wir Treilhard und einige Glieder des Französischen Gesandtschaftssecretariates an öffentlichen Orten. Sie schienen durch ein annäherndes Benehmen den widrigen Eindruck mildern

zu wollen, den die vermuthlich auch zu ihrer Kunde gekommene Antwort Boniers bei jedem Gebildeten hervorrufen mußte. Ohne Zweifel hatte eine neue Anweisung aus Paris Bonier zu der lakonischen oder vielmehr böotischen Antwort bewogen. Es war den geübtesten Diplomaten ein Räthsel, ob Bonier in Rastatt seinen eigenen Charakter entwickle, oder ob er nur eine Rolle spiele, die Niemand aus den Französischen, Cisalpinischen und Ligurischen Gesandtschaften mit ihm theilte. Einst machte er, nicht etwa am frühen Morgen, sondern gegen eilf Uhr, dem kaiserlichen Gesandten im weißen, groben Puderrocke, wie man sie zu jener Zeit zum Frisieren trug, einen Besuch. Gegen Jedermann führte er eine bittere oder wirklich beleidigende Sprache, und dennoch bemerkte man in einzelnen Augenblicken, daß dieser scheinbare Grobian ein Mann von Erziehung war. Groß war die Erbitterung gegen ihn bei vielen Leuten, und die Worte des Szekler-Husaren bei der Ermordung der Französischen Gesandten: „Bist du Bonier?“ konnten wohl von einer demselben gegebenen Anleitung hergekommen sein. — Unendlich verschieden von ihm war der Cisalpinische Gesandte Melzi, der seiner diplomatischen Gewandtheit nur durch das allzu Gekünstelte und bemerkbar Täuschende seines Benehmens schadete. Einst als ich am späten Abend allein auf meinem Zimmer mit einem Bericht an den Vorort beschäftigt war, kam einer unsrer Bedienten und sagte: „Einer der Franzosen will Sie sprechen.“ Der Hereintretende war Melzi. Am Tage vorher hatten wir

von Hause die erste unbestimmte Nachricht von dem bewaffneten Versuche erhalten, zu Lugano eine Staatsumwälzung mit dem Zwecke einer Anschließung an Cisalpinien hervorzubringen. Wie es ein gewöhnlicher Herausholer würde gethan haben, sprach der Italiener zuerst von einigen gleichgültigen Dingen; dann ging er auf die Klage über, daß er seit mehrern Tagen ohne irgend eine Nachricht von Hause sei, obgleich früher an keinem Posttage eine solche ausgeblieben, und bat mich, ihm zu sagen, ob Unruhen oder Unsicherheit auf der Poststraße eingetreten, oder wohl gar auf der Cisalpinischen Grenze selbst etwas dergleichen vorgefallen sei. Ohne Zweifel hätten wir immer sichere und schnelle Nachrichten u. s. f. Hatte der Welsche ein Schafsgesicht angenommen, so mußte der Schweizer jetzt wenigstens eine Lammsmiene schneiden. Ich sprach von der Möglichkeit eines Lawinensturzes am Gotthard, und trat in die Vermuthung ein, daß vielleicht in Cisalpinien selbst irgend eine kleine Störung vorgegangen sein möchte. So schieden wir, und er mußte seinen Courier erwarten, um die Neugierde zu befriedigen.

Sein vollständiges Gegenstück war der Graubündnerische Gesandte Vieli, ein Mann, bereits über die mittlern Jahre hinaus, dessen Kleidung und Aeußeres einen Savoyischen Krämer anzukündigen schienen, und der mit seinem Bedienten ein Zimmerchen bewohnte, wo man sich kaum bewegen konnte. Dieser kluge, gewandte, aber nicht gewandt scheinende Mann wußte von den sogenannten

Staatsgeheimnissen und Verhandlungen immer so viel oder mehr als irgend Jemand außer dem Schlosse, wo Oesterreichs und Frankreichs Abgeordnete über die Ausflüsse der politischen Pandora-Büchse schalteten, in Erfahrung bringen mochte. Er pflegte kurzweg zu den ersten Gesandten hinzugehen, ihnen anständig aber entschieden Fragen vorzulegen, an die sie in dieser Form nicht gewöhnt waren, z. B ob Graubünden eine Besetzung von Frankreich oder Oesterreich zu besorgen habe und dgl., und in der Regel erhielt er mehr Aufschluß als einem wirklichen Hofmanne kaum zu Theil geworden wäre. Er war Arzt, und als solcher kam er auf diesem Boden, der für mehr als Eine angesehene Person ungesund gewesen sein soll, in vertrauliche Berührung mit wichtigen Männern. Seine Erscheinung ist ein neuer Beweis, daß bloße Kniffe und Verschlagenheit nicht alles ausmachen, wie Viele glauben, sondern daß auch in diesem Kriege eine ungewohnte Art des Angriffes mit Bedächtlichkeit und Beharrlichkeit weit führen könne, und daß einem ältern Manne, wenn er nicht steif und des Bodens unkundig ist, seine Jahre einen gewissen Halt geben, auch ihn Manches thun lassen, was einem jüngern nicht so leicht hingehen könnte. Die Achtung, welche Vieli, ungeachtet der Aermlichkeit seines Auftretens, welche aber den Verhältnissen Bündens angemessen war, genoß, beweist, wie thöricht die Behauptung ist, kleine Republiken sollten es im Aeußern großen Staaten gleich thun. Bettelhaftigkeit soll man vermeiden, keineswegs

aber Einfachheit. Die große Amerikanische Republik ist sehr einfach gegen das Ausland und noch mehr im Innern.

Als die Nachricht eintraf, zu Basel sei eine Staatsumwälzung erfolgt und die Franzosen seien in das Waadtland eingerückt, erschrak beinahe die ganze Diplomatik. Man behandelte uns als Leute, denen ein großes Unglück bevorstehe, bezeugte uns ein aufrichtiges Beileid, aber ohne irgend eine Zusicherung damit zu verbinden. Viele benahmen sich gerade so, als ob für sie selbst ein Weltgericht bevorstünde; Andere wurden offener als sie es vorher je mochten gewesen sein. Hin und wieder hörte man sagen, es werde wohl alles Bisherige einstürzen außer Rußland, wenn diese Macht nicht selbst gegen Frankreich auftrete. — Während wir nun posttäglich um unsere Rückberufung ansuchten und die Nutzlosigkeit unsres kostspieligen Aufenthaltes darstellten, hielten Andere uns noch für Leute von Bedeutung. So schrieb die Reichsstadt Rottweil, die schon lange aufgehört hatte, ein Glied der Eidgenossenschaft zu sein, an die Eidgenössische Deputation, sie möchte sich auf dem Friedenscongresse für sie verwenden.

Ein Zwischenakt während unsres Verbleibens in Rastatt war ein Besuch bei dem Markgrafen Friedrich zu Karlsruhe, der Jedermann, und nachher selbst Napoleon, Achtung einflößte und diesem allgemein verbreiteten Gefühle die ausgezeichnete Vergrößerung seines Hauses und, was noch merkwürdiger ist, wenn man die

Vorurtheile der Cabinette bedenkt, die Anerkennung seiner nicht ebenbürtigen Söhne als regierender Fürsten verdankte. Hier war ich Ohrenzeuge eines drolligen Ereignisses, welches beweist, daß auch die Hofleute nicht alles merken und nicht immer gut verabreden. Der nachmalige König Maximilian von Bayern, damals seines Herzogthums Zweibrücken beraubt, lebte mit seiner Gattinn, der Tochter des Markgrafen, bei dem Schwiegervater. Schon hatte die Regierung von Bern ihn ersucht, eine Schuld von 940,000, ich glaube Bern-Pfund entweder zu bezahlen oder neue Sicherheit dafür zu geben, und Herr von Tscharner war beauftragt, ihn mündlich an diesen unangenehmen Punkt zu erinnern. Nichts konnte dem Herzog, dessen Kasse seine schwächste Seite war, und die gerade damals ganz erschöpft sein mußte, ungelegener sein als eine solche Mahnung. — „Ich hoffe, wir werden die Ehre haben, Seine Durchlaucht, den Herzog von Zweibrücken bei der Tafel zu sehen“, sagte Tscharner während unseres kurzen Aufenthaltes im Vorzimmer, wo vier oder fünf Hofbeamte um uns her standen, zu einem derselben. „O ja“, antworteten sogleich zwei oder drei Stimmen, als eine andere ganz bedächtlich einfiel: „Seine Durchlaucht und die Frau Herzogin medicinieren heute und werden nicht zur Tafel kommen.“ „Nicht doch“, erwiederte einer der ersten, „ich habe sie heute Morgen ausreiten sehen.“ Dieß wurde nun behauptet und widersprochen, bis die Unvorbereiteten endlich merkten, daß sie den Herzog zu

Hause lassen mußten, und nun selbst glaubten, sie hätten sich in den Personen getäuscht. — Sehr achtungswerth zeigte sich der Markgraf im Schooße seiner zahlreichen Familie, unter welcher die vierte Prinzessinn sich vorzüglich auszeichnete. Die morganatisch angetraute Frau von Geyer, Gräfin Hochberg, hatte an der Tafel den Rang nach der verwittweten Erbprinzessinn, wie es die Hofsitte erforderte. Als wilder, nicht gut gezogener Knabe benahm sich der Enkel, nachheriger Großherzog Karl von Baden, schon im Vorzimmer, wo er an einem der Hofherren heranklettern wollte. Nur an der Tafel hielt die Gegenwart und der Blick des Großvaters ihn in Schranken.

Staatsumwälzung.

Als wir am 17. Februar 1798 in Zürich eintrafen, fand sich daselbst Vieles verwirklicht, das unglaublich geschienen hatte. Amnestie, gleiche Rechte, eine neue Verfassung waren dem Volke zugesichert worden, aber noch behielt die Regierung, so weit ihr Einfluß reichte, die Zügel in ihren Händen. Man war entschlossen, die wenigen verfügbaren militärischen Kräfte, die man den Bernern hatte zu Hülfe senden können, mit diesen gegen die Franzosen kämpfen zu lassen. Der größte Theil der Magistrate war noch ganz in den alten Ideen befangen. Man schien zu hoffen, der Eintritt einer gewissen Anzahl

Männer vom Lande in den Kleinen und Großen Rath werde die Landleute am meisten befriedigen, und glaubte so einen überwiegenden Einfluß behaupten zu können. Von dieser Täuschung war ich frei; ich sah eine gänzliche Umwälzung schnell hereinbrechen, und fühlte ganz, daß die Reihe jetzt einmal an dem Volke sei, dessen natürliche, obgleich damals weit weniger als jetzt ausgebildete Anlagen mir schon seit Jahren bekannt waren. Aber ich konnte nicht ohne Besorgnisse sein, weil ich begriff, daß der Uebergang in eine Demokratie, und diese letztere selbst, manche Zuckung besorgen lasse; noch weniger konnte ich mich freuen, weil ich von der Französischen Einwirkung, nach alle dem was ich gesehen und gehört hatte, nur Schlimmes erwartete. Hohn, Aussaugung oder Plünderung, und, wenn das Kriegstheater zu uns kommen sollte, ein blutiger Bürgerkrieg, waren die einzigen Wahrscheinlichkeiten, die sich jedem Unbefangenen darstellten. Weil ich von einem großen Schauplatze herkam, hörten Einzelne auf mich, und ich benutzte dieß, um Mäßigung, Anschließung an unser Volk und Aussöhnung mit demselben zu empfehlen; aber man wußte, daß der Oesterreichische Generalmajor Hotze, von Richtersweil am Zürchersee gebürtig, ein braver Haudegen, einberufen war, und Viele versprachen sich Wunder von seiner Erscheinung. Bald ernteten die Friedensprediger den Vorwurf der Furchtsamkeit ein.

Als dienstpflichtiger Offizier konnte ich mich dem langweiligen Dienste in einem Standquartier nicht ent-

ziehen. Dasselbe befand sich in Regensdorf, von wo ich, des Nichtsthuns überdrüssig, am 2. März die Höhe der Lägern bestieg. Dieser Spaziergang verschaffte mir den Anlaß, den Kanonendonner zu hören, der mit dem Angriff der Franzosen auf Solothurn verbunden war, über dessen Bedeutung wir indeß erst zwei Tage später Kunde erhielten. Ganz schneefrei war damals die Höhe bei der Hochwacht auf der Lägern, während die Solothurner auf dem Weißenstein in tiefem Schnee gestanden haben sollen

Die seltsamste Spannung herrschte in jener Gegend unseres Kantons. Die Regensdorfer und Dälliker waren Demokraten, die Buchser und Otelfinger Aristokraten und ebenso meine Herrschaftsleute in Weiningen, indeß Höngg ganz entschieden für das Neue sich erklärt hatte. Mehrere dieser Gemeinden, die noch vor kurzer Zeit nicht entfernt an Feindseligkeiten gedacht hatten, stellten Wachen gegen einander aus. Ich benutzte einen freien halben Tag, um nach Weiningen hinüber zu gehen und die Vorsteher zusammenzuberufen, denen ich dringend empfahl, ruhig die Entwickelung der Dinge zu erwarten und sich nicht unter einander zu entzweien. Ich besinne mich noch, daß ich ihnen sagte, meine Familie habe ungefähr so viele Jahre daselbst regiert als Tage im Jahre seien, wir alle werden nun aber eine neue Zeitrechnung beginnen müssen. — Als nachher jede Herrschaft von der Landesversammlung aufgefordert wurde, sich einen Präsidenten zu erwählen, ernannten die Herrschaftsge-

nossen mich einmüthig zu dem ihrigen, was mir aber keine besondern Bemühungen verursachte.

Die Nachricht von der Uebergabe Berns und von der Auflösung der Eidgenössischen Streitkräfte verursachte in den bewegtern Theilen des Kantons Zürich eine furchtbare Gährung. Am 10. März strömte zu Küßnach eine große Volksmenge zusammen, und zwischen ihr und den Abgeordneten der provisorisch neben der Landescommission fortgesetzten Regierung kam eine Uebereinkunft zu Stande, in deren Folge die letztere durch Beschlüsse vom 12. und 13. März sich auflöste. Bei der neuen Organisation wurde ich von der Stadt Zürich zum Mitgliede der Kantonsversammlung und später zu einem solchen des großen Wahlkorps ernannt, welches die vermöge der Helvetischen Verfassung dem Kanton Zürich obliegenden Wahlen vorzunehmen hatte. — Die Helvetische Cocarde steckte ich, weil ich sie als ein nichts bewährendes Zeichen ansah, nicht auf, bis man Gefahr lief, sich den Hut vom Kopfe geschlagen zu sehen; in der Folge war ich einer der letzten, der sie wieder ablegte.

Während der frühern Verfassung war ich voll von Planen für meine politische Laufbahn gewesen, und die Worte des geistreichen Bürgermeisters Heidegger: „Es ist kein gutes Zeichen, wenn ein junger Mann in etwas günstiger Lage nicht bisweilen denkt, er könnte oder sollte Bürgermeister werden!“ waren an mir nicht ganz verloren gegangen; aber nach der gänzlichen Umgestaltung der Verhältnisse setzte ich mir fest vor, ein freier, unab-

hängiger Mann zu sein und mich zu keiner von der Wahl der Mitbürger abhängenden politischen Stelle unmittelbar oder mittelbar zu empfehlen. Streng habe ich dieß bis in mein Greisenalter beobachtet, keineswegs aber um deßwillen Stellen ausgeschlagen, die mir ungesucht übertragen wurden und mir entsprachen. — Von der neuen Ordnung der Dinge unter Französischer Vormundschaft versprach ich mir so wenig, daß ich bereits daran dachte, mich um die erledigte Stelle eines Professors der Geschichte und Geographie an der Kunstschule zu bewerben, als mir von dem Präsidenten und einigen Mitgliedern der neu gewählten Verwaltungskammer die Aufforderung zukam, eine Stelle in ihrer Kanzlei anzunehmen. Liebe und Achtung für den erstern, den gewesenen Statthalter Wyß, und die Neigung zu Kanzleigeschäften bewogen mich, dem Rufe zu entsprechen, und am 19. April trat ich das Secretariat an, welche Stelle vermöge der neuen Organisationen, mit denen sich die Menge der laufenden Geschäfte vereinigte, eine ununterbrochene Thätigkeit erforderte.

Franzosen und Oesterreicher.

Noch hofften in der Stadt Manche und auf der Landschaft sehr Viele, die Franzosen werden, nachdem Zürich die Helvetische Verfassung angenommen, den Kanton Zürich nicht betreten; groß war daher die Aufregung, als am 25. April die Nachricht von dem baldigen Einrücken der

Französischen Truppen eintraf. In der Stadt herrschte eine solche Auflösung, daß noch keine Stadtbehörde neben dem Wahlkorps vorhanden war. Noch während der Nacht traten zwei bis drei jüngere Männer im Verwaltungsbüreau zusammen, um ein Verzeichniß tüchtiger Männer für eine Municipalität zu entwerfen, welche dann am folgenden Tage beinahe ohne Ausnahme gewählt wurden. Reinhard, der nachher in Zürichs Annalen höher als wenige Andere zu stehen kam, war der Zweite auf dieser Liste. Der schnelle Anmarsch der Franzosen war durch das Vordringen des Volkes der kleinen Kantone gegen Luzern, die Freiämter und den Zürchersee verursacht worden; es ist indeß nicht zu bezweifeln, daß sie auch ohnedieß Vorwände gefunden haben würden, einige Wochen oder Monate später das Nämliche zu thun. In jenem Augenblicke war das Eintreffen der Französischen Truppen ein Glück für Zürich. Wären die Schwyzer, Glarner u. s. f. an den Seeufern vorgedrungen, so würden die Unzufriedenen sich mit ihnen verbunden haben. Ein Bürgerkrieg wäre im Kanton erfolgt, und die Festungswerke würden der Stadt höchst wahrscheinlich eine harte Behandlung von Seite der Franzosen zugezogen haben. Bei dem beständigen Umgange, den die Verwaltungskammer mit den Französischen Adjutanten und Commissären hatte, erfuhr man schon nach wenigen Tagen, sie seien von Allem unterrichtet gewesen, und würden im Falle eines Widerstandes, weil die Sihl und der See wenig Wasser hatten,

die Stadt zwischen der Werdmühle und dem Schützenhause überrumpelt haben, während bei der Niederdorf- und der Sihlporte falsche Angriffe wären gemacht worden.

Viele Tage hindurch dauerten mit Unterbrechungen in der St. Peterskirche die Wahlen in die Helvetischen wie in die Kantonsbehörden, und am Ende derselben wurde ich in die Zahl der Districtsrichter des Districtes Zürich, eines der fünfzehn, in welche der Kanton war eingetheilt worden, gewählt Das ungesuchte Zutrauen, auch die größere Unabhängigkeit des Berufes, bewogen mich, diese Stellung der bisherigen vorzuziehen. Sehr bald traten von allen Seiten die unangenehmen Verhältnisse hervor, in denen die neue Republik und ihre Behörden sich befanden. Die starken Französischen Einquartierungen, die vielen Requisitionen, welche durch die Bedürfnisse der schlecht oder gar nicht bezahlten Soldaten verursacht und durch die Eigenmächtigkeit der Commissarien oft sehr drückend wurden, stimmten die Freude eines großen Theiles des Volkes über die gewonnene Freiheit bedeutend herunter. Die einstweilige Einstellung der Zehnten- und Grundzinsleistungen gab zwar Vielen wieder einige Beruhigung; aber gerade diese Antastung eines Gegenstandes, den manche Andere als eine fast geheiligte Sache, als die Bedingung der Aufrechthaltung der Kirchen-; der Unterrichts- und der Unterstützungsanstalten betrachteten, erhöhte bei ihnen jenen Mißmuth. Die

harte Contribution,*) welche die Franzosen von den Gliedern der ehemaligen Regierung forderten, verbunden mit dem Verlust aller bisherigen Anstellungen und mit den den Städtern bisher unbekannten Auflagen kam noch hinzu, und durch das rohe Benehmen und die noch rohere Sprache vieler Glieder der Helvetischen Behörden, durch die schrecklichen Ereignisse, welche der Widerstand der Nidwaldner gegen die geforderte Eidesleistung zur Folge hatte, durch das Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich und manches Andere wurde die Mißstimmung erhöht. So begann es eine schwere Aufgabe zu werden, in Zürich Helvetischer Beamter zu sein. Beinahe jeder Beschluß, jedes neue Gesetz oder richterliche Urtheil wurde einer strengen Rüge unterworfen.

Bei der Annäherung des Frühlings von 1799 war der nahe Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich nicht mehr zweifelhaft. Die Gegner der neuen Ordnung der Dinge hegten große Erwartungen von einem solchen und setzten ihre Hoffnung vornämlich auf den Erzherzog Karl, als Anführer des Oesterreichischen Heeres. Das Bündniß der Helvetischen Republik mit Frankreich erfüllte die Freunde Oesterreichs um so mehr mit Bitterkeit, weil sie sagen konnten, es gebe Oesterreich das Recht, uns feindlich zu behandeln; und noch mehr reizten die Aufforderungen an die dienstpflichtigen

*) Sie war so willkürlich und kränkend, daß ich aus wehmüthigem Mitgefühl einen anonymen Beitrag leistete.

jungen Leute, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes bereit zu halten. Die sogeheißenen „Achtzehntausende“ oder die sechs Halbbrigaden, die Frankreich in seine Dienste genommen hatte, die aber höchst unvollständig blieben, nannte man scherzweise „die achtzehn Dutzende“. Allmälig wanderten Viele aus, und von Manchen vernahm man, sie haben sich unter die Fahnen der in Englischen Sold getretenen Regimenter Roverea und Bachmann eingereiht. Der milde Frühling, der mich am Morgen des 23. März den Gipfel des Uetlibergs schneelos finden ließ, erleichterte die Eröffnung der Feindseligkeiten. Deutlich bemerkte man, daß die Oesterreichischen Streitkräfte durch die reichen Englischen Subsidien, von denen absichtlich laut gesprochen wurde, in den Nachbargegenden überlegen seien. Der mächtige Eindruck, den der Einmarsch der Oesterreicher in Graubünden gemacht hatte, minderte sich auf kurze Zeit, als beinahe viertausend Oesterreichische Kriegsgefangene durch Zürich geführt wurden, welche die Franzosen vermittelst eines eben so wohl berechneten als kühnen Einfalls durch den obern Bund in ihre Hände bekommen hatten. Während nämlich der Oesterreichische General Offenberg zu Chur sorgfältig auf den Karten maß und rechnete, standen die Franzosen rings um ihn her; eine neue Lehre für die vielen unermüdet schreibenden Generalbureaux. Durch Schwaben und vom Bodensee her drang indeß die Oesterreichische Armee siegreich vorwärts. Mit ausgezeichneter Tapferkeit widerstanden ihr an der Seite der Franzosen in dem

Gefechte bei Frauenfeld die regulierten Soldaten der Helvetischen Regierung (die Helvetische Legion) und eine kleine Zahl Zürcherischer Milizen, insbesondere die Scharfschützen. Weit weniger zeichneten sich die Schweizer auf dem Kriegsschauplatze zwischen Schaffhausen und der Winterthurersteig aus.

In Zürich war die Erbitterung gegen die Franzosen und die Hoffnung auf den nahen Einmarsch der Oesterreicher gleich lebhaft geworden. Als man am Abend des 2. Juni von der neuen Promenade die Oesterreicher, die über Wytikon vordrangen, deutlich entdecken konnte, schien bei Vielen ein neues Leben aufzuwachen, indeß bei Andern die Ungewißheit der bevorstehenden Krisis ernstes Nachdenken erregte. Aus unserer Wohnung auf der Schanze der großen Stadt konnten wir am 3. und 4. den Gefechten in Hottingen, Hirslanden und Riesbach zusehen. Eine ungefähr vierzig Schritte vor dem Hause aufgeführte Zwölfpfünder-Kanone und ein in beinahe gleicher Entfernung auf dem höhern Walle angebrachter Vierundzwanzigpfünder wurden mehrere Male gegen vorrückende Oesterreichische Truppentheile abgefeuert, und bei jedem dieser Schüsse hatte man die Empfindung, als würde man mit dem Fußboden merklich in die Höhe gehoben. Wo Kanonen abgefeuert werden, ist jeden Augenblick eine Erwiederung zu befürchten; allein wir blieben unangefochten, indeß Haubitzgranaten in die Mitte der Stadt, z. B. in die mittlere Kirchgasse flogen. Auf den Morgen des 6. Juni erwartete man einen allgemei-

nen Angriff, und die nur schwach besetzten Schanzen hätten Zürich das Loos einer mit Sturm gewonnenen Stadt bereiten können. Gleich nach Mitternacht war ich auf den Füßen, und ehe noch die Dämmerung begann, hörte ich von der Schanze her ein leises Geklingel, das mir sehr wohl in die Ohren tönte. „Was ist nun das wieder?" fragte mich ängstlich meine Mutter. Ich antwortete: „Man vernagelt die Kanonen, und wir sind wahrscheinlich für dießmal vor Kriegsgefahren geborgen!" Die Franzosen zogen, wie man erwartet hatte, am gleichen Tage ab, und in der besten Ordnung rückte die Oesterreichische Kriegsmacht ein. Ausgezeichnet war die Schonung und die Vorsorge, die der Erzherzog Karl aller Orten beobachtete und beobachten ließ; allein dieß konnte nicht hindern, daß nicht hin und wieder einzelne Gewaltthätigkeiten vorfielen, über welche man eben so wenig sich befremden oder declamieren durfte, als wenn ein Gewitter oder ein Wolkenbruch Schädigungen veranlaßen. In großem Contrast mit dem edlen Benehmen des Erzherzogs stand das selbstsüchtige Gebahren der Englischen Agenten, die gebieten wollten und auf das Oesterreichische Kriegsglück eifersüchtig waren. Ein sehr achtbarer höherer Offizier erzählte mir, General Hotze habe einst im Nebenzimmer des Generalquartiers, so daß die Engländer es leicht hören und verstehen konnten, im Unmuthe laut ausgesprochen: „Wir und die Franzosen sollten uns vereinigen und die Engländer aus dem Lande jagen!" — Hin und wieder geschah es auch, daß Leute, die gegen

das Neue erbittert waren, die phlegmatischen Oesterreicher aufreizten. So wurden z. B., als eine Abtheilung derselben sich dem Dorfe Töß näherte, die Offiziere aufgefordert, einen dortigen Einwohner, Namens Bretscher, Mitglied der Verwaltungskammer, sogleich als einen gefährlichen Mann aufheben zu lassen. Einige Reiter erhielten den Auftrag; allein die Verschiedenheit der Mundarten verursachte ein sonderbares Quiproquo. Bretscher hatte bereits das Weite gesucht. Die Reiter frugen nach dem Prediger, ritten vor das Pfarrhaus, machten den alten Pfarrer heruntersteigen, setzten ihn auf ein Pferd und trabten mit dem unerfahrenen Cavalleristen in ein rückwärtsliegendes Standquartier, wo erst nach mehreren Stunden sich das Räthsel löste.

Auf den höchsten Grad stieg in Zürich der Enthusiasmus und man hoffte, nicht nur von den Französischen Bedrückungen, sondern auch von dem verhaßten Patrioten-Regimente erlöst zu sein. Während der Französischen Besitznahme hatte Zürich wie erstorben ausgesehen. Man quartierte die Franzosen ein und speiste sie ordentlich, aber von gesellschaftlichem Umgange fanden sich nur leichte Spuren. Den Oesterreichern dagegen, als Befreiern, kam die junge und schöne Welt frohlockend entgegen. Bälle, Concerte und Lustbarkeiten fanden häufig statt. — Ich konnte diese Gefühle nicht theilen. Die Französische Occupation hatte ich als eine Art von Landplage angesehen, und nur in der Hoffnung einer bessern Gestaltung der vaterländischen Verhältnisse gelebt. An eine Herstellung

besserer Ordnung durch deutsche Heere mochte ich nicht denken, theils weil ich kein Heil vom Auslande erwartete, theils weil ich zu deutlich einsah, daß das nunmehrige Verfahren eine heftige Gegenwirkung herbeiführen müsse. Wenige Tage nach dem Einmarsche der Oesterreicher spazierte ich mit einem Freunde im Schützenplatz, als die Oesterreichische Feldmusik vor zahlreichen Anwesenden froh ertönte und viele Frauenzimmer mit den Offizieren spazierten oder im Pavillon mit ihnen tanzten. „Wie wird dieß enden und wie lange wird es dauern?" fragte ich. „Noch vor dem Herbste werden wir die Franzosen wieder bei uns sehen," war die Antwort des ruhig überlegenden Mannes.

Schon in den ersten Tagen nach dem Einmarsche der Oesterreicher gab das Kriegsgeschick einen Wink, den aber nur Wenige begriffen. Bereits hatten die Franzosen sich angeschickt, hinter die Reuß zurückzugehen, als die Oesterreicher eine Recognoscierung über den Albisriederberg gegen Uitikon machten. Die Weise, in der dieselbe ausgeführt wurde, fiel den Befehlshabern der wenigen, noch in der Nähe stehenden Französischen Bataillone so in die Augen, daß sie unerwartet den Vorrückenden entgegentraten und sie zersprengt wieder über den Berg herunterwarfen. Jetzt hatten die Franzosen ihre Kraft aufs Neue kennen gelernt; mehrere Bataillone kehrten von der Reuß zurück, und eine Stellung über Albisrieden am Berge war auf dieser Seite die Grenzlinie, die den Österreichischen Waffen entgegengesetzt blieb. Merkwürdig war die Sicher-

heit, in welcher viele Tausende in Zürich lebten, — indeß ein besonnener Oesterreichischer Offizier zu seinem Quartierträger, einem meiner Freunde, sagte, er würde keine Nacht ruhig schlafen, wenn er ein Bewohner Zürichs wäre. So weit dachten freilich nicht alle seine Waffenbrüder. Als ich einst an einem schönen Sommerabend auf dem Horn bei Zürich spazierte, kam ein Oesterreichischer Stabsoffizier nahe an mich hingeritten. „Hörens", sprach er, „wo stehen wir gegenwärtig dort oben?" Ich wies ihm die Linie, so weit man sie sehen konnte. Er sprach ganz traulich, und ich sagte endlich zu ihm, man habe geglaubt, ihre Operationen würden nach dem ersten Vorgange rascher sein. „Unsere Plane sind noch nicht gereift; werden schon reifen!" war die Antwort. — Mehrere Male waren lebhafte Gefechte im Sihlfeld. Während eines solchen, wo man die Kanonenkugeln in Unterstraß vernehmlich pfeifen hörte, machten einige Frauenzimmer, die ich begleitete, einen Ausflug nach Rümlang, ohne sich abhalten lassen zu wollen. — Höchst erbittert waren die Franzosen, welche die Beleuchtungen der Stadt nach glücklichen Ereignissen für Oesterreichs Waffen leicht sehen und ebenso bisweilen des Abends das Spiel der Feldmusik zum Tanze beim Pavillon im Schützenplatz hören konnten. Es wurde nachher versichert, einige heftige Kriegsgefährten hätten den Französischen Commandanten einst bewegen wollen, während einer solchen Lustbarkeit einige Kanonenkugeln nach dieser Stätte ihres Aergers hinschicken zu dürfen; allein er hatte so viel militärisches

Ehrgefühl, die Bitte zu versagen. — Ein merkwürdiges Beispiel von der Wirkung des Geschützes erfuhr ich an mir selbst. Nach einer für die Franzosen günstigen Waffenthat ließen sie auf der Höhe des Uetliberges, wo der Vorsprung gegen die Stadt gekehrt ist, mehrere Male ein Feldstück abbrennen. Die Luft war helle und windstill. Ich trat in unserer Wohnung auf der Schanze an's Fenster und fühlte ganz deutlich bei den folgenden Schüssen, die ohne Zweifel gegen das hochstehende Haus gerichtet waren, einen leichten Luftstoß im Gesicht und in den Haaren.

In's Weite verirrte sich mittlerweile im Kanton Zürich der Parteigeist in seiner Verblendung, indem er auf jeder Seite fest glaubte, was er hoffte und wünschte. Als die Oesterreicher schon seit ein paar Wochen in Zürich durch die Russen abgelöst waren, hörte ich in einer Landgemeinde von vielen Leuten sagen, der größte Theil der Russen bestehe nur aus verkleideten Condeern (Französischen Emigranten), und am nämlichen Abend erzählten sich einige Personen in Zürich, das daselbst stehende Russische Armeekorps werde bedeutend verstärkt werden, denn die Vorposten Suwarows stehen schon nahe am Aeugsterthal. (Man hatte von Val d'Aosta sprechen gehört und dasselbe mit dem Aeugsterthale im Kanton Zürich verwechselt.) Das Mißgeschick der Oesterreicher in den Kantonen Schwyz und Glarus am 15. August und auch späterhin machte auf die große Mehrzahl der Aristokraten, welche auf das kriegerische Aussehen der Russen vertrauten, keinen Eindruck; indeß die auf die Erfolge der Französischen Waffen gegründeten

Hoffnungen der Patrioten sich immer höher spannten Als am 25. September früh die Franzosen bei Dietikon über die Limmat gedrungen waren, und die Russen bereits gegen Höngg hinaufgedrängt hatten, achtete der größte Theil der Einwohner Zürichs auf das Gefecht am Fuße des Albis, woselbst die Franzosen einen Scheinangriff gemacht, sich aber bald zurückgezogen und dadurch einen nicht unbedeutenden Theil der Russischen Streitkräfte zu ihrer Verfolgung verleitet hatten. Als am Abend die Franzosen bereits in Unter- und Oberstraß standen, veranlaßte mich die Neugierde, von dem Walle, der die Brücke bei der Kronenporte flankierte, dem weit verbreiteten Gefechte zuzusehen. Ich traf zufällig mit dem Schultheißen Reinhard, einem gewesenen Holländischen Offizier, und mit einem Manne zusammen, der im siebenjährigen Kriege in der Französischen Reiterei gedient hatte. Zunächst vor uns war tiefe Stille, als plötzlich schnell auf einander in den Umgebungen der so geheißenen Tanne sieben bis acht Schüsse fielen, und die Kugeln neben uns und über unsern Köpfen wegpfiffen. Eine davon schlug noch etwa 300 Fuß weiter zurück durch ein offen stehendes Fenster in eine Zimmerthüre unserer Wohnung, und drückte sich mit der vollen Hälfte in dieselbe ein. Wir waren belehrt und räumten unsern Standpunkt. Eine Messung und Untersuchung zeigte, daß es Schüsse aus einfachen Soldatenflinten waren, welche auf die Entfernung von 800 Fuß so gewirkt hatten Man schlug sich am folgenden Tage an vielen Orten in der Stadt wie in den Vorstädten, so auch unter unsern Fenstern.

Die Russen vertheidigten sich mit großer Beharrlichkeit, waren aber auf die elendeste Weise angeführt. Der Befehlshaber, General Korsakow, der vier Wochen lang in dem Hause zur Krone gewohnt hatte, fragte, kaum eine Stunde ehe die Franzosen sich der Stadt näherten, auf dem Platze vor seiner Wohnung einige Bürger, welches der Weg nach Winterthur sei, und mehrere Einwohner von Wipkingen versicherten mich, Russische Offiziere, die man auf den Wipkingerberg habe führen wollen, hätten geantwortet, es gebe dort nichts für sie zu thun. Ein schönes Reiterregiment war während des hitzigsten Gefechtes im Sihlfeld, wo es die besten Dienste hätte leisten können, mehrere Stunden lang unterhalb Stadelhofen auf der damals von Wasser umflossenen langen Schanze, Front gegen den See, aufgestellt Mehrere hundert Russen, die in den Weinreben und Alleen der Escher'schen, jetzt Stocker'schen Besitzung im Berg aufmarschiert waren, sah ich, als sie von unten her gedrängt wurden, über die Mauer in die Straße hinunterspringen und da rathlos umherirren, bis sie von den über den Hirschengraben anrückenden Franzosen gefangen genommen wurden Massena, der während seines ersten Aufenthaltes in Zürich zwar keine Beleidigung, aber auch keine Freundlichkeiten erfahren hatte, ritt in der Stadt umher, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten. Ich selbst sah ihn in die enge Schoffelgasse hinunterreiten und zwei Soldaten, die in ein Haus eindringen wollten, mit gezogenem Säbel wegtreiben.

Municipalität.

Schnell veränderte sich nun wieder die politische Gestaltung der von den Allirten besetzt gewesenen Kantone. Mehrere Männer, die sehr lebhaften Antheil an dem Waffenglück der vereinigten Mächte genommen hatten, entfernten sich. Die aufgestellte Interimsregierung, beinahe ganz aus Zürchern bestehend, die auch für Aufstellung von Truppen im Solde Englands thätig gewesen war*), wurde

*) Am 23 Juni hatte der General Hotze und der Großbrittannische Geschäftsträger die Interimsregierung aufgefordert, mitzuwirken, um Helvetien von dem gemeinschaftlichen Feinde zu befreien Das Beispiel des Kantons Glarus, der ein Piquet von 400 Freiwilligen aufgestellt habe, wurde angeführt und angezeigt, welche Löhnung Großbrittannien gewähren werde Die Interimsregierung beschloß, die möglichste Beförderung in diese Maßregel zu legen und aus der unverheiratheten Mannschaft von 20 bis 45 Jahren zwei Piquets-Bataillone auszuziehen. In der Bekanntmachung vom 3. Juli wurde u. a. gesagt „Es wird insonderheit dem waffenfähigen Mann und Jüngling eine Veranstaltung willkommen seyn, durch welche wir wieder in den Stand gesetzt werden, zur Befreiung des gesammten Schweizerlandes und zu Wiedererlangung unserer ehemaligen Unabhängigkeit die Waffen ergreifen zu können." Man war so thätig, daß am 8. Juli der Erzherzog Carl und am 9 Juli der General Hotze schriftlich ihr Befremden äußerten, daß bei der Bildung des ersten Piquets-Bataillons Zwangsmittel gebraucht worden seyn sollen. Die Interimsregierung rechtfertigte sich schriftlich und durch Abgeordnete bei beiden Stellen. In einer neuen Kundmachung vom 12. Juli wurde erklärt, daß von Zwang keine Rede sey, nichtsdestoweniger äußerte man die Erwartung, „daß jeder redliche Vaterlandsfreund diesem Rufe willig und mit Vergnügen folgen werde". Dem Bataillon wurde auch eine Anzahl noch vorhandener, brauchbarer Schießgewehre und Lederzeug gegen Empfangschein zugestellt.

mit schwerer Verantwortlichkeit bedroht; doch hatten die Anstrengungen einer sehr gemäßigten Partei der Helvetischen Behörden, namentlich eines Escher von der Linth, eines Usteri u. a. m., zum Theil auch die nachherigen Reibungen und Veränderungen in diesen Behörden selbst die Folge, daß sie straflos ausgieng. Die nämliche Berücksichtigung ward auch ihren Unterbeamten zu Theil. Nicht nur wurde aber dieser Nachsicht in gewissen Kreisen keine Rechnung getragen, sondern Manche beschwerten sich, daß nur von Verantwortlichkeit der Interimsregierung habe gesprochen werden können. Bald wurden die Helvetischen Beamten wieder eingesetzt; allein ein Beschluß des Helvetischen Directoriums vom 17. October entfernte eine Anzahl Beamte, die während der Interimsregierung waren beibehalten worden, von ihrer Stellung, während Andere, die im gleichen Falle waren, von dieser Maßregel nicht betroffen wurden; doch wußte man bald, daß der Director Laharpe durch einige Ränkemacher irre geführt worden sei, welche nur solche Männer in den Gerichten sehen wollten, die ihnen unbedingt gehorchten. Ich war mit zwei andern Districtsrichtern, Siber aus Enge und Hausheer von Wiedikon, zwei ältern Männern, unter den Entlassenen. Dieser Gewaltsstreich war die erste schwere Wunde, welche die eigene Hand der Helvetischen Regierung dem neuen Systeme schlug. Leute aller Parteien ärgerten sich und erkannten die Beweggründe. Als im folgenden Monat die Zürcherische Municipalität und Gemeindskammer gewählt wurden, erhielt ich den Ruf in die erstere und stand

nicht an, die Wahl anzunehmen, weil sie ohne mein Zuthun auf mich gefallen war und ich von verschiedenen Seiten dazu ermuntert wurde. Es ward mir die Stelle eines Gemeindeprocurators (procureur de la commune) übertragen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen war ein paar Monate lang der Zürcherische Kornmarkt, dem ich als Municipalitätsglied beizuwohnen im Falle war Die Stellung der Franzosen am linken und die der Alliirten am rechten Rheinufer kehrten den Gang des Kornhandels gänzlich um. Die Verkäufer waren neben den Kantonsbürgern Aargauer, Luzerner, Westschweizer und sogar Elsasser; zu den gewöhnlichern Käufern kamen St. Galler, Thurgauer und Bewohner der äußern Gegenden des Kantons hinzu. Ungeachtet die Märkte das Doppelte der gewöhnlichen Zufuhr erreichten und sich bis über die Mitte des Münsterhofes ausdehnten, statt wie vorher auf den alten Kornhausplatz beschränkt zu sein, auch die Anzahl der Mütte, die sonst selten fünftausend betrug, auf acht- und sogar auf zehntausend stieg, giengen die Kornpreise wegen der doppelten Zahl der Käufer auf das Doppelte der gewöhnlichen

Die kurze Laufbahn in der Municipalität setzte mich einer Lebensgefahr aus Am 5 December, als man in dem obern Zimmer des Rüdens, des damaligen Sitzungsortes der Municipalität versammelt war, sahen wir aus dem Dache des oberhalb der obern Brücke im Wasser stehenden Thurmes Wellenberg, dem bisherigen Haupt-

criminalgefängnisse, dichten Rauch aufsteigen, und gleich nachher ertönte das gewaltige Hülfsgeschrei der daselbst im Arreste sitzenden Französischen Soldaten. Bald waren diese gerettet; aber für das Löschen gab, in großem Contraste der frühern Thätigkeit der Zürcher bei Feuersbrünsten, Niemand sich Mühe. Dicht war die obere Brücke mit Menschen besetzt, aber vergeblich wandte sich der Regierungsstatthalter Pfenninger von Stäfa an die Menge. Man schwieg, lachte oder scherzte, und der Kuhhirt (damals eine Sinecure, aus der Zeit herstammend, wo die Bürger noch Vieh hielten) Kölliker antwortete, es möchte wohl das Beste sein, wenn man den Thurm brennen lasse und jeder Bürger zum Andenken einen Stein nach Hause trage. Bald sah man, daß das Innere des Thurmes nicht zu retten sei, aber jeder Ueberlegende mußte sich ärgern, auch das beinahe noch neue, auf der Nordwestseite stehende Gebäude zugleich zu Grunde gehen zu sehen. Eine Spritze wurde in Bewegung gesetzt, und der Wein, zu dessen Lieferung man die Verwaltungskammer bereden konnte, brachte endlich eine kleine Schaar Taglöhner in Thätigkeit. Drei Municipalitätsglieder, Werdmüller, Escher und ich, von einem Mitglied der Verwaltungskammer begleitet, schifften hinüber. Aus dem Nebengebäude konnte man durch die in der dicken Mauer angebrachte Thüröffnung sicher in das Innere des brennenden Thurmes schauen, wo das Feuer einen seltsam brüllenden Ton hervorbrachte. In kurzer Zeit war die Flamme gestillt und

das Nebengebäude gerettet. Wir stiegen die Stufen hinunter, und als das Schiff, das uns abholen sollte, kaum zwei Klafter entfernt war, stürzte eine noch glimmende, starke eichene Mauerfeder dicht vor uns ins Wasser. Sie würde uns und das Schiff zerschmettert haben, wenn der Fall eine Minute später erfolgt wäre. Noch eine andere, doch gefahrlose Anschauung verschaffte mir meine Stellung in dieser Beamtung. In den letzten Tagen des Jahres traf der General Moreau in Zürich ein, und nebst dem nachherigen Landammann Reinhard und einem Herrn Bodmer wurde ich zu seiner Bewillkommung abgeordnet. Auch gegen uns zeigte der merkwürdige Feldherr sich in der schönen Einfachheit, die man allgemein an ihm rühmte. Er erkundigte sich nach unsern Ansichten und Wahrnehmungen in Absicht auf die Zeitverhältnisse und die öffentliche Stimmung, sprach tröstende Worte, und sagte unverhohlen, der Krieg und der Mangel an Hülfsmitteln, der die Französische Armee drücke, konne nicht ohne Belästigung für das Land sein. Die Unterredung hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert, und beinahe possierlich war es, daß Reinhard einen rothen, Bodmer einen dunkelblauen und ich einen nicht geradezu weißen, aber doch weißlich-grauen Oberrock, damals Schanzloper geheißen, trug, welches Kleidungsstück man in jener von allen Ceremonien befreiten Zeit nicht bei den Besuchen ablegte. — Man erzählte sich auch, der General habe, als er in sein Zimmer, keineswegs eines der gutgelegenen des schönen Hauses,

in welchem er einquartiert war, eingetreten, dasselbe noch kalt gefunden, und sei, ohne ein Wort des Unwillens laut werden zu lassen, in die nahe Wohnung eines seiner Offiziere gegangen, bis die seinige ein wenig erwärmt sein würde. Sehr kurz war indeß der Aufenthalt dieses merkwürdigen Mannes in Zürich, der geschaffen schien, das schwere Problem der Vereinigung eines großen Feldherrn und eines Republikaners zu erfüllen, und der vielleicht es gethan hätte, wenn er nicht von einem noch talentvollern, aber herzlosen Manne verfolgt, verstimmt und dem eigenen Vaterlande entfremdet worden wäre. — Noch mag hier eines halb militärischen Ereignisses Erwähnung geschehen. An einem Morgen früh vernahm man, ein zur Erleichterung der Bürger in die Kaserne verlegtes, zwar nicht vollständiges Französisches Bataillon rumore, es verlasse die Kaserne und verlange, wieder einquartiert zu werden Die Soldaten kamen bis auf die untere Brücke. Zuschauer eilten herbei. Bald war auch der General Lecourbe, mit einem einfachen blauen Ueberrock bekleidet, auf dem Platze. Er ging, von wenigen Offizieren begleitet, auf und ab, und suchte die Meuterer zu beruhigen. Die kriegsgewohnten Soldaten, an die er sich unmittelbar wandte, ließen nur einzelne Worte hören. Er reihte das Bataillon auf zwei lange Linien Es gehorchte. Nun stellte er sich auf den rechten Flügel, dicht neben den ersten Grenadier, zog den Säbel, hob ihn in die Höhe und sprach: »Je commanderai: Par le flanc droit,

Marche! et si tu ne marches pas, je te fendrai la tête!« Tiefe Stille unter der Menge. Der General trat einige Schritte vorwärts und sprach mit starker Stimme sein Kommando aus. Die Bewegung war entsprechend. Lecourbe schritt, den Säbel emporgehalten, dicht neben der ersten Rotte, der auch die andern nachfolgten, einher und führte diese Leute auf dem ganzen Wege bis zur Kaserne, an deren Thüre er stehen blieb, bis der letzte Mann hineingegangen war. So kann ein entschlossener Mann, der keine Gefahr fürchtet und den seine Untergebenen hochachten müssen, in critischen Momenten entscheidend wirken. Ein anderes Mal soll er, auch in Zürich, zu einer unzufriedenen Schaar, die ausrief: »On nous mène à la boucherie!« lächelnd gesagt haben: »Le grenadier français ne vit qu'un an!« und die Grenadiere lachten jetzt mit ihm. Bei der Nachricht vom 18. Brumaire und Napoleons Erhebung hielt der nämliche Mann seine Mißbilligung über den »ambitieux« nicht zurück.

Aus dem Leben

des

Generallieutenants

Hans Conrad Escher.

Von

Wilhelm Meyer.



Wer noch zu Anfang der Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts aus der Stadt Zürich durch Stadelhofen vor das Thor spazieren gieng, konnte in dem schönen Garten des Landgutes auf dem Kreuzbühl einen kleinen alten Herrn auf und nieder wandeln sehen in einfachem grünen Ueberrock. Meist unterhielt sich derselbe mit Bücherlesen, empfieng wohl auch Besuche von auserlesener Gesellschaft, doch immer in einem kleinen Zirkel, wobei die Unterhaltung in der Regel Französisch geführt wurde. Der alte Herr war unverheirathet. Ein Kammerdiener, ein Hausknecht und ein Kutscher bildeten seine Dienerschaft. Der ganze Haushalt trug den Charakter einer vornehmen Einfachheit. Fragte man nach dem Namen dieses Herrn, so hieß es: Das ist der Junker General Escher.

Am 12. October 1786 erfolgte dieses Mannes Hinschied, und nach einigen Wochen feierten sein Andenken die „Monatlichen Nachrichten" in einem von einem jüngern Freunde entworfenen und von Professor Leonhard Meister ausgearbeiteten Nekrolog, welcher mit wenigen Ergänzungen auch in den Helvetischen Kalender vom Jahre 1787 aufgenommen wurde. Für uns kann nur derjenige Theil desselben zu benutzen sein, welcher sich

auf des Generals frühere Geschichte bis zum Jahre 1741 bezieht, und schon von diesem müssen wir Verschiedenes als unrichtig beiseite legen. Für die spätere Epoche hingegen giebt uns ein reiches Material aus des Generals Nachlaß die nöthige Unterstützung.

Hans Conrad Escher von der adeligen Linie derer vom Luchs ist geboren den 30. Mai 1705. Sein Vater war Jacob Escher, Landvogt zu Wädenschwyl; die Mutter Magdalena Reinhard, Großtante des spätern Bürgermeisters Hans Reinhard. Jacob Escher hatte in seiner Jugend in Französischen Diensten gestanden, dann als Major in der Zürcher Miliz 1712 auf der Bällenschanz sich durch seine Tapferkeit das obrigkeitliche Wohlwollen erworben. Später, als er die Landvogtei erhielt, galt er für einen verständigen Landwirth und erhielt die ausnahmsweise Vergünstigung, die Landvogtei sieben Jahre statt der gesetzlichen sechs behalten zu dürfen unter der Verpflichtung, die Schloßreben in bessern Stand zu legen. Als Regent wird er sehr gerühmt, ja alte Männer versicherten in später Zeit den Freunden der Familie, sie haben (wie die Kinder der Gertrud für Arner) als Kinder gebetet: B'hüt mir Gott mein lieben Vater, mein liebe Mutter und mein lieben Landvogt." Auch wird im damaligen Geschmack von ihm erzählt, er habe beinahe alle seine Audienzen offentlich ertheilt unter einer großen Linde, und so eher der Vater als der Herr seiner ihn anbetenden Unterthanen geschienen. Wenn wir diese Erzählung nicht als eine bloße Galanterie der guten

Landleute aufnehmen, so war jedenfalls hier das Verhältniß zwischen dem Herrn und seinen Unterthanen ein freundlicheres als das zwischen Vater und Sohn.

Daß Escher anfänglich zum geistlichen Stand bestimmt gewesen sei und keine Lust dazu empfunden habe, kann richtig sein; aber diese Bestimmung war wohl schon aufgegeben, als er nach Halle auf die Universität gieng, wo er Mathematik, Geschichte und Staatswissenschaft studierte. Nach einer andern Angabe war ihm dagegen schon früh der Militärstand zugedacht, und in diesem Fall müssen die Zerwürfnisse mit dem Vater aus etwas Anderm als der Berufswahl entsprungen sein, vielleicht aus religiöser Meinungsverschiedenheit, wenn der alte Mann zu den Rechtgläubigen gehörte, indeß der Sohn reiner Deist war. Scherzhaft schreibt diesem 1742 sein Waffengefährte Graf St. Germain, nachdem er ihm für erwiesene Dienste gedankt hat: «Je voudrais en reconnaissance vous décalviniser afin que vous n'alliez pas au Diable. Il vous convient bien, Calvin, de badiner sur votre père et votre religion.»

Im Jahre 1727 trat Escher als Cadet in Landgräflich Hessenkasselsche Dienste und wurde nach zwei Jahren zum Fähndrich befördert, empfohlen durch einen Offizier, dem seine Geschicklichkeit in der Mathematik aufgefallen war. Bald darauf fand er Gelegenheit, dem berühmten General Seckendorf sich vorzustellen, und dieser blieb nun so lange er lebte sein Beschützer, so daß Eschers ganze militärische Laufbahn sich um diesen Namen bewegt.

5

Es ist dieß derjenige Seckendorf, welcher als kaiserlicher Gesandter in Berlin am Hofe Friedrich Wilhelm I. eine bemerkliche Rolle spielte, indem er dieses Königs unentbehrlichster Gesellschafter war. Nicht von angenehmem Aeußern, besaß er dagegen eine ausgezeichnete Gabe, zu erzählen, und da er selbst bereits eine glänzende militärische und politische Laufbahn zurückgelegt hatte, so konnte er um den Stoff nie verlegen sein Gleich dem König war Seckendorf ein fester Protestant; hatte er doch dem Kaiser Karl VI. auf dessen Andeutung: „Es wäre doch schön, wenn wir beide von einer Religion wären", die entschlossene Antwort gegeben: „Wie könnte ich Eurer Majestät treu sein, wenn ich gegen Gott untreu wäre?" Selbst geistliche Lieder hat er gedichtet. Gleich Friedrich Wilhelm I. war auch Seckendorf lebhaft, einfach, natürlich, keusch, reinlich, ordnungsliebend. Dem Trunk war er nicht ergeben, konnte aber, wo es die Noth erforderte, den Wein gut ertragen, und nach der Rückkehr vom Gelage jedes gewichtige Wort, das dem König in der Weinlaune entfallen war, mit der größten Genauigkeit aufzeichnen. Das gehörte damals zu einem gewandten Diplomaten, denn die Zungen zu lösen genügten ein Paar Gläser nicht. Der Englische Gesandte, General Stanhope, trank bei seinem Abschiede 1719 an der königlichen Tafel allein acht Flaschen Ungarischen, ohne was von anderm Wein mitgieng, und nahm noch mit größter Gelassenheit die Abschiedsaudienz bei der Königinn. Solchen Collegen ebenbürtig zu bleiben, war keine Kleinigkeit.

Seckendorfs häßlichste Eigenschaften hingegen waren der Geiz und, wenn man Friedrich dem Großen, der ihn persönlich haßte, glauben darf, eine Lügenhaftigkeit, welche so weit gieng, daß er gar nicht mehr mit der Wahrheit umzugehen wußte

Bewundernswürdig aber ist dieses Mannes Thätigkeit noch bei hochangestiegenem Alter Als Feldherr arbeitete er zuweilen, nachdem er den ganzen Tag nie vom Pferde gestiegen, den größern Theil der Nacht hindurch am Schreibtisch. Ueberhaupt war er von einer eisernen Ausdauer, und so verlangte er wohl Aehnliches von denjenigen, welchen er, wie unserm Escher, seine besondere Unterstützung zuwandte.

In Diensten Kaiser Karls VI. war Seckendorf damals Feldzeugmeister und Inhaber eines Infanterieregiments (des heutigen Regiments Großfürst Constantin Nr. 18). In dieses trat 1731 Escher als Lieutenant ein und wohnte als solcher, entfernt von seinem Gönner, welcher am Rhein ein Commando bekleidete, 1734 dem Feldzuge gegen die Franzosen und Spanier in Italien bei, wo das Regiment Seckendorf in dem Treffen von Colorn (4. Juni) und der Schlacht von Parma (29. Juni) zum Schlagen kam. In letzterer Schlacht soll Escher mit seinem Pferde über einen steilen Felsen hinuntergestürzt und darauf in Gefangenschaft gerathen sein. Auf dem Grundplan jenes Schlachtfeldes forscht man nun vergeblich nach einem Felsen; man mag sich also an dessen Stelle eine Gartenterrasse oder sonst eine steinerne Einfriedigung denken,

von denen dort die Ebene vielfach durchzogen ist. Dreizehn Monate soll Escher im feindlichen (Spanischen) Lazareth gelegen haben; endlich, nachdem er jede Zumuthung, zur katholischen Religion überzutreten und dafür eine Offiziersstelle in der Spanischen Armee anzunehmen, von der Hand gewiesen hatte, wurde er entlassen, d. h. auf die Straße hinausgestellt, um seinen Heimweg zu suchen. Wer Italien kennt, weiß, was das sagen will. Er gerieth in solche Noth, daß er eines Tages von einem mitleidigen Bauer auf seinen Karren geladen ward und dieser Mann für ihn betteln mußte. Diesen Tag hat er noch in seinem hohen Alter alljährlich durch große Spenden an Arme gefeiert.

Er kam im kläglichsten Zustande über das Gebirge nach der Heimat. Da haben ihm, so heißt es, die Seinigen (der Vater war kurz zuvor gestorben) die Thüre verschlossen. Endlich wandte er sich an die Familie Landenberg auf dem Kreuzbühl, und diese übernahm gegen ihn die Rolle des barmherzigen Samariters.

So wird erzählt, und die Sache klingt ganz interessant; aber Eschers Bäschen und Freundinn, die nachmalige Frau von Landenberg, zählte damals erst eilf Jahre und war noch nicht auf dem Kreuzbühl. Wahrscheinlich fällt dieses Ereigniß in eine etwas spätere Zeit, nimmt sich dann aber weniger romanhaft aus.

Nachdem sich Escher im Vaterlande erholt hatte, kehrte er zum Regimente zurück, welches dann in den Jahren 1737 bis 1739 an dem Kriege gegen die Türken Theil nahm

und in den verschiedenen Treffen und Schlachten jenes für Oesterreich höchst unglücklichen Krieges sich ehrenvoll betheiligte. Den Oberbefehl über das Oesterreichische Kriegsheer führte im ersten Jahre Eschers Gönner, der Feldmarschall Graf Seckendorf, zum Entsetzen der eifrigen Katholiken, denn niemals war zuvor einem Protestanten der Befehl über des Kaisers Armee anvertraut worden. Schon in diesem Feldzuge soll Escher sich des Feldmarschalls unumschränktes Zutrauen erworben und Adjutantendienste bei ihm versehen haben. Von dieser Zeit soll sich auch seine Bekanntschaft mit dem Berner Lentulus herleiten, der damals noch als Cavallerieofficier in der Oesterreichischen Armee diente, später im Dienste des großen Friedrich als Militär und Hofmann eine bedeutende Rolle spielte und zuletzt die Würde eines Gouverneurs von Neuenburg bekleidete. „So sehr nun", sagt der Nekrolog, „Eschers Geist sich an Erfahrungen „und Kenntnissen bereicherte, so wenig beförderte er seine „Glücksumstände" — An der Richtigkeit dieser Angabe ist nicht zu zweifeln; denn wenigstens auf diejenigen Schweizer, welche in Oesterreich dienen, findet das Sprüchwort: „Kein Geld, kein Schweizer", seine Anwendung nicht Wirklich liegt uns eine Abrechnung des Regimentsquartiermeisters vor, wornach der arme Lieutenant mit ultimo Octobris 1738 nicht weniger als 306 fl. 32¾ kr. an das kaiserliche Aerarium zu fordern hatte, beinahe die Kriegsgebühr eines ganzen Jahres.

Nicht lange dauerte indessen dieses dienstliche Ver-

hältniß. Der Feldzug von 1737 war kaum zu Ende, als der Feldmarschall vom Commando abberufen und in Wien zur Verantwortung gezogen wurde. Ein aufgehetzter Pöbel, welcher Seckendorfs Unfälle dem Zorn des Höchsten beimaß, stürmte die Wohnung des ketzerischen Feldmarschalls; dieser bewaffnete seine Bedienten und ließ auf die Canaille Feuer geben, bis anderweitige Hülfe erschien. Dieß Verfahren wurde auch bei Hofe ganz in Ordnung gefunden, der hohe Arrestant aber zu seiner eigenen Sicherheit nach Gratz auf die Festung gebracht, indeß ein kolossaler Prozeß gegen denselben eingeleitet wurde. Dem Feldmarschallieutenant Doxat, einem Waadtländer, welcher die Festung Nissa ohne Schwertstreich an die Türken übergeben hatte, war bereits der Kopf vor die Füße gelegt worden.

Nach der Abberufung des Feldmarschalls scheint Escher wieder beim Regiment eingerückt zu sein. Der Nekrolog sagt, er habe der Schlacht von Cornia 1738 und derjenigen von Krotzka 1739 beigewohnt. An beiden hat in der That das Regiment Seckendorf Theil genommen. Seine Inhabersrechte übte der arrestierte Feldmarschall fortwährend aus, und so conferierte er auch mittelst Patents vom 20. August 1739, von dem Regimentscommandanten Oberst Freiherr Wilhelm von Seckendorf, einem Verwandten des Feldmarschalls, in des Letztern Namen aus Peterwardein erlassen, dem Herrn Johann Conrad von Escher eine vacant gewordene Füseliercompagnie und ernannte ihn zum wirklichen Hauptmann,

dessen Rang vom 8. August 1739 angehen soll. Bei dieser Beförderung mußten bezahlt werden

dem Major fl. 30 und dem Wachtmeister-Lieutenant (Adjutant) fl. 4. 9 kr. Vorstellungsgeld;
dem Regimentssecretär fl. 8. 18 kr. Decretgeld.

Und noch hatte bei der Abrechnung von ultimo Octobris 1740 Hauptmann von Escher an das kaiserliche Aerarium fl. 376. 18¾ kr. und an die Regimentscasse fl. 194. 49½ kr. zu fordern.

Des Grafen von Seckendorf katholische Nachfolger im Oberbefehl waren nicht glücklicher bei ihrer Heerführung als ihr protestantischer Vorfahr, und die Zahl vornehmer Arrestanten vermehrte sich nach jedem Gefechte, bis endlich der schmähliche Belgrader Friedensschluß erfolgte, welcher Serbien und die kleine Wallachei nach zwanzigjährigem Besitze der Oesterreichischen Monarchie wieder entriß und unter das türkische Joch zurückführte. Da starb Karl VI. und seine Nachfolgerinn Maria Theresia schenkte mittelst Rescripts vom 6 November 1740 der ganzen hohen Gesellschaft von arrestierten Feldmarschällen und Feldzeugmeistern die Freiheit durch gänzliches Niederschlagen des Prozesses. Graf Seckendorf verließ Gratz am 12. November, küßte in Wien seiner gnädigen Monarchinn und ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz von Toscana, die Hand, und eilte über Dresden nach seinem Gute Meuselwitz in Sachsen Bald darauf nahm auch Escher einen Urlaub nach der Heimat. Wahrscheinlich war es dieses Mal, daß ihn seine Ge-

schwister mit Kälte empfiengen und er die Gastfreundschaft seines Vetters von Landenberg auf dem Kreuzbühl um so freudiger annahm

Es scheint, daß Escher noch in Wien seinen Gönner gesprochen hat; denn aus Zürich machte er ihm am 28. März 1741 verschiedene Mittheilungen über Schweizerische Verhältnisse. Ohne eine dießfällige Einladung des Grafen hätte Escher solches schwerlich unternommen. Aus der Antwort Seckendorfs scheint hervorzugehen, daß dieser damals noch nicht im Sinne hatte, den Oesterreichischen Dienst zu verlassen Bekanntlich stand König Friedrich II. bereits gegen die Königinn von Ungarn im Felde und die bourbonischen Höfe von Versailles und Madrid rüsteten sich ebenfalls wider dieselbe. Die Schweizerkantone hatten Friedrichs Anträge betreffend Errichtung von Regimentern in Preußischen Diensten abgelehnt und Seckendorf findet es wünschenswerth, daß die Koniginn von Ungarn von der Geneigtheit der protestantischen Kantone unter den obwaltenden Verhältnissen Nutzen ziehe Auch fügt er hinzu, er werde von Eschers dießfälligen Andeutungen Gebrauch machen, und schließt mit der Anzeige, er gedenke um den 20. April in Philippsburg zu sein und auch einige Tage später werde ihn Escher daselbst noch antreffen.

Neben der Feldmarschallswürde in Oesterreich bekleidete nämlich Graf Seckendorf auch diejenige eines Generals der Cavallerie in Diensten des heiligen Römischen Reichs und war zugleich Gouverneur der Reichsfestung Philippsburg. Diese, in einer weiten sandigen Fläche am Rhein gelegen,

befand sich damals im kläglichsten Zustande. Man konnte mit Wagen und Pferden über Wall und Graben in die Stadt gehen. Zur Herstellung verlangte nun der Gouverneur vom Reich zwei Römermonate, mit Zahlen fl. 116,560 — fand aber schlechtes Gehör. Bereits hatte der Churfürst von Bayern sich von Frankreich durch den Vertrag von Nymphenburg (18. April) die Deutsche Kaiserkrone und den Besitz von Böhmen, ja des Erzherzogthums Oesterreich zusichern lassen. So vernahm Graf Seckendorf auch, daß der Churfürst von Sachsen sich zu Maria Theresia's Gegnern schlagen werde, und beeilte sich dem Wiener Hofe zum Beweise seiner Anhänglichkeit von diesem entdeckten Geheimnisse Kenntniß zu geben.

Fruchtlos blieben inzwischen Seckendorfs Bemühungen um Erlangung seiner persönlichen Ansprachen, nämlich Herstellung seines Gehaltes als Feldmarschall, welchen ihm Großherzog Franz gestrichen hatte, und Berichtigung rückständiger Forderungen als General und Gesandter im Betrage von mehr als fl. 100,000. Da sich überdieß die Lage der Oesterreichischen Monarchie von Tag zu Tag verschlimmerte, endlich Churfürst Karl Theodor in Frankfurt zum Kaiser gewählt ward, so zogen den Grafen Seckendorf, wie er selbst sich ausdrückt, „die daraus entstandenen Unruhen wegen meiner vom Reich habenden Chargen in des Kaisers Dienst". — Das Geld stellte bei dem 68jährigen reichen Mann die Frage, auf wessen Seite das Recht sei, in den Hintergrund.

Der neue Kaiser Karl VII., dessen Kriegsheer bereits

im October 1741 in Verbindung mit den Franzosen bis gegen Wien vorgedrungen war, bestätigte dem Feldmarschall Seckendorf, welcher ihm im Jänner 1742 in Frankfurt seine Aufwartung machte, die nämlichen Ehrenstellen im Cabinet und in der Armee, welche er in Oesterreich bekleidet hatte, und dieser legte sodann im Februar mittelst Schreibens seine Feldmarschalls- und Geheimerathswürde nebst seinem Regiment zu den Füßen Maria Theresia's nieder.

Der Besitz eines Regimentes war damals die ergiebigste Stellung eines Generals oder höhern Offiziers. Diesen hatte sich auch Seckendorf vor allem vorbehalten. Da aber der neue Kaiser außer den Contingenten der Reichsstände keine andere Armee besaß als die seiner Erblande, so hatte das neue Regiment Seckendorf einen Bestandtheil der Bayerischen Armee zu bilden.

Escher, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach seit einem Jahre beständig an Seckendorfs Seite verweilt hatte, erhielt nun im April 1742 von ihm die Weisung, in Frankfurt, der damaligen Residenz des Kaisers, zu verbleiben. Der Feldmarschall selbst reisete zu Ordnung seiner Angelegenheiten nach Franken, und meldete, von einem Ausfluge nach Eichstätt zurückgekehrt, aus Nürnberg vom 22. April seinem Schützlinge dessen Aufnahme in des Kaisers resp. in Bayrische Dienste: „L'Empereur m'a fait savoir par un Handbrief sur votre chapitre: Schließlichen sei Euch allergnädigst unverhalten', daß auf Euer Verschaffen Euer Generaladjutant Baron Escher

(NB. Sie müssen das patentum vieler Ursachen willen also einrichten lassen) in meinen Dienst hiemit übernommen sei und mit der angesuchten Stelle und Charakter versehen werden soll." Je vous félicite donc du caractère de Lieutenant-Colonel. — Welch hohen Werth Seckendorf in Eschers Dienste setzte, zeigt sich aus der schlauen Weise, womit er hier verfährt. Dem Kaiser hat er seinen bisherigen Adjutanten in seiner Eingabe zum Generaladjutant gestempelt und für ihn den Oberstlieutenantsgrad verlangt. Der Kaiser wiederholt in seiner Antwort die Bezeichnung als Generaladjutant und der Feldmarschall säumt nicht, Eschern zu erinnern, daß er diese Bezeichnung auch in das Patent aufnehmen lasse. Generaladjutanten hatten eine bedeutendere Stellung als die in gleicher Rangstufe mit ihnen stehenden Stabsoffiziere der Regimenter. So erhielt nun Escher folgende

Ordinanz

Sr. Kayſ. und Königl. Maj. bei dero Infanterie-Regiment stehenden Obristlieut. Joh. Conrad Baron von Escher zu erbrechen.

Demnach Ihro K. K. Maj. Unser allergnädigster Herr ꝛc. ꝛc. den hersider bei Dero Feld Mareschall Grafen v Seckendorff als General-Adjutant gestandenen Johann Conrad Baron von Escher bei Dero Infanterie zum Oberst-Lieutenant mit dem dabei harkhomlich Tractement vom Ersten des lauffenden Monats allergnädigst ernennt und wegen Ausfolgung dessen das Behörige bereits ergehen lassen u. s. w.

Erst jetzt legte Escher seine Hauptmannsstelle in Oesterreich nieder, wobei er jedoch nach des Feldmarschalls Anleitung seiner neuen Stellung nicht erwähnte, sondern vorgab, da die Schweizer für fremde Dienste Regimenter errichteten, so habe er für eine solche Anstellung gesorgt. Wozu es einer solchen Lüge bedurfte, ist uns nicht klar, und jene harte Aeußerung Friedrichs des Großen über Seckendorf scheint hier nicht ganz aus dem Leeren zu sein.

Den neuen Kaiser begann indeß die erworbene Krone etwas zu drücken. Wenige Wochen, nachdem er sich auch den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich beigelegt und ihm in dem von den Franzosen besetzten Prag die Böhmischen Stände als ihrem König gehuldigt hatten, war sein eigenes Bayern von Ungarn und Kroaten überschwemmt, das Erzherzogthum wieder im Besitz der rechtmäßigen Herrinn und eine Armee von 10,000 Franzosen und Bayern durch die Capitulationspunkte von Linz dem Dienste wider die Königinn von Ungarn für ein Jahr entzogen. Eine bessere Wendung der Dinge konnte erst mit der Ankunft einer neuen Französischen Hülfsarmee erwartet werden. Den nämlichen Zeitpunkt scheint auch Seckendorf für die Uebernahme des Commando's über die Bayrische Armee abgewartet zu haben. In der Zwischenzeit wurde er von seinem Gebieter zu diplomatischen Missionen nach Dresden und Berlin verwendet und betrieb mit Thätigkeit die Bildung seines Regimentes. Zum Commandanten desselben bestellte er den nämlichen Freiherrn Wilhelm von Seckendorf, der des Feldmarschalls

Regiment in Oesterreich commandiert hatte. Um einen Stamm von gedienten Leuten zu haben, erbat er sich von jeder der in der Linzer Capitulation begriffenen Bayrischen Infanteriecompagnien einen Unteroffizier und zehn Mann, welche den bisherigen Inhabern mit fl. 12 für den nackenden Mann vergütet wurden, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die Leute aus den Compagnien nach dem Loos gezogen werden sollen, damit man nicht das Schlechteste erhalte. Der Kaiser hingegen vergütete für jeden ausgerüsteten Mann dem Feldmarschall fl. 40. Die Ernennung aller Offiziere behielt sich der Regimentsinhaber vor, mit der Verpflichtung, keine andern anzunehmen als solche, die schon gedient haben, von Condition seien und dem Dienst S. K. Maj. Ehre machen. Die Sammelplätze waren für ein Bataillon und eine Grenadiercompagnie Philippsburg, für ein Bataillon Rothenburg in der Oberpfalz, und für eine Grenadiercompagnie Eger, welche Stadt seit Anfang April 1742 im Besitz der Franzosen war. Die Werbung wurde eifrig betrieben, bei den Magistraten der Städte Frankfurt, Köln und bei verschiedenen kleinen Fürsten die Bewilligung von Mannschaft aus ihrem stehenden Militär nachgesucht, wofür dem Magistrat die Montur vergütet und „denen Kerl jedem noch fl. 4 gegeben“ wurde. Auch mit angesehenen Privaten wurden Lieferungsverträge abgeschlossen, unter andern ein solcher für 1000 Rekruten, welche man à fl. 9 per Kopf zu erhalten hoffte. Jungen ungedienten Herren, welche Offiziersstellen suchten, wurde ebenfalls die Beibringung von Rekruten zur Bedingung

gemacht, und einem Grafen Leiningen, der sich im Voraus 50 Mann gesammelt hatte, der Besitz einer Compagnie zugesichert. Es scheint aber, daß derselbe aus Holland ein besseres Angebot erhielt. Natürlich stellten sich auch Abenteurer mit Anerbieten ein, weßnahen der Feldmarschall Vorsicht empfahl, „denn mit liederlicher Waar ist mir nicht gedient“.

Wie der Krieg damals rein als eine Privatangelegenheit der Großen betrachtet wurde und das Volk namentlich der Bauer sich dabei lediglich in der Stellung befand, die Haare zu lassen, wenn die Herren sich rauften, so beruhete auch das sogenannte Völkerrecht auf Verträgen der Kriegführenden, deren Bestimmungen zum Theil den Privatnutzen der gegenseitigen Generale im Auge hatten. Ein merkwürdiges Belege hiefür liefert der am 22. April 1742 zwischen der Französischen und Oesterreichischen Armee abgeschlossene Vertrag von Provotin (in Böhmen). Da heißt es unter anderm: „Kein Kriegsgefangener soll anderwärtig als bei den kriegführenden Armeen Dienste „nehmen können“; eine Bestimmung, welche dem Feinde gestattete, sich zu verstärken, damit das Interesse der gegenseitigen Regimentsinhaber geschont werde. Sie wurde übrigens nur insoweit gehalten, als eine Abweichung nicht bessern Nutzen brachte. Leute, von denen anzunehmen war, daß sie bald wieder ihre frühere Fahne aufsuchen würden, gab man gerne, versteht sich nicht gratis, einem neutralen Herrn ab. Bei Seckendorfs Armee befand sich ein Anspachischer Volontair, welcher

für seines Fürsten Garde große Leute unter den Kriegsgefangenen aussuchen durfte. Mit Schmerz berichtet er, wie nach Erstürmung einer Stadt er unter den Todten des Feindes mehrere 11zöllige Kerls entdeckt (zu den 11" sind 5' zu addieren), die er lieber gefangen gesehen hätte, um sie anwerben, d. h. ankaufen zu können.

Bei diesem Organisierungsgeschäfte wurde nun Eschers Thätigkeit und Gewandtheit auf die äußerste Probe gestellt. Ein ausgedehnter Briefwechsel, wiederholtes Hin- und Herreisen, Besuche aller Art, daneben viel verdrießliche Verhandlungen, namentlich auch durch die Kargheit seines Gönners und durch die Unfugen der Werboffiziere hervorgerufen, hielten ihn beständig in Athem. Der Ankauf von Equipagen, Pferden und Militäreffecten aller Art, die Ablieferung der Rekruten nach den Standquartieren, die Inspektion derselben, die Abstellung oder Entschuldigung von Mißbräuchen oder Irrungen, das alles war ihm übertragen. Beiläufig bemerken wir, daß, wenn er nicht schon längere Zeit in der Nähe des Feldmarschalls gearbeitet hätte, es ihm kaum möglich gewesen wäre, seinen Befehlen immer nachzukommen; denn dessen deutsche Currentschrift zu entziffern, bedurfte es einer langen Bekanntschaft mit derselben.

Zu Ende Juli zeigte das Regiment ein marschfertiges Bataillon von 500 Mann, welches von Neumarkt in der Oberpfalz zu der Armee einrückte.

Welches Geistes diese Mannschaft gewesen sein mag, läßt sich aus den Mitteln schließen, mit welchen man

sie dem Soldatenstand und diesem Regimente zuführte. Einige waren einfach gekauft und aus dem friedlichen Wachtdienste eines geistlichen Herrn oder einer Krämerstadt in das Heer eines kriegerischen Fürsten übersetzt worden; andere nahm man als Vaganten auf der Landstraße weg, es waren Handwerksbursche, deren Pässe man nicht in Ordnung gefunden; wieder andere wurden durch treulose Kniffe in's Garn gelockt, wie z. B. in folgender wohl mehr als einmal angewandter Weise: Einem jungen Burschen, der in einem andern Dorfe eine Braut hatte, kommt angeblich von dieser Braut, die zwar nicht schreiben kann (Bauermädchen, die schreiben konnten, waren damals eine Seltenheit), aber nach Landessitte durch den Schulmeister oder sonst einen Vertrauten schreiben läßt, ein Brief zu, durch welchen er in einer Abendstunde auf ein genanntes Plätzchen bestellt wird Pünktlich stellt sich der Beglückte ein, trifft aber anstatt der Geliebten bewaffnete Leute, welche ihn festnehmen und nach Philippsburg bringen, wo er unter die Soldaten gesteckt wird. Ob der Kerl hintennach losgebeten werden konnte, das hieng von der Protection ab, welche sich seine Braut oder seine Verwandten verschaffen konnten. In diesem Fall traf dann den Werboffizier ein scharfer Verweis. Am 23. Juni 1742 schreibt der Feldmarschall an Escher: Dem Herrn Oberstlieutenant Preuß (in Churmainzischen Diensten) ist in höflichen terminis die Versicherung zu geben, daß dergleichen Frevel ernstlich solle geahnet werden; an Hauptmann Hagenberg aber zu schreiben,

daß er bei Verlust Ehre und Reputation dergleichen Schreiben nicht nachzusehen, noch weniger Leute zu verlauben, maßen es schändlich, daß man durch dergleichen Verführung die Werbung prosequiren wolle. — Im nämlichen Briefe: Die Capitulation vor die 3 Offiziere kommt hierbei und wenn sie bald ihre gage haben wollen, müssen sie sich eifrig bewerben, die Recrouten zu finden.

Am 20. August 1742 traf der Feldmarschall zu Plattling an der Isar ein und übernahm den Oberbefehl über die 15,000 Mann starke Bayerische Armee, eine ebenso starke Französische Hülfsarmee unter dem Grafen von Sachsen (dem nachmaligen Marschall von Sachsen) stand ihr zur Seite, beiden gegenüber die Oesterreichische Armee des Feldmarschalls Grafen Khevenhüller, vielleicht um etwas stärker als die Verbündeten und ohne Zweifel, wie Seckendorf wiederholt ausspricht, mit kriegsgeübtern Truppen, weßnahen Seckendorf sich bewogen fand, einstweilen vertheidigungsweise zu verfahren.

Es müßten die dem gegenwärtigen Aufsatz gesetzten Grenzen weit überschritten werden, wenn wir nach dem vor uns liegenden Stoffe Eschers Dienstleistungen ausführlich erzählen wollten. Dieselben stehen mit der Geschichte des ganzen Feldzugs in solchem Zusammenhang, daß derselbe beinahe in allen seinen Einzelheiten geschildert werden und dessen Darstellung den nichtmilitärischen Leser ermüden müßte. Für den Militär aber liefern diese Papiere ein lebendiges und lehrreiches Bild über die Führung des sogenannten kleinen Krieges, und Escher er-

scheint darin als ein ausgezeichneter Truppenführer durch seinen Scharfblick, seine Unermüdlichkeit und sein kräftiges Handeln. Schade nur, daß wir nicht seine eigenen Briefe, sondern nur diejenigen besitzen, welche an ihn gerichtet sind. Dennoch genügen schon diese, um über seine Thätigkeit dieses Urtheil aussprechen zu dürfen. Kräftig unterstützte ihn in seinem Wirken sein Kriegskamerad Graf St. Germain

Dieser in späterer Zeit als Französischer General im siebenjährigen Kriege, dann als Dänischer Feldmarschall und Verbesserer des dortigen Kriegswesens, endlich als Französischer Kriegsminister zur Berühmtheit gelangte Mann soll 1707 auf dem Schlosse Vertamboz bei Lons le Saunier in der Freigrafschaft geboren sein und aus einer verarmten Familie von sehr altem Adel abstammen. Von achtbarer Seite hingegen wird uns versichert, er stamme aus dem Kanton Freiburg, und diese Angabe gewann bei uns an Gewicht, als wir in einem muntern Briefe St. Germains an Escher, welcher mit der Anrede Monsieur et très cher Suisse noir beginnt, auf folgenden Schluß stießen: Je vous embrasse, Suisse noir, et me recommande à votre perruque et vous prie de me croire avec l'estime et l'amitié la plus parfaite, hochgeehrtister Herr Landsmann gehorsamer Diener St. Germain. Seine Erziehung erhielt er bei den Jesuiten und wurde bei ihnen eingekleidet. Da entwich er und gieng unter die Dragoner. Sein Vater, selbst Militär, half nun zu seiner Beförderung, aber noch als

Lieutenant mußte er wegen eines Duells auswandern. Er trat, vom Prinzen Eugen beschützt, in Oesterreichische Dienste und verließ dieselben gleichzeitig mit Escher als Major. Jetzt ward er Oberst in der Bayerischen Armee und führte gleich seinem Freunde gewöhnlich eine gemischte Truppenabtheilung auf Vorposten oder auf Detaschierung. Wir beschränken uns, einige Beispiele ihres Zusammenwirkens aus der Geschichte dieses Feldzugs hervorzuheben.

Im September wandte sich der Graf von Sachsen mit den Franzosen nach Böhmen; ebendahin folgte ihnen Khevenhüller mit dem größern Theile seiner Armee. Dem Feldmarschall Seckendorf blieb nur eine kleine Oesterreichische Heeresabtheilung unter Feldmarschall-lieutenant Graf Bernklau entgegengestellt. Seine Uebermacht benutzte Seckendorf, um vorwärts zu gehen; er vertrieb die Oesterreicher aus München und aus ganz Niederbayern, und am 31. October stand Oberstlieutenant Escher auf dem rechten Ufer des Inn in demjenigen Theile des damaligen Bayern, welcher seitdem an Oesterreich gelangt ist. Sein kleines Corps sollte durch einige hundert Landfahnen verstärkt werden. So hieß eine seit alter Zeit bestehende Landmiliz, welche Seckendorf nun in Bayern wieder aufbieten ließ. Keineswegs erschrak darüber der feindliche Heerführer Bernklau; er meinte im Gegentheil, „dieses Gesindel werde dem Feind mehr Schaden als Nutzen bringen“. So beschwerte sich auch Escher, daß sie ohne Waffen eingerückt und nicht zu ver-

wenden seien. Einstweilen verlegte er sie in Dörfer, die innerhalb der Postierungslinie lagen, und gebrauchte sie zu Befestigungsarbeiten, bis die von München erwarteten Waffen eingetroffen sein würden.

Eschers Aufgabe war zunächst den Feind im Auge zu behalten, zur Eintreibung von Lebensmitteln Streifzüge in das Oesterreichische Gebiet auszuführen und für Lieferungen aller Art Geiseln auszuheben. Er war bei Friedburg postiert, stützte sich rechts an die Grenze des neutral erklärten Erzstiftes Salzburg und hielt die Kobernauserwaldung besetzt, einen Berg, der ihn von dem bei Schärding stehenden Feinde trennte. Beide Armeen hatten durch Desertion viel gelitten und waren jede auf höher nicht als 10,000 Mann anzuschlagen. Eschers Abtheilung bestand aus wenigen hundert Mann Grenadieren und commandierten Infanteristen. Mit Cavallerie war er schwach versehen und stand in Besorgniß um seine linke Flanke, denn Ried, Altheim und Obernberg, letzteres am Inn, waren noch von den Oesterreichern besetzt. Im Wörl'schen Atlas von Süddeutschland können Freunde der Kriegsgeschichte sich ganz ordentlich über diese Stellung belehren.

Auf Eschers Vorstellungen sandte ihm Seckendorf den Oberst Ferrari mit seinen Husaren zur Unterstützung. Dieser war ein Erzprahler und Lärmmacher und seine Husaren unzuverläßige Leute, die gar zu häufig den Herrn wechselten. Obschon Seckendorf Eschers Besorgnisse zu beschwichtigen suchte und selbst die boshafte Be-

merkung machte, auf den Wegen, auf welchen ihn der Feind umgehen wollte, könne er auch dem Feind entgegen gehen, so war dem Feldmarschall doch bei der Sache nicht wohl zu Muthe und als der Bericht einlief, ein von Eschers Abtheilung entkommener Grenadier sage aus, der Oberstlieutenant sei mit seinem ganzen Detaschement vom Feinde aufgehoben worden, so gerieth er in große Unruhe, bis sich herausstellte, daß der Mann ein Deserteur war. Allerdings hätte so etwas begegnen können; allein Escher hatte auf eigene Faust seine ausgedehnten Posten in der Kobernauserwaldung eingezogen und sich bei Friedburg concentriert.

Der Feldmarschall ließ nun den Posten von Ried besetzen, dessen Commando am 5. November Oberst St. Germain übernahm, Escher aber wurde angewiesen die Posten im Kobernauserwalde wieder auszustellen. Beiden Freunden stellte nun der Feldmarschall anheim, einen Streich auf die bei Pramet unweit Ried postierten feindlichen Husaren auszuführen, nur müsse das bald geschehen, denn nächster Tage werde aus Böhmen der Feldmarschall Khevenhüller mit Verstärkung beim Feinde eintreffen und dann werde man über Kopf und Hals das Weite suchen müssen (nous serons obligés d'aller bride en main en large), denn die von ihm erwarteten Franzosen treffen erst später ein. Tags darauf schreibt St. Germain an Escher, wenn er den Posten von Kobernaus exponiert finde, so solle er ihn lieber einziehen, denn die Entfernung zwischen ihnen beiden sei zu groß, als

daß sie eine Verbindung unterhalten könnten. Sie würden bei einer solchen eher Gefahr laufen, vereinzelt aufgehoben zu werden. Er selbst müsse ebenfalls seine Leute zusammenhalten und könne sich nicht ausdehnen. Aimez-moi toujours, mon cher Escher, le plus beau des Suisses etc.

Es ist bezeichnend, daß Seckendorf, welcher Kriegsmann genug war, um St. Germains und Eschers Ansichten richtig zu finden, dennoch dem Eintreiben von Brandschatzungen zu Liebe, auf's Neue bei Escher ansetzte, Streifparteien auszuschicken, des postes flottans de chasseurs, wie sie bei den Oesterreichern üblich seien, welche durch die Wälder schleichen, um auf die Husaren zu schießen, und nie 24 Stunden auf dem nämlichen Platz verweilen sollen. Gäbe es für einen solchen Jäger den Anlaß Geißeln auszuheben, so könne man ihm auf jeden Kopf 4 Ducaten zusichern. Da die feindlichen Husaren auch das Salzburgische Gebiet betreten hatten, so mußte Escher dem Salzburgischen Postencommandant zu Straßwalchen bedeuten, wofern dieß weiter gestattet würde, werde man ihnen 600 Mann Executionstruppen zuschicken (pour y vivre à discrétion).

Hier ist zu bemerken, daß Seckendorfs Gedanke von Streifparteien schwerlich ausführbar war, ohne wider die völkerrechtlichen Bestimmungen des schon erwähnten Vertrags von Prehotin zu verstoßen. Die Generale beider Theile hatten gegen alles, was zu einem Volkskriege führen konnte, einen solchen Widerwillen, daß sie festsetzten, es

dürfe eine Streifpartei nicht weniger als 19 Mann zu Fuß oder 15 zu Pferd stark sein. Jede Streifpartei, welche in einer geringern Zahl mit den Waffen in der Hand gefangen würde und nicht ein authentisches Zeugniß ihrer ursprünglichen Stärke vorweisen könnte, ebenso „die „Bauern, anderwärts insgemein Schnapphanen genannt, „welche ohne Passeports des Generalen gefangen werden, „sollen als Räuber und Mauser gehalten werden".

Jene Unternehmung auf den feindlichen Husarenposten kam am 10. November zur Ausführung. Um 6 Uhr früh griff St. Germain den Feind an, Escher hielt sich still auf seinem Posten bis er schießen hörte, und fiel dann ebenfalls auf den Feind. Der Angriff gelang und die Husaren wurden zersprengt. Zwei Tage später dehnte sich St. Germain thalabwärts aus, verjagte die Oesterreicher aus Reichersberg und Obernberg; allein nun rückte ihm der Feind auf der entgegengesetzten Seite wieder nach und besetzte Ried, so daß Escher, der fortwährend Friedburg festhalten sollte, wieder so gefährdet war, wie früher. Auf seine Vorstellungen gab ihm Seckendorf zur Antwort, er wisse selbst nicht was er sagen solle, da er das Terrain nicht kenne. Nur das könne er ihm empfehlen, den Posten von Friedburg zu behaupten und sich durch Verhaue zu sichern.

Nach wenigen Tagen aber trat eine ganz neue Wendung in den Operationen ein. Weil die Franzosen Böhmen verlassen hatten, so säumte der Oesterreichische Oberfeldherr Prinz Karl von Lothringen nicht, den Krieg

wieder auf Feindes Land zu versetzen und in Bayern einzurücken. Seckendorf mußte nun über den Inn zurückgehen, was er mit großer Ruhe und Einsicht vollzog. Dabei war dem Oberstlieutenant Escher, welcher sich auf Mühldorf zurückzuziehen und diesen Posten einstweilen zu halten angewiesen war, ein wichtiger Theil der Aufgabe anvertraut. Bei diesem Anlaß wurde sogar der Oberst Wilhelm von Seckendorf unter Eschers, seines dem Range nach ihm Untergebenen, Befehle gestellt, „weil, schreibt der Feldmarschall, der Seckendorf noch nicht die Sache genugsam einsieht.“ Die Berichte dieses Obersten an den Feldmarschall hatten nämlich einige Bestürzung desselben und die Gefahr übereilten Handelns von seiner Seite verrathen, und darum erhielt Escher, auf dessen Kaltblütigkeit der Feldherr sich verlassen konnte, das Commando an dieser Stelle. Sein freundschaftliches Verhältniß zu dem hintangesetzten Obersten erlitt indessen dadurch keine Störung Neben den militärischen Maßregeln mußten auch noch solche gegen „morose Pfarrer und Beambten“, welche mit den Lieferungen rückständig waren, getroffen werden, bis jeder durch einen vom Kriegszahlamt „yberkommente Bescheinigung gezaicht haben würdt“, daß er bezahlt habe.

Der Bürgerschaft von Mühldorf hatte man nicht getraut und am 17. November bemerkt der Feldmarschall dem Oberstlieutenant Escher, „es ist sehr gut, daß man sich vor „die Burgerschaft bewahrt, hingegen ihr zu declariren, so „man das geringste merken wird, daß sie etwas gegen uns „thue, man die ganze Stadt in Brand stecken werde.“

Um sich sicher zu bewahren, schritt Escher sofort zur Entwaffnung. Das machte Lärm, weil diese Bürgerschaft gut Bayerisch und wohl nur wegen der Kriegssteuer ein wenig mißstimmt war. So fand sich Seckendorf bewogen, den Schritt zu mißbilligen und an Escher zu schreiben: « On a mal fait de désarmer les bourgeois et il faut «remettre leurs armes auf das radthauß et y mettre «une sentinelle mit aller höflichkeit et dire que sitôt «que les ennemis reculeront on leur rendra tout ». Man mag hier wohl zwischen den Zeilen lesen, daß der kleine, schwarze Schweizer in seinem dienstlichen Einschreiten nicht immer sehr höflich auftrat.

Die Bewegungen des Prinzen Karl von Lothringen blieben ohne bedeutende Folgen. Die Stadt Braunau wurde am 4 December von den Oesterreichern bombardiert, aber am 9. durch die Franzosen wieder entsetzt. Während dieser Vorfälle befand sich Oberstlieutenant Escher fortwährend auf seinem Posten zu Mühldorf. Seine Aufgabe war, diesen wichtigen Punkt, über welchen nöthigenfalls die bei Oetting lagernde Armee Seckendorfs ihren Rückzug zu nehmen hatte, zu sichern, und auch die Verbindung zwischen der Armee und den am obern Inn gegen die Tyroler Grenze aufgestellten Bayerischen Abtheilungen zu unterhalten.

Am 28. November mußte sich Escher mit seinen Truppen nach Wasserburg verfügen Zwei Dragonerregimenter (zusammen schwerlich mehr als 500 Pferde) verstärkten sein Corps, welches die Bestimmung hatte, den Grafen St.

Germain zu unterstützen, der einen Marsch weiter vorwärts bei Trostburg an der Altz aufgestellt war. Monsieur mon très-cher Suisse, schreibt ihm dieser, «je suis très-charmé de vous savoir dans mon voisinage . . Vous saurez que Braunau est assiégé dans les formes. Si les Français arrivent il nous faudra tâcher d'avoir la commission d'emporter Lauffen . . Le Diable emporte tous les f . . Français (die verbündeten Landsleute), il me tarde bien d'aller attaquer quelque retranchement avec vous. Und Tags darauf: «Les Catonas croient pouvoir tout tenter quand ils ont des Suisses avec eux. Les Salzbourgeois sont des grands coquins. J'embrasse de tout mon coeur mon cher Suisse, le noir Calvin et suis à pendre et rependre son sincère ami etc. Caton bedeutet einen kroatischen Husar aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Das den Salzburgern gewidmete Compliment bezieht sich auf die schlecht beobachtete Neutralität.

Aus Wasserburg beschwerte sich Escher über die Offiziere der Landfähndler, welche ebenso schlecht seien als die Mannschaft. Seckendorf beruhigte ihn, da er nun selbst zu seiner Unterstützung in der Nähe stehe. An die umliegende ganze Nachbarschaft sowohl geistlichen als Herrenstandes ergieng ein Befehl in Beziehung auf Lieferungen von „Holz, Stroh und Hey alles dasjenige zu „vollführen, was Herr Oberstlieutenant Baron von Escher „anordnen wird, maßen er ordre hat gegen Widerspänstige „allenfalls mit der Execution zu verfahren.“ Den Klöstern

wurde befohlen 100,000 Rationen Brod zu liefern gegen Bezahlung, d. h. Abrechnung von den Steuern, ebenso wurden die Brauereien stark in Anspruch genommen. St. Germain sandte am 5. December Roggen und Mehl, und erbat sich dagegen Brot, weil er keine Gelegenheit zum Backen hatte. Zugleich meldet er, daß er die Salzburger habe angreifen und ihnen Kanonen wegnehmen lassen.

Gegen Escher war inzwischen wegen seines Verfahrens im Requirieren Klage geführt worden, worauf der Feldmarschall ihm schreibt, er könne gar nicht approbiren, sofern der Herr Oberstlieutenant sich gegen einen kaiserlichen (nämlich Bayerischen) Pfleger so weit vergangen hätte. „Dergleichen Pfleger sind keine geringe Leute „sondern gute von Adel und carakterisirte Personen „welche auf alle Weis zu menagieren.“ Darüber wußte sich Escher zu rechtfertigen, denn drei Tage später bemerkt der Feldmarschall: „Wegen des Pflegers zu Wasser„burg ist mir schon genug, daß ich die Auskunft weiß, „indem mir sattsam bekannt, daß Sie die Leuth nicht zu „brutalisieren gewohnt.“ Gleichzeitig wurde der Pfleger angewiesen, dem Oberstlieutenant von Escher zwei Drittel von allen eingehenden Steuern und Gefällen abzuliefern, und falls man militärischen Beistand dazu bedürfe sich an denselben zu wenden.

Am 12. December hatten die Oesterreicher die Gegend von Braunau völlig geräumt und sogleich beschloß Seckendorf dieselben auch aus der Stellung von Laufen zu ver-

treiben. Escher ward angewiesen seine 12 Stück 12Pfünder-Kanonen jede mit 100 Schuß zu versehen, auch 24,000 Portionen Brod und 8000 Rationen Heu bereit zu halten, für seine Person aber sich an die Seite des Feldmarschalls zu verfügen. Der Oesterreichische General wich indessen der Uebermacht aus und zog sich über die Landesgrenze zurück. Beide Theile bezogen die Winterquartiere. Der Feldmarschall verlegte sein Hauptquartier nach Landshut, Oberstlieutenant Escher blieb demselben zugetheilt, war aber meist in Aufträgen abwesend.

Zunächst finden wir ihn im Jänner 1743 in Salzburg, wo er dem Erzstift alle seine Neutralitäts-Sünden vorzuhalten und eine bedeutende Einquartierung anzukündigen hat; dann scheint er die Vorposten besucht und besichtiget zu haben, wie wir aus folgendem, nach Landshut adressierten Briefe St Germains aus Trostburg vom 3. Februar schließen dürfen:

Suisse de mon ame, le plus noir mais le plus aimable d'entre les 13 Cantons. J'attends avec grande impatience vos profils et relations ou descriptions des postes qui sont à la Mattık (die Mattig mündet bei Braunau in den Inn aus) et les frontières de l'Autriche, mais il faut joindre des réflexions. Parlez de tems en tems à S. E. M. le Maréchal de nos projets sur les postes, car dès que la saison le permettra, il nous en faut enlever. Mais il faut que la Suisse vienne faire cent mille complimens à Ms. de Monléon, à notre ami Leitrum, Poniatowsky et

à Seckendorf s'il est de retour. Je t'embrasse, Suisse, Aegyptien et suis etc. Die genannten Offiziere waren in der Mehrzahl schon Kameraden vom Oesterreichischen Dienste her, Poniatowsky ist der Vater des nachmaligen Kaisers Stanislaus und des 1813 bei Leipzig gefallenen Prinzen Joseph.

Des Kaisers Generalität bildete zwei aus abweichenden Elementen bestehende Gruppen. Die eine war die frühere Churfürstlich Bayerische, an deren Spitze wir den Feldmarschall Graf Törring erblicken mit den Generalen Grafen Pissasque, Minuzzi, Preising, Fugger, Hohenzollern, Frohberg, Moravitzky u. a; die zweite bestand aus denjenigen Generalen und Offizieren, welche mit dem Feldmarschall Seckendorf in des Kaisers Dienst getreten waren und vorher vielleicht alle in der Oesterreichischen Armee gedient hatten, wie der Prinz Louis von Hildburghausen, der Generalmajor von Seckendorf, die Obersten Graf St. Germain und Ferrari, Oberstlieutenant Escher, die Cavallerieoffiziere Grafen Leutrum, Poniatowsky u. a. m. Daß zwischen diesen beiden Parteien einige Eifersucht waltete, tritt in Eschers Briefwechsel zuweilen an den Tag.

Aber schon nach zwanzig Tagen stand Escher wieder auf Vorposten zu Arnsdorf (am Kollbach zwischen Landau und Pfarrkirchen), wo er die Verbindung zwischen der am Inn stehenden Bayerischen und den auf beiden Seiten der Donau cantonnierenden Französischen Armeen zu unterhalten hatte. Nicht leicht konnte ihm eine schwierigere Aufgabe gestellt werden, denn alles deutete darauf hin,

daß die Oesterreicher zunächst versuchen werden, mittelst einer Vorrückung an die Rott und Vils die beiden verbündeten Armeen von einander zu trennen. Es war dann zu erwarten, daß jede für sich selbst sorgen, und diejenige, welche der erste Unfall traf, der andern vorwerfen werde, sie habe den Posten von Arnsdorf nicht unterstützt, oder daß den Commandanten dieses Postens der Tadel treffe, er habe den Posten zu frühzeitig verlassen. Ueberdieß ward ihm der unangenehme Auftrag zu Theil, alle wehrfähigen Leute in seinem Bezirke mit Gewalt wegzunehmen und je einen auf fünf, sei er ledig oder verheirathet, als Recruten einzuliefern. Nebenbei sollte er trachten 4—500 Arbeiter für die Schanzen von Braunau zu requirieren. Versüßt wurde dieser Auftrag durch die Zusendung einer kaiserl. Ordinanz vom 18. Martii 1743, laut welcher „nöthig seyn will, die dermalen vacant geweßte General„quartiermeister - Lieutenants - Stöhle dem Oberstlieut. „B. von Escher in Consideration seiner besondern „Fähigkeit und preyslichen Diensteifer allergnädigst zu con„ferieren"; aber sehr erschwert war Eschers Aufgabe durch die geringe Unterstützung von Seite der ihm zugetheilten Truppenchefs. Namentlich beschwerte er sich über den Husarenoberst Ferrari, der lieber spazieren reite als auf seinem Posten sei und dessen Leute zahlreich desertierten. Ebenso unzuverläßig waren mehrere ihm zugetheilte Freicompagnien. Zu dem allem kam, daß Escher selbst sich krank fühlte. Der Feldmarschall äußerte darüber sein Bedauern und „wünsche baldige Besserung, daß Sie aus-

reuten können", gab ihm dann aber auch die freundliche Anzeige, daß er einem Brudersohn Eschers in dem Regiment Seckendorf eine Fähnrichsstelle verliehen habe.

Den Oesterreichern in ihrer offensiven Absicht zuvorzukommen war wohl der Wunsch des in München eingetroffenen Kaisers, aber der Französische Oberbefehlshaber Graf Broglio verweigerte seine Mitwirkung und erklärte, er müsse sich auf die Vertheidigung der untern Isar beschränken. Seckendorf benachrichtigte Escher von diesen Verhandlungen, empfahl ihm den Franzosen nicht zu trauen, on voit bien qu'ils n'ont pas assez de formeté et qu'on ne saurait pas compter sur eux. Er möge daher, wenn die Oesterreicher mit Macht heranrücken, vorsichtig verfahren (il ne faut pas faire le brave mais agir avec precaution) und wo möglich auf Seckendorfs Armee sich zurückziehen — Nun gieng aber die nächste Rückzugslinie für Eschers Truppe auf die Französische Armee, und wollte er Seckendorfs Wunsch nachkommen, so mußte er sich zurückziehen, ehe er ernstlich angegriffen war, und dann waren die Franzosen bloßgestellt.

Ebenso ehrlich verfuhr man von Französischer Seite gegen die treuen Verbündeten Ihr General drang darauf, daß Escher in seiner Stellung verharren möchte und gab das Versprechen ihn, falls er angegriffen werde, durch den bei Dingelfingen stehenden Prinz Conty unterstützen zu lassen. Sehr verbindlich schreibt dieser an Escher am 26. April. Je connais vos talens et votre capacité .... étant très-intéressant pour la sureté de nos

quartiers d'avoir dans cette partie un officier aussi intelligent que vous. Aber schon am 2. Mai entgieng Escher mit Noth einem Ueberfall des Feindes, indem er sich auf Limbach zurückzog, und der Prinz leistete ihm keine Hülfe, weil er die Gesinnung des Grafen Broglio kenne, der solches mißbilligt hätte.

Die Oesterreicher beeilten sich nicht von der getheilten Stimmung der Gegner Nutzen zu ziehen. Erst am 6. Mai unternahmen sie die längst erwartete Vorrückung, welche die Verbündeten zu einer rückwärtigen Bewegung veranlaßte. Am 9. Mai wurde der Bayerische General Minuzzi unweit Braunau von mehr als gedoppelter Uebermacht geschlagen und mit 2000 Mann gefangen genommen. Zwei Tage darauf wurde Oberstlieutenant Escher befehligt, sich für seine Person eiligst nach Wasserburg zu verfügen, dort das Commando zu übernehmen und sich mit Oberst St. Germain in Verbindung zu setzen, der nach dem Tyrol hin, bei Neubeuern am Inn postiert war und, nachdem er am 7. Mai bei dem Schlosse Auerburg im Tyrol eine Schlappe bekommen hatte, sich sehr bedroht fand. Diesem sandte Escher Verstärkungen zu und erhielt dafür die herzlichsten Dankesbezeugungen: J'avais doucement crainte de faire le second tome de Minuzzi. Sogleich denkt der muntere Franzose wieder ans Attakieren und wünscht dazu am 13. Mai Eschers Mitwirkung. Je vous embrasse cher Suisse et suis de votre Blancheur le très-humble u. s. f. Bereits war er am 13. Mai nach Hohen Aschau vorgedrungen, um

ein Corps Kroaten im Rücken zu nehmen. Da erhielt er den unerwarteten Befehl die ganze Gegend zu räumen; allein ein durch Escher ihm übermittelter Gegenbefehl ermunterte ihn am 15. Mai seine Bewegung im Gebirge bis Marquartstein fortzusetzen. Die Kroaten wurden aber gewarnt und konnten entweichen, mit Ausnahme einer bei der Brücke von Schleching im Achenthal postierten Abtheilung, welche nach Verlust von 50 Mann die Brücke aufgeben mußte. Diese ließ St. Germain zerstören.

In Wasserburg erhielt Escher eine weitläufige Instruction, „so viel mensch- und möglich diesen im„portanten Posten, als wovon die Erhaltung der Kaiserl. „Residenzstadt München und Wohlfarth der gesammten „Kais. diesseits Inns gelegenen Landen mit abhängt, „zu beschützen." Dazu habe man ihn „wegen seiner be„kannten bravoure und bißhero gezeigten conduite bei „allen ihm aufgetragenen vielfältigen Commando aus„gesuchet." Die ihm untergebene Besatzung bestand aus 600 Mann verschiedener Regimenter, nämlich 250 Bayern, 200 Pfälzer, 150 Hessen, ferner eine Freicompagnie zu Fuß, eine solche zu Pferd, 30 Husaren und 4 Geschütze. Die verschiedenen Punkte der Instruction beschlagen hauptsächlich die Verpflegung und die Verbindung nach außen, namentlich mit dem bei Rosenheim stehenden Corps des Bayerischen Generals Graf Preysing. „Auf „was Art und Weise die Beschützung und Defension „anzuordnen, lässet man dem Herrn Obrist Lieut.

„lediglich über"; nur wird ihm empfohlen, die Brücke über den Inn wenigstens theilweise abzuwerfen und die Verbindung mit der Besatzung des jenseitigen Brückenkopfes mittelst der Brückenschiffe zu unterhalten. Es verstehe sich „daß keiner Capitulation Gehör zu geben, „ohne der Feind habe eine Breche geleget oder es mangelt „überhaupt an Mitteln, sich länger zu wehren."

Am 17. und 18. Mai rückte ein Oesterreichisches Corps gegen Rosenheim an und Preysing zog eilig ab. Aergerlich schreibt St. Germain am 20. Mai aus Glon (drei Stunden nordwestlich von Rosenheim): «Notre «grand général (es ist Preysing gemeint) a si bien «fait que nous nous trouvons reculés derrière l'Iser.» Doch hofft er, wenn man ihm folge, so werden sie bald wieder das Land säubern. «Je ne crois pas que vous «ayez rien à craindre. Vous tiendrez assez longtems «pour avoir, du secours. Je vous embrasse, joli «Suisse, et suis sans réserve etc.» Noch am 18. hatte auch der Feldmarschall an Escher geschrieben, er solle sich wehren so gut er könne und es aufs äußerste ankommen lassen; aber am 20. befahl er ihm, mit allen Truppen abzuziehen, die Kanonen zu vernageln, die Fourage ins Wasser zu werfen und das Mehl den Armen preiszugeben. Der brave Schweizer fand aber, es habe damit keine Eile, und da seine directe Verbindung mit Seckendorfs Hauptquartier in Landshut gefährdet war, schrieb er ihm über München und benachrichtigte zugleich den Feldmarschall Törring, der im Gefolge des Kaisers

sich daselbst befand, es sei noch keine Gefahr, im Gegentheil habe seine Freicompagnie einen Vortheil über den Feind errungen. Dieses Verhalten zog ihm nun große Lobsprüche zu vom Kaiser, vom Grafen Törring und von dessen Nebenbuhler Seckendorf, welchen Preysings Abzug zu jenem übereilten Befehl verleitet hatte.

Auch St. Germain rückte am 27. Mai wieder mit 3000 Mann gegen Rosenheim vor, welches nur von einer Compagnie Kroaten besetzt war. Diese vertheidigten sich sieben Stunden lang bis ihre Munition verschossen war, dann mußten sie sich ergeben. Noch am 28. früh um 9 Uhr schreibt St. Germain: ils se défendent en désespérés, mes 2 petites pièces de canon ne peuvent pas les soumettre, je compte cependant de les emporter. Voyez si vous pouvez m'aider. Escher saß indessen nicht müßig in seinem Posten, sondern machte Streifzüge gegen den Feind, so daß der Feldmarschall ihn glaubte warnen zu müssen, à ne vous pas éloigner trop de la ville, car en chassant deux lièvres a la fois on manquera fort souvent l'un et l'autre. In Summa ich verlasse mich auf Sie. Der Kaiser wird Ihnen schon belohnen.

So behaupteten nun die beiden Freunde die zwei wichtigen Punkte am Inn, Rosenheim und Wasserburg, und hielten die Verbindung unter sich aufrecht, ungeachtet in ihrem Rücken zwischen dem Inn und der Isar zahlreiche Banden von Kroaten und Husaren das Land durchstreiften und der thätige Oesterreichische Husarengeneral

Nadasdy der Bayerischen Reiterei eine tüchtige Schlappe beibrachte. Am 30. Mai schickt St. Germain seinem Freunde aufgefangene feindliche Briefe, einen des Kroatenobersten Lüttwitz an seine Frau, welchen ein Schreiben des Prinzen Karl, der ihn noch in Rosenheim vermuthet und ihm befiehlt sich mit Nadasdy zu vereinigen, „in die „größte Confusion setzet, das anjetzo nicht weiß, was „zu thun habe", und einen des Prinzen an einen andern Kroatenführer, welchem der Prinz empfiehlt „förderist „aber sich stäts einer guten conduite und Bescheidenheit „zu gebrauchen". Es scheint, daß dem Prinzen die von den Kroaten verübten Excesse nicht unbekannt geblieben waren. Noch fährt der tapfere St. Germain fort, sich mit Angriffsgedanken auf den überlegenen Feind zu beschäftigen und seine muntere Laune verläßt ihn nicht. J'ai cru que vous pouviez m'envoyer beaucoup d'avoine, mais il me parait que vous êtes un Normand, et il faut que je cherche ailleurs. Je t'embrasse Suisse et suis autant qu'il se peut, cher Calvin votre etc. Auch den Gefühlen der Menschenfreundlichkeit fand er Zeit Raum zu geben. Es scheint, daß Escher mit Spionen und dergleichen keinen Spaß verstand, denn St. Germain schreibt ihm am 31. Mai: Je ne puis me refuser aux larmes d'une belle femme qui me demande l'élargissement de son mari. C'est un homme innocent et dont toute la ville répond. Il a été forcé de faire ce qu'il a fait et vous savez que les ennemis ne laissent pas les

actions libres ..... Je t'embrasse Calvin adieu petit Suisse etc. Er dankt ihm auch wiederholt für seine guten Einschläge und gibt ihm hinwieder seine eigenen einsichtigen Räthe. Ueber die Franzosen äußert er sich in Worten, die nicht für den Druck bestimmt waren, sonst würden wir sie gerne wieder geben. Wegen Nadasdy ist er ohne Sorgen, im Gegentheil fragt er: Voyons ensemble, mon cher Escher, comment nous pourrions battre Nadasdy ou Lüttwitz. Je sais bien ce qui m'embarrasse, ce n'est pas Nadasdy, mais c'est autre chose que je ne puis pas confier à une lettre (vielleicht daß Seckendorf durch Törring vom Armeecommando verdrängt werden könnte)

Eschers Thätigkeit war aber nicht auf die Kriegsoperationen beschränkt. In Wasserburg lagen große Salzvorräthe, die er nach München abzuliefern hatte. Ohne militärische Deckung konnte dieß nicht geschehen. Die Beamten mußten angehalten werden, Wagen und Fuhrleute zu stellen, und letztere bedurften scharfer Aufsicht, damit sie nicht beim ersten wahren oder falschen Allarm mit den Pferden das Weite suchten. Darum mußten die Gemeindevorsteher selbst mit nach München fahren und die Aufsicht über dieses Volk führen. Jedem dieser Amtleute war ein Ducat zugesichert, wenn sein Transport glücklich anlange. Die militärische Sicherung derselben bestand weniger in einer unmittelbaren Escorte, als in der Durchstreifung der Gegend, durch welche die Wagenzüge giengen, und zu welcher neben Eschers und

St. Germains Abtheilungen auch die Besatzung von München mitzuwirken hatte. Dennoch wurde Escher von beiden Feldmarschällen ermuntert, in Verbindung mit St. Germain (avec votre ami, schreibt Seckendorf) den auf dem Abzug nach dem Tyrol begriffenen Kroaten, welche viele Räubereien und Grausamkeiten verübten, eins anzuhängen. Es wurde ihnen auch zu diesem Zwecke eine Unterstützung von 300 Reitern angekündigt, diese kamen aber nicht, et voilà encore un beau coup que la lenteur de Munich (dieß gilt dem Hofkriegsraths-präsidenten Graf Törring) nous fait manquer, klagt St. Germain seinem Freunde.

Da trat plötzlich eine neue Wendung der Dinge ein. Die Oesterreichische Hauptarmee rückte gegen die Franzosen an, diese zogen sich ohne Widerstand zurück und Seckendorf sah sich seinerseits genöthigt, den Rückzug nach dem Lech und der obern Donau anzutreten. Am 4. Juni erhielt St. Germain den Befehl, Rosenheim zu räumen, die Besatzung von Wasserburg an sich zu ziehen, die Brücken und Pontons zu verbrennen und zu versenken, sich den ihm schicklich scheinenden Uebergangspunkt über die Isar selbst zu wählen und von da den Weg nach Landsberg am Lech einzuschlagen. Escher sei ebenfalls benachrichtigt.

Langsam entsprachen die beiden Freunde diesem unangenehmen Auftrage. Wahrscheinlich hat sich Escher in Rosenheim selbst mit St. Germain vereinigt, denn auf dem Rückzug durch das Gebirge commandierte er

jetzt dessen Avantgarde und besorgte die Generalstabsgeschäfte. Noch am 9. Juni stand St. Germain in Aibling, nur eine Stunde von Rosenheim entfernt und schrieb an Oberstlieutenant Escher ibi ubi (da, wo er ist): Monsieur et très-cher 13 Cantons et beau Suisse: La confusion que vous trouvez ne me surprend point, mais je sais que vous y saurez remedier. Escher war an diesem Tage auf dem Marsche nach Tölz an der Isar begriffen, und St. Germain empfahl ihm, im Vorbeigehen dem Prälaten von Tegernsee, welcher 2 Kanonen besitze, dieselben in Güte oder mit Gewalt wegzunehmen. Von hier verlieren wir einstweilen die Spur unserer Helden. Der Rückzug gieng über den Lech, und am 27. Juni trat Waffenruhe ein. Der Bayerischen Armee wurde eine neutrale Stellung auf Deutschem Reichsboden eingeräumt, indeß die Oesterreicher ihre Operationen nach dem Rhein gegen die Franzosen fortsetzten.

Es wurde nun Escher zu verschiedenen diplomatischen Geschäften verwendet, welche er mit Geschick durchführte. In Ingolstadt war eine gemischte Besatzung von Franzosen und Bayern. Escher erlangte, daß der Oesterreichische General den Franzosen freien Abzug gestattete und überdieß einwilligte, ihre Zahl durch eine gleiche von Bayern ersetzen zu dürfen. So sicherte er den Besitz dieser wichtigen Festung der Bayerischen Armee, wozu die Franzosen einwilligten, weil es Verbündete betraf, und wozu auch die Oesterreicher Hand boten, weil

sie eine baldige Auflösung der Französisch-Bayerischen Allianz erwarteten. Dann schritt man zur Beziehung der Winterquartiere. Das Detail hatte Escher zu besorgen. Es war keine geringe Arbeit sich mit den Herren der verschiedenen Landestheile zu verständigen, nach welchen die Truppen nicht als Feinde, sondern als Verbündete in Folge freien Uebereinkommens verlegt werden durften, die Vergütungen für die Lieferungen aller Art zu vereinbaren, und die Verbindungswege der Truppentheile unter einander und mit dem Hauptquartier auszumitteln Die Truppen lagen weit auseinander, ein Regiment in Philippsburg, andere in der Gegend von Kölln und Cleve, in den Bisthümern Fulda und Eichstädt, und im Bayreuthischen Bayern hingegen blieb von den Oesterreichern besetzt. Der Feldmarschall anerkannte Eschers Verdienst: Comptez que l'Empereur est très content de vous et soyez assure de mon amitié. Man werde ihm einst für seine Dienste ein Regiment geben, wenn man ihm nicht die Generalquartiermeisterstelle geben könne. Doch soll er das Niemandem sagen Seckendorfs Hauptquartier war nun Frankfurt, und Escher kam ebendahin, nachdem er seine Aufträge vollzogen hatte.

Im Jänner 1744 ging Seckendorf auf sein Gut in Sachsen, von wo er mit König Friedrich und dem Churfürst von Sachsen unterhandelte, um sie zu einem Bündnisse gegen Oesterreich zu bestimmen. Während seiner Abwesenheit blieb Escher im Hauptquartier zu Frankfurt

und benachrichtigte ihn von den Ränken seiner Feinde. Der Feldmarschall antwortete: Vous savez depuis longtems que je suis accoutumé de souffrir les infamies qu'on a publié de moi et dont tant de pièces ont parû dans le monde. Indessen wenn Escher die Urheber entdecke, soll er vom Grafen Törring deren Festnahme verlangen, und wenn dieser die mindeste Schwierigkeit mache, sich unmittelbar an den Kaiser wenden und diesem erklären, que si l'on ne me rendra pas justice, je ne saurais pas avec honneur retourner à mon commandement. Je vous réponds qu'ils ne feront rien ni à vous ni à moi. A mon retour on verra qui triomphera. (In der That wurde dann ein Franzose Lapouyade, den Seckendorf in Bayerische Dienste aufgenommen hatte, dem Generalauditorat zur Bestrafung übergeben, und Escher mußte dem Generalauditor sagen, daß nach des Feldmarschalls Rückkehr derselbe alle dafür finden werde, welche in dieser Sache nicht nach den Rechten verfahren seien.) Wenn Törring und andere gegen Escher feindlich seien, so werde ihm der Kaiser gelegentlich volles Recht angedeihen lassen.

Für die Armeebedürfnisse mangelte es an Geld und Escher stieß auch in dieser Hinsicht auf große Schwierigkeiten. Darüber bemerkt Seckendorf in Deutscher Sprache (offenbar damit Escher den Brief solchen zeigen konne, die nicht Französisch verstanden): „Ist die Armée complet „equipiert, mundiert und mit allem versehen, so werde mich „nicht weigern à la tête zu setzen; fehlt es aber daran,

„so mögen die klugen Rathgeber commandieren, ich ziehe „auf solche Art meinen 71jährigen Degen nicht mehr.“ Es waren nämlich Pferde gekauft worden, und nun sollte kein Geld mehr vorhanden sein um die Reiter für dieselben auszurüsten. Auf eine Andeutung Eschers, betreffend Anstände, die sich mit der Schweiz erhoben haben (in Basel lag Eidgenössischer Zusatz), bemerkt der Feldmarschall: Il ne nous faut pas encore irriter les Suisses pour avoir tous les puissans états en hommes et argent contre nous.

Eschers Belohnung blieb nicht aus. Nachdem sein Freund St. Germain zum Generalmajor befördert worden, erlangte auch er den Rang eines Obersten, aggregiert beim Regiment Seckendorf und mit Beibehaltung der Stelle eines General-Quartiermeister-Lieutenants der Armee. Die Ordonnanz ist am 17. April 1744 ausgestellt. Um die nämliche Zeit brachen die Bayerischen Regimenter aus ihren Quartieren auf und zogen sich bei Philippsburg zusammen, indem der Kaiser, nunmehr der Unterstützung des Königs von Preußen versichert, den Krieg mit Oesterreich fortzuführen entschlossen war. Frankreich übernahm den Unterhalt der Bayerischen Armee. Mit Anfang Juni begannen die Feindseligkeiten, aber diesen ganzen Monat hindurch erfolgte nichts von Bedeutung. Die Stellung der Bayern bei Philippsburg ward unangreifbar gefunden, und es bedurfte vier Wochen Zeit, bis der Prinz von Lothringen seinen Entschluß, mit der Armee den Rhein zu überschreiten, zur Voll-

ziehung bringen konnte. Darauf nahm Seckendorf, welcher nun den Befehlen des Französischen Marschalls Duc de Coigny untergeordnet und von diesem über den Rhein zurückbeordert war, nach verschiedenen Gefechten eine Stellung bei Hagenau. Es handelte sich nur darum, Zeit zu gewinnen, denn eine starke Französische Armee, welche König Ludwig XV. persönlich anführen wollte, war durch Lothringen im Anmarsch, und man wußte, daß, sobald diese auf der Elsäßischen Gränze eingetroffen sein würde, die Preußen sich gegen Böhmen in Bewegung setzen werden. Die Französisch-Bayerische Armee im Elsaß machte es sich darum zur Aufgabe, langsam von einer festen Stellung zur andern, ohne es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, gegen Straßburg zurückzugehen. Escher commandierte die Vorposten von Mitte bis Ende Juli bei Hagenau, dann im August hinter dem Molsheimer Kanal, laut einer Disposition, worin es heißt: „Es soll bei Cassation verboten sein, keinen Lermen „zu machen, noch weniger an die Feldpost, so am Lager „stehen, Nachricht zu geben, sondern an Herrn Obrist „Escher, welcher in Holzheim mit 2 Comp. Grenadiers „logiert ist, zu berichten, welcher alsdann schon wissen „wird, wenn es noth, dem commandierenden General „Nachricht zu geben.“

Im August erfolgte der Preußen Einfall in Böhmen, und Prinz Karl mußte eilig diesem Erblande zu Hülfe eilen. Langsam rückten ihm die Verbündeten nach. Die Bayern überschritten am 29. August bei Germersheim

den Rhein, und erreichten am 7. September Heilbronn, am 25. Nördlingen. Escher commandierte eine Abtheilung der Avantgarde und schlug am 23. eine feindliche Abtheilung, indeß sein Freund St. Germain, der mit den Grenadieren und 790 Reitern gleichzeitig auf Donauwerth losgieng, eine Schlappe erlitt. Diese Stadt wurde dann am 2 October mit verstärkter Macht angegriffen und genommen. Seckendorf, welchem nur 10,000 Oesterreicher unter Feldmarschallieutenant Bernklau die Stirne boten, rückte gemächlich vor, überschritt am 22. October die Isar und erreichte am 29. den Inn. So finden wir nun St. Germain und Escher beinahe auf dem gleichen Flecke wieder, den sie vor achtzehn Monaten inne hatten, erstern in Neubeuern, von wo er am 2. November die Kroaten vertrieben hatte, letztern in Rosenheim; vor Wasserburg hingegen war Prinz Louis (von Hildburghausen) durch einen feindlichen Ausfall festgehalten worden. Neben seinem Postencommando lastete auf Escher die Sorge für die Verpflegung der ganzen Armee. Tâchez de nous avoir des fourages et châtiez tous ceux qui n'y veulent pas contribuer, schreibt ihm der Feldmarschall. In seinem Diensteifer ließ Escher auch drei Güterfuhren auf der Straße in Beschlag nehmen und erhielt dann die Weisung, sie loszulassen, wenn sie in's Reich gehoren Fortwährend werden vom Feldmarschall und den Kameraden seine Dienste belobt. Graf St. Germain, welcher wußte, daß der Oesterreichische Commandierende sich auf nichts Ernsthaftes einlassen durfte, hatte kühn mit seinen Rei-

tern durch den Inn gesetzt, une entreprise qui m'a fait souvent dresser les cheveux sur la tête, wobei 20 Mann und 18 Pferde die Opfer des reißenden Stromes wurden, dann rückte er am rechten Inn-Ufer abwärts. Dieß bewog den Feind, auch Wasserburg zu räumen.

Oberst Escher wurde am 5. November befehligt, über Trostburg vorzurücken, und ihm zugleich angezeigt, daß er zum Commandanten des Platzes Burghausen an der Salza bestimmt sei. Vorher aber hatte er eine diplomatische Mission zu vollziehen. Der Erzbischof von Salzburg war gestorben und das Domcapitel hatte 400 Oesterreicher berufen und in Sold genommen. „Von „welcher bedenklichen Bewandtnuß nun ein solcher Uns „höchst mißfällig zugehender unvermutheter Zufall seye," schreibt ihnen der Kaiser, „und was für yble Folgen „daraus erwachsen mögen, lassen wir Euch selbsten be„dächtlich zu erwägen yber." Das Schreiben, von Oberst Escher überbracht, schloß mit einer angemessenen Drohung. Eschers Bericht über den Erfolg seiner Sendung liegt uns nicht vor, wohl aber Seckendorfs Dank für diesen Bericht. J'espère qu'on suivra votre plan pour obliger le chapitre de Salzbourg d'être plus droit. Le prince m'a dit qu'il vous a confié le commandement de Bourghausen, j'en suis charmé, je connais votre fermeté. Der Kaiser gedenke, ihm auf den Frieden ein Dragonerregiment zu geben Burghausen war nach einer von Escher entworfenen Disposition vom Prinzen Louis am 20. November mit Verlust von 19 Mann an Todten und

81 Verwundeten erstürmt worden, und sogleich übernahm Obrist Escher daselbst das Commando. Da erschienen unerwartet am folgenden Tage die Oesterreicher wieder, warfen die Bayern über die Brücke nach der Stadt zurück, verbrannten die Brücke und bombardierten die Stadt, von welcher der größere Theil abbrannte. Dieses Ereigniß, welches den Bayern mehr als 200 Mann gekostet haben soll, blieb ohne weitere Folgen, indem beide Theile gleich darauf die Winterquartiere bezogen.

Das Jahr 1745 eröffnete sich mit traurigen Aussichten für die Bayerische Armee. Am 30. Jänner starb Kaiser Karl VII. und wenige Tage zuvor hatten die Oesterreicher die ganze Oberpfalz eingenommen. Escher erfuhr dieß am 23. durch St. Germain, dessen Hauptquartier in Traunstein war, und welcher hinzufügt: Vous serez content du nouveau maître (Churfürst Maximilian), le Maréchal est parfaitement bien auprès de lui. St. Germain hatte Ursache, des neuen Herrn sich zu freuen, der ihn zum Generallieutenant beförderte. Escher blieb unberücksichtigt. Von nun an hat der Briefwechsel zwischen St. Germain und Escher einen gemesseneren Charakter, alle Schwänke haben ein Ende, selbst der cher ami nach dem Monsieur fällt weg; doch herrscht fortwährend zwischen Beiden völliges Vertrauen, wenn auch der frühere Muthwille verschwunden ist.

Was den Feldmarschall Seckendorf betrifft, so hatte dieser zwar schon im December des verwichenen Jahres das Commando über die Bayerische Armee niedergelegt,

war aber doch am Hofe geblieben und spielte noch immer eine bedeutende Rolle. König Friedrich war sein persönlicher Feind geworden und Seckendorf blieb ihm nichts schuldig. Kaum hatte der Kaiser die Augen geschlossen, so arbeitete er am Frieden mit Oesterreich. Dennoch wurden die Feindseligkeiten von Seiten der letztern Macht mit Recht noch fortgesetzt, da sie im Vortheil war.

Das Commando über die Bayerische Armee führte nun wieder der Feldmarschall Graf Törring, und es scheint, daß mit ihm mehrere von Seckendorf beseitigt gewesene alte Generale wieder an's Ruder traten Er sah ruhig zu, wie die Oesterreicher zur Eröffnung des Feldzuges sich vorbereiteten. Graf St. Germain drang in ihn, dem Feind über die Salza entgegenzugehen, sonst werde man ihn bald im Herzen Bayerns haben. An Escher schreibt er: Je crains beaucoup plus notre Généralité que les ennemis. Die Oesterreicher commandierte der thätige Graf Bathiany. Dieser griff am 23. März auf allen Punkten an, zersprengte die vereinigten Bayerischen Abtheilungen und drang unaufhaltsam nach der untern Isar vor. Die Maßregeln, welche Törring traf, besonders die Zusammenberufung eines großen Kriegsraths, wurden von Escher und St. Germain mit Verzweiflung vernommen. Grand Dieu, schreibt der Letztere, quelles manoeuvres! Faut-il qu'il y ait tant d'ânes rassemblés à la fois! Vous pouvez compter que je ne vous abandonnerai pas et que je vous aiderai tant que je pourrai. Ihnen selbst stand an der Salza ein Corps von 2500

Oesterreichern gegenüber, von welchem sie wenig zu besorgen hatten; dagegen besorgte St. Germain, vom Tyrol her in der Flanke gefaßt zu werden. Seine Anfragen, ob er nicht die Salza Preis geben, die vereinzelten Corps zusammenziehen dürfe, um gegen den Feind etwas zu unternehmen, blieben ohne Antwort. Endlich kam am 1. April der Befehl, die Räumung von Burghausen vorzubereiten. Diese wurde am 3. April vollzogen auf eine Ordre St. Germains, welcher schreibt: Je reçois les ordres de me retirer cul sur tête et au plus vite, d'emporter ce que l'on pourra et de laisser le reste. — — Je suis abîmé par les confusions qu'on me fait. Zum zweiten Mal wurde nun unaufhaltsam vom Inn nach dem Lech retiriert und darauf am 20. April ein Waffenstillstand abgeschlossen, welchem schon am 22. der von Bayerischer Seite durch Seckendorf unterzeichnete Friedensschluß nachfolgte.

In der Bayerischen Armee traten nun bedeutende Reductionen ein. Escher konnte kein Regiment erhalten; er wurde am 12. Juni 1745 zum Generalquartiermeister mit Obersten-Rang ernannt mit einer monatlichen Besoldung von fl. 200 und 9 Pferderationen; aber nach wenigen Wochen trat er mit dem Marquis Pallavicini, Gesandten der Republik Genua am Französischen Hofe, in Unterhandlung und schloß mit ihm eine Capitulation ab, zufolge welcher er sich verpflichtete, der Republik vier Jahre nach einander zu dienen. Dafür wurde ihm die Würde eines Maréchal de camp (Generalmajor) mit

341 Gulden monatlicher Besoldung und im Kriege überdieß 18 Pferderationen zugesichert, für die Reise nach Genua aber eine Entschädigung von 100 Ducaten ausbezahlt

Die Republik war am 1. Mai 1745 dem am 25. October 1744 zwischen Frankreich, Spanien und Neapel wider Oesterreich und Piemont geschlossenen Bündnisse beigetreten. Am 8. Juli setzten sich 5000 Mann Genuesischer Truppen, befehligt von dem General Marquis Brignole, vereint mit der Spanisch-Neapolitanischen Armee des Generals Gages über die Bocchetta in Bewegung. Am 4. August wurde Tortona eingeschlossen, und mittelst 2000 Mann Ergänzungstruppen, welche General Escher zuführte, war das Genuesische Hülfscorps auf die vertragsmäßige Stärke von 10,000 Mann mit 36 Geschützen gebracht. In den zehn Bataillonen, welche sie bildeten, befanden sich viele Oesterreichische Ausreißer. Die Festung ergab sich am 3 September. Am 16. rückte die Armee nach Voghera, machte am 26 einen Contremarsch, durchwatete am frühen Morgen des 27 den Tanaro, und vertrieb die Franzosen aus ihren Verschanzungen, bei welcher von General Escher entworfenen Operation derselbe mit einer Colonne von 2000 Neapolitanern und Genuesern die Avantgarde bildete. Dann erfolgte die Belagerung von Alessandria und am 12. October wurde die Stadt übergeben; die Citadelle blieb blokiert. Die Stadt Valenza wurde am 27. October nach einem lebhaften Gefechte von dem Feinde geräumt, und nachdem am 29 November

Casale gefallen war, die Winterquartiere bezogen. Auch Französische Truppen waren zur verbündeten Armee gestoßen, und so kam Escher unter die Befehle des Marquis Mirepois zu stehen, welcher mit zwölf Bataillonen Franzosen und Genuesern die Verbindung zwischen Genua und Nizza zu decken hatte. Das Verhalten General Eschers in dieser Stellung findet sich in allgemeinen Ausdrücken angerühmt.

In dem Feldzuge des folgenden Jahres 1746 findet sich Escher nicht ausdrücklich genannt: wahrscheinlich war er am 1. September bei der fruchtlosen Vertheidigung der Bochetta zugegen. Wohl aber ist zu finden, daß, als die Stadt Genua von dem Oesterreichischen General Browne zur Uebergabe aufgefordert wurde, General Escher als Parlementär vor demselben erschienen und von jenem hart angefahren und nachläßig angehört worden sei. Dieß kann auch nicht befremden, wenn man liest, daß Escher dem Oesterreichischen General vorgestellt habe, die Republik stehe mit der Kaiserinn in keinem Kriege und hoffe daher, die Kaiserlichen Armeen rücken bloß um die Feinde zu verfolgen, nicht um die Republik zu beunruhigen, in der letztern Gebiet ein. „Wir kommen als Feinde und werden unsere Forderungen bald weiter äußern", so soll ungefähr die Antwort gelautet haben. Es wurden nun Genuesische Patrizier hinausgeschickt, um mit dem Feinde zu unterhandeln.

In der Zwischenzeit traf die Oesterreicher der Unfall, daß die Polcevera, in deren trockenem Bette sie sorglos

lagerten, vom Gewitterregen angeschwellt plötzlich heranströmte und 300 Mann nebst 150 Pferden und vielen Geräthschaften mit sich fortriß. Dennoch fand der Rath von Genua nicht angemessen, Widerstand zu leisten. Die Stadt öffnete ihre Thore; der Besatzung wurde gestattet, in Genua zu bleiben gegen das Versprechen, nicht wider Oesterreich zu dienen. Sei es aus Geringschätzung oder aus Nachläßigkeit oder aus übel verstandener Politik, kurz, der Oesterreichische General Botta (selbst aus Genua gebürtig), welcher von der Kaiserinn zum Gouverneur bestellt wurde, ließ das Genuesische Militär bewaffnet seinen Dienst in der Stadt versehen und dachte nicht einmal daran, sich des Zeughauses zu versichern. Der Haupttheil der Oesterreichischen Armee nahm seinen Weg nach der westlichen Riviera und stand zu Ende Novembers am Var.

Am 5. December brach in Genua ein Volksaufstand aus gegen die schwache Oesterreichische Besatzung. Der Oesterreichischen Generalität scheint die Möglichkeit dieses Ereignisses vorgeschwebt zu haben, denn schon am 28. November erhielt General Escher die Aufforderung, mit den Offizieren des ebenfalls in der Capitulation begriffenen Spanischen Schweizerregimentes Jost sich in das Oesterreichische Hauptquartier San Pier d'Arena zu verfügen und sich schriftlich als Kriegsgefangener zu erklären. Wahrscheinlich hat er dieser Aufforderung nicht Folge geleistet; im Gegentheil erzählt May in seiner Schweizerischen Militärgeschichte, Escher sei der militärische Leiter des Aufstandes gewesen. Der Genuesische

Schriftsteller Castrucci, der in seiner Lateinisch geschriebenen Geschichte dieses Krieges dem Escerio vielfaches Lob spendet, gedenkt dieses Umstandes nicht, aber es scheint für jene Angabe die große Anhänglichkeit zu zeugen, welche der junge Genuesische Patrizier Joh. Jacob Grimaldi, der bei dem Aufstand sich eifrig betheiligt hatte, dem General noch lange Zeit widmete. Am 10 December schlugen sich indessen alle in der Capitulation begriffenen Französischen und Spanischen Offiziere, mithin wohl auch Escher, auf die Seite der Aufständischen

Nun erfolgte am 21. December eine neue Citation von Seite des Commandierenden der Oesterreichischen Armee, Marchese Botta-Adorno, mittelst welcher sämmtliche in der Capitulation von Genua begriffenen Offiziere und Soldaten kraft der Capitulationsbestimmungen aufgefordert wurden, binnen acht Tagen sich als Kriegsgefangene in's Mailändische zu stellen, um nicht ihr gegebenes Wort zu brechen; sie müßten sich entehren, wenn sie dasselbe nicht gewissenhaft halten würden. Der Rath von Genua sah nun wohl ein, daß die Stadt dadurch ihre besten Vertheidiger verlieren würde, und wollte doch nicht die Verantwortlichkeit eines Abschlags über sich genommen haben, falls die Oesterreicher die Stadt wieder einnehmen würden. Er brachte daher die Sache an das Volk, und dieses beschloß am 27. December, es solle der Senat allen jenen Offizieren und Soldaten unter Androhung von Todesstrafe, Confiscation und Zerstörung ihrer Häuser und Güter verbieten, sich aus der Stadt zu entfernen, im Gegentheil

sei es der Wunsch sämmtlicher Bürger und Landleute, daß Jeder zu der allgemeinen Vertheidigung mitwirke. Dieser Beschluß wurde vom Rath dem General Escher in Abschrift mitgetheilt, damit er allen Offizieren und Soldaten verdeute, sich nicht zu entfernen, ansonst sie als Ausreißer und Ehrlose behandelt würden, und daß die nämliche Strafe sie treffen werde, wenn sie die ihnen anvertrauten Posten nicht aufs Aeußerste vertheidigen.

Im folgenden Februar (1747) näherten sich die Oesterreicher aufs Neue der Stadt, welche inzwischen auch einige Hülfe aus Frankreich erhalten hatte. Es erfolgte vom 11. April an eine mit schwachen Hülfsmitteln betriebene Einschließung, welche nie zur förmlichen Belagerung gedieh, indem es weder zur Eröffnung von Laufgräben kam, noch eine Kanonenkugel oder Bombe die Stadt erreichte. Dennoch traf die volkreiche Stadt vielfache Noth durch Mangel und Krankheiten, denn neben der Absperrung vom Lande drückte sie diejenige von der See durch ein Englisches Geschwader. Erst am 6. Juli bewirkte die Annäherung einer Französisch-Spanischen Hülfsarmee den Abzug des Feindes Ein großer Theil des Genuesischen Gebietes blieb indessen bis zu Ende des Feldzugs in dem Besitze der Oesterreicher.

Das Jahr 1748 schien der Stadt Genua neue Gefahren zu bereiten. Am 1. Juni begannen die Oesterreicher wieder ihre Operationen und bedrohten die Bochetta. Allein schon nach vierzehn Tagen kam die Kunde von dem zwischen den kriegführenden Mächten eingeleiteten Friedens-

schlusse, und der Französische Gouverneur von Genua, Duc de Bousters, schloß nun unverzüglich mit dem Oesterreichischen Commandierenden einen Waffenstillstand ab.

Von Eschers Leistungen während der Kriegszeit von 1747 und 1748 wissen wir nichts anzugeben. Nachdem er längere Zeit die Postierung im Gebirge der westlichen Riviera commandiert hatte, soll er noch an der Vertheidigung der Stadt in Bousters Generalstab Theil genommen haben. Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Angabe, weil der später von uns anzuführende Abschied Eschers dieses Umstandes wohl auch gedacht hätte.

Der Genuesische Dienst scheint ihn nie besonders angesprochen zu haben, denn schon in den ersten Jahren desselben trat er durch seines alten Gönners Seckendorf Verwendung mit dem Prinzen von Oranien, dem Erbstatthalter, in Unterhandlungen, um zum Besitze des Zürcherischen Standesregiments in Holland zu gelangen. Natürlich blieb dieß den Genuesern verheimlicht, und als er am 17. August 1748 einen Urlaub von vier Monaten verlangte und erhielt, ahnten seine Freunde schwerlich, daß er sie für immer verlasse.

Unter diesen Freunden erscheint als der vorderste der schon erwähnte Joh. Jakob Grimaldi. Aus Venedig, welches, wie damals vieler vornehmer und verschwenderischer junger Herren aller Länder, auch sein bevorzugter Aufenthaltsort scheint gewesen zu sein, war er nach Genua geeilt, um an der Vertheidigung seiner Vaterstadt Theil zu nehmen, und hatte in der letzten Zeit dabei

eine hervorragende Rolle gespielt. Zu Ende Octobers 1748 schrieb ihm nun Escher, nachdem er bereits am 17. October dem Prinzen von Oranien in unmittelbarer Zuschrift sich zur Verfügung gestellt hatte, aus Zürich und deutete ihm an, unter welchen Bedingnissen er sich dazu verstehen könnte, seinen Dienst für die Republik Genua, zu welchem er sich, wie wir wissen, im August 1745 auf vier Jahre verpflichtet hatte, länger fortzusetzen. Da der Krieg zu Ende war, so lag es im Geiste des Regierungssystems, so bald als möglich bedeutende Reductionen im Militär eintreten zu lassen, und so mag Escher seine Forderungen in einer Weise gestellt haben, die ihn hoffen ließ, daß man froh sein werde, seiner los zu sein; allein Grimaldi antwortete ihm am 11. November, er habe mit den einflußreichsten Senatoren, mit Brignole, Mari, Grimaldi (seinem Onkel) und Lomellini Rücksprache genommen und diese haben ihn ermuntert, eine Denkschrift zu Gunsten Eschers einzureichen. Vous savez, schreibt er in seinem Italienischen Französisch, dessen Orthographie wir so weit nöthig berichtigen, que notre magistrat de guerre est imbécile. Mercredi dans le petit conseil je pérorerai pour le rendre mieux qu'il sera possible pour pouvoir y mettre ces Messieurs les plus habiles qui ont servi dans la guerre qui vient de terminer. — La paix nous garantit tout notre état et si à la première guerre nous serons bien pourvu chez nous et en état d'être utile à quelqu'un, nous nous con-

serverons, mais si notre fainéantise nous gagne, nous serons perdus. Am 23. November schreibt Grimaldi, er habe wegen Krankheit noch nicht für Escher thätig sein können, und da auch Mari krank sei, so wünsche er es erst auf die Abstimmung ankommen zu lassen, wenn alle Freunde Eschers im Collegium anwesend seien. Darauf erfolgte dann am 10. December von Escher die Mittheilung, daß er den Genuesischen Dienst verlasse.

Dieß scheint nun den jungen Genueser aufrichtig geschmerzt zu haben, denn er schreibt am 21. December: Bien du changement, Mr., en 10 jours. Votre lettre du 4. parle d'une façon, celle du 14. d'une autre. — Votre changement ne m'a pas fait un grand plaisir ni même beaucoup d'honneur, puisque j'avais déjà parlé a tous les senateurs et (en) particulier le vieux Doge, premiers movents (moteurs) dans notre pays, lesquels avaient tous agréés la propositione et désa était près la supplica dans les mains de Queirano (wol der Name des Vortragenden) . . . Il faut bien avouer que les gouvernements républicains ont des defauts, mais ils ont des officiers à proportion de leurs forces. Vous auriez été notre Cholembourg en plus petit (Schulenburg en miniature, welcher bekanntlich die Streitkräfte der Republik Venedig einige Jahrzehnte früher mit Ruhm geleitet hatte).

Die Wahrheit zu gestehen kommt uns hier der Italiener ehrlicher vor als der Schweizer. Es trat eine

Zögerung in der Abschiedsertheilung ein und Grimaldi vergaß den Verdruß, welchen ihm Escher verursacht hatte und verwendete sich mit Eifer von Venedig aus, wohin er zurückgekehrt war, daß dem General sein ehrenvoller Abschied und sein rückständiger Gehalt beförderlich zugestellt werde. Die Abschiedsurkunde ist vom 12. März 1749 ausgestellt, vom General Lomellino unterzeichnet, und es ist in derselben mit voller Anerkennung der guten Dienste gedacht, welche der General in dem Lombardischen Feldzug und hernach in der Vertheidigung della nostra Riviera di Ponente geleistet habe Von einer Mitwirkung Eschers bei der Vertheidigung von Genua ist, wie wir oben andeuteten, hier nichts gesagt.

Die Antwort des Fürsten Erbstatthalter auf Eschers Eingabe ist vom 30. November: Ayant vu par votre lettre du 13 Octobre, que Mr. le Feldmaréchal de Seckendorf vous a informe en son tems de mes intentions à votre égard et que libre de tout engagement vous êtes à présent de retour dans votre patrie et résolu d'entrer au service de la République aux conditions, que je vous avais accordées à la recommendation du dit Feldmaréchal, je vous confirme par celle-ci la promesse de vous donner le grade de Major Général etc. Und daß diese Sache schon früher eingeleitet worden, geht aus einem Empfehlungsschreiben Seckendorfs hervor, welches Escher mit sich nach dem Haag nahm: Ce n'est pas sa faute,

qu'il ne s'est pas rendu aux pieds de Votre Altesse Sér^me^ sitôt qu'il a eu par moi Sa gracieuse résolution à le vouloir accommoder. La République alors ne permettait à personne de sortir de la ville bloquée et assiégée. — (Empfehlung Eschers). Elle trouvera le portrait que j'ai fait de lui très véritable. Et comme on dit en Suisse que le Régiment de Hirtzel sera vacant, on pourra ménager les gages du Géneral Major en lui donnant ce régiment qui par ses soins sera toujours sur un bon pied, ayant des parents et amis en Suisse qui le seconderont pour faire de bonnes recrues. . . . Comme il a servi dans mon Régiment et sous mes yeux au delà de 20 ans je puis assurer V. A. S. qu'Elle trouvera en lui un officier qui a de l'honneur et de service.

Das Zürchersche Regiment in Holland war nicht, wie späterhin dasjenige in Frankreich, durch eine Capitulation für das gesammte Regiment entstanden, sondern die Capitulationen waren ursprünglich, nämlich zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, für die einzelnen Compagnien von Hauptleuten, welche dieselben errichteten, auf eigene Faust und selbst den bestehenden Satzungen zuwider abgeschlossen, und erst hernach der Regierung officiell mitgetheilt und von ihr nach langem Sträuben genehmigt worden. Aus diesen verschiedenen Compagnien entstand dann ein Zürcherisches Defensivbataillon und endlich ohne Zuthun der Regierung ein Regiment, welches neben den Zürcherischen auch fünf

Compagnien von Neuenburg und Basel enthielt. Inhaber dieses Regiments war seit 1725 der General Salomon Hirzel von Wülflingen, in seiner Jugend ein tapferer Kriegsmann, später aber nur darauf bedacht, aus seinem Regiment möglichst viel Geld zu ziehen, dessen er für seinen und seiner Söhne ungemessenen Aufwand und liederliches Leben allerdings bedurfte. Unter solcher Führung mußte das Regiment in Unordnung gerathen und bei den Offizieren an die Stelle des militärischen ein krämerischer Geist sich einschleichen. Kommandant des Regiments war der Oberst Hs. Gg. Keller, dem wahrscheinlich die nöthige Unabhängigkeit und Energie abgiengen, um Ordnung zu schaffen. Die Umgestaltung des Regiments in ein rein Zürcherisches, welche mittelst Abtrennung der fünf Nichtzürcherischen Compagnien und Errichtung vier neuer Zürcherischer vollzogen wurde, mag nun auch zum Vorwand gedient haben, dem Regiment in General Eschers Person einen neuen Commandanten zu geben, welchem der bisherige Commandant Oberst Keller sich unterordnen mußte. Am 18. August 1749 gab General Escher aus Breda seinen gnädigen Herrn und Obern Burgermeister und Rath der Stadt Zürich die „schuldigste Nachricht", daß vor einigen Wochen seine Ernennung zu diesem Commando dem Erbstatthalter beliebt habe. „Das Vergnügen, mich an dieser Stelle zu befinden, vermehrt sich, Tit., wenn ich erwäge, daß mir hierdurch der längst erwünschte Anlaß von selbsten zuwachset, die respectuoso Gesinnung so gegen Hochle-

selbe jederzeit geheget, bei könftigen Vorfallenheiten an den Tag legen zu können." Er werde sich angelegen sein lassen, die Ehre und das Wohlsein des Regiments zu fördern u. s. f.

Von nun an blieb General Eschers militärische Laufbahn eine sehr friedliche, da die Bemühungen Englands und Preußens, die Niederlande zur Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zu bewegen, ohne Erfolg blieben. Als Regimentscommandant und später als Regimentsinhaber erließ General Escher für die verschiedenen Regimentschargen eine Reihe wohl durchdachter und klar ausgedrückter Pflichtordnungen, welche im Wesentlichen darauf ausgehen, im Regimente den Dienst zweckmäßig herzustellen und eine bessere Zusammensetzung des Offiziercorps anzubahnen. Dabei mußten indessen die diesem Zweck nicht immer förderlichen Privilegien der Schweizerregimenter geschont bleiben.

Weit mehr noch als heutzutage hieng damals von der Persönlichkeit des Obersten und der Hauptleute der Zustand des Regimentes ab. Der Oberst ernannte den Quartiermeister und den Regimentsadjutanten und hatte das Recht, sie jeden Augenblick nach seinem Belieben „abzuschaffen, ohne daß er darum Red und Antwort zu „geben schuldig ist". Die Hauptleute hatten „das pou„voir die Offiziere bei ihren respectiven Compagnien zu „ernennen und sie dem Regiments-Inhaber vorzuschlagen, „welcher sie anzunehmen schuldig ist, wann er keine er„hebliche Ursache hat, sie zu refusiren". Daß nun unter solchen Verhältnissen Verwandtschaft, Gunst und Geschenke

auf die Ernennungen ihren Einfluß ausübten, ist erklärlich, und ebenso, daß manches untaugliche und unwürdige Individuum den Weg zur Offiziersstelle finden konnte. Diesem Uebel zu steuern ertheilte General Escher dem Regimentscommandanten „die Autorität, untaugliche und „liederliche Subjecte, so dem Regiment nichts als Schande „zuziehen, wann ein Hauptmann dergleichen zum Offizier „ernennt, auszuschlagen, worin Ihn zweifelsohne der Re„giments-Inhaber soutenieren wird“.

Den Hauptleuten ward von der Holländischen Regierung für jeden Kopf der Compagnie jährlich eine gewisse Summe bezahlt und ihrem Gutfinden die Besoldung der Untergebenen überlassen, und erst der Mißbrauch dieser Vollmacht bewog die Regierung von Zürich, eine Besoldungsscala für die Lieutenants, Unteroffiziere und Soldaten festzusetzen, an welche sich die Hauptleute fortan zu halten hatten. Da jeder Stabsoffizier selbst Besitzer einer Compagnie war, so blieb die Regierung in Zürich die einzige Stelle, wo gegen solche Uebelstände Hülfe zu hoffen war. Da die Hauptleute nebenbei auch die Lieferungen für Kleidung, Bewaffnung und Ausrüstung der Compagnien zu besorgen hatten, so war eine Compagnie eine der schönsten Pfründen Im Kriege freilich traten dann die Nachtheile dieses Systems an den Tag. General Escher vermochte daran wenig zu ändern, und es mochte ihm selbst bis auf einen gewissen Grad ganz angenehm sein, hingegen hat er offenbar auf Verbesserung des Looses der untern Grade hingearbeitet

Selbst einen großen Theil desjenigen, was man unter dem innern Dienst begreift, bestimmte der Regimentsinhaber nach seinem Belieben. General Escher hatte das Reglement seines frühern Regiments Seckendorf eingeführt und es wird auf dasselbe in seinen Instructionen wiederholt hingewiesen. Als eine bezeichnende Eigenthümlichkeit heben wir hervor, daß der Leibcompagnie, deren Einkünfte dem Regimentsinhaber gehörten, bei einem Garnisonswechsel im Frieden unter den dem Regiment angewiesenen Quartieren die Wahl vorbehalten war, indeß die übrigen Compagnien um die Quartiere spielen mußten, worin der Regimentsquartiermeister bei schwerer Strafe keine Partellichkeit zeigen soll.

Von dem Regimentsadjutanten, zu dessen vornehmsten Obliegenheiten das Einexerzieren der Mannschaft gehörte, verlangt General Escher neben vollkommener Fertigkeit, „daß er sich in alles zu finden wisse und sich nicht leicht „confus machen lasse, und daß er nicht nur Furcht und „Autorität, sondern auch Liebe sowohl bei denen Unter„offiziers als dem gemeinen Mann habe. Dieselben mit „Schlägen zu tractieren ist gänzlich unnöthig, indem die „Erfahrung genugsam zeiget, daß man die Disciplin und „Gehorsam auf eine gelindere Art unterhalten kann."

Die „Instruction von Herrn Generalmajor Escher an den Feldprediger" ist ganz im Sinne der damaligen Zeit. „Er soll ein ehrlicher, vernünftiger, bescheidener und „mäßiger Mann sein, der seiner anvertrauten Gemeinde „mit einem seinem Charakter anständigen frommen Leben

„und Wandel vorgehe u. s. f. — Um sich in Achtung zu „erhalten, soll er sich alles familiaren Umgangs mit „Offiziers, noch mehr aber mit Unteroffiziers gänzlich „enthalten, sich der Gastmahlen und Gesellschaften, wo „über Gebühr getrunken und ungeziemende Reden geführt „(und scandalose Zotten getrieben werden, heißt es im „ersten Entwurfe), entschlagen, sich auch nicht in Wirths„häusern oder gar bei Marquetentern antreffen lassen, „seine Kleidung soll zwar sauber und ordentlich, dabei „aber ehrbar, bescheiden und seinem Stande angemessen „sein — Die Predigten, so er haltet, sollen so eingerichtet „sein, daß vornehmlich der gemeine Mann möge erbaut „und unterrichtet werden, deßnahen solche klar deutlich „und ja nicht in sogenannten erhabenen neuerfundenen „und unverständlichen, noch weniger in fantastischen, „mystischen und nichts bedeutenden Expressions abge„faßt sein sollen."

In einer besondern Instruction für den damaligen Feldprediger Hegner, angehend die Verwaltung des Armenfonds, ist bemerkt: Da wegen Herrendiensten und andern Ursachen die wenigsten Herren Offiziere den Predigten an Sonntagen beiwohnen können und durch ihre Abwesenheit der öffentlichen Sammlung für die Armen ein merklicher Abbruch geschehe, so werde der Herr Pfarrer ersucht, je auf den ersten Sonntag eines jeden Monats einen Unteroffizier mit einer verschlossenen Armenbüchse den Herren Offiziers in's Quartier zu schicken. — So durften also die Predigten mit Recht

vornehmlich auf Erbauung des gemeinen Mannes berechnet werden.

Bei allem innern Widerwillen, welchen Escher gegen den geistlichen Stand gehabt haben soll, wußte er, wie wir sehen, in amtlicher Stellung gegen denselben ein angemessenes Decorum zu beobachten Im Privatumgang hingegen ließ er seinem Witze freien Lauf Es gehörte damals zu dem guten Ton eines Cavaliers, sich über die Aeußerlichkeiten des Cultus in Scherz und Spott zu äußern. So zur Zeit der angeblichen Nachtmahlvergiftung in der Großmünsterkirche zu Zürich wurde Escher über diesen Handel bei Hofe im Haag von der Gemahlinn des Erbstatthalters, welche eine Verehrerinn Lavaters war, mit solcher Umständlichkeit ausgefragt, daß ihm die Sache zu langweilig wurde und er die Fürstinn mit den Worten zum Schweigen oder zum Lachen brachte: Madame, cela n'était pas dans ma paroisse. Wenn er sich aber sogar äußerte, er sei, seit er getauft worden, nie in einer Kirche gewesen, so war dieß wohl kaum buchstäblich zu verstehen

War aber General Escher kein Christ nach seinem äußern Bekenntniß, so war er es desto mehr in der Erfüllung der Gebote des Christenthums. Wohlthätigkeit war ihm ein Herzensbedürfniß. Beim Regiment gab es viele verheirathete Soldaten, deren Frauen und Kinder in dem theuern Holland wohl oft große Noth litten. Ebenso gab es viele Leute, die durch Krankheit oder Zufälle zum Dienst untüchtig wurden und darum nicht auf

Pension Ansprüche machen konnten. Am 1. Juli 1756 verzichtete General Escher auf die bedeutenden Emolumente, welche er bei Beförderungen auf den Brevets der Offiziere zu erheben hatte und schloß mit ihnen einen Vertrag ab, kraft dessen nach einer bestimmten Taxe für jede Beförderung ein Beitrag an den Armenfond zu entrichten war, z. B. 15 Reichsthaler vom Hauptmann, 9 vom Oberlieutenant u. s. f. Im Mai 1764 wurden die regelmäßigen Beiträge der Compagnien an den Armenfond erhöhet und über dessen Verwendung nähere Bestimmungen getroffen.

Zum Besitze des Regiments als Inhaber desselben gelangte General Escher im April 1755. Von nun an überließ er die Führung desselben dem Commandanten und hielt sich meistentheils in Zürich auf, wo er auf dem Landgute seiner Freunde von Landenberg das im Eingang der Erzählung erwähnte stille Leben führte. Der Briefwechsel mit seinen ehemaligen Freunden und Gönnern hatte aufgehört. Dem alten Feldmarschall Seckendorf hatte er noch 1751 seine Glückwünsche zum Jahreswechsel dargebracht und von ihm eine freundliche Antwort erhalten: «Les souhaits de la Maréchale (eine geborene von Hohenwerth zu Gerlochstein aus Krain) qui vous fait ses complimens, ne sont pas moins sincères et nous avons été bien aise d'avoir de vos nouvelles après un si long silence.» Acht Jahre später beging Friedrich der Große die Grausamkeit, den 85jährigen

Greis von seinem Gute wegholen und nach Magdeburg als Gefangenen bringen zu lassen, angeblich wegen seines Briefwechsels mit der Kaiserinn, in der That aber um ihn seine üble Laune fühlen zu lassen und 10,000 Thaler von ihm zu erpressen. Erst nach einem halben Jahre wurde er losgelassen, nachdem das Lösegeld, das er aus seinem Eigenen bestreiten mußte, bezahlt war. Diese Behandlung gieng ihm sehr zu Herzen und die Schwächen des Alters nahmen nun bei ihm zu, bis ihn im November 1763, also in seinem 90. Lebensjahre, der Tod erlöste. Seine reichhaltige Privatcorrespondenz, in welcher sich zahlreiche Briefe Eschers finden müssen, ist vor wenigen Jahren an das Hofkriegsarchiv in Wien abgetreten worden.

Als beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges das Zürcherische Standesregiment Lochmann in Französischen Diensten in's Feld rücken mußte, erinnerte sich General Escher seines Freundes St. Germain, der, seit sie sich verlassen, nach Frankreich zurückgekehrt, daselbst zum Generallieutenant ernannt worden war und jetzt bei der Armee in Westphalen ein Commando führte und empfahl ihm den Major (nachmaligen General) Steiner. Graf St. Germain antwortet am 29. Mai 1757 aus Lippstadt: . . . Je n'ai pas encore vu Mr. de Steiner. Vous en savez la raison; mais si je trouve les moyens de lui être utile je les saisirai avec empressement et de façon à vous faire connaître le cas infini que je fais de votre Recommandation. Conservez moi, je vous

pris l'honneur de votre amitié u. s. w. — alles sehr liebenswürdig, aber förmlich. Der Grund, warum er den Major Steiner noch nicht gesehen, war folgender: Das Regiment Lochmann hatte sich, gestützt auf die bestehenden Verträge vom 18. April, geweigert, den Rhein zu überschreiten. Der Oberst und Oberstlieutenant wurden darauf nach Französischen Festungen in Verhaft gebracht und der Rest blieb unter Major Steiners Führung so lange auf dem linken Rheinufer stehen, bis die heimatliche Obrigkeit sich bequemte, die Verwendung des Regiments in Deutschland zuzugeben. Dieß geschah erst zu Ende des Jahres 1757.

Auch der gekränkte Freund Grimaldi nahm im Frühjahr 1756 den Briefwechsel mit dem alten Generale der Republik auf, über welchen man von tausend Seiten her Aeußerungen der Dankbarkeit und Anhänglichkeit wiederhallen höre. Nun möchte die Republik ihre Artillerie herstellen und vernehme, es sei in der Schweiz ein geschickter Geschützgießer, der die Artillerie des Kantons Bern und der Stadt Genf umgegossen habe. Diesen wünschte man zu gewinnen, und falls Escher sich in seiner Vaterstadt Sorrigo befinde, so möchte er jenem Manne schreiben u. s. w. In der That wandte sich nun Escher an diesen Gießer, den bekannten Maritz von Burgdorf, welcher sich aber sehr kostbar machte und bemerkte, man sehne sich in Genf darnach, daß er in Bern bald fertig mache, er habe aber von Ihren Excellenzen eine lebenslängliche Pension, die er nicht gern verliere, ja wenn es

sich darum handelte, Ihren Excellenzen von Zürich einen Dienst zu erweisen, dann wäre er schon bereit. Zuletzt aber, nachdem Escher einige seiner Bedenken widerlegt hatte, erklärte er, da es sich nur um 60 Stücke 24-lber Kanonen und einige Mörser handle, und nicht, wie er früher geglaubt, um 4—500 Stücke; so finde er, nachdem er mit seiner Frau darüber gesprochen, es sei besser, die Sache fallen zu lassen. Einen Enkel dieses Mannes hat man 70 Jahre später in ganz ähnlicher Weise prahlen hören, nachdem Maritzens Geschütze ihren Kredit längst eingebüßt hatten.

Bei hohen Herrschaften scheint Escher zu allen Zeiten als liebenswürdiger Hofmann guten Zutritt gefunden zu haben. Im November 1757 ward dem zu Zütphen als Major bei der Cavallerie im Quartier liegenden Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippsthal ein Sohn (Karl † 1793) geboren, für welchen er unter andern die Republik Zürich zu Gevattern bat. Darauf fiel dem Elternpaar ein, sich für dieses Kind auch um das Zürcherische Bürgerrecht (la naturalisation à la Bourgeoisie du Canton de Zurich) zu bewerben. Rien ne nous ferait un plaisir plus sensible, schreibt dessen Mutter an General Escher, que de voir notre fils attaché à un pays qui s'est toujours déclaré si avantageusement pour les Princes de notre maison, und legt ihm ihres Gemahls officielle Anmeldung zur Uebergabe an die Regierung bei, welche aber dieses Begehren, so lautet die Antwort an den Prinzen, „als welches die Verfassung und vorhandene

„Ordnungen unsers Standes dergestalten behintern, daß „von dergleichen Beyspihlen die wenigste Spur nicht an„zutreffen ist" — in höflichster Art ablehnte.

Auf Empfehlung Seiner Hoheit des Prinzen von Oranien als Generalcapitains der Niederländischen Kriegsmacht wurde Johan Coenrad Esscher mittelst eines kolossalen auf Pergament zierlich ausgefertigten Patents, gegeben im Haag 24. August 1772, zu einem Generallieutenant von der Infanterie ernannt. Es brachte dieß, abgesehen von der Gehaltserhöhung in des Höhergestellten Lebensweise keine Aenderung. Einige Reisen nach Holland abgerechnet verweilte er fortwährend auf dem Kreuzbühl im Kreise der Familie von Landenberg. Der anhaltende Friede gestattete ihm, seine Sorge für das Regiment auf eine allgemeine Ueberwachung zu beschränken, die doch keine bloß formelle blieb; denn noch wenige Monate vor seinem Tode entdeckte der 81 jährige Greis, daß man einen jungen Fähndrich eingeschmuggelt, der noch nicht das vorgeschriebene Alter hatte, und schrieb darüber dem Obersten Hirzel in höflicher, aber sehr entschiedener Weise, indem er zugleich seine feste Willensmeinung über das für die Zukunft zu befolgende und eine Controle darbietende Verfahren zu erkennen gab.

Mit den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt hatte er nichts zu schaffen. Es ist auffallend, daß er nicht wie die übrigen „Generals in fremden Diensten" unter den Ehrenmitgliedern des Zürcherischen Kriegsraths erscheint und daß er auch nicht Mitglied des großen Rathes war.

Ob die Constaffel ihn nicht wählen wollte, oder ob er sich die Wahl verbeten hat, ist uns nicht bekannt. Wir vermuthen das letztere, indem sich die Constaffel nur geehrt fühlen konnte, wenn er eine solche Wahl annahm. Mit dem vaterländischen Militärwesen wollte der General wohl nicht gern zu schaffen haben, weil ihm dasselbe in seiner damaligen Gestalt eine bloße Spielerei erschien und er überzeugt war, mit Rathschlägen, die rein auf das Zweckmäßige und auf Beseitigung alles unnützen Tandes ausgehen müssen, nicht durchzubringen. Solches schließen wir aus den unten angeführten Aufzeichnungen oder Dictaten desselben, welche zugleich die in Zürichs gebildeter und vornehmer Welt schon damals sehr eingewurzelte Ansicht aussprechen, die Schweiz sei gar nicht im Stande, eine Miliz aufzustellen, welche sich mit dem Linienmilitär des Auslandes messen könnte, und Zürich und Bern sollen für die Einrichtung ihres Kriegswesens zunächst den Fall ins Auge fassen, daß es wieder einmal mit den katholischen Kantonen zu einem Kriege kommen sollte.*)

---

*) Tout le monde sait que les cantons catholiques voisins, avec lesquels ceux de Zurich et de Berne ont eu maintes querelles depuis deux ou trois siècles, sont très-peu pourvus d'artillerie et qu'il serait très-difficile peut être impossible pour eux de s'en procurer en proportion des dits cantons de Zurich et de Berne. Si cependant le cas arrivait, ce dont Dieu nous garde, que dans l'avenir ces querelles se renouvellassent et qu'on en viendrait effectivement aux mains en laissant marcher des deux côtés

So wenig aber General Escher annahm, daß seine militärischen Ideen in Zürich Eingang finden dürften, so verweigerte er dennoch seinen Rath nicht, wenn er

---

des corps égaux en nombre de quelques milliers d'hommes, quel avantage n'aurions nous pas de notre côté en opposant à l'ennemi dépourvu de bonne artillerie 30 à 40 pièces légères de campagne servies d'artilleurs habiles et experimentés de sorte que d'emblée et avant d'en venir aux mains l'on pourrait d'un éloignement de 2 à 3000 pas fort l'endommager? L'on peut présumer avec raison que cela causerait beaucoup de desordre et de confusion dans le corps ennemi, que cela le ferait reculer, avant même qu'on l'atteindrait avec les armes blanches. Voilà un des principaux avantages que Zurich et Berne auraient toujours à tout évènement contre les cantons catholiques, nous souhaitons cependant que jamais le cas n'arrive.

Ebenfalls mit Hinsicht auf einen solchen Krieg empfahl General Escher die Erbauung von 3 oder 4 Galeeren, über deren Einrichtung und Ausrüstung er einige Anleitung gibt, um die Schiffahrt auf dem See zu sichern, die Verbindung mit beiden Ufern offen zu behalten und einen Einfall auf f e i n d l i c h e s G e b i e t zu unternehmen

Bekanntlich wurden damals bei allen Armeen jedem Infanteriebataillon im Felde von der Artillerie ein oder zwei Geschütze zugetheilt, welche dem Bataillon während des Krieges in allen seinen Bewegungen folgten. Es wurde auch in Zürich die Frage aufgeworfen S'il est nécessaire de fournir chaque bataillon d'infanterie d'une pièce de campagne? Darauf antwortet General Escher: Cette disposition peut être bonne mais n'est certainement pas nécessaire auprès d'une milice réglée, toujours entretenue sur un pied stable. Il serait même possible, mais ici trop diffus de démontrer, *que cela ne vaut même rien auprès des troupes réglées et des grandes armées.* Mais auprès d'une milice qu'on ne revoit que tous les deux ans et tout au plus une fois par an, il n'est du tout point nécessaire d'y repartir une certaine quantité d'artillerie — — et cela d'autant plus qu'on serait toujours exposé de la perdre, si l'un ou l'autre

darum angegangen wurde. Als es sich im Jahr 1776 um die Anschaffung neuer Geschütze handelte, wurde auch General Escher um seine Ansicht befragt, und dieser reichte

---

détachement était dans le cas de se retirer promptement par les routes mauvaises et impraticables de ces pays-ci. Le meilleur est qu'une certaine quantité d'artillerie soit repartie par divisions soit adjoint à un corps.

En général ceux qui croient que notre milice qui consiste principalement en pères de famille qui seraient obligés de laisser chez eux une femme et des enfans, qui ont tous quelque trafic, qui sont obligés de labourer jour par jour leurs campagnes pour pouvoir se nourrir et payer les censes etc., pourra jamais être sur un pied régulier comme les troupes réglées et soldées, pourra jamais en cas de besoin être reduite en front de bandière et conduite en ordre à l'ennemi, *se verront bien trompés* dans leur attente. Tout ce qu'on peut avec raison exiger soit des citoyens, soit des habitans de la campagne, c'est que chacun contribue de son mieux, de défendre en cas de besoin de toutes ses forces sa patrie et de la garantir de tout péril, et pour obtenir ce but on n'a pas absolument besoin de la régularité des troupes soldées. Dans une guerre de *paysans contre paysans* comme il faudra toujours regarder celles de l'interieur de notre Suisse, il ne faut pas prétendre plus sinon que les habitans du pays soient divisés en certaines cohortes, qu'on les appelle puis Quartiers, Régimens, Bataillons ou autre noms pompeux et sonores, ou que les chefs portent le titre Inspecteurs, Généraux, Colonels, Chefs de quartier. Le principal est que chaque homme propre pour la défense du pays soit muni d'un bon fusil, d'une certaine quantité de munition et revêtu d'un bon habit de drap d'uniforme, en outre qu'il sache bien manier son fusil et le charger promptement. Dem damaligen Musterungsleben ist er auch nicht hold. Le manger et boire et tous les divertissemens si usités dans notre militaire qui ne contribuent en rien à l'instruction, mais bien à la dépense, devraient entièrement être abolis.

dann eine Denkschrift ein, in welcher er dem Dreipfünder vor dem Vierpfünder, und der Gießerei in Bern vor denjenigen in Straßburg den Vorzug gab. Die Regierung aber entschied sich für das Gegentheil, vielleicht darum, weil der Kredit von Maritz, der die Gießerei von Bern leitete, bereits im Schwinden begriffen war. Näheres über diese Verhandlungen findet sich in Herrn Oberstlieutenants Nüscheler reichhaltiger Geschichte der Zürcherischen Artillerie (Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft von 1858).

Im Uebrigen lebte nun General Escher ganz dem Umgang mit der Wissenschaft und Kunst und mit einem kleinen Freundeskreise, dessen Mittelpunkt die geistreiche Frau von Landenberg bildete. Einer ihrer Verehrer hat uns folgendes Bild von ihr hinterlassen, «sur la tombe «de laquelle je verse volontiers une larme de recon«naissance et de doux souvenir. On pouvait avec «raison comparer cette dame extrêmement spirituelle «et savante à la fameuse Ninon de l'Enclos. Jusques «à son âge avancé elle brilla par le charme de sa «conversation infiniment douce et intéressante et «sçut se concilier l'estime et le respect de tous ceux «qui l'approchaient. Elle savait toutes les langues, «l'anglais, l'italien, le français. Elle faisait longtems «le lecteur et le secrétaire du général et son unique «société.» Einige Ueberschwenglichkeit ist in dieser Schilderung kaum zu verkennen. Ein Neffe der Gefeierten, der Bürgermeister Hans Reinhard, spricht von ihr als einem

Muster von Eingezogenheit, und so hätte man wenigstens den Salon auf dem Kreuzbühl gegenüber demjenigen von Paris auf ein angemessenes Verhältniß zurückzuführen. Escher selbst war in alten und neuen Sprachen sehr bewandert, ebenso in der Geschichte und Politik, sein Lieblingsstudium aber waren die Englischen Philosophen und Dichter. Für Musik, besonders die Italienische, hegte er eine leidenschaftliche Vorliebe. Diese gieng so weit, daß er einem jungen Offizier seines Regiments die Reise nach Italien bezahlte, um sich in dieser Kunst auszubilden. Er selbst spielte Klavier und gab den Freunden kleine Concerte.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Escher in Sachen des Glaubens sich an keine Autorität zu halten schien und seine Freundinn hielt es ebenso. «Cette femme était «une théiste des plus raffinées, mais ce qui plus est, «elle aimait à badiner sur des matières de religion, «sur le culte, sur l'état futur, à la Voltaire au moins». Der General spielte bei solchen Gesprächen auch nicht den Langweiligen. Als aber ein junger Mann, der schon von uns redend eingeführte Verehrer der Zürcherschen Ninon de l'Enclos, dessen zerstörter Gemüthszustand ihm bekannt war, Aeußerungen gegen ihn fallen ließ, welche ihn auf die Vermuthung brachten, daß jener sich mit Gedanken von Selbstmord beschäftige, war derselbe sehr verwundert, den General einen ganz andern Ton anschlagen zu hören. «Il me prêcha avec une si insinuante éloquence sur «nos devoirs dans cette vie, sur l'obligation où nous «étions de respecter les desseins de la Providence,

«sur le bonheur de notre état futur uniquement à «espérer après nous en être rendus dignes dans «cette vie, que je tombais des nues et faisais de «gros yeux». Zum Abschied habe ihm dann der General den Phädon des Plato in die Tasche geschoben.

Seine Erbauung suchte der General in Zollikofers Predigten, Wolfs Moral, Jerusalems Schriften, welche damals in den Häusern der gebildeten Welt, auch derer, welche dem Kirchenbesuch nicht entsagt hatten, sehr verbreitet waren. Seitdem sind sie wohl mehr in Folge veränderten Geschmacks als weil sie auf den Index gesetzt worden wären, durch andere verdrängt worden. Beiläufig mag hier erzählt werden, daß sein Freund St. Germain, welcher 1777 im Alter von 71 Jahren starb, in seinen alten Tagen ein gar frommer Herr geworden und ein so eifriger Katholik, daß man ihm nachredete, er sei ein Anhänger der damals am Hofe verpönten Jesuiten.

Der im Jahr 1776 erfolgte Tod seiner Freundinn, der Frau von Landenberg, gieng dem General Escher sehr zu Herzen. Er trug indessen seine Freundschaft auf ihren Sohn Hartmann von Landenberg und dessen Gattinn geborne Ziegler über, zog aber mehr noch als früher an seine Tafel jüngere Männer, deren Unterhaltung geeignet war ihn aufzuheitern. Er verweilte gern bei den Erinnerungen an seine Jugendzeit, und selten geschah solches ohne daß dabei auch Seckendorfs Name genannt worden wäre. Er verstand angenehm zu erzählen und „höchst

„lehrreich, besonders an Anecdotes, traits d'histoire „u. s. f., die man Ihme als Augen- und Ohrenzeuge glau- „ben mußte und die man vergebens in den Geschichten und Mémoires derselben Zeiten suchen würde“.

Seine ökonomische Lage war von der Art, daß er seinem Hange zur Wohlthätigkeit in reichem Maße sich hingeben konnte. Wenn wir auch Leonhard Meisters Phrasen „von einem Hof, den der General vor dem „Frühstück um sich her hatte, nicht von eiteln glänzenden „Aufwärtern, sondern von einer Menge würdiger Armen, „Wittwen, Waisen, hilflosen Bürgern und Bauern die ihn als ihren Pflegvater besuchten“ — nicht buchstäblich zu nehmen haben, so finden sich darüber noch andere Zeugnisse vor, und es wird, wie schon bemerkt insbesondere erwähnt, daß er jährlich den Tag, als er in Italien nach seiner Entlassung aus dem Spital zu betteln genöthigt war, mit Austheilung bedeutender Unterstützungen gefeiert habe.

Noch in seinem letzten Lebensjahre setzte der heitere 81 jährige Greis seine bisherige Lebensweise fort, denn im Tagebuche seines jüngern Freundes ist bemerkt, daß dieser noch am 10 September 1786 vier Wochen vor des Generals Hinschied bei ihm speiste. Die zum Tode führende Krankheit war von kurzer Dauer und hielt ihn nicht ab, noch wenige Tage vor seinem Erlöschen im Garten zu spazieren und von seinen Blumen mit den Worten Abschied zu nehmen: Euch seh ich nicht wieder. Ohne Schmerzen und Unruhe gab er seinen Geist auf. Sein letztes Wort war: „Es ist Gottes Wille. Ich folg' ihm“.

Des Generals Nachlaß betrug achttausend Gulden nebst wenigen Möbeln und noch weniges Silbergeschirr und Pretiosen: Eine goldene Tabatiere zu fl. 235 und eine silberne Barbierschüssel nebst Seifenkugelbüchse zu fl. 70 gewerthet waren das Bedeutendste. Die galonnierten oder gestickten Kleider waren zu fl. 200 gewerthet. Die werthvolle Büchersammlung wurde um fl. 80 verkauft. Das, wie es heißt, von ihm erbaute schöne Haus auf dem Kreuzbühl soll er noch bei Lebzeiten der Familie von Landenberg geschenkt haben

Als Militär nimmt Escher unter den mehrern hundert Schweizerischen Generalen des XVIII. Jahrhunderts, welche in ausländischen Heeren gedient haben, eine hervorragende Stellung ein. Viele haben gleich ihm in altschweizerischer Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, in treuer Pflichterfüllung im Dienste überhaupt, endlich in denjenigen Eigenschaften geglänzt, welche bei Hofe und in guter Gesellschaft nach damaligen Begriffen den vollendeten Cavalier bezeichneten; wenige aber mögen ihm gleichkommen in unermüdlicher geistiger und physischer Thätigkeit und in selbstständigem Denken und Handeln.

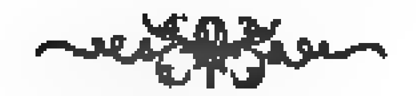
Briefe

von

Salomon Gessner

an

J. G. Zimmermann.



Herr Dr. Rößler in Erlangen, früher in Göttingen, hat in seinem Buche „die Gründung der Universität Göttingen“ Göttingen 1855) bei Mittheilung sehr werthvoller Nachrichten über Haller aus dem Nachlasse J. G. Zimmermanns (von Brugg, nachmals königl. Leibarzt in Hannover) auch anderer schätzbarer Actenstücke erwähnt, welche jener Nachlaß enthalte. (S. 350.) Von diesen hat er uns eine Anzahl von Briefen, die aus Zürich stammen, zur Aufnahme in unser Taschenbuch zugestellt. Indem wir dem verehrten Manne für diese, den freundschaftlichsten persönlichen Erweisungen zur Seite gehende, Mittheilung unsern aufrichtigen Dank bezeugen, legen wir unsern Lesern die nachfolgenden Briefe vor, welche unsern Dichter auch als Künstler und sowohl von seiner lustigen als von seiner geschäftlichen Seite anschaulich zeichnen, welche beide Seiten denen, die sich noch heute um ihn bekümmern, weniger vor Augen sind als die zarte Anmuth seiner Gedichte und Zeichnungen. Wir hoffen dabei um so eher auf etwelche Theilnahme der Leser, seit Mörikofers Schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, dieser kostbare Schatz vaterländischer Erinnerungen, nicht nur Geßnern uns neu lebendig vorgeführt, sondern auch Zimmermanns Gedächtniß erneuert hat. Einige wenige Briefe von Bodmer und Breitinger dagegen glaubten wir zurücklegen zu sollen, da sie zu vereinzelt waren um einen weitern Leserkreis anzusprechen, so anziehende Züge zum Bilde jener bedeutenden Männer sie enthalten.

1.

Guten Tag mein Schatz; das ist der eigentliche Titel den ich Ihnen geben muß; ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und Sie sitzen in meinem Herzen meiner lieben Hausfrau auf dem Schoos. Ich wüßte kein erwünschteres Vergnügen, als öftere Gelegenheit Sie zu sehen. Wie viel Vergnügen hab ich Ihnen bey letzterem Anlaas zu danken! Aber Sie sind ein wunderlicher Kopf, das sind Sie, immer müssen wir Ihnen nachlaufen, aber ihre Ehrenperson einmahl nach Zürich hinauf zubringen, das lassen Sie wohl bleiben. Kommen Sie, Jungfrau Sch— soll ihnen mit Blumen umkränzt wie eine Flora entgegen gehn, unser fetter Doctor soll Silen seyn, und wir andern wollen Satyren und Faunen in Ihrem Gefolge seyn, so sollen Sie in festlichen Pomp wie Bachus in unsre Mauern ziehn

Haben Sie Dank für den Brief von Herrn Gruner und für die Bekanntschaft mit ihm. Die Sache ist so viel als richtig, nur erwart ich noch Antwort auf ein paar Artikel. Aber ihr seyd theuer, ihr Herren, verzweifelt theuer Was wäret Ihr Herren Verfasser ohne uns Buchhändler, wir nehmen Eure Lieder mit Sorgfalt auf, und zerstreuen Eure Ehre durch die ganze Welt, daß der süße Rosengeruch des Ruhmes aus allen Enden Euch entgegen dünstet, aber das rechnet Ihr, als hätten wir

nichts gethan, und laßt Euch so gottlos bezahlen. Doch, das soll keine Hinderung sein, und ich lade alle Herren Verfaßer ein, sich an uns zu adreßiren, denn wir, Orell Geßner und Comp. sind, in allem Ernst geredet, die ehrlichsten Buchhändler des ganzen bewohnten Erdbodens. Merken Sie Sich das Herr Doctor.

Leben Sie wohl, mein Liebster Freund, ich bin so lang ich lebe

Ihr Ergebenster

S. Geßner.

Zürich, den 22. Mey 1761.

2.

Schon lange ist die Sonne hinter dem Berg herauf, und du zögerst noch zu kommen. Auf, nimm den Stab von der Wand, und eile zu mir herüber; komm, siehe, wie Freundschaft und der schöne Frühling, in der lieblichsten Gegend und in stillen Schatten sich umarmen, und frohe Scherze, und Gratien und die Musen; die Natur hat um uns her mit feyrlicher Schönheit sich geschmückt, die Vögel singen ihren Frühlingsgesang auf deinen Wegen, und deine besten Freunde sehn dir im Hain entgegen, voll Ungedult in seinen Schatten dich zu umarmen.

Sehen Sie wie poetisch ich bin, aber wir reden hier nichts als Poesie, und ich kann es kaum erzwingen, Ihnen in der gemeinen Sprache der Menschen zu sagen,

daß Sie um des Himmels willen doch gewiß noch vor dem Mittagsessen zu mir herüber kommen, jede Minute hier unter diesen Freunden zugebracht, ist schätzbarer als sonst ein ganzer Tag unsers Lebens.

Ihr Diener und Freund

S. Geßner.

3.

Mein lieber Nachbar Doctor Hans Georg.

Ihr Briefgen hat mich ausnehmend gefreut, denn daß Sie an mich denken, und mir gut sind das gehört eben so sehr zu meiner Glückseligkeit, als gut essen und trinken. Sie sehen also, daß Sie, ohne ein Bösewicht gegen mir zu seyn, nicht aufhören dürfen mir gut zu seyn, so lang ich ein ehrlicher Kerl bin, und gut esse und trinke, oder, welches das gleiche ist, so lang ich athme. Sie müßen noch mehr thun, wenn das alles vorbey ist, wenn ich und meine unsterblichen Schriften vergeßen sind, dann sey das mein süßer Nachruhm, daß Sie — (weinen müßen Sie eben nicht) daß Sie dann zuweilen mit Lächeln sagen: nun, mein Geßner war doch ein rechtschaffner Bursche, mit Vergnügen erinnere ich mich seiner so lebhaft, als hätt ich ihn erst gestern gesehen, und ich werd ihn auch, so lang ich lebe, nicht vergeßen.

Freylich kamen wir Philosophen in Schinznach zusammen, um Narren zu seyn. Aber, mein lieber Bruder,

das ist ja allemahl so, wo die Art Thiere auf einen Fleck zusammenlaufen, die auf zwey Beinen gehen, und eine Perüke oder ihre eigenen Haare tragen. (Diese Definition gibt Linnaeus, wenn mich mein Gedächtniß nicht triegt,) man heiße dann dieses Zusammengeläuf Gesellschaft, Academie, Magistrat oder Kirchgemeinde, es ist allemahl hundert an eins zu wetten, daß sie zusammenlaufen, um Narren zu seyn. Wir zween haben zuweilen den Narren gemacht, weil wir ihn machen wollten, und das soll uns nicht gereuen, aber wenn ich ihn auch zuweilen gemacht habe wo ich geglaubt habe gescheidt zu thun, da bitt ich ab. Wir haben verschiedene Narren gesehen, deren Gelehrtheit in beständiger Gährung ist und immer oben zum Loch aussprudelt, bey diesen geht man vorbey, es stinkt. Wir haben — doch diese sind die unleidlichsten, wofür soll ich die andern hererzählen? Indeß waren wir doch nie größere Narren, als in der feyerlichen Seßion. Bey dergleichen Feyerlichkeiten gehts fast immer so, wir wollen mehr scheinen als wir sind. Der natürliche Gang unsrer Seelenkräfte wird fieberhaft, und Ehrgeiz und Eigenliebe führen uns am tiefsten in den D—, wenn wir auf der schönsten Heerstraße uns glauben, wo alles erstaunt mit Fingern auf uns weist, und sich zuruft: ey seht, seht doch diesen fürtreflichen Herrn! Doch genug, Ihr Brief hat mich verführt, eine Sache von der lächerlichen Seite anzusehen, deren schöne Seite die weit überwiegendere ist.

Sie verlangen meine Reisebeschreibung. Die ist ganz kurz diese. Die Fußgänger haben den Unterschreiber (?)

Lavater und mich zurückgelassen, weil sie glaubten, wir wären vorausgegangen. Wir wollten ihnen nach, und der Regen überfiel uns im Wäldgen. Da blieben wir stehen und rathschlagten was zu thun wäre, um die Reise zu machen, ohne naß zu werden, und wie wir durchaus naß waren, endigte sich unser Rathschlag dahin, es werde das Beste seyn, zurückzugehen, und ein Fuhrwerk zu suchen, es möge kosten was es wolle. Das thaten wir, und um keine lange Weile zu haben bis die Sache in Ordnung wäre, ich sage um keine lange lange Weile zu haben, giengen wir zu Schwachheim, und ließen uns seine Wunder-Curen erzählen, und die mächtigen Siege, die er über die Nestelwürmer erhalten. Wunderbar wars, ich hätte geflucht 24 Stunden bei dem Mann zugebracht zu haben, und doch sagte der Kutscher, der Teufel soll ihn holen, wenn er länger als eine halbe Stunde mit anspannen zugebracht habe. Wir saßen ein und fuhren ganz ohne Abentheuer auf Baden, wo wir die Andern beschäftigt fanden Hosen und Hemd auszuwinden.

Leben Sie wohl, mein lieber lieber Freund, empfehlen Sie mich auf das angelegenste Ihrer fürtrefflichen Frau, lieben Sie mich immer, ich werde so lang ich lebe mit der vollkommensten Hochachtung seyn

Ihr ergebenster Diener und Freund

S. Geßner.

Zürich, den 22. Junii 1765.

4.

Theurester Freund.

Das Geld von dem Herrn Baron von Grubhofen hab ich richtig erhalten. Am Sonntag war ich nicht in die Stadt. Ich war mit Tschudi auf dem Land, er verreiste von da zum Rousseau. Am Montag Nachmittag gleich nach Tische gieng ich in meinem vortheilhaftesten Putz (denn wir Philosophen haben, daß Gott erbarm! auch in Kleinigkeiten immer noch Eitelkeit!) meinen Besuch beym Schwert zu machen. Mademoiselle Imhof schlug sogleich Hand über mich, wie man sagt: ich hatte sie vor ein Paar Jahren schon gesehen, und wir stehen, das darf ich mich rühmen, sehr gut mit einander. Sie besitzt alles was in die Gesellschaft Anmuth bringt. Die Frau von Tawel ist eine Gratie, Herr Fischer und seine Frau sehr liebenswürdig, so schienen sie mir die wenigen Augenblicke, da ich ihre Gesellschaft genießen konnte; ich war bei ihnen, ohne dieselbe zu genießen, denn sie waren mit einer gewaltigen Bäder-Gesellschaft [aus dem Bade Baden] von hier, von allen Arten und Gattungen umgeben, in der ich mich verlor. Ich sah sie noch am Dienstag, da sie eben in die Gutsche steigen wollten. Ich bedaure es, daß ich nur die wenigste Zeit in ihrer Gesellschaft sein konnte.

Leben Sie wohl, liebster Freund, empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlinn und dem Herrn von Grubhofen, ich bin

Ihr Ergebenster

S. Geßner.

Zürich, den 19. July 1765.

5.

Mein theurester Freund.

Ich habe das beigefügte Päckgen von Gleim an Sie zu bestellen. Gleim ist der wahre Anakreon, die feinsten Empfindungen bleiben ihm eigen bis in sein Alter. Ich weiß nicht, ob er Ihnen selbst geschrieben hat, und darum muß ich Ihnen melden, daß wir ihn beynahe den lezten Sommer in der Schweiz gesehen hätten. Er wars entschloßen, aber Unpäßlichkeit hat ihn abgehalten, er kürzte die Reise ab; und gieng nach Dresden zu Herrn von Hagedorn, und drauf in das Bad zu Lauchstedt bey Halle, welches ihm sehr gut bekommen ist. Hätte ich, sagt er mir, den schönen dießjährigen Herbst vorhersehen können, so wäre ich noch jezt bei Ihnen Wie wenn ich im künftigen Jahre jenen großen Vorsatz noch ausführte, und dann zu einer Reise nach Rom Sie aufforderte?

Das Manuscript send ich Ihnen auf Geheiß des Herren Wieland. Sie werden finden daß er sich auf seinem neuen Wege noch immer ganz wohl befindt. Er läßt sich nicht stören, verfolgen ihn gleich die Eiferer oft allzustrenge mit heiligem Rath. Abbt ist todt, das werden Sie wissen, vielleicht aber wissen Sie folgende Umstände nicht, die ich von Nicolai erhalten habe. „Er starb den 3. Novbr. v J. plötzlich zu Bückeburg, die eigentliche Art seines Todes hab ich noch nicht erfahren. Der Graf von Bückeburg, in dessen Armen er gestorben ist, hat mir eine ausführliche Nachricht versprochen Ich werde sein Leben beschreiben,

sowie ich ehdem Kleists Leben beschrieb, ich denke auch seine Schriften in ein paar Bänden zusammen zu drucken, doch nur diejenigen, die das Auge der Nachwelt vertragen können. Dieser vortreffliche Kopf ist nicht älter, als 26 Jahr worden. Was würde er Deutschland haben liefern können, wenn er zu reifern Jahren gelangt wäre. Die Fehler seines Styls, die Sie an ihm tadeln, hab ich ihm oft zu bemerken gegeben, er hat auch vieles verbeßert u. s. f. Die deutsche Bibliothek leidet durch seinen Tod auch einen ziemlichen Verlust, seine Beyträge waren wenig aber fürtreflich. Sie sind mit H. bezeichnet, sowie in den Br. über d. n. Litteratur mit B. Die Nachricht vom Autodafe war auch von ihm: Ich habe davon noch einen Zusatz in Händen; Ich werde dieß kleine Werk voll Laune, den Mukern zu Troze, gewiß in seine Schriften einrücken*.

Leben Sie wohl mein Liebster Freund! Bleiben Sie mir immer gut; ich bin so lang ich lebe mit der vollkommensten Hochachtung und der ergebensten Freundschaft

Ihr Diener und Freund

S. Geßner.

Zürich, den 6. Hornung 1767.

6.

Mein theurester Freund.

Unser Doctor hat mir Ihren Brief gewiesen; haben Sie meinen besten Dank darfür, daß Sie Sich, da Sie einen neuen Verleger [für die vierte Auflage der Schrift

Vom Nationalstolz] benöthigt sind, so freundschaftlich an mich wenden. Füßlin würde mich indeß dauern, wenn er mit dem übrigen auch noch Ihre Freundschaft eingebüßt hätte. Sie sind von der Füßlischen Societät auf eine wunderliche Art aufgezogen worden, das ist gewiß, und wenn man Ihnen in rechter Zeit vernünftige Schwierigkeiten und Hindernisse offenherzig gesagt hätte, so denken Sie zu billig, als daß es jemals dahin hätte kommen können. Ein für alle mahl müßen Sie indeß annehmen, daß man über die Dispositionen bey der Preße nicht immer Meister ist, daß man meist seine Arbeiten von einer Meße zur andern so einrichtet, daß man ohne Schaden oft nicht von seinem Plan abgehen kann. Aus diesem und noch andern Gründen ist es sehr nöthig, daß der Verfaßer und der Verleger in rechter Zeit ihre Abrede treffen, das ist früh genug, um solche Schwierigkeiten theils auszuweichen theils zu heben. Besonders muß man sich sehr hüten, einander etwas zu versprechen, das man nachher nicht halten kan. Das sind Grundsätze, nach denen wir bisher sicher gefahren sind, und wir haben noch mehrere, die, wenn Sie sie alle wüßten, Sie überzeugen würden, daß seit Adams Zeiten, keine redlicheren und geradern Buchhändler in der Welt gewesen sind, als Orell Geßner und Comp.

Die Bedinge wegen dem National-Stolz hab ich meiner Societät dargelegt. Sehen Sie, was ich von Punkt zu Punkt Ihnen darüber zu sagen in Commission habe.

1. Es hat seine großen Gefahren, die Censur oft zu hintergehen. Man muß die mehreren Mahle ganz ehrlich thun, um Verdacht auszuweichen, damit man sie bey einem Haupt-Anlas mit Sicherheit und nach Herzens-Lust hintergehen könne. Wenn man dem Censor sagt, das sey eine neue Edition von dem Werk, das schon drey Mahl gedruckt sey, so wird es leicht zu machen seyn, daß er das Manuscript nicht einmahl liest, da Lesen seine Lieblingssache ohnedas nicht ist, und wir versparen so die Sache auf einen gefährlicheren Anlas. Die Stellen gegen unsre Patrioten konnen die Sache nicht verderben, denn viele von unsern Magistraten Gott und Ihnen dafür danken werden.
2. Es kan ohnmöglich von nun an daran gedruckt werden, da ein paar Werke, die zum End eilen, nothwendig auf die Meße fertig seyn müßen, und man möcht es auch machen wie man wollte, so ist die Zeit für diese Meße versäumt. Sind diese aber fertig, dann würd es sogleich in Arbeit genommen und alle Wochen vier Bogen geliefert.
3. Bey dem vorgeschriebenen Format und Schrift würde man sein mogliches thun, es schön zu liefern.
4. Sobald ein Bogen abgedruckt wäre, würden wir solchen franco mit der Post oder durch Botten Ihnen senden. Allein zur Correctur würd es sehr schwierig seyn, weil wegen allzuspäter Rückkunft derselben oft der ganze Vorrath von Schrift aufgesetzt würde,

und man entweder bey der Preße oder beym Setzer müßig bliebe.

5. Wegen der Vignette sollen Sie befriedigt werden. Gefällt Ihnen die erste nicht mehr, die doch sehr passend ist, so würd ich mir Ihre Vorschläge wegen einer andern ausbitten.

6. Bey diesem Artikel hat die löbliche Societät sich hintern Ohren gekratzt. Im Ernst, mein liebster Freund! Wir gestehen, daß mit 8 Louis d'or und 50 Exemplaren der innere Werth Ihres Werkes nicht kan bezahlt werden. Allein wir müßen die Umstände in Deutschland darbey zu Rathe ziehen. Die dortigen Buchhändler haben weit die mehreren kein Geld und hingegen einen Quark von Waare, womit sie statt des ersteren handeln wollen. Werke, die nach Proportion sehr kostbar sind, sind in Deutschland sehr gefährlich, Geld bekommt man nur von wenigen; gegen schlechte Bücher tauschen, und die meisten haben schlechte, ist Verlust, und überdas steht man bey Werken, die allgemeinen Beyfall haben und zugleich theuer sind, alle Augenblicke in Gefahr des Nachdruckes, wogegen die Privilegia aller Potentaten nicht helfen. Wir fragen Sie also, ob es nicht möglich sey, an dieser Forderung etwas abzuändern. Es ist ein Werk, das, wiewohl mit Aenderungen, nun dreymahl aufgelegt ist. Mit diesen wird beständig Handel getrieben, da durch Absterben der Besitzer, durch Noth und hundert Zufälle die

Menge Exemplare wieder feil werden, und meist unter ihrem Werth zu haben sind, und das ist den letzten Auflagen merklich schädlich.

Haben Sie die Gewogenheit uns hierüber bald Ihre Gedanken zu sagen. Das war izt als Buchhändler. Ich bin müde. Von der Seite haben Sie mich noch nie gesehen, sagen Sie mir, obs mir nicht gut steht.

Leben Sie wohl mein bester Freund! Lassen Sie mich Ihnen empfohlen seyn, und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr ergebenster Diener und Freund

S. Geßner.

Zürich, den 23. Februar 1768.

7.

Mein liebster Freund.

Unser Doctor hat mir Ihren Brief und Ihr Manuscript übergeben. Ich habe beyde meiner Societät gewiesen, und die unterschriebenen Bedinge, die ich hier sende, zeigen Ihnen, daß wir sie alle mit Vergnügen eingehen. Den Herrn Censor wollen wir so gut möglich zum Narren haben, und Ihr Werk soll so bald möglich und wie wirs verheißen haben, fertig seyn. Indeß werden Sie selbst einsehen, daß es ohnmöglich sein würde, wöchentlich vier

Bogen zu liefern, wenn von jedem eine Correctur Ihnen müßte gesandt werden. Den ersten Bogen werden wir senden, und von den andern so oft als möglich.

Ihr Werk hab ich nun fast ganz durchlesen. Man ist bezaubert, man kan nicht wegkommen. O mein liebster Freund! Was für einen reichen Schatz von menschlichen Thorheiten haben Sie da zusammengebracht, was für wichtige große Wahrheiten und Bemerkungen beleuchten Ihr ganzes Werk, und dann, wie fürtrefflich ist alles gesagt! Sie müßen der Lieblings-Autor von allen vernünftigen Menschen seyn. Aber, darf ich Sie eins bitten! Ich habe den Doctor R. wieder gefunden, schonen Sie diesen; er hat doch sein Letztes ohne Wiederäserung auf sich genommen. Er und sein Herr Vater mögen um Sie wol etwas verdient haben, das haben sie doch gedoppelt empfangen. Sie sind Leute, die gewiß ihre wahren Verdienste haben, und es ist vielleicht kein Mann in unsrer Stadt, der dem Verdienst mit mehr Eifer aufhilft, als Rathsherr R. Ich weiß mehr als Einen, für dessen Glück er, wie für das Glück eines Bruders gearbeitet hat, und Prof. Steinbrüchel, einer unsrer verdientesten Leute, sagt, wo man will, daß er sein Glück ihm allein zu danken hat. So kennt ihn unsre ganze Stadt, und dergleichen Sächelgen hätten die guten Leute doch auch bemerken sollen, die sich bey Ihnen ein Verdienst draus machen wollten, Ihnen alle Gaßen-Mährgen von beyden zu berichten. Ich sage das nicht als Herr Vetter, sondern aus wahrer Ueberzeugung, und weil es Ihnen angenehm sein muß, einen Mann im beßern

Licht zu sehen, den man Ihnen bißher nur schief gewiesen hat. Aber zur Sache, könnte an der Stelle, — „daß eines Rathsherrn Sohn in wissenschaftlichen Dingen sich irren kan u. s. f." nicht abgeändert werden? Setzen Sie eines Burgermeisters Sohn, so bleibt's in der Hauptsache das Gleiche, und wird doch hier nicht auf diese gedeutet; Füßlin und Comp. werden immer wißen, daß das Werk bei uns gedruckt ist, wißen sie es nicht von hier, so können sie es doch von Leipzig aus wißen, und so könnt ich hier in unangenehme Verdrüßlichkeiten verwickelt werden.

Leben Sie wohl mein theuerster Freund, ich bin so lange ich lebe

Ihr ganz ergebenster Diener

S. Geßner.

Zürich, den 8. Merz 1768.

P. S.

Sie werden vor einigen Monaten Wielands Idris erhalten haben, er wundert sehr, daß er so lange keine Nachricht von Ihnen erhalten hat.

Ich bin der einzige Rathsherr Geßner in unsrer Stadt, vielleicht in der ganzen Schweiz, vielleicht in der ganzen Welt; Ihre Adresse ist also ganz recht.

S. G.

8.

Mein theuerster Herr Doctor.

Machen Sie ja nicht zu viel Wesens daraus, daß Sie Ihr Geld jetzt schon haben, das wir Ihnen doch schuldig waren. Zuweilen ist es uns auch bequemer, es zu verschieben bis das Werk gedruckt ist, das hängt von den Umständen oder der Abrede ab; die letztere suchen wir, besonders bey Bezahlungen, immer genau zu halten, die Umstände mögen seyn wie sie wollen. Was die Einrichtung der Ausgabe Ihres Werkes betrifft, so weiß ich, daß mein Schwager, der die Aufsicht auf die Druckerey hat, sein möglichstes thun wird, Sie zu befriedigen.

Die beyden Vignetten die man Ihnen versprochen hat die verspreche ich Ihnen auch, und ich werde Ihnen die Zeichnungen davon zu Ihrer Beurtheilung übersenden.

Sie finden die Ausgabe meiner Schriften schön, ich bin selbst darmit zufrieden, sie hat auch unter allen, die noch davon gemacht worden, am besten gelungen. Aber das, mein liebster Freund! daß Sie meine Schriften itzt wieder lesen, daß sie Ihnen bey dieser Wiederholung noch Vergnügen machen, das war mir eine sehr erwünschte Nachricht. Das ist mir mehr werth, als alle das schiefe Loben und Tadeln der meisten deutschen Kunstrichter. Evander war in Frankreich zu einfach in der Anlage, zu wenig Handlung fürs Theater, sie hatten auch recht, doch fanden sie noch Sachen drinn, die ihnen gefielen. Die Deutschen, sobald er nicht in ihre Reglen, wie in einen

angemessenen Rock paßte, fanden nichts mehr darinn, er war nichts als ein hundsschlechtes Ding, womit ich mich gebrandmalet hatte.

Leben Sie wohl, mein bester Freund! Ich bin mit ganzer Seele

Ihr ergebenster

S. Geßner.

Zürich, den 22. Merz 1768.

9.

Mein allerliebster Freund.

Nichts könnte mir erwünschter seyn, als daß Sie mit unsrer Societät und der Ausgabe Ihres Werkes zufrieden sind. Es muß ein Lieblingswerk für die Deutschen werden, oder sie sind Narren. Sie müßen, wie wir, auf Sie stolz seyn, denn Sie sind ein Original, das jeder Nation Ehre machen würde. Man zeige mir den deutschen Kopf, der bey so vieler philosophischer Einsicht so feine Beobachtungen, so viel Feuer, so viel gesunden ungesuchten Witz, so viel Laune und so eine Schreibart in seine Werke gebracht habe.

Daß Sie mit meinen Küpfergen, und mit dem Franzosen, den ich Herrn Holzhalb vorgezeichnet habe, zufrieden sind, das freut mich ungemein. Freylich hätten die Negern sollen schwarz sein, das hätt ich wißen, und die Sache anders einrichten sollen, allein da ich einmahl das

Hauptlicht auf dieser Grupp einfallen ließ, so war es sehr schwierig noch etwas zu ändern, ich habe noch in die Figuren gearbeitet, aber mehr durft ich nicht, jezt da sie im Licht sind, sind sie doch wenigstens braun.

Sie müßen einen sehr schlechten Begriff von Buchhändlern haben, da es Ihnen so sonderbar vorkömmt, daß wir ehrlich mit Ihnen gehandelt haben. Wird die Entfernung Sie nicht hindern, Sich weiter an uns zu adreßiren, so werden Sie finden, daß das nun so unsre Art ist, von der uns der Teufel selbst nicht abbringen kan, so eigensinnig sind wir.

Aber ums Himmels willen, was fangen Sie an, mein liebster Freund? Sie, ein Patriot von Schinznach, Sie wollen Ihr Vaterland verlaßen. Haben Sie denn keine Empfindung davon, daß kein Fleck Land auf Gottes Erdboden und auch im Mond nicht seyn kan, der mit dem unsern zu vergleichen wäre? Sclaven sind alle andern Menschen, nirgend keine Freyheit und kein Heil. So denkt ein wahrer Eidgenoß, und wenn auch sein Haus ein Schweinstall wäre, der Grund und Boden eine Mistlache, und wenn auch seine Nachbarn Schweine oder Hunde wären. Da darf er doch auf dem Bauch oder Rücken liegen, seine Viere von sich strecken, und in edlem Stolz die Monarchen der ganzen Welt verachten. Doch wie kan ich den Narren machen, bey einer Sache, die mir so nahe geht? Ja mein bester Freund! so selten wir uns auch gesehen haben, so ist mir doch der Gedanke sehr bitter, daß ich Sie nun seltener (mehr geb ich nicht

zu), nur seltener sehen soll. Möge Ihr Vorhaben das beste Glück für Sie, für Ihre liebenswürdige Gemahlin, für Ihre Kinder sein. Brugg ist ein schöner Ort, und eine schöne Linde vor der Stadt, aber ich hab Hannover auch gesehen, und ich glaube, der Himmel müßt es wunderbar leiten, wenn das Heimweh Jemanden von Ihnen plagen sollte.

Seyen Sie glücklich, mein bester Freund, und vergeßen Sie nie den, der, so lang er lebt, mit der vollkommensten Hochachtung seyn wird

Ihr ganz ergebenster Diener und Freund
S. Geßner.

Zürich, den 9. Brachmonat 1768.

10.

Ich schreibe mit Aengstlichkeit an Sie, mein theurester Freund! Ich mag nicht nachsehen, wie lange es seither ist, da Sie auf die freundschaftlichste Art mir Nachricht gaben von dem was an dem Braunschweigischen Hofe vorgegangen. Sie unterließen nicht, mit freundschaftlichem Eifer mir eine Sache zu berichten, die mir so sehr zur Ehre gereicht. So sehr mich auch der hohe Beyfall der Herzogin, und so sehr mich Ihre Freundschaft, die Sie mir dabey bescheinten, gerührt hat, so unterließ ich doch bis izt Ihnen zu danken. Sie haben, mein bester Freund! mir schon vieles zu gut gehalten, aber wenn

Sie jemahls großmüthig gegen mir gewesen sind, so müssen Sie es izt sein, Sie müssen mir verzeihen. Ich will es nicht versuchen Entschuldigungen zu sagen, keine würden hinreichend sein. Doch etwas muß ich sagen: Ich habe mich in einer neuen Sphäre die Zeit hervorzudrängen gesucht, und zwar mit einem Eifer, der der Seltsamkeit des Unternehmens angemessen war; unter meinen Umständen und Beschäftigungen, auf diesem Alter noch [G war 1730 geboren], will ich mir als Künstler bey Kennern Aufsehen und Ehre machen. Was ich in dieser Absicht für die Landschaft gethan habe, das kan Ihnen ein Brief von mir sagen, der in Füeßlins dritten Band der Schweizerschen Mahler in der Vorrede eingerückt ist, und der wenigstens den Werth hat, daß ich mit der genauesten Wahrheit die Methode, die ich gebraucht, und die Beobachtungen, die ich über mich selbst gemacht, sage; hierbey blieb es nicht, ich fieng noch das Studium der menschlichen Figur auch an; das war kühn, aber es mußte seyn, und alles übrige mußte darunter leiden, auch der Briefwechsel mit meinen theuersten Freunden. Verzeihen Sie mirs, um des Sonderbaren der Sache willen, Kenner sagen mir, daß meine Mühe nicht umsonst war.

Da ich am schicklichsten fand, Ihrer Hoheit der Herzogin meine Empfindlichkeit für die gnädigen Gesinnungen, die sie gegen Ihnen für mich geäußert, zu sagen, wenn ich zugleich ein Exemplar von der neuen Auflage meiner Schriften beylegen könte, so mußt es bis izt verschoben werden; so war ich nachläßig genug auch den

Dank, den ich Ihnen schuldig bin, so lang aufzuschieben. Sie werden zwey Exemplare meiner Schriften erhalten haben, und izt brauch ich die Freyheit einen Brief für die Herzogin beyzuschließen, wenn Sie es gut finden, solchen nebst einem Exemplar derselben zu übergeben oder übergeben zu laßen. Handeln Sie damit nach Ihrem Gutbefinden, das zweyte Exemplar nehmen Sie gütig als ein Zeichen meiner Ergebenheit an. Was ich wegen der Erb-Prinzeßin noch zu thun habe, oder nicht, das hängt gänzlich von Ihrem Rath ab.

Ich gestehe es Ihnen, auf das, was mir mit der Königin von Engelland begegnet ist, hab ich mich beynahe dem Teufel verschworen, wenn ich ja mit Leuten vom ersten Rang mich wieder einzulaßen suche. Ich verlangte bey meiner Zueignungs-Schrift nichts als die Ehre der Königin Vergnügen zu machen, es würde für mich sehr demüthigend gewesen seyn, wenn sie mich hätte bezahlen wollen, aber ein Zeichen ihres Wohlwollens und der gnädigen Aufnahme hätte ich doch aufzuweisen haben sollen, denn da die Sache Aufsehen machte, so erwartete das Jedermann, und da nichts geschah, so war ich auch in diesem Fall bey Jedermann lächerlich, meine besten Freunde konnten sich nicht enthalten mich zuweilen aufzuziehn, und ich konnt es ihnen nicht übel nehmen. Oder waren ein paar schlecht geschriebene Brieflein von der Königin Bruder alles was ich erwarten konnte? Das erste betraf die Versicherung, daß die Königin die Zueignung gnädig aufgenommen habe, das zweyte daß

ihr das Gedicht auf die Geburt des Prinzen von Wallis gefallen habe. Doch Sie haben sie, so viel ich mich erinnere, gesehen Etwas sonderbares ist nachher geschehen, woraus ich nicht klug werden konte; wenigstens drey Jahre nachher, da Gottlob von mir und andern die Sache schon vergeßen war, erhielt ich von einem Herrn Behr ein Briefsgen, worin er mir sagte, daß ein gewißer General den Auftrag gehabt habe, mir zu sagen, daß die Königin die Dedication genehmige, da er es aber unterlaßen habe, so habe man es izt ihm aufgetragen. Ich war des Dings so müde, und so voll Gift, wenn ich an meine Verlegenheit zurück dachte, daß ich das beste fand zu thun, als wenn ich von Herrn von Behr nichts erhalten hätte, ich sagte keinem Menschen nichts und antwortete nicht, und so kam die ganze Sache Gottlob in Vergeßenheit, und um Niemand wieder dran zu erinnern, that ich bey der neuen Auflage die Dedication weg Das muß ich Ihnen, mein bester Freund! darum sagen, weil Sie in Ihrem Brief sagen, daß Sie noch Hoffnung haben, einst eine Vergütung dieses Kaltsinns zu veranlaßen.

Den Brief an Ihro Hoheit die Herzogin send ich Ihnen offen, damit Sie urtheilen können, ob ers werth ist, abgegeben zu werden, und von der kleinen Idylle, die selbigem beygefügt ist, möcht ich von Ihnen gar sehr gerne wißen, ob Sie glauben, daß es rathsam wäre, noch etwas in der Art zu wagen. Das Exemplar werden Sie ungebunden erhalten haben. Ob es bloß brochiert

darf übergeben werden, das weiß ich nicht, muß es gebunden seyn, so verzeihen Sie, ich muß Sie bitten, solches zu besorgen, und mir zu berichten, was Sie dafür ausgelegt haben.

Aber, mein bester Freund! wie befinden Sie Sich in Hanover, wie Ihre Gemahlin, und die Ihrigen alle? Sind Sie so glücklich wie Sie es verdienen? Oder wenigstens so glücklich, als man in diesem zeitlichen Leben seyn kan, wo wir so vielen Hundsfotereyen ausgesetzt sind, und wo man, wenn auch alles gut geht, doch bey Ihren Verdienstien immer den Chicanen des Neides ausgesetzt ist. Laßen Sie gleich Ihre hiesigen Freunde oft lang ohn Nachrichten von Ihnen (hier red ich nicht von mir, denn ich empfind es mit Demuth des Herzens, daß ichs die Zeit her nicht werth war), so glauben sie doch immer mit der größesten Zuversicht, daß Sie sie noch lieben, und ich, ich glaub es eben so gut wie die andern, ob mich gleich das immer nagt, was ich mir vorzuwerfen habe. Ich befinde mich ganz recht, und ich habe nichts dran auszusetzen, als daß ich meine Zeit nicht ganz dem widmen kan, wohin meine vorzügliche Neigung geht.

Eh ich meinen Brief ende, muß ich noch eine Bitte an Sie thun. Ich schreibe an den Herrn Andreä, der mit freundschaftlichem Eifer sich des Debits einer neuen Ausgabe von Kupferstichen von meiner Hand in Hannover angenommen hat; ich dank' ihm für diese Gefälligkeit, und mach es, wie mans gewöhnlich macht, ich ersuch ihn zugleich um eine andere. Sie wißen, daß ich Antheil

an der hiesigen Porcellan-Fabrik [im Schoren] habe, und uns ist alles daran gelegen in Deutschland und anderwärts bekannt zu werden. Ich ersuch ihn, wo möglich, einen Mann in Ihrer Stadt mir an die Hand zu geben, der sich des Verkaufs unsrer Waare annehmen würde; würde dieses zugleich mein Freund sein, so würde zu unserm Vortheil mehr zu erwarten seyn; sollte sich nicht etwa ein Kaufmann, der Geschmack hat und etwas von mir hält, da finden? Wir würden ihm Proben senden, und ihn bitten, selbst drauf zu denken, was in seinen Gegenden und in seiner Stadt vorzüglich gefallen müßte. Wenn dann die Waare da ist, wie sehr würden Sie uns verpflichten, wenn Sie bei gegebenen Anläßen helfen würden die Leute auf solche aufmerksam zu machen; wenn die dortigen großen Häuser, mit denen Sie in Bekanntschaft stehen, nicht blindlings Ihren Einsichten und Ihrem Geschmack trauen, so sind sie nicht werth, daß Sie unter ihnen wohnen. Doch im Ernst geredt, ich weiß, Sie denken zu großmüthig, als daß Sie nicht das Ihrige zur Aufnahme eines Unternehmens thun sollen, das unserm Vaterland Ehre bringen soll, und worbey Ihre besten Freunde ihr Glück versuchen.

Leben Sie wohl, mein theuerster Freund! Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin. Ich bin so lang ich lebe, mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr ergebenster Diener und Freund
S. Geßner.

Zürich, den 29. Mey 1770.

11.

Ich übergeb Ihnen, mein theuerster Freund! diesen Brief durch meinen Schwager, den Herrn Heidegger. Daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben das begreif ich nicht, aber daß ichs hätte thun sollen, das empfind ich mit Beklemmung. Danken hätte ich Ihnen sollen, für so viele Gefälligkeiten, und — ich weiß mich nicht zu entschuldigen. Eins muß ich Ihnen doch sagen, ich habe seit ein Paar Jahren jeden Augenblick den ich von Geschäften übrig behielt, die nicht in meiner Gewalt waren ausgewichen zu werden, dem Studium der Zeichnung gewidmet, und ich verband jezt noch zum Studium der Landschaft das von der menschlichen Figur, und suchte das Historische mit jenem zu verbinden. Ich trieb es, mit Hintansetzung alles andern, und wie konnt es anders seyn, da ich mehr als mittelmäßig seyn will. Bald hoff ich Ihnen in einer neuen Ausgabe Beweise zu geben, daß mein Enthusiasmus und mein Fleiß nicht vergebens waren, und um so viel ehender werden mir meine Freunde meine Nachläßigkeiten verzeihen; sie thuns alle, und Sie mein Liebster gewiß auch Noch eins hab ich gethan, leztereß Jahr, bey einem Aufenthalt von einigen Monaten auf dem Lande hab ich einige Idyllen geschrieben, und seitdem fortgefahren, und ich denke sie auf künftige Ostermesse 1772 druken zu lassen. Es wird ein 5. Bändgen zu meinen Schriften werden; ich hoffe, ich sey nicht hinter mir selbst zurücke geblieben, und daß ich, da ich in Ab-

sicht auf Kunst die Natur genauer als je beobachtet habe, auch für die Poesie etwas dabey gewonnen habe. Um beide Künste mit einander zu verbinden, denk ich eine Französische Uebersetzung in 4⁰ mit historischen Vorstellungen in gleicher Größe durch Subscription herauszugeben. Meine Freunde in Paris versprechen mir allen Vorschub, glauben Sie nicht, daß vielleicht in England etwas dafür auszurichten wäre?

Durch Ihren Vorschub, mein theurester Freund! haben Ihro Hoheit die Herzogin von Braunschweig mein Geschenke allergnädigest aufgenommen. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich Ihnen jemals eine Abschrift von der Antwort gesandt habe, die ich doch, ich nachläßiger liederlicher Teufel, durch Sie erhalten habe. Hier ist der Brief:

Braunschweig d. 29 Junii.

Ich habe mit vielem Vergnügen die neue Auflage von Ihren Schriften erhalten, die Sie mir durch den Herrn Abt Jerusalem geschickt haben. Ich danke Ihnen vielmahls für Ihre Attention. Der Herr Zimmermann hat Ihnen die Wahrheit gesagt, indem er den Beyfall bezeuget hat, mit welchem ich vorzüglich Ihr Werk vom Tod Abels gelesen habe. Ich bewundre daßelbe besonders wegen der schönen und erhabenen Schilderungen. Ich gestehe, daß ich in der deutschen Sprache nichts angenehmeres gelesen habe als dieses; die deutsche Nation hat Ursache Ihnen sehr zu danken, daß Sie in dieser Sprache so angenehm und in so reizenden Ausdrücken geschrieben

haben. Da ich für die Talente eines so berühmten Autors so eingenommen bin, so wird es mir angenehm seyn, wenn sich eine Gelegenheit zeigte, worinn ich Ihnen die besondre Achtung persönlich beweisen könnte, wormit ich bin,

Ihre ganz wohlgeneigte
Charlotte Hz.

Sehen Sie, mein theurester Freund, wie offenherzig ich mit Ihnen bin, meine Bescheidenheit wendet nichts dagegen ein, Ihnen mein eigenes Lob herzuschreiben. Doch alle Bedenklichkeiten hören auf, bey einer Sache, wo ich Ihnen alles zu danken habe.

Vielleicht wird mein Schwager das Glück gehabt haben, Ihro Königl. Hoheit zu sehen. Ich empfehle ihn Ihnen, er ist ein rechtschaffener verdienstvoller Mann. Ich empfehle Ihnen auch unsre Buchhandlungs-Societät, in deren Namen er die Ehre haben wird mit Ihnen zu reden.

Ich empfehle mich Ihrer Freundschaft, die mir über alles schätzbar ist Hab ich mich gleich durch allzugroße Nachläßigkeit verdächtig gemacht, so kenn ich dennoch die Verpflichtungen die ich Ihnen habe ganz, und nichts ist mir angelegener, als mit Zuversicht glauben zu können, daß Sie mich lieben.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr ergebenster Diener und Freund
S. Geßner.

Zürich, den 28. Mey 1771.

12.

Ich gesteh es Ihnen, mein theurester Freund! mir ist immer nicht wohl bey der Sache, ich fürchte Sie möchten mich vergessen haben. Ich suche mir's immer auszuschwatzen. Zimmermann sollte dich vergeßen haben, er, der ehedem mirs hundert mahl hat merken lassen, daß er mir gut ist, der an meinem Bißgen Witz, meiner Laune, meiner dummen Ehrlichkeit immer etwas zu finden schien, das nach seinem Geschmacke war — und warum denn? — etwa — etwa meine Nachläßigkeit — was Nachläßigkeit! — Er sollte jetzt störrisch über etwas sein, das er immer an dir gekannt hat, das alle deine Freunde dir zu verzeihen sich haben gewöhnen müssen? Ich laß es itzt auch nicht einmahl mehr Nachläßigkeit titulieren, — Geschäfte — denn Ihr Herren müßt wißen, ich bin Rathsherr in einer souverainen Republik. So such ich mir dann immer das Gegentheil zu bereden, und gerade itzt glaub ich so fest, daß Sie mein alter Freund sind, daß ich mir kein Bedenken mache, mir Rath und That von Ihnen auszubitten.

Wißen Sie denn, mein liebster Freund! ich werde wieder als Dichter vor der Welt erscheinen, schon ists fast ganz aus der Preße, ganz niedlich gedruckt, und — nun, das hätte er können bleiben lassen, werden Sie vielleicht denken. Aber, da die Sache nun einmal geschehen ist, so wollen wirs von der guten Seite ansehen. Ich würde selbst darauf gewettet haben, daß es nie wieder mit mir dahin kommen würde. Geschäfte und die Raserey als Künstler

noch groß zu werden, hatten mich ganz von der Dichtkunst weggenommen. Ungestörte Ruhe auf dem Lande brachte mich wieder zurück, aber wie es mir gelungen seyn, das bin ich ganz ungedultig von Ihnen zu wißen, und der gröste Beweis Ihrer Freundschaft soll seyn, daß Sie mir mit Offenherzigkeit sagen, was Ihnen an meinen neuen Idyllen vorzüglich gefällt und mißfällt, und besonders, wie Sie Ihnen in Vergleichung mit denen gefallen, die sich vor so viel Jahren und so viel jünger gemacht hatte. Damahls ein junger Schwärmer, itzt ein glüklicher Ehemann, damahls für alles unbekümmert, itzt ein Mann, der für die Seinigen zu sorgen hat; das alles muß doch seinen Einfluß haben, und diese Untersuchung ist doch Ihres Blickes werth. Ich glaube zu empfinden, daß meine Beschäftigung mit der Kunst nicht wenig Einfluß auf meine poetische Sprache müße gehabt haben Wie sehr werden Sie mich verbinden, wenn Sie mir hierüber Ihre Gedanken sagen! Und nun bitt ich Sie, mir Ihren Rath nicht zu versagen. Da ein neuer Band von mir herauskommt, wird es nöthig seyn, Ihro Majestät der Königin in Engelland ein Exemplar davon präsentieren zu lassen? und wenn es der Anstand so fordert, wird es nicht das Beste seyn, ein Exemplar von der kleinern Edition (bey der anderletzten war die Dedication noch), von dieser ein completes Exemplar mit diesem neuen 5. Theil presentieren zu lassen Denn die große Edition, die Ihro Majestät gesandt worden, mit grober Schrift für bejahrte Matronen, wird nun für einmahl nicht fortgesetzt; finden Sie gut und nöthig, daß dieß

geschehe, durch wen und wie muß es geschehen? Oder kan es eben so gut unterbleiben? Ich möchte weder dort noch hier in Verdacht seyn, als wenn ich was suchte oder mich hervordränge.

Ich habe meine neuen Gedichte durch Huber übersetzen lassen, und jezt ist die Uebersetzung in Paris, wo die besten Köpfe die lezte Hand anlegen, und besonders einer, der beider Sprachen gleich mächtig ist und den feinsten Geschmack besizt. Diese Uebersetzung wird in 4⁰ so schön als möglich gedruckt, und zwar durch Subscription, wie Ihnen der Plan das mehrere sagt. Der größere soll Ihnen eine vollständige Idee von der Sache geben*). Da ich diese Arbeit nun meist zu Ende gebracht und beträchtlichen Aufwand darbey gemacht habe, so ist mir nun nicht gleichgültig, mich gut aus der Sache zu ziehen. Darf ich Sie nun bitten, die Liste Ihrer Freunde zu durchgehen, und mir zu sagen, an wen ich mich an den beträchtlichsten Orten mit Zuversicht wenden könnte; in Holland, in Copenhagen, in Stokholm u. s. f. Vielleicht hab ich auch an diesen Orten Freunde, aber ihr Name ist nicht zu meinen Ohren gekommen, und würden Sie wohl die Gewogenheit haben eint und andern auf die Sache aufmerksam zu machen, eint und andern darfür zu interessieren, oder ihnen durch Ihre Hand den Plan zukommen zu lassen? und wie müßt ich vorzüglich in London

*) Derjenige der Subscriptionen für mich sammelt und die Sache besorgt, hat das elfte Exemplar für sich, und die Exemplare, wenn er nicht außer Deutschland ist, send ich ihm seiner Zeit in meinen Kosten.

zu Werke gehen, wo man mir sagt, daß Subscriptionen verhaßt sind? Ich wollte mir da gerne nichts zum Voraus bezahlen lassen, aber ich würde doch gerne ungefähr gewußt haben, wie viel Exemplare ich dahin brauchen könnte.

Das ist, mein theurester Freund! was ich Sie zu bitten wage, denn ich nehme mit Zuversicht an, daß Sie mich noch immer so sehr lieben, wie ich Sie liebe.

Einen Brief von mir müssen Sie bey Ihrer so glücklichen Rückkunft von Berlin bey einem Ihrer Freunde gefunden haben. Herr Klokenbring und Herr — [der Name fehlt] können Ihnen sagen, wie wenig gleichgültig es mir war, erwünschte Nachrichten von Ihnen zu hören. Haben Sie die Gütigkeit mich beyden zu empfehlen, den letztern sah ich nur wenige Augenblicke, die er bei mir zubrachte. Wie sehr hätt ich gewünscht ihn länger und öfter zu sehen! Herrn Klokenbring hab ich öfter gesehen; es war mir beym ersten Augenblick, als wenn er expreß für mich gemacht wäre; ich zeigte mich ihm gleich in puris naturalibus wie wenn ich schon lange mit ihm bekannt gewesen wäre, und wie er weg gieng, so mißt ich ihn, als wenn er zu meinen unentbehrlichen Sachen gehörte.

Leben Sie wohl, mein theurester Freund! hören Sie nie auf den mit Ihrer Freundschaft zu beehren, der mit ganzer Seele beständig seyn wird

Ihr ergebenster Diener und Freund

S. Geßner.

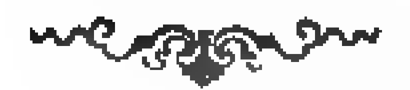
Zürich, den 3. April 1772.

Konrad Schmid

Comtur zu Küßnach,

von

Saloman Vögelin.



Der Orden der Johanniter hatte 1358 Hof und Kirche in Küßnach von den Herren von Tengen erkauft und war gleichzeitig mit Zürich ins Burgrecht getreten, das Ordenshaus ward 1411 vollendet. Während die beiden andern Commenden im Zürichgebiet Bubikon und Wädensweil schon im XV Jahrhundert nur noch durch Schaffner verwaltet wurden, scheinen hier bis zur Reformationszeit eigne Comturen gewohnt zu haben. Ihre Namen aber, seit dem ersten Hugo von Werdenberg, zeigen, daß auch hier die vornehmen Geschlechter hinter bürgerlichen Familien zurückgetreten waren. Konrad Schmid endlich wird als der Sohn eines Bauers von Küßnach genannt, dem hervorragende Geistesgaben den Weg geistlicher Bildung, ich denke auch Wohlhabenheit den Eintritt in den Orden geöffnet haben werden. Dieser Mann hat in der großen Bewegung der Reformation eine so wichtige und edle Stellung eingenommen, daß eine Erinnerung an ihn nicht unwillkommen sein möchte, zumal da er weniger als seine Mitarbeiter am Reformationswerke durch Schriften sein Gedächtniß in der Nachwelt erhalten hat.

Konrad Schmid war laut eigener Aufzeichnung im Jahr 1476, acht Jahre vor Zwingli, geboren. Hottinger in der Schola Tigurina berichtet, daß er in Basel studierte; 1517

am 21. April ward er als philosophiæ magister und S. theologiæ baccalaureus vom Generalvicar des Bischofs von Constanz nach Absterben des Johanniterbruders Türing Wili zum Leutpriester in Sengen bestellt, welche Pfarrei seit 1490 dem Ordenshause von Küßnach einverleibt war; am 10. März 1519 ward er durch die Wahl der Ordensbrüder Heinrich Kilchberger von Rappersweil, Matthias Schmiden von Uster, Laurentius Koler phil. mag. und Leutpriester zu Egg von Zürich, zum Comtur des Hauses erhoben

Gewiß schon durch klassische Bildung dem Lichte der Reformation zugeneigt, ward Schmid von Zwingli, dessen Erscheinen in Zürich rasch alle hellen Geister vereinigte, durch Mittheilung Lutherischer Schriften für das Werk der Erneuerung der Kirche gewonnen. Schon am 7 Mai 1519 schreibt Rhenanus von Basel an Zwingli, er habe sich gefreut zu hören, daß der Comtur von Küßnach durch eine ihm von Zwingli geschenkte Schrift ganz entflammt und diesen reinern Studien von Herzen günstig geworden.

Von Schmids reformatorischem Wirken in seiner Umgebung, wozu seine Stellung als Comtur ihn vorzüglich befähigen mußte, ist keine nähere Kunde auf uns gekommen, wohl aber von der bedeutsamen Weise in der er im Jahr 1522 zu Luzern auftrat. Die Stadt, die jährlich am 25. Merz durch eine Procession das Gedächtniß einer zerstörenden Feuersbrunst feierte, pflegte jedesmal einen bedeutenden Prediger aus der Nähe zum Halten einer Predigt zu berufen. So hatte 1520 Wernher Steiner von Zug diese

Predigt gehalten und dieses Jahr ward der Comtur von Küßnach berufen. Wernher Steiner und der Administrator von Einsiedeln Diebold von Geroldseck waren unter den Zuhörern. Schmid predigte, nicht Lateinisch wie wohl Andere gethan, sondern Deutsch von der Gnade Gottes in Christo, dieser Grundlehre alles Christenthums und namentlich des evangelischen. Der Gegenstand legte ihm nahe, auch die Stellung des Papstes zu erörtern. Begeistert schilderte Myconius, damals in seiner Vaterstadt lebend, seinem Zwingli den Eindruck der Predigt, wie der Redner Christus als das einzige Haupt der Christenheit dargestellt, den Papst nur als Hirten anerkannt, und auch das nur, wenn er die Herde genügsam mit der evangelischen Speise weide: er hoffte den Sieg des Evangeliums von dieser Predigt. Allein die Priester saßen fester zu Luzern, als daß sie eine Predigt gestürzt hätte. Wohl aber eiferten sie gegen die neue Lehre, voraus der Stadtpfarrer Johannes Bodler, so daß Schmid sich veranlaßt fand, die Predigt drucken zu lassen und mit einer Vertheidigung zu begleiten. Es erschien in sehr alterthümlicher Ausstattung „Antwort brůder Conradt Schmids sant Johansen ordens Commenthůr zů Küßnach am Zürich See, vff etlich wyderred dero so die predig durch jn gethon in der loblichen statt Lucern geschmächt vnd ketzerisch gescholten habend, antreffend dz Christus ein einig, ewig houpt siner kilchen, gewalthaber vnnd fürbitter syge. Mathei XVII. capi: Diser ist min allerliebster sun, in dem ich ein wolgefallen hab, den sölt jr hören“. In der Zueignung an alle

frommen Christen einer loblichen Stadt Luzern spricht Schmid selbst noch von den Hoffnungen für das Evangelium. „Gott wil es also haben, das der namen Lucern, als Christus spricht, nit verborgen werde sunder das in die lucern [Leuchte] gesetzt werde das heyter klar liecht Christenlicher ler vnn die frommen hertzen so in dem Lucern sind erlüchtet werden das sy jre füß sicher setzend, vnn jre füßpfad heyter werdend gegen got, also das sy den spruch des heyligen geistes durch David angezeugt mögend sprechen: Herr din götlich wort ist ein lucern myner füssen, vnn ein liecht minem füßweg. Vnd fügt sich vast wol das zů einem anfang wares Christenlichen wesens, das liecht götliches worts in die Lucern gsetzt werd, darinn gepflantzt vnd geschirmpt“ Die Predigt entwickelt im ersten Theil, was Gott uns Menschen schenkt, seine Gnade; im zweiten, was wir ihm dafür zu leisten haben, Glauben, nicht Werke, nicht bloß geschichtlichen Glauben sondern die Aneignung für uns selbst, dann fließen die Werke nur um so reicher aus dem Glauben. Drittens: aus diesen zwei Stücken Gnade und Glauben besteht das ganze Evangelium, lieblich den Gläubigen, verhaßt den Verstockten „die da hand den stupfenden stechenden dörninen geist“; wie Christus „nie kund vor den geistlichen genesen als noch by tag, dann sin ler ist vast wider den boden lären gytsack der noch in vil pfarrhöfen hangt“. Den frommen wahren Christen aber wolle Christus des Evangeliums wunderbaren Trost reichlich mehren. — In der Vertheidigung gegen „zwen boden lär priester“ rechtfertigt Schmid erstlich die Behauptung,

daß der Papst nicht Christi Statthalter sei: laut Paulus und den Vätern hat die Kirche nur Ein Haupt; einen Statthalter hat Christus nicht nach seiner verklärten Stellung als Herr über Himmel und Erde, nach der sterblichen niedrigen Gestalt hat er Petrus als Statthalter gesetzt und die anderen Apostel mit der Ermahnung, der ihr Oberster sei, solle der andern Diener sein. Zweitens die Abweisung der Fürbitte der Heiligen, da nur auf Gott zu hoffen sei. „Dann die hoffnung vnd der gloub sind so thünn vnd einfalt, das sy sich nit lassen teilen, halb vff got, vnnd halb vff die heiligen, sy sind ouch so zart, das sy nüt by jnen mögen erlyden; dann den lutern einigen got wellend sy ansehen". „Nimm nun [nur] dinen sancte Antonine ora pro nobis, vnn sancte Bertsche magne ora pro nobis, vnn leb wol mit jnn, laß nur den waren Christen die ware Letany blyben, die jnen gott selbs hat durch die propheten, durch die Apostlen vnd Christus selbs geben also: Herr stand vff vnd hilff vns u. s. w". Die wahre Ehre der Heiligen ist die Nachfolge ihres Lebens „wie sy sich haben in got versenkt, allein in den gehofft, allein den angerüfft, von dem sy nieman mocht schrentzen, weder sur noch süß, weder tod noch leben". Dem Angreifer erbietet er, so diese Antwort ihn nicht befriedige „sich zů stellen für alle die so diese predig gehört hand, für ein ersamen Rat zů Lucern, für ein capitel, oder für den allerminsten Christen", wiederum schließend mit einem frommen Wunsche, daß Gottes Geist beide Theile erleuchte zur Verkündung des wahren Christus, der sie

und uns alle lasse selig werden. — Der Pfarrer Bodler antwortete in einem Lateinischen Briefe, den J. H. Hottinger in seiner Historia Ecclesiastica mittheilt, wie es scheint nachdem Schmid einen frühern schon abgefertigt hatte. Dieser Brief ist aber so confus und dem Style der obscurorum virorum ähnlich geschrieben (z. B. des requiem a modo convitiatorio calamo: causæ deveniant occurrente competentiori medio ad sua loca et judices), zum Theil auch übel abgedruckt, daß man ihn schwer verstehen mag. Wenn er sich über das Wortspiel vom bodenleeren Priester beklagte, war er eben nicht im Unrecht, aber die Vertheidigung seiner Sätze blieb beim schwächsten Wiederholen alter Autoritäten stehen, und nicht mit Unrecht wies Schmid in der ebendort mitgetheilten Antwort, er nun in gutem Latein, den Gegner kurz und bündig zurück. An Myconius aber blieb ihm nur übrig Worte des Trostes und der Ermunterung zu richten wie sich solche in einem Briefe vom 19. October erhalten haben.

Im nämlichen Jahre 1522 sehen wir den Comtur in Zürich selbst als eine Autorität auftreten. Schon war des Bischofs von Constanz Gesandtschaft mit ihrer Anklage der Fastenübertretung im April siegreich von Zwingli abgewiesen worden, ebenso des Chorherrn Konrad Hofmanns Klageschrift vor dem Kapitel: eine neue Hemmung erhob sich von den Lesemeistern oder Predigern der Klöster in der Stadt Sie wußten vom Rathe ein Verbot zu erlangen, daß man nicht gegen sie predige; als dieß nicht befolgt

wurde, beriefen am 21. Juli der Bürgermeister Röust und zwei Rathsglieder die drei Lesemeister sowie die drei Leutpriester auf die Chorherrnstube Zwingli hielt den Mönchen ihre unziemlichen Kanzelreden vor, der Entscheid fiel aber doch dahin, daß beide Theile sich vertragen und allfällige Streitpunkte vor Probst und Kapitel bringen sollten. Allein Zwingli erklärte, seine Pflicht der Seelsorge erfordere von ihm freie Rede, und nun gab auch der Bürgermeister ihm Beifall: unterstützt aber ward Zwingli vornämlich von dem ebenfalls anwesenden Comtur von Küßnach „einem gelerten mann mit einer großen stimm", sagt Bernhard Weiß in seiner Reformationsbeschreibung, doch leider ohne seine Rede anzuführen — Im September berief der Administrator von Einsiedeln auf die Engelweihe nebst Zwingli auch den Comtur, daß beide sammt dem noch in Einsiedeln angestellten Leo Jud die Predigten über die Festtage hielten: in welcher Weise es geschehen, kann nicht zweifelhaft sein. Und nicht minder, in welchem Sinne er am Pfingstmittwoch bei der großen Procession der Zünfte mit der Welt- und Klostergeistlichkeit auf dem Lindenhof 1523, da er die Predigt hielt, diese geistliche Lustbarkeit betrachtet haben werde: nach diesem Tage ward sie nie mehr begangen.

Das Jahr 1523 brachte die bekannten Disputationen von Zürich, die erste am 29. Januar, in der Zwingli seine 67 Sätze leicht und glänzend den Gegnern gegenüber aufrecht erhielt, die der Predigt des Evangeliums den ersten großen Sieg errang; und die zweite längere

und zahlreicher, bis auf neunhundert Personen, besuchte, für Zürich entscheidende vom 26. 27. 28. October, zu welcher der Rath allen seinen Angehörigen zu kommen befohlen und alle Mitstände und geistlichen Herren in der Eidgenossenschaft geladen hatte, doch nur bei Schaffhausen und der Stadt St. Gallen mit Erfolg. Die Verwerfung der Bilder und der Messe als eines Opfers sollten wo dieß möglich aus der Schrift widerlegt werden, wo nicht, dann geschützt und festgestellt sein. Hier zeigte der Comtur von Küßnach seine edle, klare aber milde Natur in solcher Weise, daß zumal am ersten Tage er die würdigste Gestalt in der ganzen Verhandlung bildete, die oft rasch und zuletzt durch das Ungeschick und die Feigheit der Gegner fast lächerlich verlief, und auf die etwas näher einzugehen mir vergönnt sei.

Der erste Tag, Montag, war der Lehre von den Bildern bestimmt. Nachdem Zwingli in grundlegender Entwicklung die Begriffe der allgemeinen Kirche aller Gläubigen und der einzelnen Kirchen jeder Christengemeinde unterschieden und die gegenwärtige Versammlung gegenüber den Concilien, der steten Ausflucht der Reformationsfeinde, als berechtigt erklärt, auch des immerhin durch seinen Muth ehrenwerthen Chorherrn Hofmann unbedeutende Widerreden leicht abgewiesen hatte, leitete Leo Jud die Verwerflichkeit der Bilder aus dem zweiten Gebote des Decalogus her, sowie auch aus mehrern Stellen Paulinischer Briefe Der Prädicant Heinrich Lüthi von Winterthur, der sich da Niemand der Aufforderung zur Widerrede Folge leistete, end-

lich erhob, brachte nach seiner eignen Erklärung nur zur Belebung des Gespräches und zur Ermunterung Anderer einige Einwürfe vor. Diese waren zwar nach unsern jetzigen Anschauungen zum Theil gar nicht so verwerflich, wenn er anführte, nur die Bilder der falschen Götter seien verboten, Moses selbst habe, nur nicht zur Anbetung, Bilder aufgestellt, wie die eherne Schlange, die Cherubim über der Bundeslade. Allein nach der Darstellung Hätzers, dem wir die anschauliche Beschreibung dieses Gespräches verdanken und dem auch Salat die Wahrhaftigkeit nicht abspricht, indem er seinen Gegenbericht bloß auf jenen gründet, konnten diese Einwürfe gegen die Gewalt, die allerdings in den Worten des zweiten Gebotes als eines göttlichen Grundgesetzes lag, nicht aufkommen. Der Präsident, Sebastian Wagner oder Hofmeister, ehemals Barfüßer in Luzern, jetzt in seiner Vaterstadt Schaffhausen, der vielfach thätig in das Gespräch eingriff, während von Watt von St. Gallen, nebst Dr. Schappeler, auch von St. Gallen, ebenfalls zum Präsidenten erbeten, sich passiv verhielt, forderte abermals zur Gegenrede auf, oder „wer sust etwas früntlichs darzů reden welt“. Da erhob sich Konrad Schmid zu einer längern Rede, die anfänglich wirklich den Gegenstand nicht zu berühren schien; aber das ruhige Anhören der Vorsitzenden, sowie die ausführliche Darstellung des eifrigen Hätzer zeigen, welches Ansehen bereits die Stimme dieses Mannes bei den Häuptern der Reformation besaß. Dem heiligen göttlichen Evangelium, begann er, müsse sich Jeder ergeben, von seiner Hoffnung sich nicht abtreiben lassen, und käme

ein Engel vom Himmel, der anderes lehren wollte. Das Evangelium sei die göttliche Verheißung alles Trostes, aller Hülfe und der wahren Seligkeit, und deren Pfand sei unser Herr Christus, vom Vater uns zur Versöhnung gegeben. Diese Gnade Gottes in dem einzigen Mittler Jesu Christo entwickelte er nun ganz im Sinne jener Predigt zu Luzern und auch mehr im Tone der Predigt als der Disputation, wobei er in kühner aber sinnreicher Weise aus Gen 38 die Bilder von Stab, Halsband und Ring für Glauben, Liebe und Hoffnung benutzte. Wenn nun, so lenkte er auf die vorliegende Frage ein, diese Hoffnung und Sicherheit auf irgend andre Dinge als auf Christus gesetzt werden, wenn man das Bild Christi aus dem Evangelium verwirft und die Bilder der Heiligen im Herzen aufrichtet, deren man um jede Noth einen andern anruft, das ist die wahre Abgötterei, dadurch Gott entehret und die Heiligen erzürnt werden. „So man aber hie von der abthůung der bilder handeln wil, ist mein radt, dz besser sye, die erste vnd gröste abgöttery vnd schädlichen bild im hertzen, so man Christum vnd die heiligen anderst im hertzen macht vnd bildet, dann sy darinn sollend syn nach vßtruck götlichs worts, werde zůvor abgethon vß dem hertzen, ee vnd man die vßere bild abthůnge, an denen die menschen noch hangend, vnd sy nit wellen lassen abthůn, die wyl vnd sy nit andere bericht daruon habend. Man sol je dem schwachen sinen stab, daran er sich hept, nit vß der hand ryssen, man gebe jm dann ein anderen oder man fellet jnn gar ze boden. So aber ein schwacher sich hept an ein ror, das

mit jmm wancket, so laß man jm das in der hand vnd zeig man jm einen starcken stab da by, so laßt er denn selbs gůtwilligklich das vor fallen, vnd gryfft nach dem starcken stab. Also laß man den blöden, schwachen die vßwendigen bild ston, daran sy sich noch hebent, vnnd berichte man sy vor, es sye kein leben, heyligkeit oder gnad darinn, vnd syglnd schwecher dann ein ror, vns ze helffen, vnd richte man jnen da by einen starcken stab vff, Christum den einigen helfer vnd tröster aller betrüpten So werdent sy befinden, das sy der bild, ouch der heiligen nit bedörffend, gůt williklich lassen faren, vnd Christum frölich ergryffen. Vnd wo Christus also in des menschen hertz durch ware erkantnus wäre, da wurdind dann alle bild on ergernus hynfallen. Dann es ist je nit gůt das man die gwüssnen verseere, die Christus mit sinem sterben gesund gemacht hat Also ist mit dem fleisch fressen ouch geschehen, das vil in den andern Orten darab sich ergeretend. Ward mir ein fart [einmal] ein antwurt, die Eydgnossen syend nit vnser got. Es ist war sag ich, sy sind aber ouch Christen lüt, vnd Christus ist für sy eben gestorben wie für uns, darumb sol man jren verschonen. Da wöllend sy der ergernus ein zyl stellen, da Paulus kein zyl setzet, vnd wöllend die gschrifft wyteren oder engeren, wie jnen gielt. Paulus spricht nit, so sich jemand darab ergerete, so wölt ich 4 oder 5 oder 20 jar nit fleysch essen. Er spricht, ich wöllte ee in ewigkeit nitt fleysch essen. Darumb sol man der schwachen warten, vnn sol man jnen die vsserlichen bild lassen, bis man sy gnůgsam vnderwysen, das die bilder nit

sin söllent. Wiewol ich weiß, das in notwendigen dingen so den glouben betreffend, kein ergernus ze schühen ist. Wenn die inwendigen abgötischen bild vß dem hertzen werdend gethon, als Christum vnd die heiligen falsch ansehen vnd ynbilden, so wurde mit den vßwendigen bilden wol gehandlet, dz im recht wäre.“ Diese Nothwendigkeit der innern wahren Erkenntniß führte auch er noch mit Bibelstellen aus, die untergeordnete Bedeutung der Bilder bei solcher Erkenntniß an Daniels und Paulus Beispiel, und betonte dagegen die Pflicht, die Christen zuvor wohl zu berichten, ja überhaupt die geistige Auffassung des Bilderverbotes „Dann eben an dem ort [der Stelle] Exod. 20 cap. da bild haben vnd machen verbotten ist, da ist ouch gebotten ein altar ze machen, daruff ochsen vnd schaff ze opfren. Sind wir nůn schuldig alle gebott des alten gesatzes ze halten wie die Juden, so müssend wir ouch ein söllichen altar zů rüsten, vnd sind ouch Juden.“ — „Hie ist mir“, fährt der Berichterstatter fort, „nit ze wüssen, ob er sin red vollendet hat oder nit, dann Doctor Sebastion fyel jm darin“: er wies ihn nämlich auf die Vertheidigung der Bilder aus der Schrift als den einzigen Gegenstand des Mandates der Regierung hin, und erklärte den Rathschlag, wie die Abschaffung am friedlichsten geschehen möge, als Sache der Obrigkeit und hier nicht an seiner Stelle. Zwingli aber verwahrte sich, daß er und sein Bruder Leo es nicht haben am Predigen des Wortes Gottes zur Erkenntniß der Christen fehlen lassen, wobei er sich berufen konnte, wie er, sobald er nach Zürich gekommen, „von stund an an die hend genommen das heylig Euangelion

Mathei ze predigen on allen zůsatz des menschlichen thants. Demnach hab ich die gschicht der heyligen Botten gepredget, die Epistel Pauli zůn Galatern, die zwo zum Timotheo, bed Epistlen Petri, die zů den Hebreern, vnd jetz den Lucam". Der Comtur versicherte, er sage das nicht jenen zu schelten, was auch der Freund ihm gerne bestätigte, dann aber eifrig die Verwerflichkeit der Bilder weiter bewies, auch richtig den Unterschied hervorhob, ob solche bei Ungläubigen geduldet würden wie Daniel gethan und Paulus zu Athen, oder in Mitten der Christenheit. Auch den Ernst des Gebotes, der bloß geistige Anwendung ausschließe, und den Raub am Almosen, der in den silbernen oder goldnen Bildern liege, schilderte er so begeistert, daß der Comtur „vffemlichs redt, er were wol zůfryden, vnd gfiel jm wol". Es ist nicht hier der Ort den Gang des Gespräches weiter zu verfolgen, so anziehend die Schilderung Hätzers uns den Ernst aber auch die merkwürdige Frische, ja Kühnheit jener Tage vor Augen stellt. Die Vertheidiger der Bilder leugneten wie immer die Verehrung oder gar Anbetung der bloßen Bilder und hoben das anreizende Beispiel der edlen Thaten der Heiligen hervor. Nicht alle Gegengründe erscheinen uns zutreffend; aber dem Hauptargument, das Hofmeister in lebhafter Rede aussprach, indem er auf den Stand der Dinge hinwies, auf die gnadenreichen, umkränzten, umleuchteten Bilder und das Geld, das sie den Tempeln eintragen, diesem war in Wahrheit nicht zu widerstehen: und so war die Frage eigentlich entschieden, als der Bürgermeister um eilf Uhr, als zur Essenszeit, die Ver-

sammlung entließ. In der Nachmittagssitzung ward wenig Bedeutendes mehr gehandelt. Doch sprach auch jetzt der Comtur nochmals seinen die Schwachen tragenden Sinn aus. Als nämlich nach einer eifrigen Rede Balthasar Hubmeiers, des bald nachher wiedertäuferischen Pfarrers von Waldshut, die schwachen Argumente des Chorherrn Edlibach und vollends die kindische Berufung des M. Hans Käß auf das Angesicht Christi im Schweißtuch der Veronica den Ernst der Verhandlung nahezu gebrochen hatten: trat Schmid auf, um die Behandlung der Schrift für die ungelehrten Geistlichen festzustellen, und begehrte von Zwingli, er möchte um der Unerfahrenen willen einen Bericht geben, welche Gebote auch für die Christen und welche für die Juden allein verbindlich wären. Zwingli antwortete „vf das früntlich begeren" schön und klar: alles was im alten Gesetze geboten sei, die Ehre und Herrlichkeit Gottes, die Liebe und das Wohl der Nebenmenschen betreffend, das bleibe ewig, stet, fest und unverwandelt (wie das Verbot der Bilder Gottes Ehre betreffe), aber der Pomp der Ceremonien binde die Christen nicht, denn diese seien den Juden zur Strafe geboten. Den Schluß des Tages machte die Aufrufung der am meisten als Feinde und Schmäher Zwinglis bekannten Geistlichen, die aber theils abwesend waren, theils feige läugnend oder in unwürdiger Weise sich aus der Sache ziehend, den Reformator nur mit neuem Ruhme bedeckten.

Der zweite Tag war dem nach dem allgemeinen Gefühl weit wichtigern Artikel der Messe gewidmet, welcher Zwingli

die Bedeutung eines Opfers absprach und abermals aus der Schrift widerlegt zu werden begehrte. Dießmal wurden die Anwesenden nach ihrem Range aufgerufen, voran die Aebte von Kappel und Stein, der feindselige Abt von Rüti wird ausgeblieben sein, die Pröbste von Zürich und Embrach. Der edle Abt Joner von Kappel stimmte freudig zu der schriftmäßigen Lehre, ihm folgte der nicht theologisch gelehrte, aber tüchtige und für Geschichte thätige Probst Brennwald von Embrach, Stein blieb stumm, der Probst Frey von Zürich brachte ohne zu widerreden nur Nebendinge herbei. Jetzt kam die Reihe an den Comtur von Küßnach und er hielt abermals eine längere Ansprache. Ausführlich stellte er dar, wie Christus, einmal geopfert, von uns nicht wieder könne geopfert werden, so wenig als wieder geboren, getödtet, auferweckt, wol aber wir alles dessen die Wiedergedächtniß begehen können. Dann entwickelte er den Nutzen des Abendmahlsgenusses wenn er innerlich mit Glauben geschehe. Nachdrücklich wies er auf die Nothwendigkeit der von Christus und Paulus befohlenen Verkündung dieses Testamentes der Sündenvergebung, der Gnade und Barmherzigkeit hie in Zeit und darnach des ewigen Lebens. „Weliche dann durch söliche verkündung fest gloubend, sölliches für sy geschehen, die hettend jetz genossen sin fleysch, vnnd getruncken sin blůt geystlich, die möchtent darnach sin blůt vnn fleisch ouch sichtbarlichen niessen mit grossem nutz, zů beuestigen vnn zů meren jr liebe, vnn das wär warlich meß ghalten wie Christus das vffgsetzt hat.“ Nochmals sprach er es aus, daß man Christus nicht

opfere, nicht etwas gebe, sondern empfange. Aber er fügte auch jetzt wieder hinzu: „Darumb ich wölte das man gschicklich von der Meß redte, darab sich nieman verbösren möchte, sunder alle menschen daruon gebeßret wurdind. Denn es dunkt mich ein hert argument sin, das etlich sagen die Meß kumme vom tüfel, vnd der tüfel hab die münch vnd ôrden erdacht, das ist nun grob geredt, vnd ist dennocht mancher münch der die kutten also anhat, vnd nüt deß minder ein Christ ist, bedunckt mich so man vns liesse blyben, wurd nit vil schaden, vnd nit so vngeschicklich vnd fräuentlich daruon redtind. Wir die vff dem land sitzend, müssend gar mengs hören, weder jr in der statt. Aber den so somlichs geredt hat, ist vilicht nit hie in der stuben gegenwirtig, wil ich zů handen nemmen, vnd wil jm das zwüschend mir vnd jm allein sagen, wie vns Christus gelert vnd vnderwisen hat."

Auch auf diese Worte des Freundes mußte wohl Zwingli sich aussprechen. Er behauptete, allerdings den Ursprung des Mönchswesens nicht von Gott ableiten zu können, der nur des Guten Quelle sei. Werde aber unziemlich geredet, so beklage er das, und es thue ihm auch leid, wenn er selbst auf der Kanzel zu scharf sei, daneben und um seine eigene Person erzürne er Niemand, aber das Wort Gottes müsse und werde er verkünden. „Vil sind" — sprach er, und das Wort ist noch heute der Wiederholung werth — „vil sind deren die allein der glychen worten von miner predge bhaltend, also sind ouch vil die dem wolgelerten man Martino Luther nüt ablernen wellend in sinen bücheren,

dann die kräfft syner worten, die er offt vß angezündter inbrünstiger liebe redt. Aber das fromm trüw hertz so er zů warer göttlicher warheit, vnd zů dem wort gottes hat, das wil jm keiner ablernen."

Weiter trat Schmid an diesem Tage nicht auf. Das Gespräch gieng vorwärts unter steter Aufrufung durch die Präside. ten: der einzige ernsthafte Vertheidiger des Meßopfers war der Pfarrer Steinlin von Schaffhausen, dessen kunstvolle Schriftbeweise aber Zwingli und Jud mit Wahrheit als unrichtig aufdeckten, so daß er selbst sich befriedigt erklärte; manche traten rühmend den Reformatoren bei, die Vertreter der Klöster gaben sich überwunden, am Ende wurden in traulicher Weise Schrifterklärungen von Zwingli erbeten; nur am späten Abend des zweiten Tages und im Anfang der Handlung des dritten brachte der zum Schwärmer entartete Konrad Grebel Eigenmächtigkeiten und Spitzfindigkeiten vor, die jedoch Zwingli passend abwies, so daß auch dieser „sich vernügen ließ." Darnach aber erhob sich zum dritten Mal der Comtur zu einer letzten Rede „mit grossem ernst." Er drang nochmals und aufs entschiedenste darauf, daß vor allem aus das Volk solle belehrt werden, da die Abschaffung der Bilder ohne das dem Evangelium mehr schaden als nützen würde; entwickelte abermals die Erkenntniß Christi als des einen Mittlers, und rief die Obrigkeit auf, die reine Lehre zu verkünden und daß sie gepredigt werde zu gebieten. „Nach sölichem gebott wurde dann gůt darinn handlen mit der that. Möchtind dann on vnrůw vnd widerwillen alle mißbrüch gebessert vnd ge-

endert werden. Ouch mengem das wurd gefallen vnd von im gelopt, dem es on sömlichen bericht mißfalt vnd das übel schylt." Ernst und kräftig ermahnte er die Obrigkeit: da die Bischöfe um ihres Vortheils willen die Priester nicht von den Mißbräuchen abhalten, gleichwie die Kriegshauptleute ihre Söldner auf Erpressung ausschicken, so sollte sie sich der Sache annehmen und Christus der jezt um des Geldes willen darniederlieg wieder an seine Stelle bringen. „Ir haben bißhar, liebe herren, schloß er, mengem weltlichen fürsten gholffen widrumb in sin herschafft vmm gelts willen, so helfen nun vmb gots willen Christo unserm herren widerumb in sin herschafft, das er in üwren gebieten allein werde angebettet, geert, vnd angerüfft, vnd in vns Christen allein hersche vnd regiere, vnd werde darfür geachtet vnd gehalten von den üwren, darzů jnn sin vatter gesetzt hat vnd vns geben, als für den eynigen waren mitler, erlöser, vnd nothelffer. Vnd nemmend die sach dapffer vnd Christenlich in die hend, dann dis ist die recht eer der heyligen, das man Christum lasse herr sin, über sy vnd über alle ding, im himel vnd vff erden. — Liesse man Christum allein herr vnd meyster sin über alle ding, vnnd so er vns also rüwigklicht möchte regieren, vnd sin werk in vns verbringen, so hettind wir vnder einanderen brüderliche rüw, christenlichen fryden, götliche hulde vnd gnad hie im zyt vnd darnach das ewig leben. Das verlych üch got, vnd allen christen. Amen." Da rief Sebastian Wagner: Gebenedeiet ist die Rede deines Mundes! Das Gespräch aber war zu Ende.

Zwingli ermunterte die Obrigkeit und betheuerte sein Fernsein von Entweihung des Heiligen mit Thränen; er und Leo Jud baten, man möchte jedes ungeschickte Wort ihnen verzeihen: die Präsidenten und der Bürgermeister schlossen mit freundlichen Reden; ganz zuletzt that von Watt eine Fürbitte für die wegen des in Stadelhofen umgestürzten Kreuzes Gefangenen, und ihm schlossen der Abt von Kappel, nochmals in Schmids Sinne zur belehrenden Predigt aufforderund, und nach ihm der Probst von Zürich und der Comtur von Küßnach sich an.

Das war der Ausgang dieser Disputation, und auf dieselbe folgte alsobald die Belehrung welche Schmid begehrt hatte. Eine Abordnung des Rathes nebst den ersten Geistlichen beauftragte Zwinglin eine Anleitung für die Seelsorger und Prediger zu entwerfen, die am 17. November im Namen des Rathes ausgegeben wurde: und zugleich ward verfügt, es sollte Zwingli in den Gegenden gegen Schaffhausen und Thurgau, der Abt von Kappel jenseits des Albis, und der Comtur von Küßnach an beiden Seeufern und in der Herrschaft Grüningen predigen wo sie es gut fänden, damit nicht durch Schuld der Menschen die Schafe Christi um das Wort des Heiles kämen — Der Priesterschaft in Zürich aber, welche die Messe noch nicht aufgeben wollte, ward auf den 28. December eine neue Gelegenheit geboten ihre Lehre mit der Schrift zu beweisen. Der Chorherr Hofmann begehrte nochmals in kleinerem Kreise zu disputieren: es ward ihm und den gleichgesinnten

Chorherrn auf den 13. Januar 1524 bewilligt und der Entscheid einer Rathsabordnung nebst dem Abt von Kappel, dem Comtur von Küßnach und den Pröbsten von Zürich und Embrach anheimgegeben. Diese erstatteten von der zwei Tage dauernden Disputation einläßlichen Bericht und erklärten den Widerspruch Hofmanns und seiner Genossen für gänzlich in der Schrift unbegründet. Endlich zu Pfingsten erließ der Rath nach einem den drei Stadtpfarrern abgeforderten Gutachten eine einläßliche Erklärung über Bilder und Messe, die nun, doch allmälig, abgethan wurden; den Priestern ward bei Verlust ihrer Pfründen und Verweisung aus der Stadt geboten, den obrigkeitlichen Mandaten zu gehorchen: im übrigen, hieß es, lasse man sie glauben was sie wollen.

Das Werk der Reformation gieng jetzt ungehemmten Schrittes vorwärts: was wir von Konrad Schmids Theilnahme an demselben noch anführen können, ist nur Weniges. Zunächst entheben wir einem Briefe Martin Buzers von Straßburg an Zwingli aus der nächsten Zeit, 19. April 1524, ein weiteres Zeugniß von Schmids vor allem aufs Innere gerichtetem Sinn und seiner dem kühnern Freunde oft allzu milden Weise. Buzer behandelt in Antwort auf einen (nicht vorhandenen) Brief Zwinglis die Lehre von den Bildern von freierem Standpunkte als dieser, indem er den Aeußerungen Schmids auf der Disputation beistimmt, wenn auch mit Einschränkungen, und schreibt dann: daß aber unser Konrad das (Ordens) Kreuz trägt, wie Luther seine Kutte, das sehe ich so an. Da

jenes Zeichen wie die Kutte äußerliche Dinge sind, in denen wir durch Christi Blut Freiheit erlangt haben, so lasse ich es geschehen, daß hier jeder vor sich selbst seine Ansicht verantworte und Niemandem zum Aergerniß sei. Nach einer andern mir aber nicht ganz klaren Stelle desselben Briefes scheint Zwingli auch eine Erklärung Schmids über den Zehnten nicht frei genug gefunden zu haben Wir wissen nur aus der Antwort des Zürcherischen Rathes auf die Klagen der Eidgenossen vom März 1524, daß unter diesen auch vorkam, dem Kloster Engelberg sei dessen Antheil am kleinen Zehnten zu Küßnach vorenthalten worden, und daran seien des Comturs Lutherische Predigten Schuld; daß darauf der Comtur sich in Zürich verantwortete, er habe vielmehr die Verpflichtung, den Zehnten zu geben, wenn nicht aus göttlichem Gesetz, doch nach der Obrigkeit Anordnung, gelehrt, auch selbst seinen Antheil am Zehnten Niemandem geschenkt, wiewol etwa armen Leuten gewartet. Die Gemeinde Goldbach aber erklärte ihren Zehnten an Engelberg gar nie verweigert zu haben.

Einem so maßhaltenden Manne wie Schmid mußte der Unfug der Wiedertäufer, der sich an die Reformation anzuhängen drohte, vorzüglich zuwider sein, und so finden wir ihn auch in der Vorderreihe der wissenschaftlichen Bekämpfer dieser Schwärmer. Nicht nur war er bei dem zweiten, dreitägigen, aus dem Rathhause in den Großmünster verlegten Gespräche mit den Wiedertäufern im November 1525 einer der vier Präsidenten, neben ihm

Abt Joner, Wagner von Schaffhausen und von Watt von St. Gallen — die nähern Umstände dieses Gespräches sind nicht aufbewahrt —: sondern als trotz der Gefangennehmung und endlichen Bestrafung der Häupter das wiedertäuferische Treiben sich besonders im Amte Grüningen erneuerte, — noch ist ein Klagebericht Schmids über einen einzelnen Unfug vorhanden — ließ Schmid im Jahr 1527 drucken: „Ein Christliche ermanung zů warer Hoffnung in Gott, vnd warnung vor dem abtrülligen Widertouff, der da abwyset von Gott, an die Christlichen Amptlüt zů Grünigen". Auch hier stellt er voran das alleinige Vertrauen auf Gott und dessen Grund in Jesu Christo, welches der Vernunft zu schwer, dem Glauben an Gottes Wort leicht wird, auch nicht eine Trägheit ist, da diese Hoffnung durch gleiche Liebe des Christen gegen seine Nebenmenschen, auch die Feinde, und das tägliche Absterben der Sünde bedingt ist. Statt dieses Glaubens wurden von je andere Mittel versucht. „Ettlich meinten ein wisse kutten machte säliger dann ein grawe, die andren meinten mit fisch voll werden, erlangte ee ein gnedigen Gott dann fleysch essen. Secht zů lieben Christen, sy hand das heyl vnd hoffnung nit vff das tůch, sunder vff die farw gsetzt, ist das nit ein kindisch ding, hetten sy doch gesagt, ein syden kutten ist besser ein gnedigen Gott zů überkummen dann ein wulline, das hette ein grösser ansehen, dann, ein schwartze kutten ist besser dann ein wisse: als ob die gnad Christi an die farw gebunden sye. Ich vermeint ouch vor zyten, wenn ich das Johanser crütz an mir

trüg, wurd ich durch dasselb ein gnedigen Gott han, wo ich aber das von mir thett, sech mich Gott nümen an, Gott verzich mir min vnglouben, es geschah unwüsset vnd nit lenger denn biß mich Gott durch sin wort deß warhafftigen bericht." So Beicht- und Ablaßbriefe, Asche, Palmen, Salz und „wyhe wasser, wer es erst win, ist nur wie wasser", Kerzen, Bilder und goldne Tafeln „vnd welcher mit einen pfennig ein Mäß frimdt, der wil damit ein so gnedigen Gott überkummen han, daß er jn müß beschützen und schirmen, er louff noch gen stälen, mürden, rouben, lüt vnd land verderben, wittwen vnd weisen hungers töden, für das als ist gnûg nur ein Mäß hören, Gott darff darnach der keins mer zürnen: hie liggt Christus am ruggen. Phil. 3." Das hat das Evangelium nun abgethan. Aber nun hat Satan eine neue Störung gebracht in seinem Orden der Wiedertäufer. Dieser Geist tritt dem Geiste Christi, dem heiligen Geiste, entgegen. Ihr Widerstreit wird anschaulich geschildert Der heilige Geist befreit die Seele, dem Leibe weiset er Trübsal im Kreuze zu: der Täufer Geist gibt Leibeslust und Freiheit von aller Ordnung. Darum läuft ihm die Menge zu. „Hiemit wird diser geist ein grossen huffen an sich ziehen, alle die so das Euangelium nur mit dem buch horend, nit mit dem hertzen, das wirt ein süß späckli vnder dise müßfallen, wirdt allen denen der werkzüg die der werchstûl an sitz brendt, vnd dz gschirr in der hand schmirtzt, fast wol schmecken das sy sich also nach sölcher fryheit söllend begrasen vß ander lütten gûr." Sie heißen auch Gott nicht fürchten bei

allem Frevel. „Nüt denn frölich dapfer gryffend die Sach an, bruchend alle böse, machend heigen wer, sud um die suw ist im kessel, nemet wo jr findend, begand üch wie jr mögend, es ist als gmein, förchtend Got nit vmb kein böß stuck, er wirt am jüngsten tag nit allein alle übelbetter vnd verdampten, sunder ouch den tüfel selbs sälig machen. — Aber der heilig geyst thůt einen sterckeren schutz hie, vnd spricht· Was hilffts den menschen wenn er schon die gantz welt überkäm, vnd siner seel schaden zůfügte. Marc. 8.“ Daher wollen auch die Wiedertäufer die Prediger des Evangeliums vertilgt, darum auch die Obrigkeit entfernt wissen, welche Recht und Ordnung hält: ja wäre sie nur jetzt schon ernstlicher wider das Unwesen! Ferner widerlegt er die Einwürfe gegen die Kindertaufe, namentlich daß sie nicht von Christus befohlen worden, unter Hinweisung auf die frühern Gespräche und ausgegangenen Schriften: „hab ouch minem lieben brůder vnd günstigem herren Jörg Berger üwerem vogt zů Grünigen, derselben büchli zwey geschickt, wär sy well läsen, findt sie by jm.“ Er beruft sich auf Christi Vorbild an den Kleinen und andere Vorgänge wo der Herr auch was er nicht befohlen gebilligt, erklärt aber nicht darüber disputieren zu wollen, sondern wendet sich wieder vorzüglich gegen den Unfug der geheimen Versammlungen in Wäldern und Höhlen, und gegen die Anmaßung einer fehllosen Kirche, gegenüber Christi eignen Erklärungen vom Unkraut unter dem Weizen, wie sie denn auch nicht beten: vergib uns unsre Schulden. Eine Schilderung

des Schadens, der aus diesem Unwesen erwachsen müsse, der Zertrennung der Kirche, der Verderbung alles Lebens, und eine herzliche Ermahnung an die Amtleute bilden den Schluß.

Und noch einmal ließ Schmid sich öffentlich gegen die Wiedertäufer vernehmen, 1528 in einer Schrift: „Verwerffen der articklen vnd stucken, so die wiedertöuffer vff dem gespräch zů Bern, vor ersamen grossem radt fürgewendt habend“, und auch hier begegnen wir gleich Anfangs wieder dem schonenden Verhalten des Comturs gegen alte Gebräuche Es waren nämlich zur Zeit der Berner Disputation im Januar 1528 auch nach Bern Wiedertäufer, wie es scheint in geschlossener Schaar gekommen: da „behielt sy der gewalt in das prediger kloster, stalten sy vff Vincentij (22 Jan.) für klein vnd groß rädt, verhortend sy in bywesen der geleerten frömbder vnd heimischer (die von der Disputation her da waren): hůben sy an wie die krotten, von yrdischem ze ruggen vnn gellen, biß man sy genötiget vnd zwang vff die göttlich gschrifft ze gründen, wunden sy sich hin vnd her wie die schlangen, die man beschweert, aber do sy doch daran můßten, hörend zů frommen Christen wie sy die gschrifft zů handen namen, beschalcktend mich, warumb ich in miner kilchen das Aue Maria hiesse bätten, vnd die welt das lerte: darnach taschtend sy meister Vlrich Zwinli an, warumm er siner kilch bericht gebe den glouben ze sprechen, dar zů sagen sy offenlich man sölle dz Vatter vnser nit bätten“. Nun hebt er das Unstatthafte der Verwerfung dieser drei Stücke

hervor, die Verläugnung von Christi Natur, seines Leidens und seiner Erhöhung, und der Bruderschaft mit den übrigen Christen, die darin liege, das Verderbliche der Läugnung von Schuld und Versuchung, das frevelhafte Sichlossagen von der Schrift, vom Eide, von aller Obrigkeit, und besonders die Anmaßung, unmittelbare Befehle von Gott zu erhalten, der längst seinen Willen in Christo geoffenbart. Wiederholt wird dabei auf das Beispiel des frühern Hauptes der Wiedertäufer, Johannes Denk, hingewiesen, der sich vor seinem Tode in Basel bekehrt, dessen Widerruf aber jene unterschlagen hätten.

Diese Schrift ist beigedruckt den Predigten, welche während der Disputation zu Bern vom 7. bis 26. Januar von den fremden Predigern gehalten worden, herausgekommen bei Froschauer 1528. Die siebente dieser neun Predigten wurde von Schmid, der auch hier einer der Präsidenten war, gehalten Sie ist eine einfache Homilie über Lucas 10, 8—16, die Worte Christi an die ausgesendeten Jünger, von den Städten da man ihr Wort annimmt und da man es verwirft, in unmittelbarer Anwendung auf die Boten des Evangeliums dieser Zeit. Wie die Apostel sollen sie gesund machen die Beschwerten, von äußerlichen Dingen die gedrückten Gewissen, sie stärken durch die Freiheit in Christo, in männlicher Ueberwindung des Bösen. Und wie der Herr Bethsaida und Kapernaum bedroht um die Verwerfung des bei ihnen erschienenen Heils, so solle Bern, in dem seit zwei Jahren ein so wunderbarer Umschwung geschehen, daß diese herrliche Dispu-

tation gehalten, fest halten an dem Erworbenen, und lieber aller Welt Feindschaft erleiden, aber von Gott beschützt sein, als bei der Welt Gunst Seine Gnade verlieren. An das Schlußwort Christi: Wer euch hört der höret mich, knüpft er eine Zusammenfassung der Hauptunterschiede der evangelischen und der päbstlichen Lehre, des Pabstes Stellung, die Zusätze zum Gotteswort. „Ist glycher wyß zůgangen mit dem gottesdienst wie mit der müntz: anfencklich ward gemüntzet mit luterem silber vnd gold, wie noch funden werdend alt pfennig on allen zůsatz, darnach gabend für die eigennützigen Müntzmacher, silber oder gold möcht nit wol gemüntzet werden on zůsatz, habend sich also nach vnnd nach die zůsätz gemeret, wie der eigennutz zůnam, so vil biß etlich müntz gar ytel zůsatz ist worden, on alls silber vnd gold, wie vor ougen ist.“ — So ist die Rede eitel, man wolle den alten Glauben abthun. „Glycherwyß als so einer ein kupfferen keyserkrützer verwirfft, so schryet der fründ des keysers: Ey wöltest du dem keyser sin müntz verwerffen? die so meng tusend jar gewert hatt? O were die müntz wie vor den tusend jaren on allen zůsatz, wurd die niemand schälten.“ So das Fasten, zur Dämmung der Lüste, nicht zu Unterschied der Speisen, zum Aberglauben, „es seye gůt für das kallt wee, zenwee, houptwee vnnd anders derglychen zůsätz“; so das Sacrament des Abendmahls, nicht Meßopfer, nicht Verwandlung, sondern Seelenstärkung, sein Mißbrauch unselig: so die guten Werke, nöthig, aber nicht der Grund der Seligkeit: so die Ehe Gottes Gabe, die Pfaffenweihe ein

sündliches Wesen. Der Schluß kehrt in hohem Ernste zurück auf die Strafe der Verwerfung und das Heil der Annahme des göttlichen Wortes.

Eine letzte Schrift von Schmid findet sich vom Jahre 1530, und auch diese wie es scheint, veranlaßt durch seine Weise nicht heftig mit dem Alten zu brechen Es hatten nämlich sich in Zug Gerüchte verbreitet, als habe der Comtur an der Ostern dieses Jahres in seiner Kirche das Abendmahl auf eine Weise gefeiert und auch dessen Sinn erklärt, welche wie eine Rückkehr zur Römischen Kirche konnte angesehen werden Darüber klagte er vor dem Zürcherischen Rathe und dieser wandte sich nach Zug, wo man auf die Sache eingieng und die Urheber des Gerüchtes zur Verantwortung veranlaßte, welche dann in ziemlich bescheidner Weise erfolgte, den Comtur aber doch nicht völlig befriedigte, so daß er in einer kleinen Druckschrift seine wahre Meinung zu veröffentlichen nöthig fand. In dem Verantwortungsschreiben des Ammanns Toß von Zug ist davon die Rede, der Comtur „sölle sinen vnderthonen das sacrament zů nießen geben haben in kleinen hostien“ Darauf ließ sich jener gar nicht ein, wol aber auf die Hauptsache, daß er gelehrt habe, das wesentliche leibliche Fleisch und Blut Christi sei in dem sacramentlichen Brod und Wein des h. Nachtmahls, also eben die Römische Lehre von der Transsubstantiation. Dagegen ließ er erscheinen· „Ein Christlicher bericht des Herrn nachtmals mitt hällem verstannd siner worten darinn gebrucht, damit abgeleint ein vnwarhafftig red jm

z̊gelegt, der danckſagung halb, nit vonn den minſten in der ſtatt Zug." Die kleine Schrift iſt, unterm 13. Mai, den Eidgenoſſen von Zug gewidmet als in deren Stadt die falſche Rede ausgegangen, welche der Verfaſſer als einen Vorwurf der Verläugnung ſeiner heiligen Ueberzeugung ſehr ernſt genommen. Er entwickelt dann in gar einfacher, klarer und warmer Darſtellung die reformierte Lehre von dem Sacrament als Zeichen des Todes Chriſti und vom Genuſſe desſelben als Wiedergedächtniß dieſes Todes und der geiſtigen Vereinigung mit Chriſto, und unterſtützt dieſe Auslegung der Einſetzungsworte mit allen den Gründen aus dem vernünftigen Denken und der Analogie der Schrift, welche wol auch heute noch in einem unbefangenen Gemüthe dieſer Lehre den Sieg ſichern müſſen. Schön ſchließt er dann mit der Darſtellung, wie gerade bei ſolcher Auffaſſung dieſe ſacramentlichen Zeichen durchaus nicht gering geachtet werden, vielmehr in hohem Grade der Verehrung werth und die Verantwortung auflegend, oder mit ſeinen Worten „wie ſie herrlich, wirdig, heilig vnd größlich z̊ vereren, ouch vaſt erſchrockenlich" ſeien.

Aber nicht nur wo es galt, im Worte zu der reinen Lehre zu ſtehen, war Schmid bei aller Milde ſeines Weſens ein unerſchrockener Bekenner der erkannten Wahrheit, er ſtand auch zu ihr im Leben. So berichtet Bullinger, daß während der ganzen Zeit, da Zwingli im Herbſt 1529 auf dem Geſpräche zu Marburg abweſend war, der Comtur für ihn predigte, und nennt ihn dabei „ein gar geſchickter dapfferer vnd gelerter mann". Auch der einzige kleine

Brief an Zwingli, der sich erhalten hat, vom 28. Oct. 1530, in dem er einen Diacon zur Aufnahme in die Synode empfiehlt, zeigt, wie er auch körperlich angegriffen seiner Pflicht nicht entstehen wollte, da er sich dem Synodalbesuche, wenn es die Brüder wünschen, obgleich krank, nicht entziehen will. Ferner wissen wir aus einem Rathsbeschluße, daß er gleich den andern Priestern dem sündlichen Cölibat gegenüber in den Stand einer Gott gefälligen heiligen Ehe trat. Nämlich am 17. April 1529 erschien Herr Konrad Schmid, Commentur des Hauses Küßnach, vor Rath, und erbat sich, als zu der Stadt Panner berufen, wenn er umkommen sollte, daß seiner Frau und seinen Kindern ein Hof, den er zu dem Johanniterhause erworben, zukommen möchte, doch so, daß, wenn diese ohne Leibeserben abstürben, der Hof wieder der Stadt zufallen sollte. Der Rath gieng zwar in kein bestimmtes Versprechen ein, doch verhieß er ihm, Frau und Kinder, „so ferr die sich erlich vnd wol haltend, in günstiger getrüwer befelch zů halten vnd inen das best ze tůn." Wer diese Gattinn war, ist leider unbekannt: nach des Comturs Tode gieng die Commende an Zürich über, das nun einen Amtmann dahin setzte, die Seelsorge aber einem Pfarrer übergab: Schmid selbst hatte sich in seiner letzten Schrift nicht mehr wie früher Commentür sondern bescheidener und doch höher „ein Diener des Worts zu Küßnach am Zürich See" genannt.

Und als der Menschen Schwachheit und Leidenschaft das heilsame Reformationswerk mit einem verderblichen

Kriege trübte, da trat Schmid abermals in die Reihe der Vorkämpfer, die auch das Leben nicht zu hoch schätzten für das Evangelium, das sie frei gemacht hatte. So schon im ersten Kappelerkrieg, da am 9. Juni der Stadt Panner aus Zürich zog, da zog mit demselben neben Zwingli auch Schmid, beide aufgerufen und hiezu von der Obrigkeit geordnet. In dem unblutigen Zuge trat der Tod, den ahnend er Weib und Kind seinen Obern empfohlen, ihm nicht nahe: aber als zwei Jahre später am 11. October 1531 die Leichen der Zürcher das Schlachtfeld von Kappel bedeckten, da lag wie Zwingli so auch Schmid unter ihnen, umgeben von fünfunddreißig Männern seiner Gemeinde Bullinger unterbricht in seiner Geschichte die Aufzählung der Todten, da er zu diesem Manne kommt, mit dem Nachrufe, der wohl auch diese Darstellung würdig schließen mag: „Diser ist ein frommer gelerter man gsin, hat vil zů der reformation geholfen, wie man in allen actis sehen mag. Er hůb selbs an sin (ordens) hus vnd kilch zu reformieren, was selbs da pfarrer vnd ein iferiger dapferer verrümpter predicant. Er hielt sin convent zum studio vnd zů predigen, die zitlichen des huses güter verwielt er wislich vnd trüwlich, was den armen vnd der ganzen kilchhöri beholfen, vnd deßhalb von siner trüw vnd redliche wegen menklichem lieb. Wenig tagen vor der schlacht schreib er Heinrich Bullingern predicanten zů Bremgarten: die sach sähe in allerdingen dermaßen an, daß er übel besorgte, es wäre große vntrüw im spil vnd wurdint die gläubigen vnd die es gůt meintind übel liden.

Denen ouch von Gott kein vnbill beschehen wurde, diewil vns nüt dann crütz vom herren verheißen, wir vns ouch schlechtlich (einfach?) am evangelium hieltend. Vf der walstatt ward er funden vnder vnd bi sinen Küßnachern. Aber H. Oswald Sägisser, einer sines conuents vnd der ouch das göttlich wort verkundt, ein erlicher vnd frommer mann, ließ den herren comtür ab der walstatt füren gen Küßnach, da er in dem beinhus begraben ligt."

Und als sollte noch seinen Tod ein Bild der Freundlichkeit begleiten; findet sich eine Sage, sein treues Roß sei, die Habe des Herren rettend, von der Wahlstatt nach Kilchberg gelaufen und über den See schwimmend zur Heimat geeilt: dem sei, so lange es lebte, eine Pfründe geordnet worden.

Schnebelhorn.

Eine idyllische Skizze

von

K. L. Schuster.

Schnebelhorn.*)

„'S heitret, Bueben, es heitret! Stönd weideli uf! De Baneter
Ist zueme Wunder gstigen und staht i der Luft wienen Mosweih!"
Säges und stigen uf d'Orgle; de Vetter häd si zuem Gastbett
Ordeli gstellt, wie für mich; und zühe die schönste Regisier,
Und iezt liebli und roos se lanis chide durs Dörfli,
Bis zäntume das Völchli zuem Morgesägen erwacht ist.

„Die Nacht ist hi, de Tag ist da;
Halleluja! Halleluja!
Am glanzne Himmel her und hi
Ist Alles lutre Sunneschi.
Im Thal, am Holz und uf der Weid
Ist Alles Freüd und Herlichkeit.
Was häd de Her für Wunder tha!
Halleluja! Halleluja!"

Lueg, da sind sie ja scho, die liebe lustige Burstli;
Los, si singed scho mit zuer Orgele, 's gahtne vu Herze!
Wer ist na jung und wett a somene Morge nüd singe?

Gester sinds am See mitiem Aetti etrunne dem Schuelstaub,
Bil müesäligem Werch der höchgstudierte Volchsschuel,

---

*) Höchste Spitze der Hörnlikette und des Kantons Zürich, an der Grenze des Kantons St. Gallen in der Gemeinde Fischenthal gelegen, 4347 Schweizerfuß über dem Meere und 2956' über dem Zürichsee.

Händ ihri sibezäh Büecher und sibemal sibezäh Schribheft
Und mänggs Brösmeli Brot usem plagete Schuelersack gschüttlet,
Und en mit Hammen und Zwätschgen und Birrestücklenen usgfüllt,
Süeßem Mueterguet, mit villen Ermanige zuegrüst.
Und wos Fischethal still gruenet unterem Ahorn,
Dert am Pappelebaum im Hus mit der gwaltige Stäge,
Händs bim Vetter vernüegt en fründlichen Abig verplaudret.
Use möchteds id Berg, i die höchen und lustige Weide,
Wo de lieb Gott uf de Felsen i reinere Lüften e Hochschuel
Vor undänkliche Zite für glerigi Schüeler erricht häd;
Da wänds ufen und sueche de höchst und richtigist „Standpunkt",
Und vum säben eweg wänds d'„Wältaschauig" studiere
'S chönt si, daß 's ne deheim im Wintersemester na guet thet.

Bhüetigott säged mer jezt und gumped wie nueferi Fülli
D'Landstraß abe zum Stäg. Mer chemed schier i Versuechig,
Scho wider z'halte, so fründli ists da im heimlige Thäli;
Aber zuem Rueben ists z'früe; unds gaht nüd allewil nidsi.
Glustets i öppen is Fuchsloch hindre, das ordelig Sträßli?
'S wird nüt drus für hüt! De breit Wäg ist is verbotte,
Und wer is Toggeburg wott, mues d'Geißewägli biträtte.
Lueget da d'Töß! si chuglet mi Treu wienes Lokomotivli
Dur die Wise hi, u me gseht doch nüd, wo si herchunt.
Händ nu Geduld! er gmerkets villicht, sebs Abig mag gwerde!

Gits au Füerer dahinne? Mer möchted stige, so höch daß
Üsere Kanton Züri en Züribbieter mag träge.
Möchted gstah mit festem Fueß usem oberste Marchstei,
Möchted i d'Schwiz und i d'Wält ueruefe mit chreftigem Jodel:
„Hie sind mir, hie Züri! Ihr Lüte, da sind mer deheime!"
Gits kä Fuerer dahinne? Ja frili, und gueti Fründ erst na!
'S git doch kän bessere Stab i de Bergen und z'Thal, weder
d'Fründschaft!

Use gaht zöhmeli zerst und ring es Wägli der Töß nah,
Bis me durhindere gseht, wos die werchber Jumpfer verdunge
Häd und veraccidiert, de Fabrickanten im Tößthal
Wasserchreft zuez'träge, i weiß bim Tusig und Hundert
Rümmeneemal meh wie männgi, für d'Reder und d'Spüeleli z'trülle,
Und de Holzliferante vil ebigi Spälte vum Tößstock
Z'schleike bis ad Straß zuem Trost für d'Küchi im Winter.
Chöntedß rede, die Spälte, si wüßted au öppis z'erzelle,
Daß eme Gfrörlig, wien eüsereim, i mueß es bikänne,
Zmitz im Augste 's Herz im Unterlibli möcht gstable
„Lönd si nu ga — seit de Füerer — und chönd jezt über das Bächli,
Säged: Ufs Widerseh! und zühed nu, 's gaht iezt de Strick uf!
Aber thüend mer nu zahm! Es macht warm; i mag weger de Huet scho
Nümmen erlide; de Schweiß, er rünnt mer scho hinnen und vornen
Ueber de Chopf, ja lueged! wie d' Bächli da äne vom Hüttchopf."
Ufem Strickbode, da heuet si scho Wo ist au de Mäder?
Lit er ächt binere Milch im schattige Gade? 'S ist Nüni.
Nei, deh Talpi! Da häd er iß d'Sägese breit i de Wäg gleit.
Chasperli, legg em si gleitig dert under die dunkle Räckholdere!
Warum ist er so tiechi i Gidanke? Er mag si dänn sueche
Aber die Buebe? si nehmed, wänns umme wer, au öppis z'Nüni,
Gälled! So grifed nu zue, 's häd Heidebeeri durnahe,
Sidebeeri im grütete Holz, am uschibere Stüdli
Oeppemänggs Steibeeri; 's ist Hürebeis für die Junge.
Nänd, wänn ers händ! Grüen Fueter ists best, vorab uf de Berge.
Und tez chunts alegmach das Chrüterland mitem Wolgschmack,
Wo de mit lederem Olbe magst gsünder und lüstiger werde,
Und wo desäb wur säge: „Da wetti mögen e Chue si!"
Ja, es chunt alegmach mit ghunggige Hölzere*) füre,
U mit de gsunnige Weide, wo d'Summervögeli tanzed.

---

*) Der Honigreichthum der Nadelhölzer ist bekannt.

Und dänn öppen es Trünkli thüend us blauen Aenzlane,
Oder uf große Dolde vun alle nu schöne Farbe
Ruebed unds Sunneli grüezed, und z'Stubele sind bi enandre.
D'Sunn schint halt nüd eisder, und 's ist nüd eisder so windstill,
Wies is de lieb Hergott für eüserl Wanderig gschickt häd,
Daß de Chäfer mag surren unds Summervögeli schwerme.
Frög nu de Dockter, wies ist, wann im Jänner de Biswind vum
Rhi chunt,
Und Maßhöchi de Schnee uf Wägen und Stäge durnahe
Da i de Weide lit Weißt nüd, wo d' ane wotst laufe,
Seb den uf guete Grund abträttist oder in Abgrund.
Da vum Ragebuech zum Bärloch dure häds frili
Dänn e kän Schnee. De Biswind jagt en vu dänne,
Und wänn kän Sterchere chem weder du, er blasti en abe,
Wo fcüf Chilchthürm tüf scho mängge Stei i der Töß lit.
Oeppe scho häd si en chreftige Ma da obe vu selber
Nider an Bode gleit, bis daß 's gröbst Wätter versurrt häd.
Frög din Vetter, er ist Ehgaumer im Burebode!
Mit drüesibezig Jahre se gfallts em scho weger deiobe
Herl a der Fueßete zue vu der Höche Warten, im Aelpli.
Höch luegt über der Rüti de Thierhag abe, wie d'Sterne,
Ins chli Gärtli, won er sis Häberli pflanzt und sis Chrütli,
Und i der Herdöpfelpünt für die guete Jährli en Chriesbaum;
Woner na frisch wienen Junge die chöstlichste Burdene Heü treit,
Und sin Ma na stellt am Hobelbank dur de Winter.
Frög en, de Vetter! Er häd scho mänggsmal nümme zuem Feister
Usen uf d'Warte gseh, daß de Schnee häd greicht bis as Fürdach.
Gäll, du hettists la bliben, und werst nud so wie de Vetter
All Hergotts-Sundig is Fischethal aben id Chille
Znacht mit der Fackele gangen, und znacht mit der Fackele heicha,
Und werst gsund und fröli und zfride bliben i Demuet?
D'Bergmilch machts! O lueg deh Ridel! Mer müend si versueche.
Nüdewunder, ihr Buebe, gägälled, gits da uf de Berge

Ase gsund und starch und biderb Mannen und Chnabe,
Die vu der Müedi nüt wüssed und nüt vum ängen Othe!
Chlöpfed und danked, sewie! Der werdeds iezt Goppel na möge
Ueber das Beckeli Milch, schier wienes halbzäntnerigs Chesli,
Womer im Burebode bim Vetter Ehgaumer versorgt händ!
Gech ist d'Rüti, 's ist tüf ums Schoche Hüsli im Thierhag.
Spreüzed i d'Händ; dänn häds es! Da sind ja na Geißen und Rindli;
'S chan woll si, si sind au deheimen am Zürisee unne,
Und de Seebur häd si da ufen an gsündere Chost ge,
Wäge der Mageversürig und wäge der leidige Bleichsucht,
Daß si as wackeri Rinder heichämmed im Herbst vu der Bergchur.
Luegед, da händ mers ja scho! Da stönd mer am oberste Marchstei!
Da lit d'Schwiz und d'Walt, u mer rüefed mit chreftigem Jodel:
„Hie sind mir, hie Züri! Ihr Lüte, da sind mer deheime!"

O 's ist wärli schön höch oben i reinere Lüfte,
Wo d' nüt gsehst vum Thal, weder hübschi Helge vu witem,
Und nüt ghörst us der Tüfi, als öppe na 's Glüt vu de Glogge!
O 's ist wärli schön, Alls zruggla under de Füeße,
Und abem grüene Horn usluegen uf Länder und Seen,
Wit, bis 's Aug nümme mag vor Chlini d'Hüser erchänne,
Und die hinderste Berg schier wie Schärhüfli verschwined.
Nei, was glitzeret dert wienes Meer vu dänne bis dänne?
Bodesee, bist nüd dus, igfaßt mit Säge, wo d'hireichst?
Und desäb Garte vun Oepflen und Birren, es Canaan neechzue,
Eigeli grüen, wienen Baum an Wasserbäche, ist 's Thurgi?
Gsehst, wies ännedra uslauft in en ebigi Aebni?
Gwahr mer säb Schlößli im Schwabeland; lueg, 's spieglet si heiter
Haren im See, drazue lits 's artig Stedtli und d'Bahn rücht!
Müggli, de findest sie chum, ziehnd still und fridli durs Wasser;
Stolzni Dampfschiff finds, d'Stadt Züri, de Ludwig und d'Olga.
Händ mer de Goppel au Sorg, ihr Müggli, das Wasser ist trügli,

Und die Nacht ist Niemerds Fründ, vorab wänn de Sturm chunt!
Au i der Reechi ists schön, und heimelig! Lueged dei unne
Wien au fridli und still das Trüppeli Schaf a der Alp lit,
Und was ännet der Weid si verthuet, wie Chlöster und Schlösser!
Säb ists Stedtli Wyl, und es ist mer, es lüti im Bahnhof;
Dänn wers höchi Zit, wer d'Glägeheit wett profitiere,
Deppen uf Brugge zfahren und a der Chrezere still zha,
Alti und neüi Wunder azstune, wo d'Mäntsche vollfüert händ.
'S wer si der wärth! Aber da, wo d' bist, häst größeri Wunder,
Und na festeri Bouwerch z'gseh i der Reechi und Witi
Säg, was meinst zuem Hörndli, wo d'Chelle und d'Chrätte
diheim sind?
'S gaht dem Schnebelhorn neechzue bis ufen a d'Achsle;
Und die Fischethaler deßgliche, d'Scheidegg und de Hüttchopf,
Er mitem strubige Chopf und si mit der gstrehlete Scheitle.
Hinnedra gugget de Bachtel i d'Höchi, er staht uf de Zehe,
Und streckts Fähndli uf, damit men en niene vergässi,
Und es fehlti nüd vil, so dörft ers mitene gwage
Aber gäll, die Sangaller, die zeiged die waldige Chämbe,
D'Berch und de Schwarzeberg; de mißt si mit eüs uf de Meter,
Und de Wälscherberg gaht hushöch über is ufe
Item, mer sind glich zfride, mir Züribbieter, da obe,
Wo mer, de Fueß uf der Erde, die himmlische Wulche vu Hand nänd.
Häds au Größer im Land, das möged mer herzli woll lide,
Dänn groß Herre, die händ au e großi Usicht nüd unger,
Und mir händ die de Goppel! En respäcktierliche Marchstei,
Staht gägem Bodese zue und gägem Keiser vum Oestrich
Eüseren Appezeller, de Säntis, und beinem der Alt Ma.
Witers i Reih und Glid, de Däge schreg a der Site,
Mit ihre Hälme vu Silber d'Churfürste; sie pflanzed de Speer uf.
D'Bündner fehled is nüd; si lueged höch über d'Glarner;
Aber au d'Glarner sind festi. De Mürtschestock zeigt sini Hörner.
Spitz ist de Routi, und breit ist de Schilt und ruch ist de Glärnisch,

Wänn er au bode gar liebli es Gärtli dem Breneli bbout häd.
Jez chönnd d'Urkantönn, Eidsgnosse vum eltesten Adel,
Urner und Unterwaldner und Berner Oberländer;
Chaust nüd säge, welle de höchst und welle de prächtigst,
Deh mitem g'spitzige Horn, oder deh mitem marchige Rugge,
Deh mit der gspaltene Flue, oder deh mit der semftere Halde,
Wie de Schwyzer Sänn, de Rigiberg und sini G'spane.
Nei, was ist das für en Pracht! was ist das für e himmlischi Allmacht,
Wo mit em einzige Wörtli die Felsefürste häd ufgricht,
Und iedwädrem si bsundrigi Gstalt und sin Namen und Platz geh,
Lustig und abertustig Thalbrünnlene d'Nahrig und d'Laufbahn,
Bis in grüene Rhi und bis is Meer, wo si Rue händ!
Gsehnder dert usse, wie artig, wo d'Solothurner und d'Basler
Adie säged und güggled dur d'Lornietten am Haustei?
Gsehnder dert änne die Häupter, wie liechti Wülchli am Himmel
Uf vum Schwarzwald stige, de Blaue, de Belchen und
Fäldberg,
Woni in euerem Alter, ihr Buebe, de Vöglene nah bi,
Und die hinderste Blüemli im herliche Wisethal gholt ha?
Ja, ich känne si woll! Dert laufed die Bächli dem Meer zue
Hinderem blaue Gibirg, am Rhi, am schöne! Gottgrüezi!

Aber sewie, eüsri Sunne wird alsgmach trüeb und verbirgt si,
Und in en Umhang vu Wulche verschlüfed die heitere Schneeberg.
Und de Thiesli seit, de Geißebueb, wo mer en fröged:
„Wüßtis nüd, wies möcht go: de chouft frev woll in en Blost cho;
'S häd im Thurgi deusse scho z'Orten und z'Aenden en Sprutz ggeh!"
Doch e Gottsnamme, mer mönd ase gschwind vu däm Platz nüd
ewegcho
Wo mer nu lueged, ists schön und chunt Neüs immers zuem Vorschi.
Da de Pfäffiker See, und dänn dem Pfannestil nahe
Frundli de Greifesee mit Chillen und Schlößlenen igfaßt.
Weger, i meinen, i gsäch 's Bluetmätteli na mitem Dänkstei!

Lueget au, nei, 's ist wahr, vum Zürisee chunnt na es Eggli
Dert bi der lachede March, und wie dütli die Lachener Chilchthürn!
O wie grüen ists Land, und wie woll thuets den Augen und Herze
Vor vu der heiteren Alp bis duren in feistere Tannwald,
Und vum Haber am Rat bis tüf is gsaftigist Wisland.
Grüen ists bis zuen eüs, und chlineri Tändli und Büechli
Wänd na die oberst First vum Schnebelhorn rüsten und chränze;
Aber en spate Frost im Heümonet häds ne vergunnet,
Und ne die zerteste Leübli verbräunt mit vergiftigem Othe.
Doch mänggs bscheideners Blüemli na blüet bim oberste Marchstei:
Heidechrut, lueged, wie fin sind sini Blettli und Blüestli,
Orchis mit saftigem Chrut und wißem, brugsprüggletem Chöpfli,
Und da gstachligs Gwächs, Frau Bas! me seit em Carline,
Prezis wien Eü, aber Ihr händ anderi Gattig und Sitte,
Plaged de Ma nüd so mit gstächige Worte und Blicke,
Sundere gwünned und bhalted sis Herz mit Liebi und Samftmuet.

Säget, was meineder iezt? D'Sunn zeigt si wider und neigt si;
Wit ist de Heiwäg, 's gaht fürwahr mänggs Stäpfetli abe,
Und ist mängge Schritt bis duren a d'Schirmeseehalde!
Bhüet di Gott, Hergotteberg, und bhüet di Gott, herlichi Ussicht!
Lustig und liecht gahts wider durab mit Reden und Antwort.
Das ist e Wält und doch nu es einzigs verborges Gmeindli,
Ist nu es arms Land und eso rich a mänggerlei Wundre!
'S gseht us der Tüfi bis ufe grad us, wiene mächtigi Festig,
Schanzen und Gräben und Thürn und Muren und Felsebasteie;
Sebastopol und Luziesteig sind Närli dergäge.
D'Sterneschanz fehlt au nüd; Strahlegg, so händ si si taust gha;
Chaust si ga bumbidiere! D'Strahlegger gänd si nüd wolfel,
Und de hungrigist Spueler im Hüttli am hindriste Tobel
Wur nüd tusche so grad mitem sidigste Wäber im Seebbiet.
Silber und Gold ist rar dahinnen im Wildheü und Farnchrut,
Aber d'Liebi zuer Heimet ist starch und lat si nüd zahle.

'S sind woll au frönd Manne vor Jahren id Schnebelhornalp cha,
Und händ graben uf Gold bis tüf in Schwindelberg ie;
'S Chuerelis Aehnigroßvater häds gseit; er ist sälber debei gsi.
Wers nüd glaube wett, chan nu ga luegen im Goldloch,
Und chan hindere chrüche. Me gseht ja d'Oeffnig vu witem,
Wo si im arme Gibirg händ welle de Richthum ga holle;
Aber es ist ne verleidet. Und sider ists eisig im Alte.

Einsem ists scho, und 's geb da weger verlasseni Stunde,
Wänn di de Hergott verließ. Wo wotst da d'Mäntsche ga sueche
Ueber de ganz lang Winter, wo d'Weide vergraben im Schnee sind?
Magst am Morge, sebs taget, de Nachbur wecken und gheiße
Laufe, sovil daß er chönn, de Dockter ga holle, 's seig Todsgfahr,
Und er lauft der i dienstiger Il, und de Dockter biflißt si:
'S ist nüd mügli, vor Abig dem arme Libede z'Hülf z'cha!
Und wänn d'Atemerd häst, wo d' chast errüefen und schicken,
Und muest sälber gah: was meinst, wännd chunst mitem Hälfer
Und dis Wib oder Chind nu findist im letste Versüfzge?
Dehwäg häds es scho breicht. Inn Hüsere bei a der Blegi
Chönntebs der trurigi Gschichte vum Schnebelhornjänner erzelle.
Und doch giengeds nüd furt us ihre verlägene Weide,
Derdurwille, daß au i de stillnesten Alpen en Gott wohnt,
Und au obem vergässneste Hüttli es vätterlis Aug wacht.
Eü ists scho wöllner im Thal, Her Vetter, am gsaftige Töſsgrund,
Miß im Rosegärtli und unter de blüede Linde,
Und was i gsehne, so blangets I scho, und die artige Hüsli
Winked so heimelig usen; es häd mi na hert, i gieng mit I;
Wänn nu deheime nüd au zuem Ferster use durs Räblaub
Hergottechinden es Gschärli mitsammt dem Müeterli luegted,
Seb ihre Vatter nüd chämm, unds Chröli vom Chrömer nüd usblib.
Nu dänn, so bhüet I Gott woll! Gott dank I, und chönnd a der Chilbi
Züenis an See; d'Gruebräbe sind schön, und versueched de Suser!

Jez gahts nidsi, was gist was häst, dur Weiden und Hölzli;
Chuum gits au na Zit für die Bueben, es Beereli z'bicke,
Oder es Chostestsblüemli, es schneechridewißes, mit hei z'neh.
Ho, was ist das fürnen Grund vum Beicher bis gägenem Burri,
Himmelhöchi Wänd, Prachtstannen und Töbler und Gießbäch!
Wurd Niemerd meine, mer wered im Land, wo d'Pauelefürste
Und wo d'Eldebarön regiered, im nidere Flachland
Aber du mein, was d'wotsst! Die gnedige Herre vu Züri
Walted da Jahr und Tag; und mängge Burger häd Briefli
Ufeme Holz dahinnen und usere Weid i de Berge
Gschaued deh Wald! Ists nüt en Gstaat? frei wit gaht er umme,
Und stigt höch a d'Halden, er wured i wundre, wie höch 's ist.
Das ghört eüserem Gstaat; mänggs ebigs Chläfterli trolet
Füre dur d'Töß, und si säged, me bruchi da weger käs Bergwerch:
'S Tößthal sälber sei im hindriste Winkel es Goldloch.
Hehnd da de Stäg! Da chunnt sie dether, es nütguezes Meitli,
Eüseri Töß und häd käs Schödli a und käs Chäppli.
Ungstrehlt rugelet's Haar i gchrusene Rolle de Chopf ab,
Bru, wie Kasi vum beste, wies d'Gotte dem Müeterli gmacht häd;
Nüt as es Rebheüschoß häds lugg um d'Schläf umme boge,
Aber en ghampflige Meie vun Alperose häds fürghest.
Lueged, wies d'Aermli verschlingt um sin alte Vater, de Tößstock,
Und em mit lustigem Gope die langsame Tage verchurzwilt!
Nei, wie der Alt so vernüegt zueluegt im Schoope vu Tannchris!
Bolzgrad treit er de Chopf und stüzt d'Ellbögen i d'Site,
Daß er am Schnebelhorn linggs und rächts am Schwarzeberg astaht.
Ueberen lezt, ihr Chnabe! Mer wandred der vordere Töß nah.
'S ist nu die chli, doch häd si fürwahr e wackeri Straß gmacht,
Und eüs reisede Lüte na Platz zueme bscheidene Wägli.
Oeppenemal i der Höchi und öppenemal i der Tüfi,
Rächts, wos chummliger ist, und bald au wider zuer Lingge
Gönd mer dem Wässerli nahen und loset der lustige Musik,
Wies öppedie nu piano und afe zahm und verstolle,

Und dänn wider so lut und so gstrablig im Wasserfal uffpilt,
Daß me schier d'Amsle vergißt mit ihre trurige Töne.
Wer i en Maler, i wett bi Wuche da sitzen und male.
Dert diesäb Chille vu Laub, d'Sunn schint dur d'Feister dri abe;
Grüen und guldi sind d'Wänd und funkled von allerhand Farbe.
Zmitz ist de Hochaltar, er reicht bis ufen i d'Kupple,
Und vu der oberste Chron wie Silberfädeli springed
Läbige Wässerli vil, das tönt, wie Orgelemusik.
Oder i malti dänn au die Felsewänd a der Risi,
Wo vu der brosmige Flue die Bluemen und Stüdeli hanged,
Schwambled im lislige Wind, und zwüsched dure die Tröpfli
Wie Karfunkelstei vum Himmel falled i d'Tüfi.
Oder die zittrige Stägli am Abhang wetti ga male,
Wome sie schier nüd trout mitem Fueß z'biträtte, so blöd sinds.
Dunne ruschet de Bach und ligged die gwaltige Bergstuck,
'S ist ene trümmlig vum Fallen, und warted uf ihres Begrebnuß;
Aber am gsunnige Bord häds prächtigi Blueme, de zellsts nüd,
Goldfarb, roth, wiß, blau, kän Gärtner chönnts ase rangschiere.
D'Brumbele sueched de Hungg und schnurred vun eire zuer andre;
Deppen am gwagglige Stihl hangt au en Vogel und wiegt si;
Aber de Türggebund blibt dunnen inn dünklere Stude,
Meint si nüd übel und spieglet vil tusig tüpfleti Chröndli.

Nei, da verspehrt si de Weg, eüsri Chll! Was hilft 's Protistiere?
Mitz derdur, deh Wäg ist de grednist, und d'Buebe, die chreezt me!
Und dänn gahts duruf in gschattige Pfade de Neuwäg,
Underem Wasserfal duren und under de gwelbte Felse,
Ueber e lustigi Brugg; d'Natur häd si sälber vu Stei bboul:
Und iezt eisder duruf, bis de Tößstock hinder is zruggblibt,
Und a's Schwarzebergs Fueß is e neüi Wält wider ufgaht.
Buebe, was juchsed er jo? was lacht i so hel us den Auge?
Daß er de Zürisee gsehnd, und Rapperschwyl i der Tüfi?
Daß mer im Chriesiland sind und neech bim Felmiser Schuelhus?

Gälled, es ist au schön diheime bi Vater und Mueter,
Schön im nidere Thäli, wo d'Bäum vu Birren und Oepfle
Süfzged, und d'Chind mitsüfzged: „Wänn nu das alles scho rif wer!"
Gälled, dem Haber zue gahts, und gälled, die Müedi vergißt me,
Wämme de Chillespitz gseht und d'Chämmi rüche deheime?
Weger, si händ kä Rast; und blibted im heimlige Wald nüd,
Wetted am Bilgeristäg kä Fingerhüetli meh günne,
Und a der Rütimer Brugg die lustige Böge nüd gschaue:
Hei und hei und hei, das wänds! Ufem Bänkli am Simse
Wänds si verstrecken und fröli vun Reisabethüren erzelle,
Vu dere wite Wält und wie si de Hergott so schön macht,
Vu dene fründliche Lüten und au vu de Bluemen und Vögle!
E chäm ne kän Schlaf, bis d'Mueter mit Gwalt si is Bett und
zuer Rue bringt.

Möcht nüd sägen, i häs schier glich, wien eüseri Buebe;
„Desäb Fehler se hänt, i chan mi an Allem verthörle."
Und wänn 's Summer will werde, so meini, i mües gage flüge,
Grad wienes Schwälmli, und luege, wo 's herlicher weder deheim sei.
Wie gaht 's Herz Eim uf i den Alpechrütren, im Bergluft,
Und wie verthuet si de Geist i der Freiheit neech a de Wulche!
Dänn aber zfriden und gern gahts au wider nidst dem Thal zue,
Und wie ruebt si's so guet im stille hüsliche Fride,
Wo Eis 's Ander verstaht und fröhlichi Liebi de Tisch deckt!
Doch au 's Schnebelhorn chunnt mit mer is heimelig Stübli,
Und mänggsmal, wänns schneyt und d'Feister tosed vum Biswind,
Stönd mer am Oefeli uf und meined i schöner Erinnrig,
Eüseri Stube sey d'Wält und d'Blüemli blüed am Marchstei.

